

**Tagebuch-Fragmente**  
**aus dem zweiten Weltkrieg**  
**von**  
**Herbert Schrödter**  
**Oberleutnant und Kompanie-Chef**





## Berliner Bären-Division.

257. Infanterie-Division.

Tagebuch-Fragmente  
aus dem zweiten Weltkrieg

von  
Herbert Schrödter  
Oberleutnant und Kompanie-Chef.

## Vorwort des Herausgebers

Das Verhalten der Menschen früherer Zeiten kann man oft nicht verstehen, wenn man heutige Maßstäbe anlegt. Der Zugang zu den Maßstäben der Vergangenheit, zur Denkweise der Deutschen der Kriegsgeneration, ist schwierig, aber notwendig, um zu einem gerechten Urteil zu kommen. Die Tagebuch-Fragmente meines Vaters verschaffen hier authentische Einblicke. Er erzählt darin nicht nur von kriegserischen Ereignissen, sondern auch von seinen begleitenden Gedanken, die für einen Teil der damaligen Gesellschaft repräsentativ sein dürften, denn seine ungewöhnliche Perspektive ist die eines Akademikers, der nicht politisch engagiert war, aber eine nicht immer eigene, aber sehr simple, oft naive Meinung hatte. Die **Teile VI und VII** sind in dieser Hinsicht besonders bezeichnend, da sie voller Anmaßungen und Verallgemeinerungen sind; leider fallen sie damit aus dem Rahmen der ansonsten sehr objektiven Darstellung. —

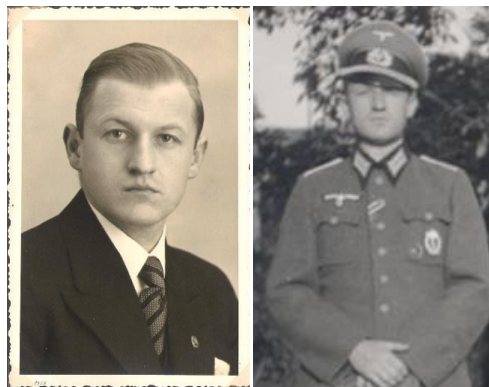
Die Berichte meines Vaters aus dem Krieg haben mich schon in meiner Jugend fasziniert.<sup>1</sup> Er verstand es, packend zu schildern, nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich, wie ich feststellen konnte, als sein Kriegs-Tagebuch fertig war und ich es lesen durfte. Er hat zu Lebzeiten vergeblich versucht, es zu veröffentlichen. Erst die modernen Mittel haben es jetzt zugelassen, seine Arbeit der Öffentlichkeit und – wie ich hoffe – auch den Sozial- und Geschichtswissenschaften zu präsentieren.

Mein Vater Herbert Schrödter wurde am 1. Mai 1910 in Oberschöneweide bei Berlin (inzwischen ein Stadtteil von Berlin) geboren. Sein Vater war Lehrer, ihm wurde dieses Schicksal ebenfalls zuteil, nachdem er sich zunächst einen Beruf an der frischen Luft gewünscht hatte, z.B. Förster, und sogar eine Laufbahn in der Handelsmarine begann, aber aus verschiedenen Gründen abbrach. **Sein diesbezügliches Tagebuch ist bereits im Internet veröffentlicht.** Seine Tätigkeit als Gymnasiallehrer für die Fächer Französisch, Erdkunde und Leibesübungen wurde durch den Krieg unterbrochen.

Herbert Schrödter zog 1940 als Freiwilliger in den Krieg, zunächst als Infanterie-Feldwebel (Offizieranwärter) und MG- und Granatwerfer-Zugführer in der Besatzungstruppe in **Polen**. Während des Krieges wurde er Oberleutnant und Kompanie-Chef einer MG-Kompanie. Er erlebte Sommer in der **Ukraine**, Winter am **Donez**, in **Frankreich**, bei **Nikopol** und in **Kurland**, wurde viermal verwundet, erhielt **das Eiserne Kreuz Erster Klasse und andere Auszeichnungen** und verbrachte schließlich die Jahre 1945–1949 als sowjetischer Kriegsgefangener.

Nur mit Glück konnte er seine Lehrer-Laufbahn nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft fortsetzen. **Ein Fotoalbum im Internet dokumentiert diesen Lebensabschnitt.** Ein Leberkrebs beendete das Leben meines Vaters, der kaum Alkohol getrunken hatte, am 8. Januar 1987. Ihm war eine Laus über die Leber gelaufen: Er hat sich buchstäblich zu Tode geärgert. —

Nun sollen also auch seine Kriegserinnerungen zur Veröffentlichung kommen. Neben ihrem spannenden Stil zeichnen sie sich durch detaillierte, fachkundige Schilderungen der Landschaft, intensive und doch zugleich nüchterne Kampfszenen und eine erstaunliche Anzahl amouröser Abenteuer aus. Die Anzahl wirklicher Kampftage ist überraschend gering. Der Krieg, wie er wirklich war, hat viel mehr Gesichter, als man gemeinhin annimmt. Mein Vater fand sogar, wie er öfter sagte, den Krieg gar nicht so schlimm – vielleicht weil er heil herausgekommen sei, pflegte er meist nachdenklich hinzuzufügen.



Der Autor 1937 – im Jahr darauf setzt dieses Tagebuch ein

Im September 1943 als Leutnant d. R. auf Heimaturlaub



Juli 1947 in Smolensk – Foto für die Kartei

Weihnachten 1949 zurück in der Heimat



Sommer 1969 im Arbeitszimmer. So sah es aus, wenn er an seinem Tagebuch arbeitete (Bilder: Slg. d. Autos)

<sup>1</sup> Diejenigen Episoden, die sich mir am tiefsten eingeprägt haben, sind im **Stichwortverzeichnis** unter „Lieblingserzählungen“ zu finden.

Mein Vater hält mit seinen Ansichten nicht hinterm Berg. Er kommentiert mit einer gewissen, ihm eigenen Naivität den Charakter der Deutschen, die russische Seele und das Verhalten der Nazis. Er gewährt damit einen der ganz seltenen Einblicke in eine Denkweise der Zeitgenossen, die uns heute unbegreiflich ist, weil wir anders erzogen wurden und heute eine andere Kenntnis der Geschichte und ihrer Zusammenhänge haben. So sieht er, wie „dumm“ sich die Nazis als Besatzer in der Ukraine verhalten, ohne zu erkennen, dass System dahinter steckte. Solche Einblicke können aber zu verstehen helfen, warum sich das Naziregime so entwickeln konnte.

Die unvoreilhaft Darstellung der ehemaligen Sowjetunion in dieser Schrift ist subjektiv und entspricht dem seinerzeitigen Empfinden des Autors. Durch die Veröffentlichung ist keine Be- oder Entschuldigung von Personen oder Staaten und erst recht keine Störung des friedlichen Zusammenlebens der Völker beabsichtigt. —

Der folgende Text ist eine Abschrift der maschinenschriftlichen Abschrift, die mein Vater als Autor vom handgeschriebenen Original, das noch in Beispielseiten vorliegt, in mehreren aufeinanderfolgenden Versionen selbst gefertigt hat.<sup>2</sup> Bei der Abschrift dieser Abschrift habe ich als Herausgeber mich verpflichtet gefühlt, das Original mit allen seinen stilistischen Eigenheiten zu erhalten.

Der Wechsel des Tempus zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist ein umstrittenes Stilelement, das meinem Vater als Autor aber sehr am Herzen lag und daher unverändert bleibt.

Bei allem Bemühen um Authentizität schien es mir jedoch unumgänglich, einige Kleinigkeiten des Originaltextes zu verändern und dabei die Rechtschreibung vorsichtig zu modernisieren. Die Schreibweise von Ortschaften wurde angepasst, wenn sie nach zeitgenössischen Quellen falsch war (die damalige russische Schreibweise weicht nochmals stark von der heutigen ukrainischen ab). Ferner betrifft es die Schreibung des -ß- als -ss-, wo es die heutige Rechtschreibung erfordert, und hin und wieder die Zeichensetzung und die Schreibweise von Maßen und Entfernungen. All diese Änderungen sind nicht besonders gekennzeichnet.

Die im Text vom Inhaltsverzeichnis abweichenden Überschriften wurden angepasst.

Hervorhebungen im Text, die vom Autor selbst stammen, sind **fett** gesetzt. Von mir als Herausgeber eingefügte Übersetzungen, Kommentare und Erläuterungen, die zum Verständnis des Textes oder zur Einbindung in einen größeren Zusammenhang erforderlich erschienen, sowie von mir im Zuge der Bearbeitung anhand von Quellen ergänzte Orte und Daten, die nicht vom Autor stammen, sind stets mit dieser kursiven Schrift hervorgehoben, ebenso wie die Langformen der meisten Abkürzungen. Viele Begriffe, Orte oder Personen sind uns heute nicht mehr so geläufig wie damals; die Links ins Internet (vorwiegend zur Wikipedia) dienen daher nicht nur als Beleg, sondern vor allem dem besseren Verständnis, und ich hoffe, auch in Zweifelsfällen immer das Richtige getroffen zu haben. Zu militärischen Sachverhalten wie der Hierarchie der Dienstgrade oder der Gliederung der 257. Infanterie-Division habe ich besondere Übersichten angefertigt und dem Anhang beigelegt. So ist dem Leser die Möglichkeit gegeben, das Gelesene möglichst umfassend zu verifizieren, zu verorten und zu vertiefen.

Mein Vater hat sich zu einigen militärischen, politischen und philosophischen Themen ausführlicher, wiederholt oder in bezeichnender Weise geäußert. Diese Textstellen habe ich in einem **Stichwortverzeichnis** zusammengestellt. Die vorkommenden **Personen-** und **Ortsnamen** sowie **Abkürzungen** finden sich in weiteren Verzeichnissen, die Orte auch in einer eigenen **Karte**. Alle Fakten (Daten, Orte, Truppenteile, Kommandeure einschl. Links) werden abschließend nochmals in übersichtlichen Tabellen als **Chroniken** zusammengefasst.

In den Text habe ich nur wenige Bilder eingesetzt gemäß der Auswahl, die mein Vater für sein Typoskript getroffen hat. Die Skizzen hat er, der ansonsten keine künstlerischen Ambitionen hatte, selbst angefertigt. Nachträglich von mir hinzugefügte Abbildungen aus fremden Quellen sind gekennzeichnet. Alle Bilder aus dem Fotoalbum meines Vaters sowie die Skizzen aus dem Tagebuch, nachträgliche Ergänzungen, Karten und Dokumente sind in einem separaten **Fotoalbum** zu finden. Ob mein Vater bei der Niederschrift seines Tagebuchs Landkarten herangezogen hat, um sich zu orientieren, ist mir nicht bekannt. Die hier und im Album gezeigten zeitgenössischen Karten habe ich selbst ausfindig gemacht und eingefügt.

Mein Dank geht zunächst an Herrn Fabian Hentschel, der die ersten 250 Seiten des originalen Schreibmaschinentextes digital erfasst hat und mir dabei wichtige Hinweise geben konnte. Mein ganz besonderer Dank gilt Frau Joanna Kovalik für die umfassende Unterstützung bei den Forschungen über Jaslo, Herrn Dmitro Torez für Informationen und viele alte Fotografien aus **Slovjansk** und der **Ukraine** und Herrn Alexander Rzhavin für wichtige Hinweise zu **Riga** und **Lettland**, ferner Herrn Jean-Pierre Clochon für Auskünfte über **Le Conquet**, der Internet-Redaktion der **Smolenskaya Narodnaya Gazeta** sowie den vielen Facebook-Mitgliedern für Hinweise zu **Smolensk**.

Mein Vater wollte sein Werk übrigens nicht als Tagebuch gelten lassen und gab ihm daher den Titel „Tagebuch-Fragmente“.

Dortmund, im Jahre 2020

Winfried Schrödter

---

<sup>2</sup> Die von mir verwendete, in grünes Leinen gebundene Version wurde nicht vor 1979 geschrieben; davon zeugt die eingefügte Fotokopie einer **am 10.04.1979 abgestempelten Postkarte**. Eine ältere Version wurde dem **Stadtmuseum Münster** übereignet.



## Zusammenfassung

deutsch	5
Streszczenie w języku polskim	5
Резюме на українському	5
Résumé en langue française	6
Kopsavilkums latviešu valodā	6
Santrauka vokiečių kalba	6
Рэзюмэ беларускую мову	6
Синопсис на русском языке	7
Abstract in English	7

### deutsch

Herbert Schrödter, 1910 in Berlin geboren, diente als Freiwilliger von 1940 bis 1945 im Heer, zuletzt als Oberleutnant und Kompanie-Chef einer Maschinengewehr-Kompanie. Er kämpfte vor allem bei Uman, im Raum um Slowjansk, bei Nikopol und in Kurland. – 1940 bis 1944 gehörte er als Offizieranwärter-Feldwebel und Zugführer dem Infanterie-Regiment 477 an (257. Infanterie-Division, wechselnde Korps-Zugehörigkeit, meist 17. Armee oder 1. Panzer-Armee, Heeresgruppe Süd). Zunächst als Besatzungstruppe in Polen, nahm er ab 21. Juni 1941 am Unternehmen Barbarossa teil, kämpfte am Kessel bei Uman und erreichte, meist der Führerreserve zugeteilt, ohne große Kampfhandlungen den Donez. Im Winter 1941/42 nahm er an den Kämpfen bei Slowjansk teil und erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse, das Infanterie-Sturmabzeichen in Silber sowie die Ostmedaille. Kurz nach Beginn der Sommeroffensive 1942 wurde die Division zur Auffrischung und zum Küstenschutz nach Frankreich verlegt, wo er zum Leutnant ernannt wurde. 1943 kam sie erneut nach Slowjansk, das nun auf dem beginnenden Rückzug wieder umkämpft war. Nach Verwundung und Lazarettaufenthalt in der Heimat, bei dem er seine spätere Frau kennenlernte, kam er bei Nikopol zum Einsatz. Dort wurde er nach kurzer Zeit zum mittlerweile dritten Mal verwundet, wofür er das Verwundeten-Abzeichen in Silber erhielt und wodurch er die Vernichtung der Division in Rumänien nicht miterleben musste. 1944 heiratete er. 1944–45 führte er die 3. Kompanie des Korps-MG-Bataillons 410 (X. Armee-Korps, 18. Armee, Heeresgruppe Kurland) in der Gegend um Libau, wo er zum Oberleutnant befördert wurde und das Eiserne Kreuz 1. Klasse und die Nahkampfspange in Bronze erhielt. 1945 bis 1949 war er in sowjetischer Kriegsgefangenschaft in Riga, Smolensk und Borissow. – Sein ursprüngliches Tagebuch hatte er 1944 in der Heimat zurückgelassen, wo es bei der Flucht von seiner Familie zurückgelassen wurde. In der Gefangenschaft hat er es rekonstruiert und unbemerkt nach Hause bringen können.

### Streszczenie w języku polskim

(Tłumaczenie Google, ulepszony przez pana Grzesioka) Herbert Schrödter, urodzony w Berlinie w 1910 r., Służył jako ochotnik w wojsku w latach 1940–1945, ostatnio jako porucznik i dowódca kompanii karabinu maszynowego. Walczył głównie pod Umanem, w okolicach Slowjansk, w Nikopolu i w Kurlandii. – W latach 1940–1944 był podchorążym, sierżantem i dowódcą plutonu Pułku Piechoty 477 (257. Dywizja Piechoty, zmieniająca przynależność do korpusu, głównie 17 Armii lub 1. Armii Pancerniej, Grupa Armii Południe). Najpierw, jako załoga wojsk w Polsce, brał udział w akcji Barbarossa od 21 czerwca 1941 r., Walczył w oblężeniu pod Human i dotarł, głównie przypisany do rezerwy przywódcy, bez wielkiej walki pod Donieck. Zimą 1941/42 brał udział w walkach w Slowjansku i otrzymał Żelazny Krzyż II klasy, odznakę szturmową piechoty w srebrze i Medal Wschodni. Wkrótce po rozpoczęciu ofensywy letniej w 1942 r. Dywizję przeniesiono do Francji w celu odświeżenia i ochrony wybrzeża, gdzie został mianowany porucznikiem. W 1943 r. Ponownie przyjechał do Slowjansk, która została ponownie zakwestionowana na początku odwrotu. Po zranieniu i szpitalnym pobycie w domu, gdzie poznał swoją przyszłą żonę, przyjechał do Nikopolu do użytku. Tam został ranny po krótkim czasie po raz trzeci, za co otrzymał ranną odznakę w srebrze i dlatego nie musiał być świadkiem zniszczenia dywizji w Rumunii. W 1944 r. Ożenił się. W latach 1944–45 prowadził 3 kompanię batalionu Korpusu MG 410 (Korpus Armii X, 18 Armii, Kurlandia Grupy Armii) w okolicy Libau, gdzie awansował na Pierwszego Porucznika i Krzyż Żelazny I klasy i otrzymał odznaczenie za bliskie walki w kolorze brązu. Od 1945 do 1949 roku był w niewoli radzieckiej w Rydze, Smoleńsku i Borysowie. – Zostawił swój oryginalny dziennik w 1944 r. W swojej ojczyźnie, gdzie został pozostawiony przez rodzinę podczas ucieczki. W niewoli zrekonstruował go i niezauważenie przyniósł do domu.

### Резюме на українському

(Переклад Google, удосконалений Дмитро Торець) Герберт Шрөдтер, який народився у Берліні в 1910 році, був добровольцем в армії з 1940 по 1945 рр., Останнім часом в якості лейтенанта і командира компанії кулеметної команди. Воював переважно в Умані, в районі Слов'янська, в Нікополі і в Курляндії. – з 1940 по 1944 рр. Він був старшим офіцерським сержантом і командиром взводу 477-го піхотного полку (257-а стрілецька дивізія, зміна корпусу, головним чином 17-а армія або 1-я танкова армія, група армій «Південь»). Спочатку, як екіпаж військ у Польщі, він брав участь у компанії «Барбаросса» з 21 червня 1941 року, воював у котельні в Умані і доходив, головним чином, до керівного резерву, без великих боїв до річки Сіверський Донець. Взимку 1941/42 рр. Брав участь у боях у Слов'янську і отримав залізний хрест 2-го класу, срібний піхотний знак і східну медаль. Незабаром після початку літнього наступу в 1942 р. дивізія була перенесена до Франції для оздоровлення і бережливого захисту, де був призначений лейтенантом. У 1943 році вона знову приїхала до Слов'янська, який знову оспорювався на початку відступу. Після поранення і перебування в лікарні в будинку, де він зустрів свою майбутню дружину, він приїхав у Нікополь для участі. Там він був поранений після короткого часу в третій раз, за що отримав значок у сріблі і, таким

чином, він не був свідком знищення підрозділу в Румунії. У 1944 році він одружився. 1944–45 керував 3-й компанією корпусу МГ-батальйону 410 (X. армійський корпус, 18-я армія, група армій Курляндія) в районі навколо Лібау, де був підвищений до лейтенанта і залізного хреста 1-го класу і отримав значок ближнього бою в бронзі. З 1945 по 1949 рр. перебував у радянському полоні в Ризі, Смоленську і Борисові. – Він залишив свій оригінальний щоденник у 1944 році в будинку, де його залишили його сім'я під час втечі. У полоні він реконструював його і приніс непомітно додому.

### Résumé en langue française

(Traduction Google) Herbert Schrödter, né à Berlin en 1910, a servi comme volontaire dans l'armée de 1940 à 1945, dernièrement comme premier lieutenant et commandant d'une compagnie de mitrailleuses. Il a principalement combattu près d'Uman, dans les environs de Slowjansk, à Nikopol et en Courlande. – De 1940 à 1944, il était sergent-chef et commandant de peloton du régiment d'infanterie 477 (257e division d'infanterie, affilié à différents corps d'armée, principalement à la 17e armée ou la 1re armée, groupe d'armées sud). Tout d'abord part de la force d'occupation en Pologne, il participa dans la entreprise Barbarossa à partir du 21 juin 1941, combattit au chaudron d'Uman et atteignit la plupart du temps dans la réserve des chefs, sans grande lutte jusqu'au Donets. À l'hiver 1941/42, il participa aux combats à Slowjansk et reçut la Croix de fer, 2e classe, l'insigne d'assaut d'infanterie en argent et la médaille de l'Est. Peu de temps après le début de l'offensive d'été de 1942, la division fut transférée en France pour restauration et protection des côtes, où il fut avancé lieutenant. En 1943, il revint à Slowjansk, à nouveau combattu au début de la retraite. Après avoir été blessé et hospitalisé en patrie, où il a rencontré sa future femme, il est venu à Nikopol. Il y fut blessé peu de temps après pour la troisième fois, pour lequel il reçut le badge blessé en argent et n'eut donc pas vivre la destruction de la division en Roumanie. En 1944, il s'est marié. En 1944-1945, il dirigea la 3e compagnie du bataillon mitrailleuses 410 (Xème corps d'armée, 18ème armée, groupe d'armées du Courlande) dans la région de Libau, où il fut avancé premier lieutenant et a reçu la 1ère classe de la Croix de fer et le fermoir de mêlée en bronze. De 1945 à 1949, il était en captivité soviétique à Riga, Smolensk et Borisov. – En 1944 il avait laissé son journal dans son pays d'origine, où il avait été laissé par sa famille lors de son évasion. En captivité, il l'a reconstruit et ramené à la maison inaperçu.

### Kopsavilkums latviešu valodā

Herberts Šrēdters dzimis 1910. gadā Berlīnē. Dienējis armijā no 1940. līdz 1945. gadam kā brīvprātīgais, dienestu beidzis kā virsleitnants un ložmetēju rotas komandieris. Viņš cīnījās galvenokārt pie Umanas, Slovjanskas reģionā, pie Nikopoles un Kurzemē. - No 1940. līdz 1944. gadam viņš bija 477. kājnieku pulka virsnieka kandidāts un seržants (257. kājnieku divīzija, dažādu armijas korpusu sastāvā, galvenokārt 17. armijas un 1. tanku armijas, Dienvidu armijas grupas). Sākotnēji okupācijas spēku grupā, Polijā, no 1941. gada 21. jūnija viņš piedalījās operācijā „Barbarossa”, piedalījās Umanas katla ieņemšanā un bez īpašām cīņām nonāca līdz Doņecas upei, galvenokārt esot rezerves vienībā. 1941./42. gada ziemā viņš piedalījās cīņās pie Slovjanskas un tika apbalvots ar 2. klases Dzelzs krustu, Uzbrukuma kājnieku sudraba zīmi un Austrumu medaļu. Neilgi pēc 1942. gada vasaras uzbrukuma sākuma divīzija tika pārvietota uz Franciju, lai atjaunotu un aizsargātu piekrasti; tur viņš tika iecelts par leitnantu. 1943. gadā divīzija atkal ieradās Slovjanskā, par kuru notika cīņas atkāpšanās sākumā. Ievainojuma dēļ viņš ārstējās lazaretē savā dzimtenē, kur viņš iepazinās ar savu nākamo sievu, pēc tam turpinādam dienestu Nikopolē. Tur viņš pēc neilga laika tika ievainots trešo reizi, par ko tika apbalvots ar 2. Šķiras sudraba Ievainoto zīmi, līdz ar to arī nepiedzīvoja divīzijas sakāvi Rumānijā. 1944. gadā viņš apprecējās. 1944.-45. gadā viņš komandēja 410. korpusa ložmetēju bataljona 3. rotu (X armijas korpus, 18. armija, armijas grupa “Kurzeme”) Liepājas apkaimē, kur viņš tika iecelts par vecāko leitnantu un ieguva 1. šķiras Dzelzs krustu, kā arī bronzas (III šķiras) Tuvo kauju zīmi. 1945. – 1949. viņš bija padomju armijas kara gūstā Rīgā, Smolenskā un Borisovā. – 1944. gadā viņš atstāja mājās savu dienasgrāmatas oriģinālu, kuru viņa ģimene zaudēja bēgļu gaitās. Gūstā viņš to atjaunoja un slepeni pārveda mājās.

### Santrauka vokiečių kalba

Herbert Schroedter, gimęs 1910 metais Berlyne, kariuomenėje tarnavo savanoriu nuo 1940 iki 1945 metų, galiausiai vyresniojo leitenanto ir kulkosvaidininkų kuopos vadu. Jis kovojo, pirmiausia, prie Umano, Sloviansko apylinkėse, prie Nikopolio ir Kurlandė. Nuo 1940 iki 1944 metų jis, būdamas kandidatu į karininkus – feldfebeliu (viršila) ir būrininku, priklausė 477-ajam pėstininkų pulkui (257-ajai pėstininkų divizijai, dažnai besikeičiančiam korpusui, dažniausia 17-ai Pietinės armijų grupės armijai arba 1-ai tankų armijai). Jau tarnaudamas Lenkijos okupacinėje kariuomenėje, jis nuo 1941 m. birželio mėn. 21 d. dalyvavo Barbarosos operacijoje, kovojo katile prie Umano ir, dažniausia priskirtas vadų ir karininkų rezervui, be didelių kovinių veiksmų pasiekė Šiaurinį Donecą. 1941/42 m. m. žiemą jis dalyvavo kovose prie Sloviansko ir gavo 2-o laipsnio Geležinį kryžių, sidabrinį pėstininkų narsos atakų metu apdovanojimą bei Rytų medalį (už dalyvavimą žiemos kampanijoje 1941/ 1942 m. m. Rytų fronte). Tik prasidėjus vasaros puolimui 1942 m., divizija buvo perkelta perkomplektavimui ir kranto apsaugai ir gynybai į Prancūziją, kur jis gavo leitenanto laipsnį. 1943 metais divizija vėl grįžo į Slovianską, kurį gynė jau beprasidedančio kariuomenės atsitraukimo metu. Po sužeidimo ir gydymosi ligoninėje tėvynėje, kur jis susipažino su vėliau tapusia jo žmona, į rikiuotę vėl grįžo prie Nikopolio. Ten ne už ilgo jis buvo sužeistas taisyk jau trečią kartą, už ką jis gavo sidabrinį sužeistojo apdovanojimą, todėl jam nebeteko pergyventi jo divizijos sunaikinimo Rumunijoje. 1944 metais jis vedė. 1944-45 metais jis vadovavo 3-iai 410-ojo korpuso kulkosvaidininkų bataliono kuopai (X-as armijos korpusas, 18-oji armija, Kurlando armijų grupė) ties vietove Libau, kur gavo vyr. leitenanto laipsnį ir 1-o laipsnio Geležinį kryžių bei bronzinį pasižymėjimo ženklą už dalyvavimą durtuvų kautynėse. Nuo 1945 iki 1949 metų jis buvo sovietų karo belaisviu Rygoje, Smolenske ir Borisove. Savo pirmąjį dienoraštį jis paliko 1944 metais tėviškėje, kurį jo šeima paliko besitraukdama. Nelaisvėje jis jį atgamino ir nepastebimai parsigabeno namo.

### Рэзюмэ беларускую мову

(Пераклад Google) Герберт Schrödter, нарадзіўся ў Берліне ў 1910 годзе, служыў добраахвотнікам у арміі з 1940 па 1945 годзе, у апошні час у якасці лейтэнанта і кампаніі лідэра кулямётнай кампаніі. Ён ваяваў у асноўным у Умані, у

прасторы вакол славянска ў Нікапалем і Курляндзі. – 1940-1944 ён быў курсант сяржант і ўзвод лідэра пяхотнага палка 477 (257. стралковай дывізіі, змяняючы корпусную прыналежнасць, у асноўным, 17-я армія і 1-я танкавая армія, група армій Поўдзень). Па-першае, як акупацыйныя сілы ў Польшчы, ён зняў 21 чэрвеня 1941 Аперацыя Барбароса ў частцы, ваяваў на катле ў Умані, дасягаючы, у асноўным аднесены да лідэра Рэзервовай, без асаблівых барацьбы з Данец. Узімку 1941/42 года ён прымаў удзел у баявых дзеяннях у Славянску і быў узнагароджаны Жалезным крыжам 2-га класа, пяхотнай штурмавой значок у срэбры і *Ostmedaille*. Неўзабаве пасля пачатку летняга наступлення 1942 года дывізія была перанесена, каб абнавіць і абароны прыбярэжных раёнаў у Францыю, дзе ён быў прызначаны лейтэнантам. У 1943 годзе яна прыйшла ў Славянску, які цяпер ваяваў назад да пачатку адступлення зноў. Пасля ранення і знаходжання ў бальніцы ў доме, дзе ён пазнаёміўся са сваёй будучай жонкай, ён працаваў у Нікапаль. Там ён быў паранены пасля таго, як за кароткі час стаць у трэці раз, за якую ён атрымаў за параненымі *Badge* срэбрам, і, такім чынам, ён не павінен быў сведкам знішчэння падзелу ў Румыніі. У 1944 годзе ён ажаніўся. 1944-45 ён узначаліў 3-ці роты корпуса МГ батальёна 410 (X армейскага корпуса 18-й арміі, групы армій Курляндзі) у раёне Ліенаі, дзе ён быў павышаны да першага лейтэнанта і 1-га класа Жалезны крыж і баявой зашпілька быў узнагароджаны ў бронзе. 1945 па 1949 год ён быў у савецкім палоне ў Рызе, Смаленску і Барысаве. – ён пакінуў у 1944 годзе ў доме, дзе ён быў пакінуты ззаду, калі ішоў да сваёй сям'і, яго арыгінальны дзённік. У няволі, ён рэканструяваў яго і можа прынесці дадому незаўважанай.

## Сінопсис на русском языке

(Перевод: Google, корректура: Александр Ржавин) Герберт Шредтер, родившийся в Берлине в 1910 году, добровольцем поступил на службу в армию в 1940 году, которую завершил в 1945 году старшим лейтенантом и командиром пулеметной роты. Он воевал в основном под Уманью, в районе Славянска, под Никополем и в Курляндии. – С 1940 по 1944 год он был кандидатом в офицеры - фельдфебелем и командиром взвода 477-го пехотного полка (257-я пехотная дивизия в составе разных армейских корпусов в основном 17-й армии и 1-й танковой армии, группа армий «Юг»). Находясь поначалу в группе войск вторжения в Польшу, с 21 июня 1941 года принял участие в операции «Барбаросса», участвовал в разгроме Уманского «котла» и дошел, находясь в основном в прикрытии наступающих частей, без особых боевых столкновений до реки Донец. Зимой 1941/42 он участвовал в боях под Славянском и получил Железный крест 2-й класса, Штурмовой пехотный знак в серебре и Восточную медаль. Вскоре после начала летнего наступления в 1942 году дивизия была переведена во Францию для пополнения и защиты побережья, где он получил погоны лейтенанта. В 1943 году дивизия снова отправилась в Славянск, за который кипели бои в начале отступления. Вследствие ранения находился на излечении в госпитале на родине, где он встретил свою будущую жену, после чего продолжил службу в Никополе. Там он вскоре был ранен в третий раз, за что получил серебряный (2-го класса) знак «За ранение», и тем самым избежал участи стать свидетелем разгрома дивизии в Румынии. В 1944 году он женился. В 1944–45 годах он командовал 3-й ротой 410-го корпусного пулеметного батальона (X армейский корпус, 18-я армия, группа армий «Курляндия») в окрестностях Либава (Лиенаи), где он был произведен в старшие лейтенанты и получил Железный крест 1-го класса, а также бронзовый (III степени) Знак ближнего боя. С 1945 по 1949 год находился в советском плену в Риге, Смоленске и Борисове. – В 1944 году он оставил дома оригинал своего дневника, который был утерян семьей во время бегства. В плену он восстановил его и скрытно привез домой.

## Abstract in English

(Google translation, revised by Winfried Schrödter) Herbert Schrödter, born in Berlin in 1910, served as a volunteer in the army from 1940 to 1945, most recently as a First Lieutenant and Company Commander of a machine-gun company. He fought mainly near Uman, in the area around Sloviansk, near Nikopol and in Courland. – 1940 to 1944 he was a sergeant, officer candidate and platoon commander in the Infantry Regiment 477 (257th Infantry Division, changing corps affiliation, mostly 17th Army or 1st Panzer Army, Army Group South). First as an occupation force in Poland, he later took part in Operation Barbarossa from 21 June 1941, fought at the Uman pocket and reached the Donets without great fighting, mostly assigned to the leader reserve. In winter 1941/42 he participated in the battles around Sloviansk and received the Iron Cross 2nd Class, the Infantry Assault Badge in Silver and the East Medal. Shortly after the start of the summer offensive in 1942, the division was relocated to France for refreshment and coastal protection, where he was appointed lieutenant. In 1943 they again came to Sloviansk, which, in the beginning retreat, was now contested again. After being wounded and hospitalized back home, where he met his future wife, he saw action near Nikopol. There he was wounded for the third time, after only a short while, received the Wounded Badge in Silver and thus did not have to witness the extermination of the division in Romania. In 1944 he married. 1944–45 he commanded the 3rd Company of the Corps MG Battalion 410 (X. Army Corps, 18th Army, Army Group Courland) in the area around Liepāja where he was promoted to First Lieutenant and received the Iron Cross 1st Class and the Close Combat Clasp in Bronze. From 1945 to 1949 he was in Soviet captivity in Riga, Smolensk and Barysaw. – In 1944 he had left his original diary at home, where it was left behind while his family fled. During the captivity, he reconstructed it and brought it home unnoticed.

## Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort des Herausgebers</i> .....	3
<i>Zusammenfassung</i> .....	5
<i>deutsch</i> .....	5
<i>Streszczenie w języku polskim</i> .....	5
<i>Резюме на українському</i> .....	5
<i>Résumé en langue française</i> .....	6
<i>Kopsavilkums latviešu valodā</i> .....	6
<i>Santrauka vokiečių kalba</i> .....	6
<i>Рэзюмэ беларускую мову</i> .....	6
<i>Синопсис на русском языке</i> .....	7
<i>Abstract in English</i> .....	7
<i>Inhaltsverzeichnis</i> .....	8
<i>Erstes Buch: Der Krieg</i> .....	11
<i>Vorwort</i> .....	11
1. Teil .....	11
<i>Letzte Friedensjahre – erste Anzeichen des Krieges</i> .....	11
<i>Einberufung nach Brandenburg/Havel</i> .....	13
<i>Abstellung nach Galizien</i> .....	13
2. Teil <i>Besatzungszeit in Polen</i> .....	13
3. Teil <i>Rußland-Feldzug</i> .....	27
<i>Vormarsch mit der Führerreserve</i> .....	27
<i>Kesselschlacht von Uman</i> .....	34
<i>Weiterer Vormarsch und Kämpfe im Sommer 1941</i> .....	41
<i>Winterkämpfe 1941/42</i> .....	57
<i>Sommer-Offensive und Vormarsch 1942</i> .....	92
<i>Transport nach Frankreich</i> .....	109
4. Teil <i>Küstenschutz in Frankreich</i> .....	113
<i>Ankunft und erster Urlaub</i> .....	113
<i>Küstenschutz in der Bretagne</i> .....	116
5. Teil <i>Zurück zur Ostfront</i> .....	130
<i>Rücktransport nach Russland</i> .....	130
<i>Stellungskämpfe am Donez im Sommer 1943</i> .....	131
<i>Sowjetische Sommeroffensive 1943</i> .....	143
<i>Verwundung und Heimataufenthalt</i> .....	145
<i>Bad Schandau – Carola</i> .....	150
<i>Zurück zur Front</i> .....	154
6. Teil <i>Dritter Einsatz in Russland</i> .....	155
<i>Hinein in den Sack</i> .....	155



Rückzugskämpfe vom Dnjepr bis Kriwoi Rog .....	157
Zweite Verwundung.....	171
Dritte Verwundung .....	191
7. Teil Zweite Lazarettzeit und Heimataufenthalt .....	196
Landshut.....	198
Treptow/Rega.....	201
Hochzeit .....	202
Lehrgang .....	204
Landsberg/Warthe .....	207
Marschbataillone nach Kurland .....	209
8. Teil Festung Kurland .....	230
Transport über die Ostsee – 4. bis 6. Kurlandschlacht.....	230
4. bis 6. Kurlandschlacht.....	238
Vierte Verwundung.....	260
Beförderung zum Oberleutnant – EK I – Nahkampfspange .....	265
Sumpfstellung südlich des Libauer Sees.....	268
Kapitulation.....	275
Zweites Buch: Sowjetische Kriegsgefangenschaft.....	279
Vorwort.....	279
I. Fluchtversuch und Entdeckung .....	279
II. Lager in Kurland .....	284
Krottingen .....	284
Windau .....	286
Riga.....	290
Salaspils .....	291
Weihnachten 1945 .....	294
Brückenlager .....	301
III. Smolensk .....	304
IV. Borissow – Sloboda.....	330
<i>Borissow</i> .....	330
<i>Sloboda</i> .....	333
<i>Zurück nach Borissow</i> .....	334
V. Entlassung und Heimkehr nach viereinhalb Jahren .....	343
VI. Eine Art Bilanz der Gefangenschaft.....	348
Erfahrungen in der Gefangenschaft .....	348
Bemerkungen zur russischen Mentalität .....	349
VII. Gedankensplitter und Betrachtungen während der Gefangenschaft .....	351
Träume in der Gefangenschaft.....	359
<i>Epilog</i> .....	360
<i>Verbrechen der Wehrmacht</i> .....	360
<i>Behandlung der Kriegsgefangenen</i> .....	360

<i>Zeiten mit und ohne Gefecht .....</i>	360
<i>Panzer in der Wehrmacht? Das Heer ging zu Fuß .....</i>	360
Anhang .....	361
<i>Personenverzeichnis .....</i>	361
Namen und Anschriften .....	365
<i>Ortsverzeichnis .....</i>	367
Der Vormarsch.....	371
Abkürzungen.....	372
<i>Stichwortverzeichnis .....</i>	373
<i>Militärische Rangordnung .....</i>	378
Gliederung der Maschinengewehrkompanie (MGK) eines Inf.Batls.....	380
<i>Literatur .....</i>	381
<i>Kriegstagebücher .....</i>	381
<i>Allgemeines .....</i>	381
<i>Zu einzelnen Zeitabschnitten.....</i>	381



# Erstes Buch: Der Krieg

## Vorwort

Im Januar 1945 überfluten die Horden der Roten Armee die pommersche Heimat. Sie plündern und morden und vergewaltigen deutsche Frauen und Mädchen. Als sie sich **Cammin** nähern, entschließt sich meine Frau, unter Zurücklassung der gesamten Habe mit den beiden Kindern die Stadt zu verlassen und nach Berlin auszuweichen.<sup>3</sup> In der Camminer Wohnung war auch das Original-Tagebuch zurückgeblieben. Ich selbst befand mich an der Front in **Kurland**.

Ich habe nun versucht, während meiner viereinhalbjährigen Zwangsarbeit in der Sowjetunion die Kriegsereignisse nochmals aus dem Gedächtnis stichwortartig niederzuschreiben. Aus diesen Notizen, die ich unter großem Risiko aus der Sowjetunion herausgeschmuggelt habe, sind dann später in der Heimat die vorliegenden Aufzeichnungen entstanden.

Ihnen fehlt sicher die Frische und Lebendigkeit der Original-Eintragungen, die oft unter dem erregenden Eindruck des gerade Erlebten zuweilen direkt auf dem Schlachtfeld geschrieben waren. Dafür sind sie vielleicht von größerer Objektivität, da sie die Ereignisse, durch spätere Erfahrungen bereichert, in gewissem Abstand sehen.

Vieles habe ich vergessen. Manche Episoden habe ich fortgelassen. In einigen Fällen konnte ich die chronologische Reihenfolge nicht mehr exakt rekonstruieren, und manche Daten werden auch nicht ganz genau stimmen. Aber die Geschehnisse selbst haben sich genau so abgespielt, wie ich sie geschildert habe.

Diese Blätter schildern das Leben eines Soldaten in Krieg und Gefangenschaft. Es sind Ausschnitte aus dem Wirkungsfeld und der Gedankenwelt eines Zugführers und späteren Kompaniechefs<sup>4</sup>. Sie sind aufgeschrieben aus dem Wunsch heraus, diese neun Jahre härtesten Lebens und intensiven Erlebens mit ihrem reichen Erfahrungsschatz festzuhalten. Von diesen neun Jahren habe ich allein acht Jahre in der Sowjetunion zugebracht.

Bei meiner Heimkehr habe ich diese Aufzeichnungen und mein Soldbuch trotz strenger sowjetischer Kontrollen und nervenfressender Durchsuchungen in sicherem Versteck über die Grenze geschmuggelt. Ich war mir darüber klar, dass ich für weitere Jahre in die UdSSR zurückgeschickt worden wäre, wenn man diese Papiere bei mir gefunden hätte. Aber wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Ob sich dieses Risiko für diese Blätter gelohnt hätte, ist allerdings fraglich.

## 1. Teil

### Letzte Friedensjahre – erste Anzeichen des Krieges – Einberufung nach Brandenburg/Havel – Abstellung nach Galizien

Hochsommer 1938. Badesaison auf **Juist**. Ich sitze mit meinem alten Freund Albert in einer Pension der Nordseeinsel am Frühstückstisch und blättere in meinem Wehrpass, der gerade mit der Frühpost

---

<sup>3</sup> ihr Bericht [hier online](#)

<sup>4</sup> Die Dienststellung eines Kompaniechefs wurde verliehen und konnte nicht – wie die meist vorübergehende Einteilung als Kompanieführer – rückgängig gemacht werden; das gleiche gilt für Bataillons- usw. -kommandeure bzw. -führer.

gekommen war. Ich hatte nämlich im Frühjahr meine zweite Reserveübung als Reserveoffiziersanwärter<sup>5</sup> abgeleistet und hielt nun das Ergebnis in Händen: „... mit Wirkung vom 29.6.38 zum Feldwebel d. Res. (*der Reserve*) befördert.“

Im folgenden Sommer bin ich wieder auf Juist. In geselligem Verkehr vergeht die herrliche Urlaubszeit. Strahlende Sonne, rauschende Brandung und gepflegte Menschen; stiller Mond, glitzerndes Wattenmeer und eine sehr schöne Frau; einschmeichelnde Tanzmusik und ein pflichtenfreies Dasein erfüllen das Herz mit unbeschwerter Lebensfreude.

Aber schon sperrt Stacheldraht einige Teile der Insel ab, und fern über der See rattert Maschinengewehrfeuer. Deutsche Jagdflieger machen Schießübungen. Der Krieg wirft seine Schatten voraus.

Und dann bricht es los. Am **1. September 1939** greift die Deutsche Wehrmacht Polen an. In einem beispiellos kurzen und harten Blitzfeldzug von 18 Tagen wird die polnische Armee zerschmettert und das Land besetzt.<sup>6</sup> Ich musste meine gerade begonnene Leutnantsausbildung abbrechen und wurde nach Hause geschickt. Die Kaserne musste zur Aufstellung von Reserveeinheiten freigemacht werden.

England und Frankreich erklären uns den Krieg, bleiben aber noch „Gewehr bei Fuß“ an der Westgrenze stehen. Der Winter sieht im Westen nur Späh- und Stoßtrupptätigkeit. Das ist 1939/40.<sup>7</sup>

Ich bin immer noch zuhause, mache meinen Schuldienst und verbringe hin und wieder ein Stündchen mit der sehr zugänglichen rothaarigen Tochter unseres Hauswirtes, einer gut gewachsenen Turnerin.

In den Osterferien 1940 verbringe ich mit Albert einen Skiurlaub im **Riesengebirge**. Wir wohnen im **Jugendkammhaus**, einer Jugendherberge. Aber für zwei Tage und Nächte ziehe ich in die kleinere und ruhigere **Peterbaude**, wohin mich eine Bekannte eingeladen hat, die ich kürzlich bei einem Nachmittags-Tanzkaffee in einer anderen Baude kennengelernt hatte. Wir verbringen herrliche Tage auf dem Kamm, von dessen Höhe man weit in das böhmische und schlesische Land hinuntersehen kann. Unsere Skitouren werden durch keine Grenze behindert, denn die tschechischen Grenzpfähle liegen zerbrochen im Schnee. Das Großdeutsche Reich ist erstanden.<sup>8</sup>

Im Frühjahr 1940 geht die Deutsche Wehrmacht auch im Westen zur Offensive über. Holland und Belgien werden überrannt, die Engländer über den Kanal gejagt, und sechs Wochen nach Beginn des Feldzuges hat Frankreich kapituliert.<sup>9</sup>

Noch einmal verlebe ich im Sommer drei unvergessliche Urlaubswochen in **Zechlin-Flecken**, mitten in der wald- und seenreichen Landschaft der geliebten **Mark Brandenburg**. Wohltuende Stille liegt über dem alten Jagdschloss, in dem ich wohne.<sup>10</sup> Anfangs als einziger Gast, später mit zwei weiteren (Mutter mit kleiner Tochter), werden wir von der liebenswürdigen **Wirtin, der evangelischen Pfarrersfrau**, mütterlich versorgt. Ich genieße die Urlaubsfreuden mit der jungen Frau Lotte und oft auch gemeinsam mit der kleinen Tochter. Den größten Teil des Tages liegen wir auf dem Wasser oder am Ufer eines der Seen, zuweilen bis in die Nacht hinein. Oft unternehmen wir kleinere oder größere Fahrten in einem weißen Boot, das wohl dem Pfarrhaus gehört. Wir paddeln über die stillen Seen und durch die schmalen Kanäle, die die Gewässer miteinander verbinden. Das Boot gleitet fast lautlos an dem wispernden Schilfgürtel vorbei, aus dessen Dickicht das Flöten und Quarren der Wasservögel dringt. Leise glucksend schlägt das Wasser gegen das Boot. Die warme Sommerluft liegt ruhig und still. Alles atmet tiefen Frieden. Selbst die Nächte sind warm, und dann spukt es manchmal in dem alten Schlösschen. Die hölzerne Treppe knarrt, und eine Tür quietscht leise. Die junge Frau ist deswegen etwas besorgt, aber sonst stört es niemand. Wer sollte denn da auch nachts durch das Haus schleichen? Und warum?

Eines Tages kreist ein Jagdflugzeug am Himmel. Da beschleicht mich ein leises Unbehagen. Der da oben hat eine Aufgabe. Er fliegt für Deutschland. Ich aber mache mir hier unten gemütliche Tage. Und während an der Front deutsche Männer bluten, genieße ich in der Heimat das süße Leben.

---

<sup>5</sup> Der Autor gehörte zu den sogenannten **weißen Jahrgängen**, die nicht der 1935 eingeführten Wehrpflicht unterlagen. Er hatte sich aber freiwillig gemeldet und vom 1. Juni 1935 bis Ende März 1936 seine Grundausbildung im **Ergänzungs-Bataillon 17 in Zerbst** abgeleistet.

<sup>6</sup> **Polenfeldzug** 1. September–6. Oktober 1939

<sup>7</sup> sog. **Sitzkrieg** 3. September 1939–10. Mai 1940

<sup>8</sup> Zwischen dem 1. und 10. September 1938 war das **Sudetenland** „eingegliedert“, am 15. März 1939 die „**Rest-Tschechei**“ besetzt worden.

<sup>9</sup> **Westfeldzug** 10. Mai–25. Juni 1940

<sup>10</sup> Das **ehemalige Schloss** diente zeitweise **als Pfarrhaus** und in den 1950ern als Schule, bevor es von der Justizverwaltung der DDR übernommen wurde, demnächst vielleicht **wieder als Touristenunterkunft**.



Wenige Tage nach diesem Urlaub liege ich wieder auf dem Wasser. Diesmal ist es der Wannsee, und das Boot ist blau. Es gehört Lotte, meiner Urlaubspartnerin in Zechlin-Flecken, oder vielmehr ihrem Mann, einem Oberregierungsrat, und wieder jagt eine Kampfmaschine durch den blauen Himmel nach **Gatow**. Da habe ich es satt, am nächsten Tag fahre ich zum Wehrkreiskommando, um endlich meine Einberufung zu erreichen. Dabei klärt sich ein unglaublicher Irrtum auf: In meinen Papieren, die beim Wehrbezirkskommando in Neukölln liegen, steht der Vermerk: „Einberufen zum 1. September 1939“. Ich habe aber niemals eine Einberufung erhalten, obgleich ich mehrmals seit Kriegsbeginn beim Wehrbezirkskommando angerufen hatte. Diesmal bin ich erfolgreicher. Drei Tage später habe ich meinen Gestellungsbefehl in Händen. Nun aber, da es so weit ist, und ich den kühlen, knappen Befehl lese, fühle ich doch ein leises Bedauern über mein voreiliges Handeln. Aber ich habe es ja so gewollt.

Was mich zur freiwilligen Meldung zum Kriegsdienst trieb, kann ich eigentlich nicht genau sagen. Es war keine vernünftige Überlegung, sondern eher ein ganz natürlicher Erlebnisdrang, so wie es mich früher auch schon zur Seefahrt getrieben hatte,<sup>11</sup> es war wohl auch die Angst, in dem siegreichen Krieg (nach den anfänglichen Blitzsiegen konnte man wohl mit einem Endsieg rechnen) nicht mitgewirkt zu haben und ohne Kriegsauszeichnungen neben den kriegserfahrenen Kollegen zu stehen. Eine Mischung aus Eitelkeit und Pflichtbewusstsein. Vielleicht auch ein Gefühl, das ich – etwas anmaßend – mit Diotimas Worten wiedergeben möchte, mit denen sie Hyperion in den Krieg schickte: „Deine volle Seele gebietet Dir's. Ihr nicht zu folgen führt oft zum Untergang. Ihr zu folgen, wohl auch. Das beste ist, Du gehst, denn es ist größer.“<sup>12</sup>

## Einberufung nach Brandenburg/Havel

Am 9. August 1940 rückte ich als Feldwebel zur 4. MG- (*Maschinengewehr-*) Ersatzkompanie des Infanterieregiments 68 in **Brandenburg/Havel** ein. Es ist dieselbe Kaserne, in der ich meine Übungen abgeleistet habe.<sup>13</sup> Ich beziehe ein Einzelzimmer im dritten Stock. Da noch nichts los ist – es ist Samstagnachmittag (oder Sonntagnachmittag?<sup>14</sup>) – mache ich in einem plötzlichen Entschluss kehrt und fahre nochmal nach Berlin zurück. Heimweh war es nicht. Das kenne ich nicht. Ich habe noch nie im Leben Heimweh gehabt. War es vielleicht Sehnsucht nach dem Wannsee? Abends bin ich wieder zurück.

## Abstellung nach Galizien

Nun folgen zwei Monate Kasernendienst, bis mich eines Tages ein neuer Befehl erreicht: Feldabstellung!

## 2. Teil Besatzungszeit in Polen

Am 3.10.1940 werde ich mit zwei anderen Feldwebeln zur **257. Infanteriedivision** nach **Galizien** in Marsch gesetzt. Einen Tag bleiben wir noch in Berlin. Einen letzten Besuch zuhause, einen Abschiedskaffee bei Frau Lotte in **Nikolassee**, Spaziergang am **Schlachtensee**, und dann treten wir am 4.10. die Reise nach Südpolen an.

---

<sup>11</sup> Der Autor hatte 1926 eine Ausbildung in der Handelsmarine begonnen, aber aus verschiedenen Gründen 1928 abgebrochen. Sein diesbezügliches Tagebuch ist im Internet veröffentlicht.

<sup>12</sup> Friedrich Hölderlin: *Hyperion*

<sup>13</sup> heute TH Brandenburg

<sup>14</sup> Der 9. August 1940 war ein Freitag.

Abends kommen wir in **Krakau** an und melden uns auf der **Frontleitstelle**. Der geräumige, schwach erleuchtete Raum ist voller Soldaten. Wir sind müde, setzen uns auf unsere Rucksäcke und warten. Schließlich erfahren wir, dass unsere Einheit in **Korczyna** liegt und der Zug dorthin gleich abfährt.

Der Zug rattert durch die Nacht. Er ist mit Soldaten voll besetzt. Wir haben in einem Güterwagen Platz gefunden. Ich sitze auf meinem Gepäck, den Kopf in die Hand gestützt, und blicke durch die offene Schiebetür in die dunkle Nacht hinaus. Durch die Fenster der erleuchteten Personenwagen dringt das Licht nur wenige Meter in die Dunkelheit hinaus, und in dem fahlen Dämmer sehe ich das braune Land schräg unter mir wie Striche vorbeisausen. Dahinter aber ist Finsternis. Heimtückisch und gefahrvoll erscheint mir diese Landschaft. Wir fahren durch Feindesland! Morgens (05.10.1940) kommen wir in Korczyna an und melden uns beim Bataillonskommandeur Major **Haarhaus**<sup>15</sup>. Wir sind jetzt noch zwei: Feldwebel **Franz Bachem** und ich. Ganz korrekt nebeneinander stehend, im Dienstanzug mit Stahlhelm und Handschuhen, warten wir im Vestibül des kleinen Schlosses auf das Erscheinen des Kommandeurs. Dann steht er vor uns, schlank und vornehm, mit schmalem Gesicht und schmalen Lippen. Eine soldatische Erscheinung, unnahbar und ein wenig zu kalt. „Schildern Sie Ihren militärischen Werdegang!“ Wir schnarren unsere Litanei herunter, zuerst Franz Bachem glatt und wortgewandt, dann ich etwas stockend. Der Major stellt noch einige kurze Fragen, und schon sind wir wieder entlassen.

Wir sind zur 4. Kompanie *des Infanterie-Regiments 477* versetzt, die in **Kombornia** liegt. Ein Fahrzeug dieser Kompanie wird heute erwartet und soll uns abends mitnehmen. Wir haben also noch Zeit und schlendern durch den kleinen Ort. Am Ortsrand begegnen wir einem bescheidenen polnischen Begräbniszug, den wir grüßend vorbeilassen. Dann folgen wir einem Feldweg, der sich den Hang hinaufzieht und legen uns oben ins Gras.

Nach der durchfahrenen Nacht seit 30 Stunden ohne Schlaf, bin ich müde und unlustig. Unsere Truppen haben nun mehrere europäische Länder besetzt. Überall hin wäre ich gern gegangen, nur nicht nach Galizien, das sich in unserer Vorstellung immer mit Juden, Schmutz und Zivilisationsmangel verbindet. Und nun muss ich ausgerechnet hier unten landen! Fern von allem, woran ich hänge. Allein in einer Umgebung, die mir innerlich widerstrebt. Ich spüre, dass ich eine sesshafte Natur bin, mit ausgeprägtem Beharrungsvermögen. Und so sehe ich in Franz Bachem das letzte Stück Heimat. Der aber hat sich mit rheinischer Unbeschwertheit längst in die neue Umwelt eingelebt. Zudem war dem Major das Haus Bachem nicht ganz unbekannt, und so hatte er wenigstens unterschwellig eine gewisse heimatliche Beziehung gefunden. Ich habe ein bisschen Katzenjammer.

Es ist Abend geworden, und das Fahrzeug ist da. Natürlich ein Pferdefuhrwerk, wie es sich für eine bespannte Einheit gehört. Wir steigen auf, und die letzte Etappe unserer langen Reise beginnt. Die Pferde gehen langsam, und der Weg ist weit. Es ist längst dunkel geworden, und über uns wölbt sich ein wunderbar sternklarer Nachthimmel. Schon zwei Stunden zuckeln wir durch die Finsternis. Selten spricht jemand ein Wort. Das dumpfe Stampfen der Pferdehufe und das Klappern des Geschirrs wird nur hin und wieder durch das Schnauben der Rosse unterbrochen. Dann aber blinken plötzlich in der Ferne zahlreiche winzige Lichtpunkte auf. Das Dorf! Friede und Geborgenheit strömen diese kleinen goldgelben Pünktchen aus. Es ist ein beglückendes Gefühl, nach langen und ermüdenden Wegen durch Dunkelheit und Fremde das leuchtende Ziel zu erblicken, das Wärme und menschliche Nähe verheißt.

Vor einem **kleinen Schloss** steigen wir ab. Schlösschen dieser Art sind recht zahlreich in Polen. Es sind die Sitze des polnischen Landadels, und sie entsprechen den Herrensitzen unserer ostdeutschen Gutsbesitzer. Dieses hier ist noch von der sehr bissigen Herrin bewohnt, dient aber gleichfalls dem Kompaniechef als Quartier. Wir treten in das Wohnzimmer. Der Kompaniechef Hauptmann Goßmann sitzt am Tisch bei einer Petroleumlampe. Er ist schon etwas älter. Sein offenes Lächeln und die

---

<sup>15</sup> *Walter Haarhaus: geboren am 14.05.1904, Dienst in der Landespolizei, 01.05.1935 Hauptmann, spätestens August 1935 Kompanie-Chef in Brandenburg, spätestens 1938 im Infanterie-Regiment 68, 01.09.1940 Major, 30.01.1942 Ritterkreuz als Batl.Kdr. des I./Inf.Regt. 477, 01.04.1942 Oberstleutnant, um 20.05.1942 Regt.Kdr. des Inf.Regt. 477, 01.06.1943 Oberst, 27.12.1943 Nennung im Wehrmachtsbericht (mit – absichtlich? – falschem Namen): „In den Abwehrkämpfen südwestlich Dnjepropetrowsk hat sich das Berlin-Brandenburgische Grenadier-Regiment 477 unter Führung des Obersten Maaraus hervorragend bewährt.“ August 1944 von Tighina (Rumänien) aus in sowjetische Kriegsgefangenschaft (erstes Kriegsgefangenenlager: Jelabuga an der Kama), 1955 entlassen, verstorben mit fast 80 Jahren (1983/84). (Bundesarchiv -ZNS-, Az. IV Nr. 1340/56 v.29.02.1956; Benary S. 101; Peter Haarhaus, Briefe v. 6. u. 16.11.1995) – Die Welt ist klein: Der Autor diente unter Walter Haarhaus, der Herausgeber, sein Sohn, diente unter dessen Sohn Peter Haarhaus!*



freundlichen Worte, mit denen er uns empfängt, schaffen sofort eine Atmosphäre der Sympathie und des Vertrauens.

Ich werde im ersten Stock einquartiert und gehe gleich zu Bett. Nach einem langen und tiefen Schlaf erwache ich am nächsten Morgen und stelle fest, dass ich von Flöhen fürchterlich zerstoichen bin. Zum ersten Mal in meinem Leben schlief ich in einem Schloss, und zum ersten Mal in meinem Leben habe ich Flöhe!

06.10.1940. Bei Tageslicht betrachte ich mir die Gegend. Neben dem Schlösschen stehen die Wirtschaftsgebäude, in denen die Kompanie untergebracht ist. Da die Räumlichkeiten aber nicht ausreichen, wird im Gutspark noch eine kleine Baracke als Mannschaftsunterkunft gebaut. Das Gutsdorf ist ein kleines Straßendorf und liegt zweihundert Meter entfernt in einer flachen Mulde.

Es ist Oktober. Herbststimmung liegt über den kahlen, abgeernteten Feldern. Die Bäume recken ihre schon stark entlaubten Äste in den grauen Himmel. Schwärme von Krähen rudern krächzend durch die kalte Luft. Ihr Gekwarre fällt mir auf die Nerven. In diesem gottverlassenen galizischen Nest soll ich nun für unbestimmte Zeit als Besatzungssoldat liegen. Mich überfällt ein Gefühl grenzenloser Trostlosigkeit.

Neben dem unumgänglichen Dienstbetrieb vertreiben wir uns die Zeit so gut es geht. Ein Lichtblick ist auch die Bekanntschaft mit dem in Brandenburg (?) beheimateten Feldwebel Max Müller, mit dem mich von nun an eine freundschaftliche Sympathie verbindet. Die Feldwebel der Kompanie – wir sind ein halbes Dutzend – reiten auch häufiger in die Umgebung, denn die Pferde müssen ohnehin bewegt werden. Eines Nachmittags unternehmen wir wieder einen Ritt über Land. Auf dem Rückweg preschen wir in dichtem Pulk über die Weiden. Der Boden ist etwas nass und weich. Zehn Meter vor mir ein Kamerad. Plötzlich löst sich von der Hinterhand seines Pferdes ein Hufeisen und zischt handbreit an meinem Kopf vorbei. Hätte es getroffen, wäre mein Schädel wie ein Tonkrug zertrümmert worden.

Am folgenden Morgen (07.10.1940) fahren wir nach **Jedlicze**, um an einer Fuchsjagd teilzunehmen. Man tut doch etwas, um die Truppe bei Laune zu halten.

Am dritten Tag meines Hierseins (08.10.1940) werde ich zu einer Geländebesprechung kommandiert, die der Bataillonskommandeur leiten wird, und an der fast alle Offiziere des Bataillons, die Offizieranwärter-Feldwebel und einige ältere aktive Feldwebel teilnehmen werden. Auch diese dreitägige Unternehmung hat den Zweck, neben der militärischen Weiterbildung den eintönigen Dienst durch Abwechslung etwas zu beleben. Wir fahren in einem bequemen Reisebus durch das herrliche **Karpatenvorland**. Anfangs, im polnischen Siedlungsgebiet, bleiben wir von der Bevölkerung unbeachtet. Später aber werden wir von freundlichen Zurufen und Winken begleitet. Wir sind in slowakischem Siedlungsgebiet.

Wir erreichen **Krynica**, das mit **Zakopane** zu den schönsten und bekanntesten Karpatenkurorten gehört. Hier quartieren wir uns für drei Tage in dem eleganten „**Neuen Kurhotel**“ ein, von dem aus dann unsere Geländebesprechungen starten. Bei einer dieser Übungen stellt mir Major Haarhaus die Aufgabe: Einsatz eines schweren MG-Zuges bei einem Angriff auf weite Entfernung! Da er nichts kritisiert, habe ich es wohl richtig gemacht.

Den größten Teil des Tages nehmen allerdings private Spaziergänge ein. Wir sehen uns auch die Villa<sup>16</sup> des weltberühmten Tenors **Jan Kiepura** an, in der jetzt ein deutscher Divisionsstab<sup>17</sup> liegt.

Nach Kombornia zurückgekehrt, erwartet mich eine angenehme Überraschung: Es liegt ein Versetzungsbefehl für mich vor. Die hiesige Kompanie hat schon zwei OA- (**Offizieranwärter-**) Feldwebel. (Einer von ihnen ist übrigens Max Müller.) Nun waren noch Franz Bachem und ich hinzugekommen. Das waren zu viele, und so musste wenigstens einer wieder weg. Den Sohn des Hauses Bachem wollte Major Haarhaus nicht fortschicken. Also ging ich, und ich war froh, aus diesem Kaff herauszukommen. Dies war einer der seltenen Fälle, wo Mangel an Beziehungen zum Vorteil wurde.

Ich bin zur 8. Kompanie des Infanterieregiments 477<sup>18</sup> nach **Jaslo** versetzt. Am nächsten Morgen fahre ich mit dem Zug dorthin und melde mich auf der Schreibstube, die in einem Schulgebäude am

---

<sup>16</sup> Die „**Patria**“ genannte Villa liegt an der **Kazimierza Pułaskiego 35**.

<sup>17</sup> wohl eher der Regimentsstab I.R. 466, der spätestens ab 21.07.1940 und mindestens bis 06.01.1941 in Krynica lag (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000250/542).

<sup>18</sup> kurz: 8./I.R. 477 oder 8./477

Marktplatz untergebracht ist. Als ich den Raum betrete, erhebt sich der Hauptfeldwebel<sup>19</sup> von seinem Tisch. Wir sehen uns an und stoßen laute Überraschungsrufe aus. Der Spieß ist Fritz, mit dem ich zusammen in Brandenburg als Unteroffizier gedient habe. Nachdem wir uns genügend ausgeplaudert haben, weist er mir mein Quartier an, das ich gleich aufsuche. Es ist im Hause eines polnischen Lehrers in der **Piotra Skargi 13**. Der Hausherr führt mich in eine ausgebaute Kammer auf dem Dachboden. Es ist ein sehr bescheidenes Stübchen mit alten Möbeln und einem gardinenlosen Fenster. Vermutlich hat es früher dem drallen Dienstmädchen als Schlafraum gedient. Mit unbewegtem Gesicht und einem kurzen, deutsch gesprochenen Satz weist mich der Pole ein, wendet sich brüsk um und geht. Später, bei kurzen Begegnungen, wurde er etwas zugänglicher, ohne jedoch seinen Deutschenhass abzulegen. Seine Frau ist eine stille, bescheidene, freundliche Person.

Eines Tages fragt mich der Lehrer, wie lange ein Krieg gegen Russland wohl dauern würde. (Es war noch gar keine Rede von einem Krieg gegen die **Sowjetunion**!) Ich meinte, vielleicht ein halbes Jahr. „... und Amerika?“ war seine zweite Frage. Ich zuckte die Schultern, und er lachte nur kurz auf. Die Polen hören trotz Verbots und konfiszierter Radios die ausländischen Sender ab und wissen besser Bescheid als wir.

Zu dem Lehrerhaushalt gehört dann noch das besagte, scheinbar etwas beschränkte Dienstmädchen. Aber was die Natur ihrem Geist vorenthalten hat, das hat sie an ihrem Körper wieder gutgemacht.

Außerdem wohnt im Erdgeschoss noch eine Juristenfamilie<sup>20</sup>. Durch den Krieg von Tarnow (?)<sup>21</sup> nach Jasło verschlagen, wohnen sie hier zur Miete. Der Vater ist schon lange tot.<sup>22</sup> Die Mutter ist eine sehr kultivierte und liebenswürdige alte Dame, die von ihren beiden bildschönen Töchtern betreut wird. Der älteste Sohn ist im Feldzug gegen uns gefallen. Der zweite Sohn, den ich nie gesehen habe, ist Angestellter einer Erdölfirma. Von den beiden Töchtern ist die ältere verheiratet. Der Mann wohnt mit im Haus, ist aber fast nie zu sehen. Er ist in einer Marmeladenfabrik beschäftigt. Die Ehe ist nicht glücklich. Die jüngere Schwester ist Sportlehrerin mit einer fantastischen Figur. Sie hat im Krieg gegen uns ihren Verlobten verloren und will keinen anderen Mann mehr haben. Beide Töchter sind etwa in meinem Alter. Die ältere spricht recht gut Deutsch, wie ich erst später merkte. Die Familie gehört zu den typischen Vertretern der polnischen Oberschicht, deren Bildung deutliche Anlehnung an die französische Kultur zeigt. Typisch polnisch ist auch ihr Chauvinismus, denn aus ihrem Hass gegen uns machen sie keinen Hehl. Wenn ich den beiden Mädchen mal auf der Straße begegnete, danken sie kaum merklich für meinen Gruß und suchen mich möglichst zu übersehen.

Es ist den deutschen Soldaten verboten, Kontakte zu der polnischen Bevölkerung zu unterhalten. Das ist nichts Ungewöhnliches. Das verbieten alle Besatzungsmächte ihren Soldaten in fremden, feindlichen Ländern. Sie haben triftige Gründe dafür. Die Berührung mit der Zivilbevölkerung schafft menschliche Beziehungen, die wenigstens für die Dauer des Krieges unerwünscht sind. Der Spionage und allen möglichen Krankheiten wird Vorschub geleistet. Das sind Dinge, die die Schlagkraft der Truppe schwächen. Andererseits war es auch der Zivilbevölkerung in den besetzten Ländern oft peinlich, wenn sie in der Öffentlichkeit von deutschen Soldaten begleitet oder begrüßt wurden. Sie wollten als gute Patrioten mit den Besatzungssoldaten nichts zu tun haben oder sie fürchteten die Diskriminierung durch ihre Mitbürger oder gar deren Rache. Im Kreis der Familie waren sie meist wesentlich zugänglicher. Diese Erfahrung haben wir in allen Ländern gemacht. Diese beiden polnischen Mädchen in der Piotra Skargi haben mich aber auch innerhalb des Hauses ignoriert!

Es ist sicher, dass ein großer Teil der polnischen Bevölkerung uns hasst. Man kann von einem anständigen Volk nicht erwarten, dass es seine Besieger oder die Besatzungstruppen mit Liebe umfängt. Immerhin hat sich die Masse der Bevölkerung in der Öffentlichkeit wenigstens neutral verhalten. Ich habe niemals irgendwelche Anfeindungen oder Hassausbrüche erlebt. Das ändert allerdings nichts an

---

<sup>19</sup> Der Hauptfeldwebel, umgangssprachlich Spieß oder Mutter der Kompanie genannt, leitete als ranghöchster Unteroffizier den Innendienst seiner Einheit. Bei der Bundeswehr ist „Hauptfeldwebel“ hingegen ein Dienstgrad, während der Innendienstleiter „Kompaniefeldwebel“ heißt.

<sup>20</sup> offenbar die **Familie von Adolf Kaczowski**. Der weiter oben genannte Hausbesitzer und Lehrer könnte ein Kollege von dessen Bruder, dem Lehrer Gustav Kaczowski gewesen sein.

<sup>21</sup> Familie Adolf Kaczowski war im ersten Weltkrieg aus Galizien, das Kriegsgebiet wurde, nach **Trentschin (Slowakei)** ausgewichen (*Śląska Biblioteka Cyfrowa*).

<sup>22</sup> Adolf Kaczowski befand sich im Untergrund oder war bereits nach Lemberg geflohen. Er starb erst nach dem Krieg in Wisła (Schlesien).

der Tatsache, dass Terrorgruppen vor allem in den Großstädten sehr aktiv waren und so manchen deutschen Soldaten umgebracht haben.

Heute hatte ich das erste unfreiwillige „Gespräch“ mit der jungen Frau Pollak (der verheirateten Tochter). Ich brauchte Rasierwasser und ging nach unten, um es mir aus der Küche der Lehrersfrau zu holen. Dabei irrte ich mich in der Tür und geriet in die Küche der Familie Kaczkowski, wo ich plötzlich der jungen Frau gegenüberstehe. Ich bitte sie auf Polnisch um warmes Wasser. Da ich ihre Antwort aber nicht verstehe, gehe ich an den Kran, um mir das Wasser selbst zu nehmen. Da höre ich hinter mir ein glockenhelles „to nie, to nie!“<sup>23</sup> und halte sofort inne. Sie gibt mir nun Wasser, und ich ziehe ab. Aber dieses singende „to nie, to nie!“ klingt mir noch lange in den Ohren.

Ich habe einen zweiten Putzer. Es ist ein Judenjunge, der – natürlich! – deutsch sprechen kann. Er erledigt alle Besorgungen für mich. Anfangs war das sehr bequem für mich, zumal ich kaum ein Wort polnisch konnte. Seine anfängliche Bescheidenheit verwandelte sich aber mehr und mehr in eine so unerträgliche Unverschämtheit, dass ich ihn eines Tages hinausgeschmissen habe. An seiner Stelle kommt jetzt seine sehr artige kleine Schwester, die mir die Strümpfe stopft und sich auch sonst nützlich macht. Später schenkte ich ihrem Vater einen Zivilanzug, den ich mir aus dem Urlaub mitgebracht hatte, um „zu Hause“ nicht immer in Uniform herumlaufen zu müssen. Er war mir zu eng geworden. Der Vater muss mir dafür sehr dankbar gewesen sein, denn als ich einmal mit einer starken Erkältung zu Bett lag, schickte er mir zwei Brötchen. Was das bedeutet, kann man erst ermessen, wenn man weiß, wie schlecht es den Juden ging. Im Übrigen waren für Kontakte mit Juden scharfe Strafen angedroht. Ich habe deshalb auch nur die beiden Kinder beschäftigt und nicht etwa ihre sehr hübsche, hellblonde, blauäugige, rotwangige Schwester. Sie war etwa 17 Jahre alt und wäre mir viel lieber gewesen.

Allmählich lebe ich mich ein. Ich lerne nach und nach einige polnische Leute kennen, kann mich inzwischen mit einem bescheidenen Wortschatz auf Polnisch verständigen, werde mit dem Städtchen vertraut und fühle mich recht wohl. Mein Zimmer verschönere ich durch eine Gardine aus gelbem Stoff und genieße die schöne Aussicht aus dem Fenster.

Die Division erwartet Ersatz. Die Einheiten haben längst nicht ihre Sollstärke. Viele Soldaten sind in Urlaub, und die Anwesenden – alles „alte Leute“, d. h. altgediente Soldaten – machen nur den notwendigsten Dienst. Die MG-Züge und mein Granatwerfer-Zug<sup>24</sup> machen Gefechtsdienst in dem Hügelland am Rande der Stadt, und die Fahrer versehen ihren Stalldienst.

Meine Gruppenführer<sup>25</sup> – Feldwebel Gartschock, Feldwebel Lehmann, Feldwebel Nadler – und ich haben eigentlich nicht viel zu tun. Nur der Spieß, Fritz Schulz, führt in der Schreibstube einen fürchterlichen Papierkrieg. Ich selbst schlafe mich immer aus, frühstücke in Ruhe und gehe dann zum Stall, der nur zweihundert Meter von meinem Quartier entfernt in derselben Straße liegt. Hin und wieder lasse ich mir ein Pferd satteln und reite in die Gegend. Ich trabe die Feldwege entlang, überquere Wiesen und Weiden, reite durch die benachbarten Dörfer und sammle Beobachtungen über Land und Leute, Klima und Landschaft, Wirtschaft und Verkehr und was mich sonst noch geographisch interessiert.

Nicht immer geht es glatt. Als ich einmal auf einem großen starken Tier in leichtem Galopp eine Wiese überquere, erschrickt der Braune vor einem Entwässerungsgraben und bockt, so dass ich über den Hals des Tieres fliege, mich mit einem Salto in der Luft überschlage und wieder mit Füßen und Gesäß auf der Wiese lande. Erstaunlicherweise habe ich mir dabei nicht das Geringste getan und spürte nicht einmal den leisesten Schmerz.

In **Zobniów** kommt eine junge Frau jedesmal ans Fenster gelaufen, wenn ich die Dorfstraße entlangreite. Eines Tages spreche ich sie an und erfahre, dass sie eine ehemalige Deutsche ist, die vor dem Krieg einen Polen geheiratet und in Posen gelebt hat. Wegen dieser Heirat hat sie als abtrünnige Deutsche nichts Gutes von den deutschen Behörden zu erwarten. Beim Einmarsch der Deutschen ist sie von Posen hierher geflohen und lebt nun mit Mann und Mutter in recht ärmlichen Verhältnissen. Sie heißt Helene Magdiarsch. Als sie einmal auf meinem Zimmer war, habe ich ihr ein Butterbrot gegeben, das sie sofort aufaß. Da merkte ich erst, wie hungrig sie war. Ein andermal habe ich ihr einen Beutel mit Kohlen in

---

<sup>23</sup> [Tun Sie] das nicht!

<sup>24</sup> Zur Gliederung der Kompanie s. **Gliederung der Maschinengewehrkompanie (MGK) eines Inf.Batls.** Den Granatwerfer-Zug führte der Autor nach Eintreffen des Ersatzes am 28.10.1940.

<sup>25</sup> im Original „Wir Zugführer“, aber gemäß einer **späteren Textstelle** war Nadler, also wohl auch die anderen, Gruppenführer im Zug des Autors



ihr Haus gebracht. Auf solche Geschenke hat sie sicher gehofft, als sie mit mir anbändelte, wie es ja die deutschen „Fräuleins“ im Westen mit den amerikanischen Besatzungssoldaten auch gemacht haben.

Bei einem dieser Ritte sah ich mir auch einmal einen Erdöl-Bohrturm an. Die Ausläufer des **Lemberger Erdölfeldes** reichen bis hierher, und die Bohrtürme stehen hier in beträchtlicher Zahl auf Feldern und Wiesen und verschandeln das Landschaftsbild. Die Pumpen laufen Tag und Nacht und fördern mit schwerfälligem Schnaufen das dickflüssige, grünlichbraune Öl zutage. Es muss dann noch in mehreren Arbeitsgängen raffiniert werden. Seine Bestandteile sind in den einzelnen Gebieten unterschiedlich, und so wird aus der einen Sorte Paraffin, aus der anderen Benzin usw. hergestellt.

Ab und zu muss ich auch Aufträge der Kompanie durchführen. Kürzlich musste ich Schlacke besorgen, mit der wir die Wege in einigen Kompaniebereichen trockenlegen wollten. Ich ritt zu einem Angestellten der Eisenbahn, dessen Häuschen am Stadtrand lag. Dort angekommen, band ich mein Pferd mit der Trense am Gartenzaun fest und betrat das Haus. Während ich mit dem Polen sprach, deutet er plötzlich mit dem Arm nach draußen. Ich blicke durch das Fenster und sehe gerade noch, wie mein Pferd mit dem Kopf am Zaun entlangfährt, das Zaumzeug abstreift und sich langsam entfernt. Ich bin wie der Blitz draußen, aber je näher ich dem Tier komme, umso schneller wird sein Schritt. Dann springe ich mit einem Satz heran und kriege gerade noch den Steigbügel zu fassen. Der Fuchs setzt sich in Trab und schleift mich am Boden mit. Glücklicherweise gerät er in eine hohe Schneewehe, in der er bis zum Bauch versinkt. Da bleibt er stehen. Nun packe ich seine Mähne und führe ihn heraus. Er geht auch ganz brav mit. Nun zäume ich ihn wieder auf und reite nach Hause. Das hätte ein schadenfrohes Gelächter gegeben, wenn ich zu Fuß zurückgekommen wäre!

Ein anderer Auftrag war wesentlich unangenehmer. Ich war mit mehreren Fahrzeugen losgeschickt worden, um in den umliegenden Dörfern Heu für unsere Pferde zu requirieren. Ich stehe in der Bauernstube des polnischen Starosten (*Bürgermeister*), der mir resigniert die Gehöfte bezeichnet, auf denen ich noch Heu bekommen kann. Wir sind wohl nicht die ersten, die requirieren, und es ist nicht mehr viel da. Die hellblonde Tochter des Starosten geht mit kalter Verachtung an mir vorbei und streift mich mit einem feindseligen Blick. An der Wand hängen Ikonen und ein Kruzifix. „Herrgott, welch ein Wahnsinn“, muss ich denken, „beide sind wir Glieder derselben katholischen Kirche, Glaubensbrüder, und müssen uns so weh tun!“. Aber ich kann es ihm nicht sagen. Der Starost tut mir leid, und als ich dann zusehe, wie unsere Fahrer das Heu auf den Fahrzeugen zu Bergen stapeln, stoppe ich das Verladen vorzeitig und ziehe ab.

Was mich tröstet, ist die Tatsache, dass wir andererseits auch wieder Gutes tun. Wir verleihen täglich eine Anzahl unserer Gespanne an polnische Bauern, die sie zum Pflügen oder zu anderen Arbeiten gebrauchen. Auch dem polnischen Kloster stellen wir Gespanne, und ich habe mich sehr über die nette Art gefreut, mit der Fritz Schulz sie den Schwestern übergeben hat. Die Interessenten holen sich die Gespanne mit dem dazugehörigen Fahrer selbst ab. Es war zweckmäßig, dass immer dieselben Fahrer zur gleichen Arbeitsstelle gingen. Dennoch gab es großes Gelächter, als ein Mädchen mit unüberhörbarem Interesse ihren „Paul“ wieder anforderte. Die Leute versammeln sich nämlich morgens vor dem Stall, und Fritz veranstaltet dann immer mit viel Humor eine Art Versteigerung.

Seit ich bei der 8./477 in Jasło bin, führe ich einen MG-Zug, der sein Quartier am entgegengesetzten Ende der Stadt hat. Der Dienst umfasst die üblichen Ausbildungszweige: Formalausbildung, Ausbildung an der Waffe, Schießen und Geländedienst. Dazu Übungsmärsche in bestimmten Zeitabschnitten. Da ich sonst keinerlei Zerstreuung habe, bleibe ich gewöhnlich bis zum Dienstschluss um 17 Uhr bei meinem Zug. Ich sitze also auch noch während des Waffenreinigens und der Putz- und Flickstunde bei den Männern. Als ich mir dann einmal während der Putz- und Flickstunde von einem meiner Männer die Haare schneiden ließ, deutete mir der Friseur sehr diskret und geschickt an, dass die Aufsicht über die beiden letzten Dienststunden den Gruppenführern zukäme und dass die Zugführer der anderen Züge niemals bis zum Dienstschluss dabei seien. Mir wurde klar, dass die Männer keineswegs darüber entzückt sind, wenn der Feldwebel ihnen bis zum Dienstschluss auf die Finger guckt. Sie wollen ja schließlich auch mal eine halbe Stunde früher Schluss machen! Ab sofort ließ ich mich in den beiden letzten Dienststunden nicht mehr sehen, zumal ich jetzt auch angenehmere Abwechslung in meinem Quartier fand.

Später, als die Rekruten eingetroffen waren<sup>26</sup>, übernehme ich den schweren Granatwerfer<sup>27</sup>-Zug. Die Männer sind in einer von uns neu errichteten Baracke im Stadtzentrum untergebracht.

An den Sonntagen, die immer dienstfrei sind, verlasse ich das Haus erst gegen Mittag, um ins Kasino essen zu gehen. Im Winter muss ich dann mit meinen blitzblanken Stiefeln durch den Schnee, und im Frühjahr steige ich vorsichtig durch die Pfützen und über die schlammige Straße, die hier am Stadtrand nicht gepflastert ist.

Von Zeit zu Zeit ist sonntags Kirchgang. Das ist Dienst. Die Kompanie marschiert im Dienstanzug mit Stahlhelm zur Kirche, vorn die Evangelischen, am Schluss die von mir geführten Katholiken. An einer Straßenecke schwenke ich dann mit meinem Zug ab und marschiere zur katholischen Kirche, vor der wir warten, bis der polnische Gottesdienst beendet ist.

Jeden Samstag geht die Kompanie baden. Wir benutzen dazu das ehemalige Judenbad, dass durch eine Brauseanlage für unsere Zwecke hergerichtet ist. Ich gehe immer etwas später und bade dann mit den anderen Feldwebeln zusammen oder auch ganz allein. Als Bademeister ist ein älterer rothaariger Jude tätig.

Der Weg zum Bad führt an der Ruine der Synagoge vorbei, die als stummer Zeuge unserer Schande und Torheit dasteht. Man brennt keine Kirchen nieder, ganz gleich, welcher Religion sie dienen. Das ist Barbarei und außerdem eine bodenlose politische Dummheit. Wohl haben wir hier auch manche Verbesserungen geschaffen. Wir haben die Hauptstraße mit ihrem Katzenkopfpflaster zu einer erstklassigen Asphaltstraße umgebaut. Auch der Marktplatz, der sich bei Regenwetter regelmäßig in eine Schlammpfütze verwandelte, bekam zunächst eine Kiesdecke und wurde später mit Fliesen belegt. Aber das sind technische Verbesserungen, die zwar zu materiellen Kultur gehören, die aber nicht ausreichen, um einen Hegemonieanspruch zu begründen, wenn nicht eine Kulturarbeit mit geistigen Werten hinzukommt. Wir haben zweifellos solche Werte zu bieten. Sie wirken allerdings langsamer und weniger sichtbar. Vorerst haben wir eine Kirche zerstört und dafür eine Asphaltstraße gebaut. Das ist ein erschreckender Aspekt. Man kann nur hoffen, dass er keine symptomatische Bedeutung hat. Aber die Armee ist nicht verantwortlich für diese Entwicklung.

Ich besuche mit noch zwei Feldwebeln das Gefängnis, in dem die SS oder Gestapo eine Abteilung für gefangene Juden unterhält. Wir klettern auf den Wachturm, um von dort aus die Gymnastikstunde der Gefangenen auf dem Gefängnishof zu beobachten. Vorher inspizieren wir das Gewehr des polnischen Zivilisten, der hier Wache steht. Wir lachen lauthals, als wir feststellen, dass das Gewehr ungeladen und der Lauf völlig verrostet ist. Dann beginnt die Gefangenengymnastik. Der Vorturner ist ebenfalls Jude. Er lässt einige Bodenübungen machen und boxt dann eine kurze Runde gegen einen Mitgefangenen, wobei er diesem einen harten Schlag ins Gesicht versetzt. Zum Schluss muss ein anderer Gefangener vor dem aufsichtführenden SS- oder Gestapomann stramm stehen und laut ausrufen: „Ich bin ein Jude und ein dreckiges Schwein!“ Dann verschwinden die Gefangenen im Gebäude.

Die galizischen Städte wimmeln von Juden. Der jüdische Anteil an der Stadtbevölkerung liegt dem Vernehmen nach bei 40 bis 60 %. Auch Jasło macht hier keine Ausnahme. Die alten Juden tragen alle einen langen Bart, den knöchellangen Kaftan und das runde Käppi. Auch in der Nähe unserer Schreibstube stehen mehrere Häuser, die von Juden bewohnt sind. Hier wohnen übrigens auch die Eltern meines früheren „Putzers“. Die Häuschen stehen dicht am Bürgersteig. Als ich einmal vorbei ging, saß an einem der niedrigen Fenster ein Mädchen. Im Vorübergehen, eine Sekunde lang, fiel mein Blick auf ihr Gesicht, eigentlich auf ihren Mund. Das Mädchen war bildschön, aber dieser Mund war hinreißend, von klassisch schöner Form und bezaubernder Anmut. Ich musste unwillkürlich an die Gottesmutter denken, und ich kann mir leicht vorstellen, von welcher vollendeter Schönheit sie gewesen ist.

Am 30. Nov. 1940 werde ich zu einem Offizieranwärterlehrgang für OA-Feldwebel nach **Bad Zegiestow** am **Poprad** kommandiert.<sup>28</sup> Er findet in der Divisionsschule<sup>29</sup> statt, die in einem hochmodernen Hotel, dem „**Haus Viktor**“, untergebracht ist. Die Zimmer sind komfortabel eingerichtet, Empfangshalle, Treppenhaus und Gänge sind mit Teppichen und Läufern ausgelegt. In den Gesellschaftsräumen sitzt man in modernen, sehr bequemen Stahlrohrsesseln. (Besatzungsmächte

<sup>26</sup> Am 28.10.1940 treffen 2000 Mann Ersatz z. T. aus dem Rheinland ein (TätBer 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000181/182).

<sup>27</sup> *Granatwerfer* (Bilder: 8-cm-Gr.W. 34, 12-cm-Gr.W. 42) werden heute als *Mörser* bezeichnet.

<sup>28</sup> TätBer 257. I.D. Frame 000454

<sup>29</sup> erwähnt auch Benary auf S. 22

suchen sich immer die besten Unterkünfte aus!) Das Gebäude steht in der gewaltigen Karpatenlandschaft hoch oben an dem steilen Hang eines tief eingeschnittenen Tales, in dessen Grund tief unten sich quirlend und rauschend ein Flüsschen dahin schlängelt. Das polnische Karpatenland ist das Wohngebiet der **Goralen**. Es ist ein Volksstamm, der in seiner Lebensweise und im Bewusstsein der Polen etwa dieselbe Stellung einnimmt wie bei uns die Tiroler.

Die Lehrgangsarbeit ist umfangreich und nimmt den größten Teil des Tages ein. Der Lehrplan umfasst alle Bereiche des militärischen Wissens, das in Unterrichtsstunden und Sandkastenübungen dargeboten und in Schülervorträgen und Diskussionen überprüft wird. Lehrgangsleiter ist ein Hauptmann aus dem Divisionsstab,<sup>30</sup> Lehrer sind Offiziere der verschiedenen Waffengattungen. Einmal stellt ein Pionier-Major einem Pionier-OA eine Aufgabe: Einsatz der Brückenbaupioniere unter Feindbeschuss. Der OA beim Vortrag: „... und der Bataillonskommandeur hat vorn zu sein, denn er ist Bataillonsführer und nicht Bataillonsschieber.“ Der Major fährt überrascht hoch: „Was war das? Noch einmal!“ Der OA wiederholt seinen Spruch ungerührt. Der Lehrer ist begeistert!

Wir liegen zu zweit auf den Zimmern. Schon in der ersten Nacht schnarcht mein Partner so fürchterlich, dass ich ihn dauernd wecken muss, weil ich nicht schlafen kann. Endlich packt mich der Zorn, und ich haue ihm mein Kopfkissen aufs Gesicht. Da wird er endlich richtig wach, und bevor er wieder zu sägen beginnt, bin ich eingeschlafen. Am nächsten Morgen bitte ich den Lehrgangsleiter um ein anderes Zimmer und habe nun einen sehr angenehmen Zimmergenossen. Er ist bei der Nachrichtentruppe. Ich habe ihn später beim Vormarsch in Russland einmal wiedergesehen.<sup>31</sup>

Abends nach Dienstschluss folgen dann immer noch einige schöne Stunden der Entspannung. Manchmal gehen wir in dem kleinen Ort spazieren, meist aber sitzen wir lesend oder plaudernd im Foyer, während aus der angrenzenden Bar der Lärm der Alkoholiker dringt, übertönt von den sentimental Klängen des Saisonschlagers: „**Hörst Du mein heimliches Rufen...**“ Zum Abschluss des Lehrgangs, der 14 Tage gedauert hat, gab es ein Festessen mit Eisbein und Sauerkraut. Es waren ausgesuchte, delikate Rieseneisbeine.

Kurze Zeit darauf, wieder in Jasło bei der Kompanie, beglückwünscht der Bataillonsadjutant mich nach dem Abendessen im Kasino zu der „sehr ordentlichen Beurteilung“, die ich vom Lehrgang erhalten habe und die gerade eingetroffen war.

Das Kasino war in einer Villa eingerichtet, die neben einem Park lag.<sup>32</sup> Die Offiziere und OA-Feldwebel aßen hier gemeinsam zu Mittag. Außerdem fand jeden Freitag ein dienstliches Abendessen mit anschließendem „gemütlichen Beisammensein“ statt, von dem die Feldwebel sich immer so früh wie möglich zu verabschieden suchten. Wir hatten angenehmeres „Beisammensein“ als Kartenspielen. Ich jedenfalls auf alle Fälle. Dabei hatten wir hier in Jasło noch Glück. Beim Regimentsstab war jeden Abend gemeinsames Essen, und das war Dienst!

Ich war am 15. Dezember spät abends aus Zegiestow zurückgekommen und betrat mein eiskaltes Zimmer in der Piotra Skargi. Da es zu spät war, um den Kohleofen noch zu heizen, fror ich jämmerlich. In jener Nacht beschloss ich, mir eine Gasheizung einbauen zu lassen, die von den galizischen Erdgaswerken gespeist wird. Das geschah dann auch bald, und jetzt habe ich immer ein schönes warmes Zimmer.

Es ist Weihnachten. Die Kompanie feiert in einem kleinen Saal in der Stadt. Der Abend beginnt mit einem feierlichen Gedenken an die im Polen- und Frankreichfeldzug gefallenen Kameraden. Dann singen wir Weihnachtslieder. Es folgt die Verteilung von Post und Paketen aus der Heimat, und dann beschäftigt sich jeder mit seinem bunten Teller und den bereitgestellten Spirituosen.

Heute, am 1. Weihnachtsfeiertag haben wir ein Festessen im kleinen Kreis veranstaltet, nämlich der Spieß Fritz Schulz, der Futtermeister Unteroffizier Jupp Zimmermann und ich. Zu dritt saßen wir im Quartier des Futtermeisters am weißgedeckten Tisch und erfreuten uns an einem festlichen Gänsebraten mit Rotwein. Die Gans war polnisch und der Rotwein französischer Beutewein. So billig und schmackhaft habe ich selten gegessen. Die polnischen Gänse sind zwar nicht fett, aber spottbillig. Der Durchschnittspreis für eine Gans betrug 7 Zloty (3,50 M). Der Rotwein war als **Marketenderware** ausgegeben worden. Unsere Kompanie hatte ein 50-Liter-Fass bekommen. Da aber viele Kameraden in Urlaub waren und andere den etwas sauren Wein nicht mochten, entfielen allein auf mich 12 Flaschen.

<sup>30</sup> Rittmeister Bermanseder (TätBer 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000425/62)

<sup>31</sup> wohl Wachtmeister Quiring, der leider später nicht mehr erwähnt wird

<sup>32</sup> Das Kasino befand sich sicher im 1944 zerstörten „Parkhaus“.



Aber auch mir war das zu viel, obgleich ich nun schon jeden Morgen zum Frühstück statt Kaffee Wein trank.

Als ich deshalb eines Tages vor dem Hause zufällig dem Schwiegersohn der Familie Kaczowski begegne, biete ich ihm spontan eine Flasche Wein an, wobei ich allerdings mehr an seine spröde Frau als an ihn dachte. Er nahm die Flasche, und ich ging auf mein Zimmer. Zehn Minuten später klopft es an meine Tür. Auf mein Rufen tritt – ich traue meinen Augen nicht – die auffallend schöne Frau des Beschenkten ein. (Es ist die junge Frau Pollak, die mir damals das Rasierwasser gab.) Sie bedankt sich für meine Menschenfreundlichkeit, denn sie ist der irrigen Meinung, ich hätte den Rotwein für ihre alte Mutter gestiftet. Ich erfahre, dass ihre Mutter von der Gestapo ins Gefängnis eingeliefert worden ist, weil sie im Verdacht steht, einem vom SD gesuchten Polen zur Flucht verholfen zu haben<sup>33</sup>, was aber nicht wahr sei. Nun sei die Mutter im Gefängnis erkrankt, und der Wein werde ihr sicher gut tun. ‚Sieh mal an!‘, muss ich denken, ‚wie gut deutsch sie plötzlich sprechen kann!‘. Dann äußert sie den Wunsch, die deutsche Sprache noch besser zu erlernen. Sie fragt, ob ich ihr wohl Unterricht geben würde. Ich sage sofort zu, vertröste sie aber bis zu meiner Rückkehr aus Berlin, denn ich fahre in Kürze in Urlaub. Dann geht sie wieder.

Vier Monate<sup>34</sup> wohne ich nun schon in diesem Hause. Jetzt endlich ist das Eis gebrochen. Ich erkenne, dass meine kleine menschenfreundliche Geste ihre Abneigung bezwungen hat, und dass man die Herzen der Menschen am sichersten mit Güte und Liebe gewinnt.<sup>35</sup>

Jeder Soldat muss sich vor Antritt seines Urlaubs einer ärztlichen Untersuchung unterziehen. Hat sicher seinen Grund. Ich sitze also im Wartezimmer unseres Bataillonsarztes und blättere in den ausliegenden Zeitschriften. Da fällt mein Blick auf ein Reklamefoto: Frau Lotte mit kleiner Tochter! Dann bin ich dran und trete ins Arztzimmer. Nach der Begrüßung und einem kurzen Gespräch schickt mich der Arzt ohne Untersuchung wieder weg. Er ist auch katholisch, kennt mich einigermaßen – auch vom Kasino her – und traut mir nichts Böses zu, der Gute.

Wenige Tage später, am 10.1.41, fahre ich in Urlaub und nehme den Eltern eine lange polnische Wurst und andere nahrhafte Sachen mit. Es ist ein bitterkalter Januar. Der Urlaub vergeht mit Kaffeehaus- und Verwandtenbesuchen, Verabredungen, S-Bahnfahrten und frohen, besinnlichen Tagen in der elterlichen Wohnung. Im Nu sind die 14 Tage vergangen. Am 25.1. treffe ich in Jasło ein und bin am nächsten Morgen schon wieder im Dienst.

Der Mensch, dieses angeblich vernunftbegabte Geschöpf, steckt voller Vorurteile. Ich kam in dem Bewusstsein nach Galizien, in den dreckigsten Winkel Polens verschlagen zu sein. Zweifellos gibt es schönere und sauberere Städte und Gegenden, aber auch hässlichere. Ich rede nicht der blöden Theorie von der Gleichheit aller Menschen das Wort, denn sie ist grundfalsch. Trotz mancher Ähnlichkeiten im Stadtbild und im kulturellen Verhalten zeigen sich andererseits grundlegende Unterschiede und typische Besonderheiten. Die Menschen hier sind nicht besser und nicht schlechter, nicht schöner und nicht hässlicher als anderswo. Aber sie sind anders als wir. Und dieses herrliche Karpatenland ist ein Schmuckstück, dessen Kurorte es wie Kleinodien verzieren. Meine anfängliche Abneigung ist überwunden. Ich bin nicht ungern hier, und so freudig ich auch in den Heimaturlaub fahre, so gern kehre ich wieder hierher zurück. Arme, gute Mutter, Du hast es gespürt, mit welch leichtem Herzen Dein Sohn wieder abfuhr. Aber war es nach Galizien? Oder in das Haus Piotra Skargi 13?

Wenige Tage nach meiner Rückkehr stehe ich auf der Straße vor unserem Pferdestall, als die junge Frau Pollak vorbeikommt. Ich spreche sie wegen der vereinbarten Unterrichtsstunden an. Ihr Gesicht ist abweisend, und ich spüre, dass ihr diese Unterhaltung auf der Straße unangenehm ist. Wir verabreden eine Stunde am selben Abend. In der Annahme, sie käme auf mein Zimmer, warte ich lange vergeblich. Dann entschlief ich mich, hinunter zu gehen. Mit einem blauen Oktavheft und zwei Liliput-Lexiken bewaffnet, trete ich in ihr Zimmer. Aus dieser ersten Unterrichtsstunde wurde in der Folgezeit ein fast regelmäßiger Besuch. Ich musste jeden Abend herunterkommen und wurde vorwurfsvoll nach dem Grund meines Ausbleibens gefragt, wenn ich einmal dienstlich verhindert war. Die Familie lud mich trotz meines Sträubens zu einem Familienfest ein, bei dem ich dann als deutscher Soldat unter den

---

<sup>33</sup> vgl. unten Fußnote 37

<sup>34</sup> 11.10.1940–10.01.1941 wären drei Monate

<sup>35</sup> Der Autor hat nie auch nur geahnt, dass es sich um eine jüdische, in der Widerstandsbewegung aktive Familie handelte. Der Kontakt bedeutete also doppelte Gefahr für ihn, abgesehen davon, dass er Juden ablehnte.

polnischen Gästen saß. Ich tat es ungern, aber ich muss sagen, dass wir – die Polen und ich – uns recht gut in die Situation geschickt haben.

Unbegreifliches Menschenherz! Diese Polinnen hassten mich mit dem unvorstellbaren, abgrundtiefen Hass der Slawen gegen alles Deutsche. Und jetzt erkenne ich aus allem, was sie tun und sagen, eine tiefe, wenn auch verhaltene Zuneigung. Einmal fing ich beim Unterricht einen so zärtlichen Blick von Sofia auf, wie mich selten eine Frau angeblickt hat. Ein andermal erzählte sie mir, dass sie sich öfter dabei ertappt habe, wie sie gedankenlos immer wieder „goronca woda“<sup>36</sup> auf Papier geschrieben habe, weil es sie so gerührt habe, dass ich polnisch gesprochen und es so drollig ausgesprochen habe.

Ihre Schwester Marja sprach kaum Deutsch, und deshalb wechselten wir nur sehr selten mal ein paar Worte. Auch hat sie uns den Tod ihres Verlobten nie verziehen. Eines Abends holte sie Kartoffeln, die auf dem Boden neben meinem Zimmer lagerten. Ich hörte sie im Dunkeln rumoren. Deshalb legte ich ihr, als sie gerade einen vollen Eimer hinunter trug, eine brennende Taschenlampe hin. Da lief sie zornig zu ihrer Schwester (von der weiß ich es), stampfte mit dem Fuß auf und erklärte verbissen, sie wolle die Lampe von mir nicht nehmen. Sie nahm sie dann doch und brachte sie mir mit einem kalten „Danke“ ins Zimmer zurück. Als ich später einmal grippekrank im Bett lag, brachte mir diese streitbare Amazone unaufgefordert eine Tasse Tee mit Himbeeren ans Bett. Dieses stolze und schöne Mädchen, dem die Deutschen den Bruder und den Geliebten getötet haben, erweist dem gehassten Feind ihres Volkes diese Geste der Nächstenliebe!

Das erste Ei, das die neu angeschafften Hühner legen, bekomme ich! Den bisher verheimlichten Radioapparat soll ich für mein Zimmer erhalten. Eines Tages verrät mir Zofia mit verschmitztem Lächeln, dass der seinerzeit geflüchtete Pole sich in **Lemberg** befindet.<sup>37</sup> Fast täglich erhalte ich neue Beweise ihres Vertrauens oder ihrer Zuneigung. Nur zuweilen flackert der Hass in ihr wieder auf. Er schießt wie eine Stichflamme hoch, abgründig und erschreckend, wenn das Gespräch die deutsch-polnischen Verhältnisse streift oder wenn sie in mir plötzlich den Preußen erkennt. Oder er bäumt sich hilflos auf, wenn sie dies bei der Berührung meiner Uniform bemerkt. Als sie wieder einmal ihrem Zorn gegen die deutsche Besatzung Luft macht, gebe ich ihr zu bedenken, dass, wenn die Deutschen abzögen, die Russen hereinkämen. Sie wusste, dass die Russen weit schlimmer sind als wir. Russen und Deutsche sind in Polen gleichermaßen verhasst. Dennoch antwortet sie mir: „Ist uns ganz egal, erst mal die Deutschen raus!“

Die Polen haben einen fanatischen Nationalstolz. Es ist purer Chauvinismus. Sofia spricht von den oft blutigen Volkstumskämpfen zwischen Polen und Ukrainern im Lemberger Raum. Es wohnen nämlich viele Ukrainer dort. Von einer ihrer Freundinnen sagt sie: „Ja, sie ist meine Freundin, aber leider ist sie Ukrainerin.“ Mit wie viel Liebe erklärt sie mir die Wesensunterschiede zwischen den arbeitsamen, nüchternen, verbissenen Warschauern und den liebenswürdigen, heiteren Lembergern. Ich muss dabei an sehr ähnliche Charakterzüge zwischen den Berlinern und den Wienern denken.

Ein andermal erzählt sie mir ziemlich verbittert von einem Erlebnis in der Eisenbahn. Ein paar deutsche Soldaten wollten mit einem polnischen Mädchen anbandeln. Als dies ihnen die kalte Schulter zeigte, fingen die **Landser** an, sich in abfälligen Bemerkungen über die Polen zu ergehen. Sofia verstand genug davon, um sich zutiefst beleidigt zu fühlen. Selbst wenn man solche Vorkommnisse nicht dramatisiert, bleiben sie doch taktlos und unklug. Ein Beweis mehr für die These, dass wir uns nur allzu oft wie der Elefant im Porzellanladen benehmen, nicht nur auf dieser untersten, sondern auch auf höchster politischer und diplomatischer Ebene. Wir Deutsche sind keine Diplomaten.

Zu meiner Bemerkung über die 1200 in Posen ermordeten Deutschen<sup>38</sup> sagt Sofia, das glaube sie nicht. So etwas täten die Polen nicht. Sie ist zu sehr Frau und Polin, um objektiv zu sein. In diesem Punkt sind wir Deutschen mit unserer Objektivität wohl ehrlicher, auch gegen uns selbst, wobei wir dann im Zusammenhang mit unserer Neigung, ins Extrem zu fallen, sogar unser eigenes Nest beschmutzen. Das täte ein Pole nie, auch kein anderer Europäer. Die Österreicher haben noch Sympathien bei Sofia, die Reichsdeutschen nicht und die Preußen schon gar nicht.

Eines Morgens komme ich in die Schreibstube, als der Spieß bei meinem Anblick ausruft: „Menschenskind, jetzt hätte ich es beinahe vergessen: Du sollst als Transportführer einen MUZ (Militär-

---

<sup>36</sup> gorąca woda, heißes Wasser

<sup>37</sup> Es wird sich um Adolph Kaczowski oder seinen Bruder **Gustav** gehandelt haben, die beide zu Beginn des Krieges nach Lemberg geflohen waren.

<sup>38</sup> am 3. September 1939, dem sog. **Bromberger Blutsonntag**

Urlauber-Zug) nach Berlin fahren! Der Zug fährt um 11 Uhr ab **Reichshof (Rzeszów)**. Du musst um 10 Uhr vom hiesigen Bahnhof abfahren.“ Ich sehe auf meine Uhr. Es ist 9 Uhr. Jetzt geht alles wie der Blitz. Zurück ins Quartier, umziehen, Koffer packen. Vorher schon hatte ich im Vorbeirennen dem Futtermeister befohlen, einen Schlitten anzuspinnen, und Unteroffizier Mielenz mit dem Auftrag zum Markt gehetzt, eine Gans zu kaufen und sie gleich zum Bahnhof zu bringen. Als ich im Laufschrift zum Stall zurückkomme, sitzt Jupp Zimmermann schon im Schlitten, die Leine fahrbereit in Händen. Während ich einsteige, ziehen die Pferde schon an, und der leichte Schlitten fliegt durch die Straßen der Stadt. Wie wir am Bahnhof vorfahren, steht dort bereits Unteroffizier Mielenz mit dem Fahrrad, unter dem Arm die eben erst geschlachtete, noch warm verpackte Gans. Das hat jedenfalls geklappt wie am Schnürchen. Ich verabschiede mich mit Dank und Anerkennung und verschwinde im Bahnhofsgebäude.

In Reichshof (dem eingedeutschten Rzeszów) melde ich mich beim Bahnhofsoffizier, einem älteren, freundlichen Hauptmann, der mir die nötigen Anweisungen gibt. Ich habe nur die Fahr- und Urteilscheine zu kontrollieren und die Zahl der Urlauber im Zug festzustellen. Dafür stehen mir noch zwei Soldaten als Helfer zur Verfügung. Als Dienstabteil ist uns ein Abteil in der Polsterklasse (2. Klasse) eingeräumt. Der Transport verläuft ohne Zwischenfälle. Der Militärurlauberzug kommt Freitag abends in Berlin an. Am Sonntagabend muss ich denselben Zug zurückfahren. Das bedeutet also zwei Urlaubstage bei den Eltern, einen kurzen Besuch bei Lotte, und dann ging es schon wieder zurück nach Jasło.

Die Gans hatte die Reise mit Mühe und Not überstanden. Das frisch geschlachtete, noch warme Tier hatte während der ganzen Reise im Gepäcknetz des geheizten Abteils gelegen. Als meine Mutter es ausnahm – die Eingeweide waren ja noch drin – hatte es schon etwas „haut goût“. Ich hätte die Gans während der Fahrt aus dem Fenster hängen können, wie das üblich war, aber da wurde sie oft geklaut.

Der Dienst geht wieder seinen üblichen Gang. Oft üben wir bei starker Kälte auf den Hügeln am Stadtrand von Jasło. Dann sehe ich von den Höhen auf mein Quartier hinunter und freue mich schon auf mein warmes Zimmer und die Unterrichtsstunde mit Sofia.

Im Turnus von sechs Wochen habe ich die Aufgaben des Offiziers vom Dienst wahrzunehmen. Ich muss dann im Laufe der Nacht alle Wachen und Posten kontrollieren, die im Ortsbereich bei wichtigen militärischen Gebäuden stehen. In Stahlhelm und Mantel mit umgeschnallter Pistole mache ich dann meine nächtliche Runde, gehe über den einsamen Marktplatz, der vom bleichen Mondlicht erhellt ist, durch die stillen, menschenleeren Straßen, und nur die Mauern der Häuser werfen den Widerhall meiner Schritte zurück.

Nach einigen Wochen bin ich schon wieder mit Urlaub an der Reihe. Sofia und Marja bitten mich, ihnen aus Berlin einige Dinge mitzubringen, die es in Jasło schon lange nicht mehr gibt: Hautcreme, Parfüm, eine Thermosflasche und Andersens Märchen. Am Vorabend der Reise, nach der Deutschstunde, nehme ich von Sofia an der Tür ihres Zimmers einen kurzen, schüchternen, aber zärtlichen Abschied. Am 23.2.41 fahre ich in Urlaub, mit mehreren Pfund Butter für die Eltern im Gepäck. Ich verbringe wieder 14 herrliche Tage im Elternhaus, besuche Verwandte und Bekannte, sitze in Kaffeehäusern, laufe halbe Tage in den großen Warenhäusern herum oder bleibe zuhause vor meinem Bücherschrank. Am 11.3.41 fahre ich vom **Bahnhof Charlottenburg** wieder ab und gelange über **Breslau**, **Krakau**, **Tarnow** und **Struze** nach Jasło.

Am nächsten Tag bringe ich die für die beiden Frauen besorgten Sachen nach unten. Leider habe ich das Parfüm, das sich Marja gewünscht hatte, nicht bekommen. Es sollte unbedingt ein bestimmtes englisches Parfüm sein, das ich nirgends mehr auftreiben konnte. Selbst in Berlin war nicht mehr alles zu bekommen, und schon gar nicht Waren aus feindlichen Ländern. Sofia konnte ihre Thermosflasche und ihr Parfüm in Empfang nehmen. Sie war etwas enttäuscht über die ungebrauchte Thermosflasche. Sie hätte es lieber gehabt, wenn ich schon daraus getrunken hätte. Über das Parfüm freute sie sich sehr, bis ihr plötzlich einfiel, dass es ja wieder etwas Deutsches war. Mit einer unnachahmlichen Gebärde von Freude und Abneigung zugleich schlägt sie das Fläschchen von einer Hand in die andere.

Da ich jetzt Gasheizung in meinem Zimmer habe, kann ich Holz und Kohlen entbehren. Das Anmachholz hatte ich immer in einem Sack neben dem Ofen stehen. Es war ein bevorzugter Tummelplatz für Mäuse. Das hört nun auch auf. Die Kohlen, etwa zwei Zentner, schenke ich der Familie Kaczowski.



Die Zeit verrinnt. Der Frost lässt nach. Der Schnee schmilzt. Die Straßen und Wege werden schlammig. Da trifft (am 29.03.1941<sup>39</sup>) plötzlich ein Mobilmachungs-Befehl ein. Das Regiment soll unter Mitnahme sämtlichen Gerätes über den **Duklapass** nach **Kaschau** (Slowakei) marschieren. Sofort beginnt das Verladen. In langer Reihe stehen die Fahrzeuge auf der Straße. Die Soldaten wimmeln wie ein Ameisenvolk drum herum. Aber das Durcheinander ist nur scheinbar. Das Verladen ist eine oft geübte Tätigkeit. Waffen, Munition, Geräte und Gepäck werden nach einem genau festliegenden Plan auf den Fahrzeugen verstaut.

Abends nehme ich Abschied von der Familie Kaczkowski. Wir sitzen im Wohnzimmer zusammen, aber es wird wenig gesprochen. Die beiden Töchter blicken stumm vor sich hin. Ich starre abwechselnd die eine und die andere an, aber sie vermeiden es, meinem Blick zu begegnen. Um Mitternacht setzt sich das Bataillon zum Treffpunkt des Regiments in Bewegung. Die Nacht ist finster. Es regnet in Strömen. Das Wasser läuft in den Hals und in die Reitstiefel. Wir sind nass und frieren. Aber es stört uns wenig. Die spannende Ungewissheit über die kommenden Ereignisse hält Offiziere und Mannschaften aufrecht. Abenteuerlust ist erwacht, und das einzige Gesprächsthema sind Vermutungen über unser Ziel und unsere Aufgaben. Der neue Tag ist angebrochen. Das Regiment marschiert immer noch bei strömendem Regen. Über die gelben, steinigen Wege laufen kleine Rinnsale. An einer Stelle ist ein Bach über die Ufer getreten und behindert unseren Vormarsch. Hier steht der Regimentskommandeur, **Oberst Taeglichsbeck**<sup>40</sup>, tropfnass und schweigend, und beobachtet, wie die Kolonnen den Engpass überwinden. Wir marschieren bis zum Mittag.<sup>41</sup> Da macht das Regiment plötzlich kehrt und marschiert zurück. Erst als wir uns dem Jaslower Gebiet wieder nähern, erfahren wir, dass die ganze Geschichte nur ein Übungsalarm und ein Übungsmarsch unter erschwerten Bedingungen war.

Als ich am nächsten Abend zur Familie Kaczkowski hinunter gehe, erkläre ich ihnen etwas verlegen (nach diesem beklemmenden Abschied!), dass es nur eine Übung gewesen sei. Zu meinem großen Erstaunen sind sie über diese Nachricht gar nicht überrascht. Sie wussten es schon, und zwar haben sie es in demselben Augenblick erfahren, als wir kehrtemacht hatten. Sie scheinen doch einen verdammt guten Nachrichtendienst zu haben, denn sie sind über manches besser orientiert als unsere Soldaten.

Der Futtermeister Jupp Zimmermann hat etwas ausgefressen, und ich soll ihn nach Reichshof ins Wehrmachtsgefängnis bringen. Ich im Dienstanzug mit Pistole, er im Drillichanzug. Bevor ich ihn abliefern, trinken wir auf seinen Wunsch noch ein Bier in einem Restaurant. Jupp stammt aus Köln. Er war ein Schlitzohr. Er hat später beim Vormarsch viele Fotos gemacht, und ich hatte ihm für jeden Abzug seiner Bilder im Voraus eine Zigarette gegeben, insgesamt wohl 50 Stück (für Raucher damals eine Kostbarkeit), aber von seinen Fotos habe ich nur ein halbes Dutzend erhalten, und auch diese erst auf Anforderung nach dem Krieg.

Seit einiger Zeit ist übrigens Hauptmann Goßmann unser neuer Kompaniechef. Er war ja damals in Kombornia drei Tage lang mein Chef, bevor ich nach Jaslo versetzt wurde. Er erzählte mir mal einiges über die Zeit, nachdem ich schon fort war, und sagte zum Schluss, er hätte lieber **mich** behalten sollen, denn mit Franz Bachem sei nicht viel los. Außer dem Kompaniechef haben wir noch einen Kompanieoffizier. Er ist Oberleutnant, nicht mehr ganz jung, hat ein frisches, rundes, pausbäckiges Kindergesicht, ist sehr freundlich und nimmt den Dienst sehr leicht. Bei dem letzten Mobilmachungs-Alarm waren wir schon mit dem Verladen fertig, aber der Kompanieoffizier war immer noch nicht da. Ich war für ihn eingesprungen. Als Goßmann kam und seinen Stellvertreter vermisste, war er stinkwütend. Ich aber hatte nun einen Pluspunkt bei ihm.

---

<sup>39</sup> Das Datum 29.03.1941 ist das wahrscheinlichste. Folgende Tage, an denen gem. TätBer 257. I.D. Frame 000203-206 der am nächsten Tag erwähnte Regen fiel, kommen in Frage: 29.–30.04. (vorher Schnee), 14.–18.04. oder 20.–22.04. (danach Verlegung nach Mecinka gem. Frame 000206); jedoch werden anschließend (vorausgesetzt, die zeitliche Reihenfolge stimmt hier) so viele Erlebnisse erzählt, dass ein größerer Zeitraum zwischen dieser Mobilmachung und der Verlegung liegen muss. **Weitere Eingrenzungsmöglichkeit: Goßmann muss schon KpChef gewesen sein, aber wo kann man das finden?**

<sup>40</sup> im Original irrtümlich „von T.“

<sup>41</sup> Die von Mitternacht bis Mittag mit relativ ungeübter Truppe bei Nacht und Regen zurückgelegte Strecke betrug wohl maximal 10, mit dem Rückweg am gleichen Tag also 20 km. Vielleicht wurde **Świerchowa** oder **Lajscce** erreicht.

Wir lernen jetzt Russisch.<sup>42</sup> Den Unterricht erteilt unser Bataillonsarzt, der fließend Russisch spricht. Teilnehmer sind alle Offiziere und OA-Feldwebel des Bataillons. In dem normalen Offiziersunterricht beschäftigen wir uns am Sandkasten mit Flussübergängen über den **San**. Wohl war das Gerücht aufgetaucht, dass es vielleicht gegen Russland ginge, aber so recht wollte immer noch niemand daran glauben. Den Russischunterricht betrachteten wir als Beschäftigungstherapie, eine der üblichen Maßnahmen zur Belegung des Dienstes und zur Erweiterung unserer Kenntnisse. Auch die von *Major*<sup>43</sup> Haarhaus abgehaltenen Sandkastenübungen brauchten nicht unbedingt Alarmzeichen zu sein, denn jede Armee befasst sich mit der Verteidigung seiner Grenzen, und Flussübergänge waren ein beliebtes Thema. Und außerdem hatten wir doch ein **Bündnis mit der Sowjetunion!**

Die meisten OA-Feldwebel werden zu Leutnants der Reserve befördert. Ich bin nicht dabei. Hauptmann Goßmann teilt mir mit, dass mir noch einige Wochen an der Mindestdienstzeit fehlen, die für jede Rangstufe vorgeschrieben sind. Die andern waren ja alle schon im Polen- und Frankreichfeldzug dabei, während ich noch zuhause saß.

Das Bataillon wird verlegt. Es sollen noch einige Divisionen in unserem Raum stationiert werden. Die Einheiten rücken dichter zusammen.<sup>44</sup> Das ist nun doch deutlich! Wir packen und verladen also und rücken zum Marktplatz, wo das Bataillon sammelt. Es ist ein kriegesisches Bild, das sich auf dem Platz entfaltet. In langen Kolonnen stehen Soldaten und Fahrzeuge am Bürgersteig entlang und bilden ein großes Viereck. Melder laufen hin und her. Rufe, Befehle und Kommandos erschallen. Berittene stehen wie Bildsäulen vor ihren Zügen. Ich selbst, in Kampfausrüstung mit Stahlhelm und umgehängter Maschinenpistole, reite langsam an meinem Zug entlang. Da kommt Sofia mit einer Freundin auf dem Bürgersteig an mir vorbei. Aber sie sieht mich nicht an.

23.04.1941, 20 Uhr.<sup>45</sup> Das Bataillon setzt sich in Bewegung. Unser Marschziel ist das Dorf **Męcinka**, sechzehn Kilometer ostwärts von Jasło. (Męcinka wird hinter dem „e“ mit einem nasalen „n“ gesprochen: Me(n)cinka).

Es ist schon dunkel, als wir unseren neuen Standort erreichen. Beim Schein der Taschenlampen fahren unsere Fahrzeuge auf einer Wiese auf, wo sie unter Bäumen in Fliegerdeckung stehen. Der lehmige Boden ist nass und aufgeweicht, so dass das Auffahren nicht ganz reibungslos verlief. Während die Fahrer dann ausspannen und die Pferde versorgen, suchen die Züge ihre Quartiere auf. Mein Zug liegt in einem großen **Schulraum**, ich selbst mit dem Kompanietruppführer in einem Bauernhaus, das von einer Frau mit ihrer etwa 16-jährigen Tochter bewohnt wird. Es ist ein einfaches Lehmhaus mit Strohdach, wie sie in vielen polnischen Dörfern stehen. Nach einigen Tagen wechselte ich aber dieses Quartier. An meiner Stelle zieht Gefreiter Sasse zu dem Kompanietruppführer, während ich mit einem aktiven Oberfeldwebel zusammenziehe. Unsere neue Unterkunft liegt oben am Rand eines ziemlich steilen Hanges, ist sauberer als das erste Haus, hat Dielen und Fenstergardinen und gehört einem polnischen Eisenbahner, der nett und freundlich zu uns ist. Er hat noch eine Frau und zwei Töchter, und die ganze Familie versteht kein einziges Wort Deutsch. Meinem Kameraden, der als Oberschlesier fließend polnisch spricht, macht das nichts aus. Ich aber bin gezwungen, polnisch zu reden und lerne auf diese Weise viel und schnell.

Unser lebenslustiger Oberleutnant hat sich beim Alten wieder einmal in die Nesseln gesetzt. Obgleich er mit seinem Zug Alarmwache hatte, erschien er abends im Schlafanzug in der Tür seines Hauses. Als der Chef das erfuhr, war der Teufel los. Kurze Zeit darauf wurde dieser pflichtvergessene Heini versetzt, und wir bekamen einen anderen Kompanieoffizier. Es ist Leutnant Herzog, groß, schlank, mit schmalem Gesicht und einem leichten Sehfehler. Wir haben uns von Anfang an gut verstanden, denn er mochte mich aus unerfindlichen Gründen gern leiden.

Dicht beim Dorf liegt ein kleines Elektrizitätswerk, in dem ein deutsches Polizeikommando untergebracht ist. Das Gelände um dieses Werk ist mit Ginster und Weidengebüsch bestanden und eignet sich gut für unseren Geländedienst. Hier übe ich meist mit meinen Granatwerfern. Nach dem Dienst spazierte ich durch das Dorf, spreche die Leute an oder werde angesprochen, wobei ich dann auch in die Häuser gehe. Bei einer Familie war ich zweimal. Der Mann ist verschlossen. Er mag uns nicht. Aber die

---

<sup>42</sup> Der Russisch-Unterricht wurde im Januar aufgenommen und ab Mai verstärkt (TätBer 257. I.D. Frame 000703, 000631).

<sup>43</sup> im Original irrtümlich „Oberst“

<sup>44</sup> TätBer 257. I.D. T-315 Roll 1802 Frame 000580. Ab April rückte die Division schrittweise an die Demarkationslinie am San heran. (Benary S. 23)

<sup>45</sup> TätBer 257. I.D. Frame 000206/580

Frau ist sanft und freundlich, und die etwa 20-jährige Tochter ist sehr zutraulich und will alles Mögliche von mir wissen und erklärt bekommen, vor allem Worte, die unsere Landser ihr auf der Straße zurufen. Von Zeit zu Zeit reite ich mit den anderen Feldwebeln durch die Umgebung. Einmal durchschwimmen wir mit den Pferden ein kleines Flüsschen, das in der Nähe des Dorfes am Elektrizitätswerk vorbeifließt. Wir ritten ins Wasser, bis die Pferde den Boden unter den Füßen verloren und losschwammen, während wir ruhig im Sattel sitzen blieben. Auf dem Rückweg ließen wir uns, sobald die Pferde zu schwimmen begannen, aus dem Sattel gleiten und schwammen nebenher, wobei wir das Pferd nur mit einer Hand an der Mähne fassten. Bei dieser Methode musste man nur wieder rechtzeitig im Sattel sitzen, bevor das Pferd am anderen Ufer Grund fasste. Das alles taten wir in voller Uniform. Es war warm genug, und die Sachen trockneten schnell.

Ein andermal kletterte ich mit Leutnant Herzog einen bewaldeten Hang hinauf bis zu einem Wassertümpel, wo wir mit unseren Pistolen nach Fröschen schossen. Manchmal ging ich auch in unsere Kompaniekantine, die wir im Schulgebäude eingerichtet hatten. (Übrigens hatte ich in Jasło einmal den Kantinenunteroffizier während seines Urlaubs für 14 Tage vertreten. In diesen zwei Wochen hatte ich die Kasse völlig durcheinander gebracht.)

1. Mai 1941. Wir feiern in der Kantine meinen 31. Geburtstag. Nach der Feier trete ich leicht benebelt zu später Stunde den Heimweg an, trotte versehentlich in mein erstes Quartier und betrete die einzige beleuchtete Stube. Es ist das Schlafzimmer der Frau und ihrer Tochter, die beide schon in ihren Betten liegen. Und auf jedem Bettrand saß, zum Kopfkissen hingebeugt, ein Soldat. Es sind die beiden, die hier einquartiert sind. Ich ziehe mich etwas ernüchtert in meine jetzige Unterkunft zurück.

Hier haben wir uns inzwischen recht gut eingelebt. Die beiden Töchter des Hauses, die uns bei unserer Ankunft mit feindseligen Blicken gemessen haben, sind umgänglicher geworden. Wenn wir Zeit und Lust haben, machen wir uns nützlich. Einmal lösen wir die beiden Mädchen beim Mehlmalen ab. Das Mahlen erfolgt mit zwei runden, waagrecht übereinander liegenden Mühlsteinen. Der obere Stein, an dem sich ein Griff befindet, wird mit der Hand im Kreis gedreht, so dass das zwischen den Steinen liegende Korn zerrieben wird. Die uns ungewohnte Arbeit ist anstrengend. Wir müssen immer häufiger Pause machen und geben nach 20 Minuten unter dem Gelächter der beiden Mädchen auf. Dabei ist der Oberschlesier ein Hüne von Gestalt! Da war es doch angenehmer, von unserem Fenster aus auf Krähen zu schießen oder den Mädchen bei der Gartenarbeit zuzusehen! Manchmal stehen wir abends noch mit der Familie oder mit den beiden Mädchen in der Haustür beisammen und versuchen ein bescheidenes Gespräch. Die Stimmung ist friedlich und das Verhältnis zu diesen Menschen ungetrübt. Die ältere der beiden Töchter, anfangs eine unnahbare Wildkatze, ist jetzt ein Kätzchen geworden. Nur manchmal zeigt sie noch ein bisschen die Krallen. Als wir später abzogen, hat sie mir ein Foto zur Erinnerung geschenkt.<sup>46</sup>

Als ich einmal mit dem Oberfeldwebel (ich habe seinen Namen vergessen) über die Dorfstraße ging, kamen wir an einer Gruppe von Mädchen vorbei, die in einem Garten arbeiteten. Eine von ihnen machte eine Bemerkung, auf die mein Kamerad prompt eine Antwort hinüberrief. Da kreischten die Mädchen überrascht auf: „Der kann ja polnisch!“

Sonntags ist dienstfrei, aber hier im Dorf ist nichts los. Wer also nicht lieber schläft, oder in der Kantine oder bei den Dorfbewohnern – vorzugsweise weiblichen – Unterhaltung sucht, versucht nach Jasło zu gelangen, um dort alte Bekanntschaften weiter zu pflegen. Der Alte ist sehr dagegen und gibt keine Erlaubnis zum Verlassen des Dorfes. Also muss man heimlich fahren. Da in Męcinka eine Bahnstation ist, gelang es einigen, einen Personen- oder Güterzug zu benutzen. Feldwebel Lehmann ließ sich einmal mit einer Draisine mitnehmen. Ich selbst habe einmal eine einzelne Lokomotive angehalten und ließ mich dann kurz vor dem Bahnhof Jasło an einer Schranke absetzen. Einige Male habe ich mir von den Polizisten im Elektrizitätswerk ein Fahrrad geliehen. Damit fuhr ich dann immer auf dem Bahndamm entlang, auf dem schmalen Trampelpfad dicht neben dem Gleis. Das war abends im Dunkeln bei der Rückkehr nicht ganz einfach. Einmal bin ich den Bahndamm hinunter gekollert, und ein andermal bekam ich einen „Platten“. Ich schob den Drahtesel bis zum nächsten Haus und ließ mir dort eine Luftpumpe. Ich hatte Glück, dass eine vorhanden war. Gewundert habe ich mich auch, dass die junge Frau gar nicht erschrak, als sie die Tür öffnete und einen deutschen Soldaten vor sich sah. Es war doch spät abends und stockfinster, und sie selber war offenbar schon im Bett gewesen, denn sie trug nur einen

---

<sup>46</sup> Dieses und alle anderen Fotos seiner weiblichen Bekannten hat der Autor nach der Hochzeit auf Bitten seiner Frau vernichtet – verständlich, aber schade.



Unterrock. Als ich dann beim Elektrizitätswerk ankam, war die Luft schon wieder raus. Ich habe das Fahrrad auch nicht mehr bekommen.

Ich war mehrmals in Jasło, bei Sofia. Nur einmal trafen wir uns in einem Dorf, das halbwegs zwischen Jasło und Męcinka lag. Sie war hier zu einem Verwandtenbesuch, und so haben wir uns hier verabredet. Wir trafen uns außerhalb des Dorfes in einem kleinen Wäldchen und liefen darin herum. Ihre Zuneigung war offensichtlich, und ich begreife heute noch nicht, warum ich gerade diesmal so unglaublich zurückhaltend war.

Sechs Wochen lagen wir nur in Męcinka, als wir schon wieder verlegt wurden.<sup>47</sup> Diesmal rückten wir aber nur in das Nachbardorf **Jedlicze**, das nur eine halbe Wegstunde von Męcinka entfernt war, so dass wir häufig zwischen den beiden Dörfern hin und her pendelten. Einmal bekam ich hier noch Besuch von Sofia, die mit einem Bekannten zu Rad durch das Dorf kam. Ich hatte gerade Mittagsruhe gehalten und ging noch ganz verschlafen zu ihr auf die Straße. Wir sprachen nur einige belanglose Sätze miteinander. Es war nicht der Ort für Gespräche. Der Begleiter hatte sich feinfühlig etwas entfernt. Dann fuhren sie weiter. Es war unsere letzte Begegnung. Ich habe sie nie wiedergesehen. Nur ein paar Fotos waren mir geblieben.

Von Jedlicze aus verlegten wir nach **Radymno** am San.<sup>48</sup> Wir rücken nachts in die Quartiere.<sup>49</sup> Der Ort ist voller Truppen. Artilleristen beginnen Gartenzäune umzulegen und Geschützstellungen auszubauen. Jetzt ist es auch dem letzten klar, dass es Krieg gegen die Sowjetunion gibt.

Ich werde zur Divisions-Führerreserve abkommandiert<sup>50</sup>, die von *Major*<sup>51</sup> Haarhaus geführt wird. Sie umfasst etwa 30 Offiziere, Unteroffiziere und einige Mannschaftsdienstgrade. Wir sind in einer Scheune untergebracht.<sup>52</sup>

### 3. Teil Rußland-Feldzug

#### Vormarsch mit der Führerreserve – Kesselschlacht von Uman – Vormarsch und Kämpfe im Sommer 1941 – Winterkämpfe 1942 – Sommeroffensive und Vormarsch 1942.

22. Juni 1941. Um 3 Uhr nachts erwachen wir plötzlich von dem dumpfen Grollen der Artillerie-Abschüsse bei **Przemysl** und **Sanok**<sup>53</sup>. Wenige Augenblicke später brummen die ersten deutschen Bomber über uns hinweg in Richtung Osten. Der Krieg gegen die Sowjetunion<sup>54</sup> hat begonnen.

Der Morgen graut. Ich bin in die Scheune zurück gegangen, liege nun auf meiner Strohschütte und starre gegen das Dach. Ein entscheidender, schicksalsschwerer Tag hat begonnen. Ich habe nicht die geringste Angst, aber in mir ist so ein dumpfes Gefühl, das wohl jeden ergreift, der am Anfang einer gefährvollen und völlig ungewissen Zukunft steht. Wir führen nun den mit Recht so gefürchteten Allfrontenkrieg, haben eine neue Riesenfront eröffnet und stoßen in eine unendliche Weite hinein, die schon einmal sogar

---

<sup>47</sup> zwischen 24. und 29.05.1941 (KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000006/15)

<sup>48</sup> 10.–17.06.1941 gem. KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000024...99, ab 11. gem. Benary S. 25

<sup>49</sup> Das II./I.R. 477 lag in **Kaszyce** (KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000099).

<sup>50</sup> Die Kommandierung zur Führerreserve muss bereits vor dem 20.05.1941 erfolgt sein, da der Autor in der **Offizierstellenbesetzung vom 20.05.1941** nicht gelistet ist. Dort sind Feldwebel nur aufgeführt, wenn sie als Zugführer eine Offizierstelle innehaben, aber als in der Führerreserve befindlich werden nur Offiziere angegeben. Die zur Führerreserve Kommandierten blieben aber wie der Autor noch über den 06.06. hinaus bei der Truppe (KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000023), vermutlich bis zu diesem 21.06. abends, als das Regiment in seine Angriffspositionen vorrückte (Frame 000096). Deshalb erlebte er sich erst jetzt als Angehöriger der Führerreserve.

<sup>51</sup> im Original irrtümlich „Oberstleutnant“

<sup>52</sup> Das Feldersatzbataillon, dem die Führerreserve angegliedert war (TätBer 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000560/606), lag in **Hnatkowice** (KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000099).

<sup>53</sup> Sanok ist 65 km von Radymno entfernt! Vielleicht Jaroslaw?

<sup>54</sup> **Unternehmen Barbarossa**

einem **Napoleon** den Untergang brachte. Nur die bisher bewiesene beispiellose Schlagkraft der Deutschen Wehrmacht gibt uns Siegeszuversicht.

Aber solche Gedanken beschäftigen mich nur wenige Augenblicke. Die Ereignisse des Tages nehmen mich bald voll in Anspruch. Die ersten Erfolgsmeldungen unserer sieggewohnten Truppen erwecken Stolz und Zuversicht. Die deutschen Angriffsspitzen haben den San überschritten. Drei Tage später (*am 25.06.1941*) setzen wir uns in Marsch und gehen bei Radymno über den San. Die Brücke war im Handstreich genommen worden und ist völlig unbeschädigt. Bald marschieren wir an dem ersten abgeschossenen sowjetischen Panzer vorbei.

Auf dieser Straße hatte sich eine später viel belachte Episode abgespielt. Unsere durch viele Rekruten aufgefüllte Division war im Vormarsch, als von der Spitze der Befehl „**Panjewagen** nach vorn“ durchgegeben wurde. Der Ruf pflanzte sich allmählich nach hinten fort, wurde dabei aber langsam verstümmelt, bis dann „Panzerwagen von vorn“ daraus geworden war. Die Kolonnen gerieten in Erregung. Ein eifriger Melder, der die Panzerwarnung schneller durchgeben wollte, griff zu seiner Leuchtpistole, um das Panzerwarnsignal zu schießen. In seiner Aufregung vergriff er sich aber und schoss eine Pfeifpatrone ab, die „Gasalarm“ bedeutet. Nun liefen automatisch die exerziermäßig eingeprägten Maßnahmen des Gasschutzes ab. Die Männer setzten ihre Gasmasken auf und warfen sich ihre Gasplane über. Alles in allem gab es ein ziemliches Durcheinander, das den Vormarsch der Division um fast eine Stunde verzögerte, denn wegen des irrtümlichen Panzeralarms waren auch ganze Fahrzeugkolonnen von der Straße herunter in Deckung gefahren und mussten sich nun erst wieder einordnen.

Wer im Frieden das Durchsagen von Meldungen durch eine marschierende Kolonne geübt hat, weiß, mit welch grotesken Verstümmelungen solche Meldungen am Ende ankommen. Im Manöver gab das immer Grund zu Gelächter. Im Krieg kann es lebensgefährlich werden.

Es ist glühend heiß. Bei brennender Sonne marschieren wir täglich 25 bis 30 Kilometer nach Osten. Aber unser Gepäck ist leicht, weil wir nur das Nötigste bei uns haben. Kürzlich übernachteten wir in einer Scheune. Ich lag auf dem blanken Boden, den Kopf auf meinen Brotbeutel „gebettet“. Neben mir lag *Major*<sup>55</sup> Haarhaus, aber dieser arrogante (oder etwas verklemmte?) Offizier hat kein einziges Wort mit mir gewechselt.

Ich sehe die ersten sowjetischen Kriegsgefangenen. Etwa hundert Mann, meist Mongolen. Sie sitzen oder liegen im Gras, stumm und apathisch. Ihre platten, ausdruckslosen Gesichter verraten keinerlei Gemütsbewegung, nur die schwarzen Schlitzaugen gehen lauernd und misstrauisch hin und her. Man ahnt die verhaltene Wildheit dieser grausamen Rasse. Mongolen in Galizien. Die asiatischen Steppenhorde stehen wieder einmal vor den Toren Europas! Nun erkenne ich auch mein Kriegsziel: Die Rettung der europäischen Kultur vor der Unkultur der Steppe. Die Rettung des abendländischen Christentums vor der Gottlosigkeit des Bolschewismus.

Wir nähern uns **Lemberg**. Die Spuren heftiger Kämpfe werden immer deutlicher. Vor uns liegt in hellem Sonnenglanz die Straße nach Lemberg. Sie zeigt das typische Bild aller Vormarschstraßen: Die Asphaltdecke ist stellenweise durch Granaten oder Bombentreffer aufgerissen. Die Bäume sind zerfetzt und recken ihre wenigen kahlen Äste klagend in den Himmel. Die Masten der Telefonleitungen am Straßenrand stehen schief, und die Drähte hängen in schlaffen Fadenbündeln herab. Im Straßengraben liegen abgeschossene Panzer, zertrümmerte Fahrzeuge und eine von Panzern plattgewalzte Pak (*Panzerabwehrkanone*). Hin und wieder kommen wir an aufgedunsenen Pferdekadavern vorüber, die in der Glut des Hochsommers rasch verwesen und einen süßlichen Gestank verbreiten. Hier bewährt sich dann immer der schnoddrige Humor meines Gefreiten Willi Neuhauß, eines Berliner Bierfahrers, der dann mit seinem langgezogenen Ruf „Kadaaaaaaver!“ die Männer zum Lachen bringt.

*30.06.1941*.<sup>56</sup> In **Lemberg** machen wir kurze Rast. Ich lasse mir schnell in einem Krankenhaus am Stadtrand<sup>57</sup> meine Blasen behandeln. Ein jüdischer Arzt schneidet sie mir bereitwillig auf, und eine Schwester verbindet mich. Bei unserem anschließenden Weg in die Stadt kommen wir zum **Gefängnis**. Hier herrscht eine ungeheure Aufregung. Kurz vor unserer Ankunft ist ein furchtbares Verbrechen aufgedeckt worden. Die deutsche Verwaltung hatte die Gefängniskeller, die verdächtigerweise zugemauert waren, öffnen lassen. Da zeigte sich ein grässlicher Anblick: Die Kellergewölbe sind bis

---

<sup>55</sup> im Original irrtümlich „Oberstleutnant“

<sup>56</sup> Lemberg wurde am 30.06. vom XXXIX. (Geb.)A.K. eingenommen (*LdW*)

<sup>57</sup> wahrscheinlich das *Metropolit-Sheptytsky-Hospital*, das nahe der Straße von Grodek ins Stadtzentrum liegt

unter die Decke mit Leichen gefüllt, schichtweise übereinander gelagert wie Heringe in der Tonne. Als wir ankamen, war man gerade dabei, die Leichen auf den Gefängnishof zu bringen, um sie identifizieren zu lassen. Die Entdeckung war wie ein Lauffeuer durch die Stadt gegangen, und zahlreiche Ukrainer waren herbei geeilt. Es waren Angehörige von Vermissten, die von der sowjetischen Besatzung verhaftet und seitdem nie wieder gesehen worden waren. Nun gehen sie im Gefängnishof an den langen Reihen der oft bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten Leichen vorbei und suchen jammernd und weinend mit angstvollen, entsetzten Augen nach ihren Lieben ([Foto](#)<sup>58</sup>). Da schreien Überlebende bei der Auffindung eines Angehörigen gellend auf, andere gebärden sich wie unsinnig vor Schmerz. Die deutsche Polizei sieht sich genötigt, den Zugang zum Hof zu sperren. So stehen nun weinende Frauen auf der Straße vor dem Eingangstor und bitten mit flehend erhobenen Händen um Einlass. Andere halten ihr Kopftuch vor das Gesicht und weinen herzzerbrechend. Zwischen ihnen stehen einige Luftwaffensoldaten.

Die Ermordeten waren offenbar größtenteils Ukrainer. Deshalb hat sich der ukrainischen Bevölkerung eine maßlose Wut gegen die Bolschewisten und – wie man sagt – jüdischen Helfershelfer bemächtigt. Da die Bolschewiken aber abgezogen sind, konzentriert sich die ganze Wut und Empörung auf die Juden. Der uralte Juden Hass bricht erneut auf. Kleine und große Trupps von Ukrainern ziehen, mit Knüppeln bewaffnet, durch die Straßen der Stadt und schleppen alle Juden, die sie aufgreifen können, stoßend und prügelnd zum Gefängnis. Gerade kommt wieder eine Gruppe an, einen Juden vor sich her treibend. Vor dem Gefängnistor stockt der Zug. Da fasst ein baumlanger Ukrainer ein Brett, schwingt es ausholend mit beiden Händen über den Kopf und schmettert es dem Juden über den Schädel. Der Mann sackt in die Knie, steht aber gleich wieder aufrecht. Er ist blass, aber bewundernswert gefasst. Dann stoßen sie ihn durch das Tor. Es war wirklich bewundernswert, mit welcher Haltung die Juden diese Katastrophe über sich ergehen ließen. Nur ein etwa 17-jähriges Mädchen verlor die Fassung. Es warf sich einem deutschen Soldaten an die Brust, schlang die Arme um seinen Hals und schrie: „Helfen Sie mir, helfen Sie mir, ich bin unschuldig!“. Der Soldat stand zögernd, verlegen und wortlos; da hatten sie das Mädchen schon weggerissen.

In den Kellern arbeiten zahlreiche Juden, nur Juden, die die Verstümmelten auf den Hof tragen. Die Gewölbe sind schon halb leer, aber immer noch liegen die Schichten mannshoch. Die Leichen sind schon in Verwesung übergegangen, denn unter den Füßen der Juden, die auf den Schichten herumlaufen, quatscht es, als wenn man durch Morast geht. Die glühende Hitze und der Geruch machen den Aufenthalt dort unten zur Höllenqual. Die aufsichtsführenden deutschen Polizisten tragen Gasmasken.

Wir verlassen den Ort des Grauens, treten an und marschieren ab. Die Straße ist stark belebt. Die Menschen sind unruhig. Erregung, Schrecken, Wut und Verzweiflung liegen in der Luft wie explosive Spannung. Am Straßenrand steht ein Zivilist und klatscht bei unserem Anblick ostentativ in die Hände. Nach wenigen hundert Metern biegen wir nach *links*<sup>59</sup> in eine Seitenstraße ab. Schlagartig verändert sich das Bild. Links der Straße dehnt sich ein Park, auf der rechten Straßenseite steht eine Häuserreihe. Auf dem Balkon im ersten Stock eines Hauses sitzt ein älterer Herr im Liegestuhl und liest geruhsam seine Zeitung. Im zweiten Stock des nächsten Hauses stehen zwei blonde Backfische auf dem Balkon in blumigen Sommerkleidern und winken uns fröhlich zu. Welch ein Gegensatz! Noch ganz erfüllt von den grauenhaften Auswüchsen unmenschlicher Rohheit blicke ich nun auf dieses Bild des Friedens. Wenige hundert Meter weiter, nur um die Straßenecke herum, liegt das Grauen über der Stadt, rasen Hass und Tod. Und hier ist Ruhe, Beschaulichkeit und Frohsinn! Wie nahe beieinander wohnen doch Tod und Leben, Hass und Liebe, Aufruhr und Ruhe, Krieg und Frieden!

01.07.1941. Wir erreichen den nächsten Ort. Es ist **Bobrka**. Auch hier herrschen Wut und Empörung unter der ukrainischen Bevölkerung. Auch hier ist eine Judenverfolgung im Gange. Gerade haben sie einen Juden gesteinigt. Nachdem er in einer Mauerecke zusammengebrochen war, ließ man von ihm ab und überließ ihn seinem Schicksal. Da liegt er nun blutend, halb bewusstlos. Sein Atem geht keuchend und stoßweise. Er ist rothaarig, und man sagt, er sei einer der schlimmsten gewesen. In dem Haus, vor dem wir gerade stehen, haben sich einige Juden eingeschlossen. Daraufhin stecken die Ukrainer das Haus kurzerhand in Brand. Inzwischen ist aber der Starost benachrichtigt worden, der eilig herbeigelaufen kommt und den Brand zu löschen befiehlt. Das geschieht dann auch. Nun aber zerschlagen die Belagerer die Fensterscheiben, brechen die Haustür auf und dringen in das Haus. Bald hören wir klatschende Schläge und das Kreischen von Frauen. Ich blicke durch die zerschlagenen Fenster in die Stube. Da sitzt ein alter Jude mit langem, grauem Bart in einem Lehnstuhl, starr und

<sup>58</sup> vgl. mit dem ähnlichen Foto auf der [Website des heutigen Museums \(4 von 7\)](#)

<sup>59</sup> im Original „rechts“, passt nicht zur Situation

aufrecht, und blickt mich unverwandt mit stechendem Blick an. Ein anderer Jude, ebenfalls mit langem Graubart, will das Haus verlassen. Da wird er entdeckt, und einige Leute halten ihn lachend am Kaftan fest, schlagen ihn zu Boden und laufen dann fort, weil andere Ereignisse ihre Aufmerksamkeit erregt haben. Der Jude bleibt liegen, mit dem Gesicht im Straßenstaub, und blickt nur mit einem Auge vorsichtig umher, nach seinen Peinigern Ausschau haltend. Die aber kommen plötzlich zurück und fallen erneut mit Steinen und Fußtritten über ihn her. Sie schleifen den nun Bewusstlosen auf eine Wiese und lassen ihn dort liegen. Auf der Wiese steht ein Zivilist, der die Armbinde eines Hilfspolizisten trägt und mit einer Schrotflinte bewaffnet ist. Da gesellt sich ein deutscher Landser zu ihm. Aus seinen Gesten entnehme ich, dass er den Polizisten überreden will, dem Juden den Gnadenschuss zu geben. Der junge Mann weigert sich offensichtlich, aber der Landser lässt nicht locker, bis der Junge an den Juden herantritt, anlegt und danebenschießt. Aber der hartnäckige Landser redet so lange auf ihn ein, bis der Hilfspolizist schließlich zögernd und widerwillig ein zweites Mal die Schrotflinte an den Kopf des Juden hält und abdrückt. Wir haben diesen Vorgang von der Straße aus beobachtet. Im Weggehen muss ich an den frechen Frevel der Juden denken, mit dem sie bei Christi Verurteilung dem Pilatus entgegen schrien: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ Der Herr hat es ihnen wörtlich heimgezahlt.

Als wir am nächsten Morgen den Ort verlassen, erkennen wir die Ursache der ukrainischen Volkswut. Wir begegnen einem Leichenzug mit vierzig Särgen. Es sind ermordete Ukrainer, Opfer der jüdisch-bolschewistischen Blutherrschaft, wie man uns sagte. Ich glaube nicht, dass die augenblickliche Verfolgungswelle von den Deutschen inspiriert ist. Die Armee hat andere Aufgaben<sup>60</sup>, und die Parteibonzen sind meines Wissens noch nicht hier. Aber Judenpogrome hat es hier auch früher immer wieder gegeben. Anderswo auch. Woher der Judenhass? Hat er religiöse oder rassische Gründe? Ist es die instinktive Abwehr gegen das Eindringen eines fremden Volkes mit fremder Sprache, Religion, Kultur? Hat er wirtschaftliche Gründe? Ist es die größere Geschäftstüchtigkeit der Juden, mit der sie sich – zuweilen auch skrupellos – wirtschaftliche Vorteile verschaffen, die den Neid der Eingesessenen erregen? Ist es die Reaktion auf rücksichtslose finanzielle Pressionen? (Ich erinnere mich an die Erzählungen eines polnischen Verwandten in meiner Jugendzeit über die brutalen Methoden jüdischer Geldverleiher, mit der sie polnische Bauern um Haus und Hof gebracht haben). Hat der Hass politische Gründe? Vielleicht haben die Juden wirklich mit der bolschewistischen Besatzungsmacht kollaboriert und sind jetzt der Vergeltung der Ukrainer ausgesetzt? Wer hat recht? Wer weiß die Wahrheit? Ich weiß es nicht. Im Übrigen hatten wir strikte Anweisung, uns nicht in die Angelegenheiten der Bevölkerung einzumischen.

29.06.1941. In Grodek<sup>61</sup> erleben wir die ersten feindlichen Granateinschläge. Die Roten beschießen den Turm der Dorfkirche, die etwa fünfhundert Meter entfernt ist. Zischend und fauchend, mit leisem Rauschen, ziehen die Granaten über unsere Köpfe hinweg und krepieren mit dünner Rauchwolke etwa 400 m hinter unserem Quartier. Neben mir steht ein junger Leutnant. Er ist blass, und in seinem Gesicht steht die schlotternde Angst. Ich weiß zwar nicht, was ich für ein Gesicht gemacht habe, aber Angst habe ich bestimmt nicht. Immerhin bin ich beeindruckt. Erstmals bekomme ich einen Eindruck vom Krieg, vom tödlichen Krieg. Er spricht laut und deutlich. Diese Granateinschläge wirken eindringlicher als alle moralischen Ermahnungen. Sie führen den Menschen schlagartig an die Grenzen des Lebens und erwecken die Frage nach dem Sinn des Lebens und Sterbens. Es ist verblüffend, wie ein einziger Granateinschlag gründliche Sinnesänderungen herbeiführen kann und den Sinn und Wert des Lebens plötzlich in einem ganz anderen Licht erscheinen lässt. Wenn ein Krieg die Menschen zur Selbstbesinnung, zu guten Vorsätzen oder gar zum Beten bringt, dann hat er sogar etwas Gutes.

Später, als Schlachten und Nahkämpfe zu unserem Tagesprogramm gehörten, habe ich über diese ersten harmlosen Granateinschläge lächeln müssen, aber sie hatten seinerzeit ihre Wirkung getan, wenn auch viele gute Vorsätze wieder in Vergessenheit gerieten, wie so oft im Leben.

Propagandaminister Josef Göbbels verkündet im Radio: „Der russische Koloss liegt zerschmettert am Boden und wird sich nie wieder erheben!“<sup>62</sup> Wir sehen uns verdutzt an, und dann geht ein Hohnlachen durch die Reihen der Kompanie. Wir sind zwar überzeugt, dass wir siegen werden, aber so schnell geht

---

<sup>60</sup> Hierzu hatte ich schon früher notiert: „falsch! s. Heft S. 426 Nr. 4“, ohne dass ich mich jetzt noch erinnere, welche Quelle ich damals damit gemeint habe und was sie genau aussagte.

<sup>61</sup> Dieses Erlebnis in Grodek ist räumlich und somit auch zeitlich vor Lemberg einzuordnen (KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000225–234).

<sup>62</sup> Vielleicht ist die Rede Hitlers im Sportpalast vom 03.11.1941 (Minute 28:15) gemeint oder ein späteres Zitat durch Goebbels.



es ja nun doch nicht. Entweder lügt der Giftzwerg wieder, oder er hat wirklich keine Ahnung von der Lage. Auch Major<sup>63</sup> Haarhaus meinte kürzlich, der Feldzug sei in sechs Wochen beendet. Nun, die sechs Wochen sind längst herum...<sup>64</sup> Mir selbst kommen allerdings allmählich Zweifel an unserem Sieg. Die gottlose Reichsführung hat sich in pharisäischem Hochmut von Gott abgewandt. Es ist die Erbsünde der Menschheit, die schon Adam aus dem Paradies vertrieb und die auch Beelzebub gestürzt hat: Die verfluchte Überheblichkeit. Sie wollten selbst sein wie Gott. Symptomatisch war so manches: Von unseren Koppelschlössern verschwand der Spruch „Gott mit uns“.<sup>65</sup> Beim Erntedankfest in Bückeburg dankte man nicht dem Herrgott für die gute Ernte, sondern Hitler. In Süddeutschland machte man den Vorschlag, statt des Herrgottwinkels einen Hitlerwinkel in der Stube einzurichten. Und als man dann im Krieg Churchill und Roosevelt verhöhnte, weil sie öffentlich für den Sieg beteten, als Göbbels, dieser Schrumpfermane, in einer Rede ausrief: „Gelobt sei nicht Jesus Christus, sondern was hart macht!“, da ahnte ich, dass wir den Krieg verlieren würden. Gott lässt seiner nicht spotten, und Hochmut kommt vor dem Fall. Auch wenn Gottes Mühlen langsam mahlen.

Die Führerreserve wird ausgewechselt. Ich komme zur kämpfenden Truppe zurück. In einem Dorf finde ich meine Kompanie und melde mich bei dem Chef, einem dicklichen Oberleutnant, der mir mit wichtigtuerischer Pose und theatralischer Trauermine erklärt, dass die Kompanie schon zwei Tote und etliche Verwundete zu beklagen habe. Ich übernehme einen sMG- (*schweren Maschinengewehr*<sup>66</sup>-) Zug. Nachdem ich meine Sachen ins Quartier gebracht habe, mache ich einen Rundgang zu den Kameraden. Einige haben schon das EK II (*Eisernes Kreuz 2. Klasse*).

08.07.1941. Nach drei Ruhetagen setzen wir den Vormarsch fort. Es regnet in Strömen.<sup>67</sup> Bald ist die umgehängte Zeltbahn durchnässt, und langsam sickert das Wasser durch die Bekleidung bis auf die Haut. Zuerst oberhalb der Knie, wo die Ränder der triefnassen Zeltbahn an den Hosen scheuern. Von da läuft es in die Stiefel. Ebenso tropft es von den nassen Haaren in den Hals. Selbst der aufgesetzte Stahlhelm nützt nichts, denn von seinem Rand fallen die Tropfen auf die Schultern, die auch schon durchgeweicht sind. Zum Glück sind wenigstens die Straßen noch gepflastert, so dass man nicht auch noch durch den Schlamm waten muss. Einmal nur werden sehnsüchtige Erinnerungen wach, als wir an einem langgestreckten See vorbeimarschieren, in dessen Schilfgürtel sich ein weißes Boot auf den Wellen wiegt.<sup>68</sup> Da der Regen ununterbrochen niederrauscht, brechen wir den Marsch vorzeitig ab und machen in einem ärmlichen Dorf Quartier. Ich versuche mit einem Mädchen (natürlich!) ein Gespräch und bin erstaunt, wie gut es geht. Meine Unterkunft ist eine kleine Lehmkate. Wir schlafen auf dem Erdboden auf ausgebreitetem Stroh. Am nächsten Morgen geht es bei klarem Wetter weiter.

Der Tagesablauf beim Vormarsch war im Grunde immer derselbe. Morgens treten die einzelnen Bataillone zur festgesetzten Zeit in ihren Quartierräumen an und fädeln sich dann in einer ebenfalls festgelegten Reihenfolge in die Marschkolonnen des Regiments ein. Die Reihenfolge wechselt. Die Marschordnung, die Abstände – z. B. Fliegermarschtiefe bei Luftangriffsgefahr – richten sich nach der Kriegslage. Die tägliche Marschleistung richtet sich nach der Gefechtslage, ist aber auch vorn Gelände und vom Wetter abhängig. Bei uns beträgt sie zur Zeit 25 bis 30 Kilometer. Anfangs wurde streng auf die Vorschriften geachtet. Später war die Zweckmäßigkeit entscheidend. Zeitweilig drangen die Panzer- und Mot.- (*motorisierten*) Divisionen so stürmisch vorwärts, dass die Infanteriedivisionen größte Mühe hatten nachzukommen. Uns wurden enorme Marschleistungen abgefordert, und um sie zu erfüllen, verfielen die Landser auf alle möglichen Mittel und Wege, die auch geduldet wurden, wenngleich sie sich nicht immer bewährten. Da beschafften sich einige Landser Hand- und Kinderwagen für ihr Marschgepäck und merkten bald, dass das Tragen zweckmäßiger war. Mein Quartiergenosse in Męcinka, der Oberfeldwebel, nimmt einem Passanten das Fahrrad weg. Der Jude überlässt es ihm notgedrungen mit den Worten: „Nehmen Sie es in Gottes Namen!“. Das war natürlich glatter Diebstahl. Derselbe Oberfeldwebel hatte die Männer seines Zuges auch heimlich abwechselnd auf den

---

<sup>63</sup> im Original irrtümlich „Oberstleutnant“

<sup>64</sup> Diese Bemerkung zeigt, dass Teile des Abschnitts möglicherweise in den August oder später zu datieren sind.

<sup>65</sup> Irrtum: die Inschrift blieb; die Waffen-SS allerdings erhielt Koppelschlösser ohne diese Umschrift.

<sup>66</sup> *Maschinengewehre* mit Zweibein, z. B. in den Schützenkompanien, wurden als „leicht“, die der *Maschinengewehr-Kompanien* mit dreibeiniger Lafette als „schwer“ bezeichnet.

<sup>67</sup> Diese Wetterlage herrschte am 3.–4. (KTB OKW S. 506 ff., Benary S. 30) und am 9.–10. Juli 1941 (KTB OKW S. 430, Benary S. 30 ff.); der Vormarsch pausierte vom 5.–7. (KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000316/322, vgl. auch Benary S. 30 ff.).

<sup>68</sup> Wahrscheinlich war es der See ostwärts *Podhajce*, vgl. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000322; der Autor erinnert sich an *das weiße Boot*, in dem er mit Lotte über die märkische Seenplatte fuhr.

Gepäckfahrzeugen mitfahren lassen, denn es war verboten. Bei den Männern machte er sich auf diese Weise beliebt, aber seine Zugpferde belastete er doppelt. Denn einmal waren die HF1 (*Heeresfahrzeug 1, das Standardfuhrwerk der Wehrmacht*) ohnehin überladen, und zum andern wurden die Tiere in dem stark hügeligen Gelände sowieso überstrapaziert. Unsere schweren, sehr solide gebauten HF1 waren für das Gelände im Osten ungeeignet. Außerdem hatten viele sicher mehr als die zulässigen 15 Zentner pro Gespann geladen.

Als sich dann bei unseren Zugpferden die ersten Ermüdungserscheinungen bemerkbar machten, mussten alle Berittenen ihre Reitpferde abgeben, damit diese zusätzlich als Zugpferde eingespannt werden konnten. Seit ich nun kein Reitpferd mehr habe, bin ich oft auf die Lkws der uns überholenden Mot.-Kolonnen gestiegen und einige Kilometer vorausgefahren, um dann an einem markanten Punkt auf unsere nachfolgende Kolonne zu warten. Auf diese Weise habe ich zahlreiche Vormarschkilometer als Trittbrettfahrer bewältigt. Das waren die Lichtpunkte in der heißen, anstrengenden Vormarschzeit. Aber es geht ja weiter, immer weiter, Tag um Tag, Woche um Woche. Es sind harte Wochen, aber die Stimmung ist gut. Es geht ja vorwärts!

Tagesziel war gewöhnlich eine Ortschaft, meist ein Dorf, selten eine Stadt. Am Ziel löste sich die lange Marschkolonne in die einzelnen Einheiten, Kompanien, Züge und Gruppen auf<sup>69</sup>, die dann ihre vorbestimmten Quartiere bezogen. Die Fahrzeuge zogen auf die Höfe, unter Bäume oder hinter Häuser. Die Fahrer spannten aus und versorgten die Pferde. Die Männer legten ihr Gepäck in den Unterkünften ab, und dann begann der schönste Teil des Tages. Aus den Brunnen schöpfte man Wasser, und dann standen die Landser mit nacktem Oberkörper über die Eimer gebeugt, um prustend und planschend den Staub der Landstraße abzuspuhlen. Erfrischt und abgekühlt begann man dann, die Umgebung nach Essbarem abzusuchen, Brot, Milch, Eier oder Hühner zu besorgen. Leider auch oft auf unanständige und unvernünftige Art und Weise. Ich habe erlebt, dass die Fahrzeuge kaum im Hof aufgefahren waren, als auch schon Knüppel oder Beile nach den aufgeschreckten Hühnern flogen. Es muss leider gesagt werden, dass in vielen Dörfern, die von deutschen Truppen belegt waren, nach kurzer Zeit kein einziges Huhn mehr vorhanden war, weil die Landser in ihrer Fressgier alles vertilgt hatten. So gab es dann auch keine Eier mehr. Es war diesen Idioten nicht klarzumachen, dass sie laufend Eier hätten haben können, wenn sie nur einmal auf ein Huhn verzichtet hätten. Zur Entschuldigung unserer Landser muss ich allerdings erwähnen, dass vor unserem Einmarsch die Russen in diesen Gebieten waren, und die haben sich genau so reichlich bedient. Nur so kann ich mir erklären, warum die Bevölkerung trotz solcher hässlichen Vorkommnisse immer noch freundlich zu uns ist.

11.07.1941. Wir erreichen die Stadt **Buczacz**. Ich suche mir ein Privatquartier bei einem jüdischen Fotografen. Hier kann ich ruhiger und bequemer schlafen und bin trotzdem in der Nähe meines Zuges. Ich nehme Unteroffizier Mielenz mit. Mielenz ist Halbzugführer in meinem Zug und eine richtige Neuköllner Großschnauze.

Unweit unseres Quartiers entdeckte ich eine Schreibwarenhandlung, deren Kellerräume bis an die Decke mit Büchern, Heften, Notizblöcken, Wandkarten für den Schulunterricht, Globen und Bleistiften vollgestopft sind. Hier bin ich in meinem Element. Ich nehme mir ein paar Hefte und eine Zigarrenkiste mit Bleistiften, die ich später nach Hause schicken will.<sup>70</sup> Am liebsten hätte ich auch einen Globus mitgenommen, aber der ist zu unhandlich.

In einer anderen Straße entdeckte ich noch ein Magazin, ein großes Geschäft, in dem man alles Mögliche kaufen kann: Bekleidung, Küchengeräte, Handwerkszeug, Spielwaren und anderes. Der Laden ist geschlossen, und vor dem Eingang steht ein Posten der Division, die diesen Ort erobert und alle interessanten Objekte beschlagnahmt hat. Er lässt uns aber hinein, und wir sehen uns den Laden an, ohne etwas mitzunehmen.

Am nächsten Tag (12.07.1941) sind wir in **Czortków**. Gleich neben der Unterkunft meines Zuges steht ein nettes Häuschen, in das ich hineingehe, um eine Übernachtungsmöglichkeit zu erkunden. Es gehört

<sup>69</sup> Erläuterung der Bezeichnungen für die verschiedenen militärischen Formationen findet sich im Anhang unter *Militärische Rangordnung*

<sup>70</sup> Diese Bleistifte verwahrte der Autor, mein Vater, noch zwanzig Jahre später ungebraucht (d. h. unangespitzt!) in seinem Schreibtisch. Ebenso besaß er noch einige Geschosse, teils mit Phosphor-Leuchtspreueinsatz (den ich auf keinen Fall berühren durfte), einen Luftwaffenrucksack, einen Brotbeutel (den ich auf Schulausflügen benutzte, wie ein Foto zeigt), eine russische Wattejacke sowie eine Feldbluse und eine Art Feldmütze, die er bei Gartenarbeiten trug. Leider sind alle diese Gegenstände bei der Haushaltsauflösung nach seinem Tod, wenn nicht bereits vorher abhanden gekommen, wie wohl auch sein Sportabzeichen.

einer polnischen Familie. Der Mann ist abwesend, arbeitet auswärts. Die Hausfrau ist zur Zeit mit ihrer etwa zehnjährigen Tochter allein. Sie bietet mir eins der beiden Betten im Elternschlafzimmer an und will mit ihrer Tochter auf einer **Chaiselongue** in der Küche schlafen. Ich will aber Unteroffizier Mielenz noch mitbringen. Sie zögert. Zwei Mann will sie nicht haben, gibt aber schließlich nach, und ich ziehe mit Mielenz ins Elternschlafzimmer, wo wir beide in den Ehebetten wie Murmeltiere schlafen. Am nächsten Morgen bringt uns die gute Frau sogar noch jedem eine große Tasse gezuckerten Milchkaffee und eine große Semmel.

Ich sehe mal nach meinem Zug. In der Unterkunft sitzt mein zweiter Halbzugführer bei seinen Männern. Da kommt mir zum Bewusstsein, dass ich ihn eigentlich etwas vernachlässige. Er ist ein stiller, ordentlicher und anständiger Kerl, nur etwas zurückhaltender als Mielenz. Dass ich Mielenz mehr in meine Nähe gezogen habe, liegt wohl daran, dass ich ihn schon länger kenne, nämlich seit Jasło, und dass er in Neukölln ganz in unserer Nähe wohnte. Aber das dürfte kein Grund sein, meine beiden Unterführer so ungleich zu behandeln. Eine solche unbegründete Bevorzugung oder Benachteiligung ist das Schlimmste, was ein Vorgesetzter tun kann.

Es geht weiter. Wir müssen aber innerhalb der Stadt über eine gesprengte **Brücke**. Sie ist wie ein großes V in der Mitte geknickt und nach unten weggesackt. Wir müssen also erst schräg hinunter und dann wieder schräg hinauf. Der Böschungswinkel ist beachtlich. Für die Männer ist das kein Problem, aber für unsere Pferde mit den Fahrzeugen das Äußerste, was sie bewältigen können. Die Männer treten also gruppenweise zu ihren zugehörigen Fahrzeugen, um notfalls schieben zu helfen. Die Wagen, jeweils mit vier Pferden bespannt<sup>71</sup>, fahren erst vorsichtig mit angezogenen Bremsen die Schräge hinunter, um dann mit Anlauf unter anfeuerndem Geschrei der Männer die steile Böschung hinaufzurollen, wobei sie jedoch immer langsamer werden, je höher sie kommen. Die braven Pferde stemmen sich in die Zuggurte, ihre Muskeln sind zum Reißen gespannt. Jetzt packen die Soldaten in die Speichen und mit dem unvermeidlichen Geschrei überwinden sie das letzte Stück. Da wir die Fahrzeuge vierspännig hinüberbringen müssen, können sie nur einzeln geholt werden, so dass der Übergang ziemlich lange dauert. Dann geht es weiter durch hügeliges Land. Es ist eine schöne Landschaft, aber unsere armen Pferde tun mir leid.

14.07.1941. Wir nähern uns **Husiatyn**, dem Ort an der **polnisch-russischen Grenze**. Es ist eine ziemlich unansehnliche Siedlung, ein großes Dorf. Die meisten Häuser sind Holzbauten, nur selten ist ein Steinhaus darunter. In einer weiten Senke beginnend, zieht sich der Ort noch hoch an den Hang hinauf, der sich, immer steiler werdend, wie ein Wall zur russischen Seite hin erhebt. Eine ideale natürliche Grenze für die Russen!

Wir überschreiten die Holzbrücke über den kleinen Fluss, der den unteren Ortsteil durchfließt, und sind nun auf russischem Boden.<sup>72</sup> Wir folgen der schlecht gepflasterten Straße, die in engen Windungen den hohen Hang hinaufführt. Noch rauchen und schwelen zahlreiche Hausruinen. Die verkohlten Balken glimmen und knistern. Der Ort ist erst vor wenigen Tagen von SS-Einheiten in erbittertem Ringen erobert worden.<sup>73</sup> Überall in den Gärten stehen die Kreuze der gefallenen SS-Soldaten, und ihre große Zahl zeugt von der furchtbaren Härte des Kampfes, der an dieser schwer zu überwindenden Grenze getobt hat.

Oben angekommen, dehnt sich vor uns bis zum Horizont die flache, öde, baumlose Ebene, über die sich nun unsere langen Kolonnen auf gewundenen Wegen wie gefährliche Riesenschlangen nach Osten bewegen.

Wir haben unser Tagesziel, ein kleines Dorf, erreicht, und ich habe mein Quartier bezogen. Aber dem Nachbarbauern lässt es keine Ruhe, dass er keine Einquartierung bekommen hat. Er überredet mich, in sein Haus zu ziehen. Ich erfülle ihm den Wunsch, zumal ich sehe, dass er eine nette Tochter etwa meines Alters bei sich hat. In seiner Freude setzt er mir einen großen Teller Bratkartoffeln auf den Tisch, die ich mit Appetit zu verspeisen beginne. In diesem Augenblick kommt der Kompaniechef herein. Nach ein paar freundlichen Worten erkundigt er sich nach der Unterbringung der Pferde. Meine Auskunft

---

<sup>71</sup> normalerweise fahren sie zweispännig

<sup>72</sup> „Russland“ und „Russen“ war lange Zeit eine gängige pars-pro-toto-Bezeichnung aus der Zeit des (damals erst vor gut 20 Jahren untergegangenen) Zarenreiches für „Sowjetunion“ und „Sowjets“ (sowjetische Soldaten, Soldaten der Roten Armee) oder „Bürger der Sowjetunion“, die der Autor ebenfalls benutzt, wobei ihm als Geograph bewusst war, dass er sich nun in der **Ukraine** befand.

<sup>73</sup> am 7. Juli 1941 vom **Regiment „Westland“** der **SS-Division „Wiking“** (vgl. auch KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000324)

befriedigt ihn nicht, und plötzlich fängt er zu poltern an. Zuletzt jagt er mich noch los, damit ich nach den Pferden sehe. Er ist ein altes Ekel, und den gemütlichen Abend mit dem Bauern und seiner Tochter hat er mir auch verdorben.

Einige Tage später. Nach Erreichen unseres Zieles hatten wir unsere Quartiere bezogen, und inzwischen war es dunkel geworden. Da ruft der Alte die Zugführer zusammen und schnauzt sie wieder an. Er hatte festgestellt, dass im Dorf einige Akazien stehen, und dass einige unserer Pferde unter diesen Bäumen festgemacht waren. (Akazien sollen für Pferde giftig oder wenigstens unbekömmlich sein.)<sup>74</sup> Dann befiehlt er, dass ab sofort nach Erreichen des Tageszieles schriftlich zu melden sei, dass die Pferde vorschriftsmäßig versorgt seien. Die Zugführer finden das lächerlich. Leutnant NN<sup>75</sup> gibt Widerworte, und es kommt zu einem heftigen Wortwechsel.

Unsere MG-Kompanie (mit schweren Maschinengewehren und Granatwerfern) ist die schwere Kompanie unseres Infanteriebataillons. Deshalb sind wir bespannt, d. h. wir haben viele Pferde. Die Pferde sind für unsere Beweglichkeit so wichtig wie der Sprit für die motorisierten Truppen. Deshalb ist die Pflege der Pferde sehr wichtig, aber unser Alter übertreibt sie geradezu krankhaft. Wegen der vielen Pferde waren die Chefs der MG-Kompanien oft bäuerlicher Herkunft, und manche von ihnen verstanden von Pferdebehandlung mehr als von Menschenführung. Unser Alter scheint seinen größeren Pferdesachverstand uns gegenüber zu benutzen, um seine Autorität zu stützen. Der neue Leutnant, der gleich Streit mit dem Chef bekam, ist erst kürzlich zu unserer Kompanie gekommen. Auch er mochte mich auf Anhieb gern leiden. Vielleicht ist er von Leutnant Herzog beeinflusst. Mir soll das sehr lieb sein, denn ich habe zur Zeit keinen leichten Stand. Ich bin zwar OA-Feldwebel, aber der einzige Reservist unter den vier Zugführern, noch dazu der dienstjüngste mit wenig Kampferfahrung. Die drei anderen Züge werden von den beiden Leutnants und einem aktiven Feldwebel geführt. Hinzu kommt, dass ich als Akademiker bei dem bäuerlichen Alten zusätzlich auf Animositäten stoße.

## Kesselschlacht von Uman

4.8.41.<sup>76</sup> Man munkelt, dass wir zum Einsatz kommen. Im Raum von **Uman** sind **mehrere sowjetische Divisionen eingekesselt** worden, zu deren Vernichtung wir herangezogen werden sollen. Tatsächlich schwenken wir nach Norden ab und erreichen abends ein Dorf (*Orlowo*<sup>77</sup>). Kaum im Quartier, erhalte ich den Befehl für den nächsten Tag: „... Fahrzeugstaffel I... Fahrzeugstaffel II...“. Das ist die Einteilung des Trosses zur Gefechtsbereitschaft. Gefechtstross, Munitionstross, Küchentross.<sup>78</sup> Nun weiß ich Bescheid. Ich gebe die nötigen Befehle für meinen Zug und will mich hinlegen, um noch etwas Schlaf zu tanken. Da kommt der Alte schon wieder rein und nörgelt über die unzureichende Fütterung der Pferde. Er schimpft fürchterlich und befiehlt mir, persönlich zum Futterholen mitzufahren. Ich begleite also den Fahrer auf die Wiese, lasse Grünfutter mähen, wobei uns der helle Mond behilflich ist, und kehre dann mit hochbeladenem Fahrzeug ins Quartier zurück. Inzwischen ist Mitternacht vorüber.

5.8.41. Im Morgengrauen des 5. August verlässt das Bataillon das Dorf, entfaltet sich allmählich und geht in Bereitstellung. Hauptmann Goßmann erscheint. Er führt jetzt das Bataillon. Unsere Kompanie liegt in einer grasbewachsenen Mulde.<sup>79</sup> Der Befehl zum Eingraben geht von Mund zu Mund. Bevor wir aber unsere Schützenmulde fertig haben, heißt es „Bataillon marsch!“ *10<sup>30</sup> Uhr*.<sup>80</sup> Der Angriff beginnt. Im Schutz der Mulde erreichen wir die Höhe und damit die Gärten und Felder des dort oben liegenden Dorfes<sup>81</sup>. Unteroffizier Mielenz, der in meiner Nähe ist, nimmt seine Maschinenpistole von der Schulter

---

<sup>74</sup> Vermutlich handelte es sich um **Robinien**, die auch Falsche Akazien oder Scheinakazien genannt werden und für viele Tiere tödlich giftig sind.

<sup>75</sup> Der Platz für manche fehlende Namen ist im Original ausgespart, aber sie sind dem Autor leider nicht mehr eingefallen.

<sup>76</sup> 257. I.D. in der Kesselschlacht vgl. **Benary** S. 34 f.; 1. Geb.Div., 4. Geb.Div. und I.R.477 vgl. **Steets**; I.R.477 und II./I.R.477 vgl. „Bericht über den Einsatz des verst. I.R. 477 in der Schlacht bei Podwysskoje vom 5.–8.8.1941“ (KTb 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000555–59)

<sup>77</sup> „Bericht über den Einsatz...“ S. 1“ im KTb 257. I.D., T-315 Roll 1803 Frame 000555

<sup>78</sup> siehe dazu die **Gliederung der Maschinengewehrkompanie (MGK) eines Inf.Batls.**

<sup>79</sup> in Höhe von **Dmitrijewskije** (KTb 257. I.D. Frame 000556)

<sup>80</sup> KTb 257. I.D. Frame 000558

<sup>81</sup> **Rassochowatjez** (KTb 257. I.D. Frame 000558)



und hält sie schussbereit in der Hand. Vor uns liegt ein Kornfeld, und unter den Wellen der leise schwankenden Halme lauert tödliche Gefahr durch versteckte Schützen. In breiter Front durchkämmen wir das hüfthohe Getreidefeld. Die ersten Schüsse fallen. Mein Zug streift am Rand des Dorfes vorbei. Auf dem Feldweg hinter dem letzten Haus, neben einem Gebüsch, liegt ein gefallener Rotarmist. Ich bleibe einen Augenblick stehen. Der erste tote Gegner!

Von der Höhe<sup>82</sup> blicken wir wieder in eine flache Mulde hinab. Dreihundert Meter vor uns huschen einige erdbraune Gestalten zwischen Kornfeld und einem Rübenacker davon. Ich rufe nach einem MG, aber Mielenz meint, die paar Leute seien kein lohnendes Ziel für ein sMG. Einige Schüsse peitschen zu den Iwans hinüber. Sie ducken sich noch tiefer und verschwinden in einem Sonnenblumenfeld. Das Feuer verstärkt sich. Die vorgeschobenen sowjetischen Sicherungsgruppen ziehen sich kämpfend zurück. Nicht allen gelingt es. Manchen fliehenden Rotarmisten streckt eine Kugel unserer vorgehenden Infanterie nieder. Geradezu unheimlich ist dieser Angriff. Fast lautlos bewegen sich die aufgelockerten Wellen unserer Infanterie vorwärts. Ohne Hurra, ohne Geschrei. Nur ab und zu ein Kommando, ein Verständigungsruf. Einzelne Schüsse fallen. Unsere Soldaten gehen vorwärts wie Jäger bei einer Treibjagd, Schritt für Schritt, das Gewehr im Anschlag, aufmerksam, aufrecht, unaufhaltsam.

Hinter mir kracht eine Handgranate, und ich drehe mich blitzschnell um. Ich sehe den Körper eines Russen einen halben Meter über den Erdboden hochfliegen und zurückfallen. Er war verwundet gewesen und konnte sich nicht mehr vor uns in Sicherheit bringen. Da hat er sich bei unserem Herannahen eine Handgranate unter den Körper gelegt und abgezogen.

Beim Weitergehen taucht dreißig Meter vor mir ein Iwan aus dem Gras auf. Er stützt sich auf den Ellbogen und hebt einen Arm. Neben ihm liegt ein zweiter. Ich fordere sie energisch auf, beide Hände zu heben, denn bei der hinterhältigen Kampfweise der Roten ist man vor heimtückischen Überraschungen nicht sicher. Die zwei Bolschewiken verändern aber ihre Haltung nicht. Zwei deutsche Soldaten nähern sich ebenfalls den beiden. Wir gehen von zwei Seiten an sie heran. Sie sind wirklich verwundet, und wir überlassen sie unseren Sanitätern.

Das Abwehrfeuer der Sowjets verstärkt sich. Wir sind auf ihre Hauptverteidigungslinie gestoßen. Jetzt gehen wir sprungsweise vor, kriechen in Gräben vorwärts oder robben durch das hohe Gras. Ich komme an einem unseren Unteroffiziere vorbei. Er liegt tot in einem Graben. Wir schieben uns noch ein Stück an die Sowjets heran, aber dann liegen wir fest. Die Russen wehren sich mit dem Mut der Verzweiflung. Ihre schweren Waffen sind vernichtet oder haben ihre Munition verschossen. Sie verteidigen sich nur noch mit ihren Gewehren, und sie schießen verdammt gut! Da sie ausgezeichnet getarnt sind, ist nichts von ihnen zu sehen. Da wir zu unserem Pech noch gegen die Sonne angreifen müssen, sind wir geblendet. So kam es, dass wir stellenweise fast aufgelaufen sind und dicht vor ihren Stellungen liegen. Nun bekommen wir aus kürzester Entfernung Feuer und können selbst nichts sehen.

Ich liege im hohen Gras und suche vergeblich das Vorfeld ab. Diese erdbraunen Uniformen der Rotarmisten sind eine hervorragende Schutzfarbe in dem braunen Gras. Ich hoffe, dass sich einer mal durch eine Bewegung oder das Heben des Gewehrlaufes verrät – nichts! Außerdem will ich zu meinen MGs. Sie sind bei dem ungestümen Vorgehen in die vorderste Linie geraten und liegen da nun fest. Sie dürfen sich nicht mucksen, denn mit dem schweren Gerät sind sie ein lohnendes und leichtes Ziel.

Wenige Meter rechts hinter mir richtet sich plötzlich einer meiner Männer auf und setzt sich auf den Rand seiner Schützenmulde (wer konnte, hatte sich natürlich in die Erde gebuddelt). Ich fauche ihn an wegen dieser Unvorsichtigkeit. Aber da sehe ich schon, dass ihm das rote Blut von der Schläfe rinnt. Kopfschuss. Als der Schock vorüber ist, fängt er leise an zu jammern. Ich schicke ihn nach hinten, und er kriecht zurück.

Kaum ist er fort, da zerreißt ein heller, durchdringender Schmerzensschrei die flimmernd-heiße Sommerluft. Das war links von mir, etwa zehn Meter entfernt. Bevor ich aber etwas unternehmen kann, stöhnt es hinter mir laut auf. Wieder einer getroffen! Die schießen uns einzeln ab wie die Hasen. Aber ich muss nun zu meinen MGs. Die müssen schräg rechts vor mir liegen. Da hat vorhin noch eins geschossen. Ich rufe ein paarmal laut. Das ist natürlich Wahnsinn in dieser Situation. Ich bekomme auch keine Antwort, sonst würden sie sich verraten und bekämen Zunder. Da sehe ich eine Bewegung vor mir im Gras. Ein Stahlhelm taucht auf. Aber es ist ein Mann von der Nachbarkompanie. Er ist verwundet und kriecht zurück.

---

<sup>82</sup> bei *Höhenpunkt 196*, der zunächst als Ziel befohlen war (KTB 257. I.D. Frame 000556/58)

Wenn es doch endlich dunkel würde! Ich bin scheinbar der einzige Unverwundete im ganzen Umkreis. Sonderbar: Die Schmerzensschreie der getroffenen Kameraden bewegen mich, aber dass ich selbst auch getroffen werden könnte, kommt mir kaum in den Sinn. Ich spüre keine Angst.

Der Tod geht um. So nahe wie heute zischte seine furchtbare Sense noch nie an mir vorüber. Aber noch nie im Leben habe ich auch die Nähe Gottes so intensiv – wenn auch nur im Unterbewusstsein – gespürt wie in diesen Stunden höchster Not. Ich glaube, dass dieses grenzenlose Vertrauen, dieses Bewusstsein der Geborgenheit bei Gott mir die Furchtlosigkeit vor dem Tod gibt. Sicher aber liegt es auch daran, dass sich meine Gedanken auf den Kampfauftrag konzentrieren müssen und für andere Dinge kein Raum ist. Ebenso kann es an meinem Naturell liegen. Mir hat mal jemand gesagt, ich sei „von langsam erregbarem Gemüt“, mich erschüttert so schnell nichts. Wie dem auch sei, man kann nicht alles erklären. Es gibt Dinge, die sind eben unerklärlich. Aber ein Gedanke kristallisiert sich doch in meinem Gehirn, während ich hier herumkrieche: Sollte ich aus dieser Schlacht heil herauskommen, dann hat mir der Herrgott zum zweiten Mal das Leben geschenkt. Und zum Dank will ich mich mehr als bisher nach Seinen Geboten richten.

Ich krieche hin und her, um Verbindung aufzunehmen und Übersicht über die Lage zu gewinnen. Da liegt ja noch einer! Aber so liegt kein Mensch mit wachen Sinnen. Seiner Haltung nach muss er bewusstlos sein. Ich krieche hin und bin verdutzt über so viel Nerven und empört über so wenig Kampfgeist: Der Kerl pennt! Der ist mitten im Gefecht seelenruhig eingeschlafen. Er ist übermüdet.

Ein Befehl wird durchgegeben: Bei einbrechender Dunkelheit vorsichtig absetzen. Das ist kein guter Befehl. Er kam zu früh. Die Sonne war endlich untergegangen, aber es war noch hell. Dennoch können die Landser die Zeit nicht abwarten und beginnen zurückzukriechen. Einigen geht es zu langsam. Sie stehen auf und springen in kurzen Sätzen zurück, sich zwischendurch immer wieder hinwerfend, denn sie werden beschossen. Das Feld wird lebendig, und ich sehe mit Staunen, wie viele noch am Leben sind. Nun will niemand mehr der Letzte sein, und bald ist die Rückwärtsbewegung in vollem Gange. Als die Russen unser Zurückweichen erkennen, schwillt ihr Gewehrfeuer an und beschleunigt unsere Absetzbewegung.

Ein Soldat, der verwundet im Gras lag, war beim Zurückgehen übersehen worden. Er wird zum zweiten Mal von einer Kugel getroffen und stößt einen gellenden, verzweiferten Schmerzensschrei aus. Aber wir waren schon etwa hundert Meter zurückgegangen. Zwei Männer der Schützenkompanie erkennen an der Stimme ihren Gruppenkameraden. Sie erbieten sich, ihn zurückzuholen, wenn wir ihnen Feuerschutz geben. Daraufhin lasse ich meine MGs in Stellung gehen, und unter ihrem rasselnden Kugelregen, der die Sowjets in Deckung zwingt, laufen die beiden noch einmal hundert Meter dem Feind entgegen, packen ihren Kameraden und schleppen ihn zurück.

Das ist vorbildliche Kameradschaft. Nach diesem mörderischen, missglückten, demoralisierenden Angriff war jeder froh, unversehrt herausgekommen zu sein. Da bieten sich zwei Männer an, noch einmal unter Lebensgefahr in das sowjetische Feuer zu laufen, um einen verwundeten Kameraden zu retten. Sie setzen ihr eigenes Leben aufs Spiel, um das ihres Kameraden zu retten. Das ist wahres soldatisches Heldentum und echte christliche Nächstenliebe.<sup>83</sup>

Unser Angriff ist abgeschlagen. Wir ziehen uns mit Verlusten zurück, die bisher die schwersten dieses Feldzuges waren. Unsere Kompanie hat 7 Tote und 24 Verwundete verloren. Das sind fast 20%.<sup>84</sup> Und das hat der Russe ausschließlich mit gutgezieltem Gewehrfeuer erreicht. Allerdings hatten wir auch ohne jegliche Artillerieunterstützung angegriffen. Der Russe ist ein harter Kämpfer. Hier kommt noch hinzu, dass er eingekesselt ist und wie ein wildes Tier mit dem Mut der Verzweiflung um Leben und Freiheit kämpft. Es gab viele – wir haben es öfter erlebt – die lieber Selbstmord begingen als sich zu ergeben. Sicherlich ist dieses Verhalten auch durch die Propaganda der Politruks beeinflusst, die ihnen die deutsche Gefangenschaft als Hölle hinstellten und alle möglichen Repressalien androhten. Aber es ist auch der harte, sture, todesmutige Widerstandswille des heimatliebenden Russen.

Die Schuld an unseren Verlusten liegt aber auch an dem unsinnigen Einsatz unserer schweren MG-Züge in vorderster Linie. Der ungestüme, unbekümmerte, geradezu unvorsichtige Vorwärtsdrang hat unsere MG-Gruppen bis in die vordersten Linien getrieben. Da lagen sie nun vorn und boten dem Feind mit ihrem schweren Gerät ein herrliches Ziel. Wären sie, wie das auch grundsätzlich sein soll, in der zweiten

---

<sup>83</sup> Im Bericht über den Einsatz... S. 4 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000558) wird ähnliches dargestellt.

<sup>84</sup> vgl. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000824 bzw. Roll 1803 Frame 000517

Linie geblieben, dann hätten sie mit ihrer gewaltigen Feuerkraft die vorgehende Infanterie wirksam unterstützen können, sozusagen als Ersatz für die fehlende Artillerie.

Gefangene, die wir später machten, haben ausgesagt, dass sie nach unserem Angriff abends am Ende ihrer Kräfte waren und schon bereit gewesen seien, sich zu ergeben. Als sie aber sahen, dass wir uns zurückzogen, hätten sie neuen Mut gefasst und beschlossen, weiterzukämpfen. Daraufhin bekam unser Bataillonsführer eine dicke Zigarre von oben wegen seines – noch dazu ungeschickten – Rückzugbefehls.

Wir ziehen uns auf den Rand eines Buschwaldes zurück, wo wir zunächst sammeln. Wir bemerken, dass die Russen nachrücken. Sie nutzen die Chance, den Einkesselungsring zu erweitern oder vielleicht ausubrechen. Inzwischen ist es dunkel geworden. Vereinzelt kommen noch Soldaten zurück. Einer unserer Unteroffiziere hatte sich beim Einbruch der Dunkelheit nicht gleich zurechtgefunden. Er war auf eine marschierende Kolonne gestoßen und hatte den letzten Mann angesprochen, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. Als er genauer hinsah, erkannte er, dass es Russen waren. Da schlug er sich schleunigst seitwärts in die Dunkelheit.<sup>85</sup>

Die Nacht ist kühl. Ich habe mich fröstelnd in meine Zeltbahn gewickelt und liege zwischen den Kameraden in einem Graben am Waldrand. Einmal jagt uns ein Alarm hoch. Die Russen kommen! Wir rappeln uns auf. Waffen und Geräte klappern. Gespannt lauschen wir in die Dunkelheit. Aber es bleibt alles ruhig, und wir legen uns wieder um. Aber schlafen kann ich nicht, es ist zu kalt.

Am folgenden Morgen (6.8.41) kehren wir in einem Bogen zur Front zurück, aber in den Nachbarabschnitt. Hier hatten die Sowjets im Nachdrängen ein Dorf<sup>86</sup> und die umliegenden Höhen besetzen können. Wir müssen sie wieder zurückwerfen. Nach kurzer Umgruppierung und Bereitstellung treten wir erneut zum Angriff auf die Höhen an. Zur Unterstützung unseres Angriffs war heute nacht eine Batterie 10-cm-Feldhaubitzen in Stellung gegangen, die nun die Höhe unter Feuer nimmt. Und während oben zwischen den russischen Stellungen unsere Granaten explodieren (wir hätten uns ein größeres Feuerwerk gewünscht), gehen die Angriffskompanien auf breiter Front langsam vorwärts, überqueren einen Acker und tauchen in ein Kornfeld. Da springt etwa dreißig Meter vor mir ein Iwan hoch, schießt den ihm am nächsten stehenden deutschen Soldaten aus fünf Metern Entfernung nieder, wirft sein Gewehr weg und hebt die Hände. Uns packt eine rasende Wut. Am liebsten hätten wir dieses Vieh erschossen. Aber niemand wagte es, weil es völkerrechtswidrig gewesen wäre.<sup>87</sup> So wird er als Gefangener abgeführt. Der Deutsche ist tot.

Der Angriff geht weiter. In vierhundert Meter Breite und mehreren tief gestaffelten Wellen geht das Bataillon den Hang hinauf. Der linke Flügel durchquert gerade ein Kornfeld. Dort fahren mehrere 2-cm-Fla- (Flugabwehr-) Geschütze auf Selbstfahrlafette<sup>88</sup> den Angriff mit. Zwischen den aufgelockerten Gruppen der Infanteristen sehen sie aus wie dicke Käfer, die in einem Ameisenschwarm mitkriechen. Wir auf dem rechten Flügel stapfen über einen Rübenacker. Und während auf der Höhe immer noch die Granaten bersten und dunkle Erdmassen wie zackige Kronen in die Luft schleudern, laufen unsere Angriffswellen den flachen Hang hinauf. Von jetzt ab sind wir ohne Deckung. Der Hang ist nur noch mit Gras bewachsen. Ziu... ziu... sssst... fffft... zwischen Infanteriegeschosse an uns vorüber. Aber das sowjetische Abwehrfeuer ist schwach. Nur wenn das Zischen zu drohend wird oder eine MG-Garbe vorüber faucht, werfen wir uns kurz zu Boden. Der Angriff rollt ab wie eine Übung auf dem Exerzierplatz.

Ich befinde mich zwischen zwei meiner sMG-Gruppen, die in überschlagendem Einsatz vorgehen. Während die eine mit kurzen Feuerstößen die feindlichen Stellungen bestreicht, macht die andere Bedienung ein paar Sprünge vorwärts, geht in Stellung und beginnt zu feuern. In diesem Augenblick springt die hintere an der feuernenden vorbei und geht ihrerseits wieder in Stellung.

Die Batterie hat das Feuer eingestellt. Wir sind noch über hundert Meter von den feindlichen Stellungen entfernt, aber schon laufen die ersten Iwans zurück. Nur einer macht eine Ausnahme. Er kommt wie ein

---

<sup>85</sup> Im Bericht über den Einsatz... S. 4 wird ähnliches dargestellt.

<sup>86</sup> wohl Podwissokoje

<sup>87</sup> Das Genfer Abkommen über die Behandlung der Kriegsgefangenen von 1929 verpflichtete in Artikel 82 die Signatarmächte, auch wenn der Gegner, wie die Sowjetunion, keine Signatarmacht war (vgl. „Sowjetunion und Genfer Konvention“).

<sup>88</sup> vermutlich Sd.Kfz. 10/4 mit 2-cm-Flak 30 der 1. Batterie/Fla-Bataillon 48, die dem LII. Armeekorps zugeteilt war

Sprinter den Abhang herunter gerast, denn er muss befürchten, dass seine Kameraden hinter ihm her schießen. Von Zeit zu Zeit hebt er im Laufen beide Arme. Atemlos, aber lachend erreicht er uns und geht nach hinten.

Fast mühelos erreichen wir die Höhe. Die Iwans haben die Flucht ergriffen. Einige tote Rotarmisten liegen herum. Einer ist ein Politkommissar. Wir suchen die Stellungen ab. Hin und wieder springt ein Landser, Warnrufe ausstoßend, zur Seite, als hätte er auf eine Schlange getreten. Sie haben dann Iwans entdeckt, die noch in ihren schultertiefen, kreisrunden Schützenlöchern stehen. Man weiß nie, ob sie sich in ihr Schicksal ergeben haben und die Gefangenschaft erwarten, oder ob sie noch aus dem Hinterhalt schießen. Manche wehren sich bis zum letzten Atemzug und werden in ihren Löchern getötet. Wir besetzen die Höhe, die eigentlich nur eine hohe Bodenwelle ist, denn sie läuft auf der anderen Seite, feindwärts, wieder in eine flache Senke aus. Diese Senke ist ein einziges, riesiges, abgemähtes Kornfeld, dessen Hocken (anderswo heißen sie Garben) sich in endlos langen Reihen bis zu einem Waldrand hinziehen, der in etwa einem Kilometer Entfernung das Kornfeld wie eine dunkle Wand abschließt. In diese Wälder hat sich der Iwan zurückgezogen. Sie sind sein letzter Unterschlupf. Rechts unten am Fuß des Hanges steht ein einzelnes Haus, das scheinbar verlassen ist. Unsere Stellung ist günstig. Man kann das weite Gelände bis hinten zum Waldrand gut übersehen.

Wir graben uns ein, denn die Höhe ist kahl und bietet sonst keine Deckung. In langer Linie stehen oder knien schaufelnde Soldaten. Es entstehen Schützenlöcher und provisorische MG-Stände. Einige Landser sind schon in die Senke hinunter gestiegen, um sich einige Getreidegarben heraufzuholen und ihre Löcher damit abzudecken und auszupolstern. Auch ich habe mit meinem Loch dasselbe getan. Aber zum Ausruhen ist noch keine Zeit.<sup>89</sup>

Während die Männer sich nach des Tages Last zur wohlverdienten Ruhe niederlegen, läuft der Zugführer noch herum und sieht nach dem Rechten. Sind die Männer vernünftig eingegraben? Sind die MG-Stände getarnt? Sind die MG-Stände so gewählt, dass sie nicht im Schussfeld eines anderen liegen? Sind Seiten- und Tiefenbegrenzung richtig eingestellt? (Das ist für die Nacht wichtig.) Haben die MGs Zielpunkte festgelegt? Ist genügend Munition vorhanden? Und noch manches andere. Haben die Männer irgendwelche Wünsche oder Vorschläge? Oft wird der Zugführer dann noch zu einer Besprechung gerufen. Man kann natürlich vieles den Halbzugführern überlassen, aber wer die Trägheit und Unvollkommenheit der menschlichen Natur kennt, weiß, dass Aufsicht nötig ist. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.<sup>90</sup> Denn wenn etwas schief geht, bleibt es doch am Zugführer hängen. Und so rennt der (gewissenhafte) Zugführer noch herum, wenn seine Männer schon schnarchen.

Als die Dunkelheit schon herein bricht, gibt es noch eine kleine Aufregung. Die in unserer Linie stehenden 2-cm-Selbstfahrlafetten fangen plötzlich an, mit Leuchtspur zu schießen. Auch unsere Granatwerfer bullern einige Schüsse in die Stille des sinkenden Tages. Die Landser fahren hoch, aber da kommt schon die Durchsage, dass sich beide nur für die Nacht einschießen. Beruhigt kriecht alles wieder in die Löcher.

Inzwischen sind die Trossfahrzeuge herangekommen und stehen einige hundert Meter hinter der Front im Sichtschutz des Hügels. Unsere Essenholer machen sich fertig. Ich hatte noch bei Tageslicht in aller Eile eine Postkarte an meine Eltern geschrieben und gebe sie jetzt dem Essenholer mit. Als sie zurückkommen, erzählen sie, dass der Alte wieder getobt hätte, weil ich die leeren Munitionskästen nicht zurückgeschickt hätte, damit die Trossfahrer die leeren Gurte wieder füllen konnten. Da haben wir's! Weder die Munitionsschützen, noch der Gewehrführer, noch der Halbzugführer haben daran gedacht, aber am Zugführer bleibt es hängen!

Nun ist es völlig dunkel geworden. Der heiße Tag ist einer kühlen Nacht gewichen. Ich fröstele in meinem Loch. Die am Tage durchgeschwitzte Wäsche ist nun kalt und unangenehm. Lautlose Stille ringsum. Die mondlose Nacht ist so finster, dass man die Hand vor Augen nicht sieht. Ich versuche einzuschlafen. Die Gefahr beunruhigt mich nicht. Man ist schon daran gewöhnt und das Gefühl, dem Gegner überlegen zu sein, gibt Ruhe und Sicherheit. Wir haben zwar nur eine Linie, aber sie ist recht gut besetzt und bewaffnet. Was hinter uns noch steht, weiß ich nicht. Außerdem sitzt an der ganzen Front entlang neben jedem schlafenden Soldaten ein zweiter, der aufmerksam in das Niemandsland

---

<sup>89</sup> Im Bericht über den Einsatz... S. 4 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000558) heißt es, „das Btl. [erreichte] im Angriff den Südrand des Dorfes Podwyssoke und richtete sich dort für die Nacht zur Verteidigung ein.“

<sup>90</sup> Lenin zugeschriebener Ausspruch, vgl. [Wikipedia](#)



hinein horcht, wenn er gewissenhaft ist. Posten vor dem Feind. Nur selten steigt eine Leuchtkugel hoch, erhellt für kurze Zeit die Umgebung und erlischt wieder, lautlos, als wolle sie die Ruhe der Schlafenden nicht stören.

Da zerreißt plötzlich ein gellendes „Urräää – Urräääh“<sup>91</sup> die Stille der Nacht, breitet sich über das ganze Feld vor uns aus und erfüllt die Luft mit grellem Getöse. Das müssen Tausende sein, die da angestürmt kommen! Abertausende, seit vielen Tagen Einkesselte, mit dem Mut der Verzweiflung angreifende Menschenmassen! Und unsere Front besteht nur aus einer einzigen Linie von Schützenlöchern! Hinter uns sind nur noch die Granatwerfer!

Ich bin sofort hellwach und brülle automatisch: „Alarm!“. Es ist völlig überflüssig. Rechts und links wird es lebendig. Zu sehen ist nichts bei dieser Finsternis, aber ich höre Rufe und die metallischen Geräusche unserer Geräte. Die ersten Schüsse fallen. Dann rattert das MG neben mir los. Ein zweites folgt, und bald übertönt das rasende Hämmern unserer Maschinengewehre das Urrääh der Angreifer. Glühenden Perlenketten gleich jagen unsere Leuchtspurgarben in die Finsternis hinein. Jetzt greifen auch unsere Granatwerfer ein. Blupp – blupp – blupblupp.. Ihre dumpfen Abschüsse mischen sich in das helle Knattern der MGs. Wenn man bloß mehr sehen könnte! Niemand nimmt sich die Zeit, Leuchtkugeln zu schießen. Alles feuert aufs Geratewohl in die Finsternis hinein. Jetzt macht es sich bezahlt, wenn Schussfelder und Zielpunkte schon bei Tage festgelegt wurden. Diese rassende, ratternde, knatternde, dröhnende, massierte Feuerkraft, die da Tod und Verderben speiend dem Feind entgegenrast, gibt ein ungemein beruhigendes Gefühl der Sicherheit, selbst wenn es trügerisch sein mag. Ich bin nicht besorgt, nur gespannt. Durch dieses Feuer kommt kein Mensch!

Der Gefechtslärm flaut ab. Einzelne MGs, deren Läufe heißgeschossen sind, nehmen Laufwechsel vor, andere geben nur noch vereinzelte Feuerstöße ab. Vom Iwan im Vorfeld ist nichts mehr zu hören. Es wird wieder ruhig, und bald legt sich von neuem die Stille der Nacht über das dunkle Land. Der sowjetische Ausbruchversuch vor unserer Linie ist zusammengebrochen.<sup>92</sup>

Aber nicht überall. Am nächsten Morgen (07.08.1941) erkennen wir, dass die Russen im Nachbarabschnitt, der schon zur Nachbardivision<sup>93</sup> gehörte, durchgebrochen sind. Sie haben die vordere Linie überrannt, die Artilleriestellungen überfallen und unter den überraschten Artilleristen ein furchtbares Blutbad angerichtet. Ein Sankra (Sanitätskraftwagen) unseres Regiments, der unsere Verwundeten vom Vortag abtransportieren wollte, ist ebenfalls auf der Landstraße im Hinterland überfallen worden. Man fand die Verwundeten – es waren Männer unseres Bataillons – ermordet neben dem Fahrzeug. Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Verstoß gegen die **Genfer Konvention**!<sup>94</sup>

Immerhin haben die Sowjets diesen Ausbruch teuer bezahlt. Der Hauptstoß ihres Durchbruchs erfolgte auf einer Straße, die von unserem Abschnitt nach links zur Nachbardivision führte. Sie ist nur wenige hundert Meter von uns entfernt, und ich gehe mal hinüber. Auf dieser Straße hatten die sowjetischen Fahrzeugkolonnen den Ausbruch versucht, waren dabei in unser konzentriertes Abwehrfeuer geraten und furchtbar zusammengeschossen worden. In endloser Reihe stehen die Trümmer dieser Kolonne. Lastwagen<sup>95</sup> und Geschütze liegen zerschossen, zerfetzt, ausgebrannt und umgestürzt auf der Straße und im Straßengraben. Zwischen diesen Schrotthaufen liegen zahlreiche Leichen gefallener Rotarmisten. Einer von ihnen liegt mit dem Oberkörper auf dem Trittbrett, während sein gebrochenes Bein zwischen den verbogenen Eisenteilen des Führerhauses eingeklemmt ist. Sein Fahrzeug war auf den Vordermann geprallt und in Brand geraten, wobei der eingeklemmte Fahrer mit verbrannte. Ein anderer lag mitten auf der Straße. Er war von den vorwärtsjagenden Fahrzeugen überfahren und buchstäblich wie eine

---

<sup>91</sup> übliche Wiedergabe des russischen **Schlachtrufs** im Zweiten Weltkrieg, entspricht unserem „Hurra“. Die moderne Form lautet „Ura“.

<sup>92</sup> Dieser Ausbruchversuch wird in folgenden Quellen erwähnt:

– Steets S. 105 f. unter Hervorhebung des „Urräh“; der Schwerpunkt des Angriffs lag beim linken Nachbarn, lt. Text I./98, lt. Karte III./98 (1. Geb.Div.)

– Funkspruch des I.R.477 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000535) betont die „blutigen Verluste für den Gegner“

<sup>93</sup> Das benachbarte Bataillon des Geb.Jäg.Rgt. 98 gehörte zwar zur 1. Geb.Div., war aber dem I.R. 477 und mit diesem der 4. Geb.Div. unterstellt.

<sup>94</sup> Das **Genfer Abkommen über die Behandlung der Kriegsgefangenen von 1929** war allerdings von der Sowjetunion gar nicht unterzeichnet worden, die **Haager Landkriegsordnung von 1907** soll sie gekündigt haben; es gab aber einen **am Genfer Abkommen orientierten Erlass** (vgl. „Sowjetunion und Genfer Konvention“).

<sup>95</sup> Steets (S. 110) zählte 40 zusammengeschossene russische Lkw.

Briefmarke plattgewalzt worden. Aber die Konturen seines Körpers mit Kopf, Hals, Schultern und Gliedmaßen sind ganz deutlich erhalten. Die übrigen Toten liegen, kohlschwarz verbrannt oder bläulich aufgedunsen, zwischen den zertrümmerten Fahrzeugen und im Straßengraben. Über der Stätte der Vernichtung liegt nun die brütende Sommerhitze und beginnt ihr Verwesungswerk, so dass mir fast übel wird.

Der Ausbruch war nur einem kleinen Teil der Roten gelungen. Der Ring um die Einkesselten ist wieder geschlossen. Jetzt gehen Spähtrupps in den Wald, um festzustellen, wo und in welcher Stärke noch feindliche Truppen vorhanden sind. Sie kehren mit einigen Russen zurück, die erklären, dass die Wälder noch voller Russen stecken. Sie hätten allerdings kaum noch zu essen und auch keine Munition mehr. Nun tritt nochmals eine ganze Schützenkompanie an, um dem Wald abzutasten. Zur Verstärkung dieser Kompanie werde ich ihr mit einem MG-Zug unterstellt. Wir gehen den Hang zu dem Getreidefeld hinunter. Hundert Meter vor meiner Stellung, am Fuß des Hanges, liegt der erste Tote des Nachtangriffs. Ein hellblonder, vielleicht 20-jähriger Junge mit schmalem, sympathischem Gesicht. Wir gehen weiter. In breiter Kette bewegen wir uns über das Kornfeld. Plötzlich ein lauter Ruf der Überraschung. Ich sehe nach links hinüber, wo gerade zwei Landser eine Getreidehocke auseinanderwerfen und zwei Iwans herausziehen. Nun war das Signal gegeben. Hocke um Hocke wird auseinandergerissen, und immer wieder ertönen freudige Rufe, wenn aus der fallenden Mandel wieder ein paar Rotarmisten herauskriechen. Ein Weib ist auch schon dabei. Ich trete an eine Mandel, aus der ein Schuh herausguckt. Wir werfen auch diese um und finden drei Mann darunter: Einen Kapitän (Hauptmann), einen Leutnant und einen Melder. Ich nehme dem Kapitän Pistole<sup>96</sup> und Kartentasche ab und schicke ihn zu den anderen Gefangenen. Wir kämmen auf diese Weise das ganze Feld durch und zählen zum Schluss mehr als hundert Gefangene. Einer von ihnen, mit intelligentem Gesicht blickt so hoffnungslos traurig ins Leere, dass ich fast Mitleid mit ihm habe. Aber als ich an die Unmenschlichkeiten bei dem nächtlichen Ausbruchversuch denke, vergeht es wieder. Dann dringen wir in den Wald ein. Auf einer Lichtung stehen wirr durcheinander gefahrene Panjewagen. Der Boden ist mit Ausrüstungsgegenständen übersät. Aber Russen sind nicht zu finden.

Zu den Stellungen zurückgekehrt, mache ich an meinem Loch eine Ruhepause. Da tauchen zwei sowjetische Jagdbomber auf, kreisen über unseren Stellungen, jagen ein paar Feuerstöße in unsere Linie und werfen einige kleine Bomben ab. Beim Abdrehen und Hochziehen feuern sie noch aus zwei Bord-MGs, die in den Tragflächen eingebaut sind und nach hinten schießen. Als ich da das Mündungsfeuer sehe, glaubte ich, dass sie brennen. Aber mein anfangs jubelnder Ausruf erstarb in Enttäuschung. Getroffen haben sie übrigens nichts. Ihr Erscheinen sollte wohl eine kleine moralische Unterstützung für die Einkesselten sein.

Wir bereiten uns auf die nächste Nacht vor, und zwar sorgfältig, denn wir sind jetzt gewarnt. Am Abend beginnt es zu tröpfeln, und bald geht ein leiser, aber anhaltender Regen nieder,<sup>97</sup> der allmählich durch die Strohecke meines Schützenloches dringt. Hilflös muss ich es ertragen, dass der Regen langsam meine Uniform durchtränkt. Ich kann wieder nicht richtig schlafen. Es ist schon die vierte Nacht ohne rechten Schlaf. Am nächsten Morgen (08.08.1941) steht wieder die lachende Sonne am Himmel, und die hochsommerliche Wärme trocknet die Kleidung schnell.

Plötzlich ein Ruf, halb Überraschung, halb Warnung. Instinktiv wende ich meine Augen zur Front. Da sehe ich braune Gestalten aus dem Wald heraustreten. Erst sind es Einzelne, bald aber sickern sie in Gruppen und dichten Haufen aus dem Wald heraus, und dann quillt ein breiter Strom über das Kornfeld auf unsere Stellungen zu.<sup>98</sup> Sie sind unbewaffnet und gehen sehr langsam. Jetzt haben die ersten unsere Stellungen erreicht und heben die Arme. Wir lassen sie gleich hinter unserer Stellung antreten, denn sie müssen registriert werden. Nachdem Angehörige des Bataillons- und Regimentsstabes mit Tisch und Stuhl angerückt waren, beginnt die zeitraubende Aufnahme der Personalien. Die Iwans kamen ohne Waffen und Gepäck. Sie haben alles im Wald zurückgelassen. Unter ihnen sind Vertreter aller Völker der Sowjetunion. Ich nehme einem eine Zeltbahn und einem anderen den Leibriemen ab. Die Pistole, die ich kürzlich dem Kapitän abgenommen hatte, trage ich schon am Koppel. Es ist ein Trommelrevolver.

---

<sup>96</sup> vermutlich der sowjetische Standard-Revolver *Nagant M1895*

<sup>97</sup> Tagesmeldung der Division: „Mehrständiger Gewitterregen hat die Wege wieder völlig aufgeweicht und z. Teil unpassierbar gemacht.“ (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000538)

<sup>98</sup> Gem. Steets (S. 106) beginnt der Feind vor der 4. Geb.Div. bereits am Vortag in Scharen überzulaufen.

Da erleben wir noch eine Überraschung. Das Haus, das rechts unter unserer Stellung am Fuß des Hanges liegt, war nur eins von mehreren. Die anderen waren durch eine dichte Baumgruppe verdeckt. Außerdem war es nicht leer, denn in dieser kleinen Häusergruppe wird es lebendig. Scharen von Russen quellen heraus. Nicht zu fassen, wie viele Menschen so ein kleines Häuschen fassen kann. Die Iwans treten an und marschieren in strammer Ordnung direkt auf unseren Tisch zu. 500 waffenlose Rotarmisten. Sie stecken schon einen Tag und eine Nacht in den prallvollen Häusern vor unserer Nase, und wir haben es nicht bemerkt. Niemand war auf den Gedanken gekommen, die Häuser mal zu untersuchen.

Während der Registrier-Prozedur galoppiert plötzlich ein Berittener der Nachbardivision<sup>99</sup> auf den Strom der Gefangenen zu, der immer noch, wenn auch spärlicher, aus dem Wald über das Kornfeld kommt. Er lenkt den Strom jetzt ab und führt ihn auf seine eigenen Stellungen zu. Auch der Nachbar will mit möglichst hohen Gefangenenziffern glänzen!

Die Kesselschlacht von Uman ist beendet. Der später herausgegebene Divisionsbefehl nennt folgende Zahlen: 103.000 Gefangene, 1.500 erbeutete Geschütze, 700 Panzer, zahllose Infanteriewaffen und eine unübersehbare Menge an Kriegsgerät und Ausrüstungsgegenständen.

Das Ausräumen des Kessels und die Sichtung der Beute haben andere Einheiten übernommen. Aber eine große Anzahl von Beutepferden, die überall im Wald herumliefen, hatten wir uns schon genommen. Sie stammen von den im Kessel vernichteten Kavalleriedivisionen des Reitergenerals **Budjonny**. Als Führer der sowjetischen Heeresgruppe hier im Süden war er unser Gegner. Budjonny's Armee ist vernichtet.<sup>100</sup>

## Weiterer Vormarsch und Kämpfe im Sommer 1941

Viele Männer meines Zuges hatten sich eines der grasenden **Panjepferde** eingefangen. Die Pferde sind kleiner als unsere, aber sehr zähe, ausdauernd und sehr genügsam. Die Russen hatten sie einfach sich selbst überlassen. Meine Männer legten nun beim Abmarsch den Pferden ihre Schlafdecken über, schwangen sich in diesen provisorischen Sattel und ritten los, froh, dass sie nicht mehr zu laufen brauchten. Aber die Zahl dieser Amateurreiter wird von Tag zu Tag kleiner. Teils, weil die besten Pferde an die Veterinärkompanie abgegeben werden mussten, teils, weil die Männer sich wund geritten hatten. Reiten muss nämlich gelernt werden.

Außer den „privaten Pferdehaltern“ hatte sich auch die Kompanie mit Pferden und den dazugehörigen Panjewagen versorgt, so dass jetzt eine ganze Reihe von Panjefuhrwerken in unserer Kolonne mitgehen. Unterwegs kommt der nörgelnde Alte zu mir herangeritten und erklärt, dass er eine Veränderung mit mir vorhabe. Ich höre, dass er mich am liebsten zum Halbzugführer degradiert hätte, aber damit kam er natürlich nicht durch.

Wir sind jetzt wieder beritten. Wir, das sind diejenigen, denen in einer bespannten Einheit planmäßig ein Reitpferd zusteht, nämlich Kompanie-, Zug-, und Halbzugführer, Spieß und Futtermeister. Die Reitpferde sind wieder frei geworden, nachdem unsere aktiven Pferde durch die Panjebespannen entlastet sind. Futtersorgen haben wir mit den Pferdchen nicht. Nach dem Marsch werden sie ausgespannt und auf die Wiese gebracht, wo sie ihr Futter allein suchen.

Im nächsten Dorf<sup>101</sup> beziehen wir für drei Tage (09.–11.08.1941) Ruhequartier. Das ist auch nötig. Ich habe in den letzten vier Nächten kaum geschlafen, und vielen Kameraden ging es natürlich ebenso. Am Abend des ersten Ruhetages veranstalten die Unteroffiziere der Kompanie ein gemütliches Beisammensein. Im Laufe des Abends merke ich, dass ich todmüde bin. Bald wird mir klar, dass ich mich erkältet habe. Zu allem Überfluss kommt noch ein Durchfall hinzu, der mir die fünfte Nachtruhe raubt. Es war nämlich Kirschenzeit, und ich hatte mir ein Kochgeschirr voll Sauerkirschen gekocht. Da ich noch große Mengen von Beutezucker besaß, sparte ich nicht damit. Der Erfolg war dann auch durchschlagend.

Dieser Zucker stammte aus einer Zuckerfabrik, an der wir beim Vormarsch einmal vorbeikamen. Sie arbeitete nicht, denn wenige Tage vorher waren unsere Angriffstruppen über diese Gegend hinweg

<sup>99</sup> entsprechend KTB 257. I.D. Frame 000552 vielleicht von der 100. leichten Infanterie-Division

<sup>100</sup> Nach der Schlacht erschien ein Bericht in der Wochenschau (Nr. 571 vom 13.08.1941, ab Minute 06:54)

<sup>101</sup> in *Golowaniewsk* (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000554/75/80/82)

gerollt. Da haben wir uns dann eingedeckt und so viel Zuckersäcke auf die Fahrzeuge gepackt, wie nur hinaufgingen. Niemand wollte mehr Zucker haben. Auch die Bevölkerung hatte sich reichlich bedient. Beim Abmarsch musste ich meinen eigenen Zuckersack (ein Zentner!) im Quartier zurücklassen. Das hat mich besonders geärgert, denn das Weibsstück von Quartierswirtin war ein gehässiges Biest gewesen.

Die Ruhetage wurden mit den üblichen und notwendigen Arbeiten ausgefüllt: Waffen- und Gerätereinigen, Sachen instandsetzen, Bestandsaufnahmen, Appelle, Verlustmeldungen, Unterführer- und Chefbesprechungen. Dabei gibt es wieder schwere Differenzen zwischen dem Alten und den beiden Kompanieoffizieren, die seine zuweilen blödsinnigen Anordnungen nicht hinnehmen. Ich, als Benjamin, halte mich da raus. Mich kann der Alte sowieso nicht leiden, vielleicht auch, weil ich Akademiker bin. So hat dieser Kommissstiefel von Chef genug Gründe für seine Abneigung gegen mich. Ich habe das oft genug zu spüren bekommen. Seine Leutnants kann er zwar auch nicht leiden, aber die sind Offiziere, denen er nichts anhaben kann.

Die Führerreserve wird wieder ausgewechselt, und der Alte schiebt mich dahin ab. Als ich in der Küche meine Marschverpflegung empfangen und mich verabschiede, erzählt mir der Küchenunteroffizier von einem Hauptmann, der am Vortag hier war, um nach dem Grab seines in der Schlacht gefallenen Sohnes zu suchen. Er hatte es abends gefunden, sich an den Grabhügel gesetzt und dort die ganze Nacht zugebracht, bis unser Küchenunteroffizier ihn morgens zu einer Tasse Kaffee ins Quartier holte.

Wir fahren mit einem Lkw zur Division.<sup>102</sup> Die Divisions-Führerreserve ist vergrößert worden. Sie umfasst jetzt 50 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Der Zweck dieser Abteilung ist klar: Man will angesichts der unvermeidlichen Ausfälle immer eine Reserve zur Verfügung haben. Dazu kommen jetzt neue Aufgaben, die sich aus den bisherigen Erfahrungen beim Vormarsch als notwendig oder zweckmäßig erwiesen haben. Dazu gehört die Einweisung und Weiterleitung der Marschblocks der Regimenter durch unübersichtliche Waldgebiete, an Wegegabelungen und bei Wegstrecken, die auf den Karten ungenau oder gar nicht eingezeichnet sind. Ebenso Verkehrsregelung an Brücken, Straßenkreuzungen und durch Ortschaften. Auf diese Weise soll der Vormarsch der Division vor zeitraubenden Stockungen bewahrt werden. Für diese Zwecke ist die Führerreserve in Gruppen zu zwei bis vier Mann eingeteilt, die sich in der Nähe des zu besetzenden Verkehrspunktes einquartieren oder zelten und dann die durchziehenden Kolonnen durchschleusen. Sind alle Marschgruppen vorbei, wird die Gruppe auf Fahrrädern oder Lkws schnell wieder an den Truppen vorbei nach vorn gebracht, wo ihre Aufgabe von neuem beginnt. Wir tragen rote Armbinden mit der Aufschrift „Stomarsch“ (*Stabsoffizier für Marschüberwachung*) und haben das Recht, zu unserer Weiterbeförderung jedes Fahrzeug und zu unserer Verpflegung jede **Feldküche** zu benutzen, falls unsere eigenen Fahrzeuge diese Aufgabe nicht rechtzeitig erfüllen können.

Heute schleusen wir eine Kolonne russischer Gefangener durch den Ort. Sie kommen über eine Brücke und folgen der Straße in den Ort hinein. Beiderseits der Straße liegen kleine Holzhäuschen mit Vorgärten. Aus einem dieser Häuschen tritt ein Mädchen mit einem Eimer Wasser und bietet den Gefangenen zu trinken an. Das gibt zwar etwas Unordnung, macht aber nichts. Nur einer ärgert mich. Der bummelt. Er geht am Schluss, aber müde ist der nicht, denn er hat sehr wache Augen. Auf meine Anrufe reagiert er gar nicht. Als ich aber mit drei Schritten bei ihm bin und ihn in den Achtersteven treten will, ist er weg wie der Blitz.

Kurze Zeit später nähert sich eine Nachschubkolonne, die frontwärts fährt. An ihrer Spitze reitet ein Offizier. Wir erkennen uns fast gleichzeitig. Es ist ein Leutnant, der in Jasło eine Zeit lang bei uns war und sich immer sehr um die Pferde gekümmert hat. Er ist im Zivilberuf Förster und versteht etwas von Tieren. Nach einer kurzen Unterhaltung folgt er seiner Kolonne, die längst vorübergezogen ist.<sup>103</sup>

Nach den furchtbaren Vernichtungsschlägen, die die Rote Armee in drei gewaltigen Kesselschlachten<sup>104</sup> erlitten hat, ziehen sich die Reste der zertrümmerten sowjetischen Armeen im Eiltempo zurück. Im Südbereich bieten die endlos weiten, baumlosen Ebenen der Ukraine keine guten Verteidigungsmöglichkeiten mehr, oder es fehlt ihnen die Zeit zum Aufbau einer Verteidigungslinie. So

---

<sup>102</sup> Der Divisionsgefechtsstand befand sich 08. (od. früher? KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000554) –12. (Roll 1804 Frame 000289) in *Marijampolj*, 13.–15. in *Lyssaja Gora* (Roll 1803 Frame 000583), ab 15. in *Rownoje* (Frame 000585).

<sup>103</sup> wahrscheinlich Lt. Wrode (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000399)

<sup>104</sup> bei *Bialystok und Minsk* (22.06.–09.07.), bei *Smolensk* (10.07.–05.08.) und bei *Uman* (15.07.–08.08.)



ziehen sich die Roten bis hinter den Dnjepr zurück. Unsere Divisionen folgen in Eilmärschen. Was die deutsche Infanterie allein bei diesen Gewaltmärschen leistet, ist beispiellos.

Diese Märsche! Brütende Hitze lastet über dem Land.<sup>105</sup> Die Luft flimmert und gleißt. In langen Kolonnen marschiert die Infanterie – Männer und Fahrzeuge – über die endlosen Straßen und Wege, die sich in grenzenlose Weiten hineinschlängeln. Je nach dem Zustand der Wege laufen die Soldaten gruppenweise hinter ihren Fahrzeugen oder in Reihe rechts und links des Weges. Sie haben die Kragen aufgeknöpft und die Rockärmel aufgekrempelt. Manche haben sich Taschentücher um die Stirn gebunden. Ihre schweißnassen Haare kleben an der Stirn. Leichte Staubschleier, von den Marschierern aufgewirbelt, ziehen seitwärts über das Land. Überholende Mot-Kolonnen blasen immer neue Wolken von Staub auf, die wie gelbe Schleier dahinwehen, die Männer einhüllen, sich auf ihre Uniform legen und ihnen die ohnehin trockenen Kehlen verkleben. Wenn die Männer noch frisch sind, stoßen sie grässliche Flüche gegen die Kraftfahrer aus. Sonst aber lassen sie es stumm über sich ergehen.

Bei solchen Gelegenheiten wünscht man sich dann einen kleinen, reinigenden und erfrischenden Regen. Wenn es hier aber zu dieser Zeit regnet, sind es meist kurze, sommerliche Platzregen.

Die Vormarschstraßen, die wir benutzen, sind meist nur festgefahrene Feldwege. Die fette, fruchtbare **Schwarzerde** bildet bei Trockenheit eine harte, feste Decke, die dann unserem Asphalt ähnelt. In diesem Zustand sind die Wege dann unseren Asphaltstraßen beinahe vergleichbar. Aber ein Platzregen von 10 Minuten kann genügen, um diese Wege in zähen, tiefen Morast zu verwandeln, in dem die Fahrzeuge stecken bleiben und den Vormarsch der Division um ein bis zwei Stunden fast zum Stillstand bringen.

Da waren die Märsche im Anfang, im Frühjahr, im hügeligen Polen, ja reine Spaziergänge! Noch dazu in der Zeit, da unsere Zugpferde Fohlen hatten, die sich frei und ungebunden neben der marschierenden Kolonne tummeln. Von Zeit zu Zeit kamen sie in steifen, drolligen Sprüngen zu ihrem Muttertier zurück. Dann trippelten sie brav und artig neben der Stute her, die mit nickendem Kopf im Geschirr ging und unseren schweren HF1 zog. Lange hielten sie es aber nicht bei der Mutter aus, und sie sprangen wieder davon. Entzückende, kleine Wesen, diese jungen Fohlen! Unbekümmert, springlebendig und voller Lebensfreude.

Heute<sup>106</sup> fahren wir mit dem Fahrrad über Jusefpol(?)<sup>107</sup> nach **Nowa Ukrainka**, einem kleinen Städtchen. Wir passieren eine große Mühlenfabrik. Am Eingang hängt ein Schild: „Beschlagnahmt durch die **Panzergruppe Kleist**“. In einem Bauernhaus in der Nähe fassen wir unsere Verpflegung, worunter sich diesmal eine Tafel Schokolade befindet. In Nowa Ukrainka lasse ich mir bei einer Instandsetzungskompanie die Haare schneiden.

Unser nächstes Ziel ist **Kirowa**. Die Fahrt geht über die endlosen Ebenen der Ukraine mit ihren unübersehbaren Getreide- und Sonnenblumenfeldern. Soweit das Auge reicht, dehnen sich die riesenhaften Ackerflächen. Kilometer um Kilometer rast unser Auto an ihnen vorbei, und man sieht nichts als schier endlose Sonnenblumenfelder.

In Kirowa übernachten wir im Clubraum einer Fabrik. Die Wände dieses Versammlungsraumes sind mit roten Transparenten behängt, auf denen in goldenen Buchstaben kommunistische Parolen stehen. Selbstverständlich hängen auch Bilder von Lenin und Stalin dazwischen. Es ist Sonntag (17.08.1941). Die Straßen sind fast leer, nur einige Kinder spielen in der Nähe ihrer Häuser. In den Straßen liegen Straßenbahnschienen, aber die Bahn fährt nicht. Es gibt noch keinen Strom. Der Krieg ist ja erst vor wenigen Tagen über die Stadt gerollt, und die Ruhe ist erzwungen, denn die Wirtschaft ist noch nicht wieder angekurbelt. Dennoch liegt so etwas wie Sonntagsruhe über der Stadt und diesem Fabrikviertel, und es erinnert mich ein wenig an meinen Geburtsort **Oberschöneweide**.

17.08.1941 abends. Ich stehe mit einem Leutnant einige Kilometer ostwärts von Kirowa. Es ist eine Stelle, wo der Weg, der bisher am Bahngleis entlang führte, fast unmerklich nach Süden abbiegt. Das kann bei Nacht trotz der Richtungsschilder leicht übersehen werden, denn auch der Weg hebt sich nur unmerklich von der Umgebung ab. Deshalb stehen wir hier, um die Kolonnen auf den rechten Weg zu

---

<sup>105</sup> 17.–21.08.1941 „40–50 °C, im Schatten 30 °C“ (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000290)

<sup>106</sup> wahrscheinlich am oder nach dem 15.08.1941: Am 15. früh erreichten die ersten Teile der mot. Marschgruppe Nowa Ukrainka (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000590); vorher kann er nicht dort angekommen sein. Vom 16. auf den 17. übernachtete er bereits in Kirowa.

<sup>107</sup> Das Fragezeichen hat der Autor selbst gesetzt, und zu Recht: Es kann nicht **Jusefpol** gewesen sein, denn der Divisionsgefechtsstand befand sich bereits weiter vorne, bis zum 15. in **Lyssaja Gora** (Frame 000583), ab dem 15. in **Rownoje** (Frame 000585).

setzen. Hier steht auch ein bewohntes Bahnwärterhäuschen,<sup>108</sup> in dem wir unser Quartier aufgeschlagen haben. Ein einsames Haus, denn in weitem Umkreis bis zum Horizont ist kein zweites mehr zu sehen, dabei ist die Ebene weit, flach und baumlos. Das Bahngleis ist das erste, das ich seit Beginn des Feldzuges sehe. Ich stelle mich auf die Schienen und schaue mit leiser Wehmut auf den Schienenstrang, der nach Westen in die geliebte Heimat führt und nach Osten in unbekannten Fernen verschwindet. Ein sichtbarer Beweis dafür, dass einmal Menschen hier gewesen sind, ein Gedanke, der angesichts der einsamen Weite dieser Landschaft beinahe unglaublich erscheint. Aber es fahren keine Züge mehr. Auch hier hat der Krieg vorerst die Verbindungen zerstört. Der Unterbau der Gleise ist übrigens schlecht und besteht nur aus einer flachen Sandschüttung. Schon deshalb muss die Spur breiter sein. Außerdem hat die Breitspur strategische Bedeutung: Wenn der Feind die Gleise benutzen will, muss er sie umspüren.

Ich bin hier mit dem Leutnant allein. Der schläft draußen sogar auf der Wache in der Gewissheit, dass die Geräusche der anrückenden Kolonnen ihn wecken werden. Ich liege im Bett in einem Raum des Bahnwärterhäuschens. Ich schlafe schlecht. Es ist zu warm, stockfinster, Mitternacht. Da höre ich auf dem Gang vor meinem Zimmer verdächtige Geräusche. Ich ziehe meinen Trommelrevolver und springe hinaus. Da steht der Russe, der Bahnwärter, vor meiner Tür. Er steht starr im Schein meiner Taschenlampe. Dann entfernt er sich wortlos, in der Hand hat er ein Beil.

Weit nach Mitternacht<sup>109</sup> (*es ist bereits der 18.08.1941*) erwache ich von dem bekannten Klappern und Kettenrasseln vorbeiziehender Fahrzeuge. Ich laufe hinaus und stehe gerade vor einem Wagen meiner Kompanie. Ich springe auf das V.-Fahrzeug<sup>110</sup> und höre, dass Post für mich da ist. Der Fahrer will sie im nächsten Quartier für mich zurücklassen.

Ortswechsel. Wir bringen wieder 1000 Gefangene zu einer Sammelstelle. Führer der Wachmannschaft ist der junge Leutnant vom Bahnwärterhäuschen. Zwischen den Gefangenen läuft ein Flintenweib. Sie trägt die übliche erdbraune Uniform, aber ihre Breecheshosen sind schnittiger als die pludrigen Hosen der anderen Iwans. Sie ist sehr hübsch, kräftig und herrlich gewachsen. Ein Bild von einem jungen Weib. Aber eine fanatische Bolschewistin. Als ein Landser sie nach Waffen abtasten will, schüttelt sie ihn mit einem heftigen Ruck und wütendem Blick ab. Eine fauchende Katze! An der Spitze der Kolonne marschieren vier Mädchen in Uniformmänteln. Wir haben sie an die Spitze gesetzt, damit sie das Marschtempo angeben können. Während einer Marschpause frage ich sie, warum sie als Frauen denn an die Front gegangen seien. Sie antworten erstaunt und etwas vorwurfsvoll, dass sie doch Sanitäterinnen seien. Das erklärt natürlich alles. Auf diesen Gedanken hätte ich eigentlich von selbst kommen können, denn es waren ganz sanfte und friedliche Mädchen. Beim Weitermarsch gerieten einige Russen etwas seitwärts aus der Kolonne. Da nahm der Leutnant einem der Landser den Karabiner ab und schoss von hinten an der Kolonne entlang. Ein verrückter Kerl! Aber die Iwans waren mit einem Satz wieder im Glied. Am Ende der Kolonne führten wir noch einen erbeuteten 12-cm-Werfer mit, den wir am Marschziel ablieferten.

Ortswechsel. Ich stehe an einer kleinen Brücke,<sup>111</sup> hinter der sich die Straße gabelt. Der Morgen (*des 19.08.1941*) dämmt herauf, und es ist kühl. Ich habe mir deshalb eine Decke über die Schultern gehängt. Die erste Kolonne kommt. Artillerie. Ein Lkw-Fahrer will sich nicht nach meiner Anordnung einreihen. Ich halte ihn an und steige aufs Trittbrett. Da gibt der Kerl Gas und fährt einfach mit mir los. Ich brülle ihn an, aber er stoppt erst, als ich ihm Strafe androhe. Ich halte einen Kradfahrer an und lasse mich zu dem Einheitsführer bringen, der in einem VW in der Kolonne fährt. Seite an Seite fahrend, brülle ich ihm zu, er möge für mehr Fahrdisziplin in seiner Einheit sorgen, sonst müsse ich ihn der Division melden. Der Hauptmann hört mich an, ohne etwas zu erwidern. Vielleicht ist er durch meine Drohung verunsichert, vielleicht ist es ihm nicht wichtig genug, vielleicht ist er auch zu müde. Egal, ich lasse den Kradfahrer halten, steige ab und laufe die paar hundert Meter zurück. Da merke ich, dass ich

---

<sup>108</sup> Das Bahnwärterhaus war am Bahndamm am im Luftbild noch erkennbaren Bahnübergang, die *Abzweigung* ist nur noch in der *Heereskarte M-36-125-B* sichtbar.

<sup>109</sup> Bei Abmarsch um 17 Uhr in Gruskoje (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000607) zog das I.R. 477 nach Mitternacht am Bahnwärterhaus vorbei.

<sup>110</sup> unklarer Begriff; vielleicht Verpflegungs- oder Versorgungs-Fahrzeug

<sup>111</sup> sicher die *Brücke* bei *Zibuljowo*

meine Decke immer noch über der Schulter habe. Man konnte also weder meinen Dienstgrad noch meine rote Armbinde sehen, und dann konnten sie auch nicht wissen, wen sie da vor sich hatten.<sup>112</sup>

In der Nähe der Brücke standen einige Bauernhäuser, die uns als Unterkunft dienten. Die Bewohner hatten sie verlassen. Außer den Hühnern gab es keine Lebewesen. So hatten der Leutnant und ich, die wir hier den Brückenposten stellten, reichlich Platz. Den Leutnant kannte ich schon aus Jasło, wo wir beide noch Feldwebel waren. Als wir den Hof mal genauer inspizierten, fanden wir im Stall ein Hühnernerst mit einem Berg von Eiern.

Ortswechsel. Das neue Quartier ist ein einsames Haus am Waldrand. Vielleicht eine Försterei.<sup>113</sup> Vor dem Haus führt ein Weg vorbei in ein ausgedehntes Waldgebiet hinein. Mitten im Wald macht der Weg nach einigen hundert Metern einen scharfen Knick nach Norden. An dieser Biegung stehe ich als Einweiser, d. h. ich sitze auf einem umgestürzten Baumstamm und warte auf unsere Kolonnen. Noch ist es hell. Das Sonnenlicht fällt durch die Kronen der hochstämmigen Bäume auf das grüne Laubwerk des Unterholzes. Der Waldweg liegt in der Sonne, und dies alles ist mir ein so vertrauter Anblick, dass es mich sehr an die heimischen märkischen Wälder erinnert. Ich liebe den Wald. Die friedliche Stille und der warme Sommertag machen mich beinahe glücklich. Ich ziehe mein Feldgesangbuch aus der Tasche und lese es von Anfang bis zum Ende durch. Es ist eine seltene, wohltuende Stunde der Besinnung. Ein Gebet sprach mich ganz besonders an, weil es so genau und realistisch für die Situation des Soldaten geschaffen war: Das Gebet um einen guten Tod: „Herr Jesus Christus, schon jetzt nehme ich jede Art des Todes mit allen Ängsten, Nöten und Schmerzen bereitwillig aus Deiner Hand an. Aber um eines bitte ich Dich flehentlich, barmherziger Heiland: Lass mich nicht unvorbereitet in die Ewigkeit hinübergehen, sondern um Deiner Todesangst willen gib mir die Gnade, gereinigt und gestärkt durch die heiligen Sakramente, unter den Segensgebeten der Kirche von hinnen zu scheiden. Amen. Jesus, Maria, Josef, Euch schenke ich mein Herz und meine Seele. Jesus, Maria, Josef, steht mir bei im letzten Streit. Jesus, Maria, Josef, lasst meine Seele mit Euch in Frieden scheiden. Amen“

Eine einzige Kolonne ist erst durchgezogen.<sup>114</sup> Inzwischen ist die Dämmerung hereingebrochen, und es wird dunkel. Bald ist es stockfinster. Der anfangs so freundliche Wald wird mir etwas unbehaglich. Partisanen könnten mich jetzt spielend abknipsen. Ich bleibe auf meinem Posten, bin aber doch etwas erleichtert, als ich die Schritte meiner Ablösung sich nähern höre. Es ist einer der drei Männer, die diesmal zu meiner Gruppe gehören. Ich nehme ihn mit zurück und postiere ihn vor unserem Quartier. Die Kolonnen müssen sowieso erst an unserem Haus vorbei, und dann kann der Mann immer noch in den Wald bis zu der Biegung mitgehen, um sie einzuweisen. Außerdem haben wir auf diese Weise auch gleich eine Quartierwache. In der Nacht zogen dann noch mehrere Einheiten durch.

Nächster Tag (20.08.1941). Ortswechsel. Wir schwingen uns auf unsere Fahrräder und durchqueren den Wald auf demselben Weg, den wir den Kolonnen gewiesen haben. Dann folgen wir dem sandigen Weg bis zum nächsten Dorf (*Jefimowka*). Es ist wieder ein heißer Tag.<sup>115</sup> Wir sitzen in der Stube eines Bauernhauses. Wie bei vielen russischen Bauernhäusern, kann man auch hier die Fenster nicht öffnen, weil die Rahmen mit den Fensterscheiben fest eingesetzt sind. Es sind Doppelfenster. Zwischen den beiden Scheiben liegt, im unteren Teil, eine handbreite Schicht Sägemehl gegen Zugluft. In manchen Häusern hat man in das Sägemehl noch künstliche Blumen gesteckt. In der Stube ist es sehr warm, und es wimmelt von Fliegen. Von Zeit zu Zeit werden sie von der Tochter mit einem grünen Zweig zur Tür hinausgewedelt. Als ich einmal von draußen hereinkomme und die Tür nicht gleich schließe, springt das Mädchen zur Tür, schließt sie ostentativ und wirft mir einen strafenden Blick zu. Ich habe sofort verstanden: Die Fliegen kommen herein! Auch deshalb kann man im Sommer die Fenster nicht öffnen,

---

<sup>112</sup> Am 29.09.1941 hatte sogar der Div.-Kdr. „Veranlassung, darauf-hinzuweisen, dass den Anordnungen der Verkehrsregelungsorgane Folge zu leisten ist.“ (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000931).

<sup>113</sup> Es muss die Försterei am Waldrand ostwärts von Gutnizkaja (*Heereskarte Russland 1:100.000 Blatt Nr. M-36 XIV West Kremenschuk, Sonderausgabe VIII.1940*) sein. Der Marschweg in der Nacht vom 19. zum 20.08.1941 führte „in der Mitte des Waldes ostw. Gutnizkaja etwa 2 km nach Norden ausbiegend über Südteil Jefimowka“ (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000617)

<sup>114</sup> Marschgruppe I.R. 477, um 17 Uhr in Jelissawetgradowka (18 km oder mindestens 3 Stunden entfernt) abmarschiert (KTB 257. I.D. a.a.O.), die bestimmt mehrere Stunden für den Vorbeimarsch am Abbiegepunkt benötigte. Als nächste war nach Mitternacht die Artillerie-Gruppe zu erwarten, um 20 Uhr in Topilo abmarschiert (23 km oder 4–5 Stunden). Einen Tag später (21./22.) kam noch das I.R. 466, jedoch erst um Mitternacht; diese Nacht kommt daher nicht in Frage.

<sup>115</sup> Auch KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000832 vermerkt „heißer Sommertag“.

und im Winter wegen der Kälte schon gar nicht. Also macht man sie gleich dicht. Allerdings habe ich auch Fenster gesehen, deren oberen Teil man öffnen konnte.<sup>116</sup>

Wir haben den Standort gewechselt und stehen jetzt wie verloren an einer einsamen Wegekreuzung mitten in der weiten, eintönigen Landschaft. Ich blicke rundum über das Land. Bis zum Horizont dehnt sich die braune Steppe, flach und eben wie ein Tisch. Wohin der Blick auch wandert, überall nur braunes, trockenes Gras. Kein Baum, kein Strauch, kein Punkt, an dem sich das Auge in dieser grenzenlosen Ebene festhalten könnte. Man kann sich eines bedrückenden Gefühls der Einsamkeit und Verlassenheit nicht erwehren. So mag auch den Russen zumute sein, denen sich beim Anblick dieser trostlosen Einsamkeit und Eintönigkeit die Schwermut ins Herz senkt. Selbst die beiden Wege, die sich nach weitschweifigen Windungen am Horizont verlieren, können das Gefühl der Leere nicht auslöschen. Wir stehen an dem Punkt, an dem sich diese beiden Wege kreuzen. Hier steht ein hoher Pfahl, der wie ein indianischer Totempfahl in die Höhe ragt und mit Richtungsschildern und Einheitssymbolen benagelt ist. Neben diesem Mast haben wir unser Zelt aufgeschlagen. Der Pfahl und das Zelt sind die einzigen Anzeichen menschlichen Lebens in dieser öden Steppe. Wir liegen hier mit einem Leutnant und drei Unteroffizieren und warten auf unsere Regimenter. Auch dieser Leutnant war mit mir in Jasło noch als Feldwebel zusammen. Anfangs hatten wir noch etwas zusammengehalten. Ich besorgte nach Erreichen unseres Tageszieles immer Milch, Eier und Brot und teilte mit ihm. Als ich aber merkte, dass er dies beinahe als selbstverständlich ansah und anfang, sich bedienen zu lassen, ließ ich ihn sitzen. Als Führer der Gruppe teilt er immer die Wachen ein und nimmt sich jedesmal die erste Abendwache, so dass er dann die ganze Nacht schlafen kann. Die Unteroffiziere begannen zu murren, natürlich in seiner Abwesenheit. Daraufhin machte ich ihn auf sein egoistisches Verhalten aufmerksam und forderte einen Wechsel im Wachdienst. Das tat er dann auch, aber seitdem kann er mich nicht mehr leiden.

21.08.1941. Der **Dnjepr** ist erreicht. Unser jetziges Kommando besteht wieder aus einem Leutnant und zwei Feldwebeln, aber anderen Kameraden. Wir liegen in einem Dorf<sup>117</sup> auf der Westseite des breiten Stromes etwa gegenüber **Krementschuk**, aber etwas südlicher. Es ist ein stilles, langgestrecktes Dorf mit sauberen Holzhäuschen und Gärten. Außer uns ist kein einziger deutscher Soldat hier. Wir suchen uns ein passendes Quartier mitten im Dorf. Da wir nur unseren Wäschebeutel und eine Decke bei uns haben, brauchen wir nicht viel Platz außer einem Bett für die Nacht. Das finden wir dann auch in einem Drei-Mäderl-Haus<sup>118</sup>. Ich habe jedenfalls außer zwei älteren Frauen immer nur drei Mädchen gesehen. Die haben uns mittags auch immer mit einem friedensmäßigen Borschtsch bewirtet, einer dicken Gemüsesuppe mit Fleischeinlage. Gegen Abend fuhr der Leutnant dann immer ins „Hauptquartier“ zurück, und wir beiden Feldwebel blieben allein im Dorf. Ich übernehme die erste Wache und setze mich auf die Bank, die vor dem Haus im Vorgarten steht. Es ist noch hell. Mein Kamerad sitzt in der Stube am Fenster und plaudert mit einem der Mädchen. Nach meiner Ablösung gehe ich ins Haus und lege mich ins Bett, ein Metallbett mit sauberem, weiß bezogenen Bettzeug. Das große Federkopfkissen hat ebenfalls einen weißen, bestickten Bezug. All dies ist nicht so ganz selbstverständlich, denn wir haben schon unglaublich primitive Katen und Dörfer gesehen. Aber in der Nähe großer Städte sind auch die Dörfer etwas komfortabler ausgestattet. Meine zweite Wache beginnt. Es ist zwei Uhr nachts. Ich sitze wieder auf der Bank am Holzzaun des Vorgartens und lausche in die friedliche Stille des schlafenden Dorfes. Da öffnet sich leise die Haustür. Ich wende mich um und sehe in der Tür das Mädchen stehen, mit dem ich mich schon am Tag etwas angefreundet hatte, als wir gemeinsam mein Bett zum Schlafen vorbereitet. Da hat uns nur der Leutnant ungewollt etwas gestört. Jetzt konnte sie nicht schlafen und wollte mir die Langeweile der Nachtwache etwas verkürzen.

Schräg gegenüber unserer Unterkunft wohnt eine junge Frau. Sie hat pechschwarzes Haar, ein schmales, feines Gesicht und ist fast klassisch schön. Sie wirkt aber etwas fremdartig, denn sie sieht gar nicht russisch aus. Sie kommt gerade vorbei, als wir uns mit einigen ukrainischen Bäuerinnen unterhalten. Sofort wird sie zum Gesprächsthema. Wir hören, dass sie schon zwei Kinder hat, obgleich sie gar nicht verheiratet ist. Dabei spricht deutliche Missbilligung aus den Worten und der Mimik der Bäuerinnen.

In diesem friedlichen Dorf, das vom Kriegsgeschehen unberührt und völlig unzerstört geblieben war, haben wir drei geruhliche, sommerlich warme Tage verlebt. Es fanden keine Truppenbewegungen mehr statt. Der gewaltige Strom erzwang einen Vormarsch-Stopp.

---

<sup>116</sup> Fortotschka: kleine Oberklappe am Fenster (einzige Öffnung) notierte der Autor auf einem beigelegten Zettel.

<sup>117</sup> sicher Rewowka, eine wichtige Wegegabelung (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000624), heute vom **Krementschuker Stausee** überflutet, siehe Karte **Russland 1:100.000 Blatt M-36 XIV Ost „Krementschuk“**

<sup>118</sup> Der Begriff zitiert die beliebte Operette „Das Dreimäderlhaus“.



Jetzt (23.08.1941<sup>119</sup>) werden wir nach **Nowo Georgiewsk**<sup>120</sup> verlegt, wo die ganze Führerreserve sammelt. Das Städtchen liegt etwas nördlich des eben verlassenen Dorfes, immer noch gegenüber Kremenschuk, aber etwas nördlicher. Es liegt auf der Westseite des Dnjepr-Tales an einem Seitenarm dieses gewaltigen Stromes. Nowo Georgiewsk ist eine typische russische Kleinstadt. Die Hauptstraße hat Katzenkopf-Pflaster, alle übrigen Straßen sind ungepflastert, haben meist auf beiden Straßenseiten eine Baumreihe und einen Fußweg. Die Häuser sind fast durchweg aus Holz gebaut und bestehen meist aus Erdgeschoss und erstem Stock. Aber auch dreistöckige Häuser sind nicht selten. Viele haben noch einen Vorgarten, mit Zaun, andere stehen direkt am „Bürgersteig“. Hinter den Häusern befinden sich meist noch Gärten. Aus dieser Masse der Holzhäuser ragen nur vereinzelt Steinbauten auf, aus rotem Backstein oder mit grauem Verputz. Es handelt sich fast immer um öffentliche Gebäude, Partei- oder Kulturhaus, Schule oder Fabrik. Die zweistöckigen Holzhäuser haben oft eine Außentreppe, die zu dem oberen Stockwerk führt.

Wir liegen mit sechs Mann in dem kleinen Holzhäuschen, das ein russisches Ehepaar bewohnt. Das ist sehr hart für die beiden. Nicht nur wegen der Enge des Raumes, sondern auch, weil wir uns als zusätzliche Verpflegung Tomaten und Kartoffeln einfach aus ihrem Garten holen. Sie haben ja selbst nicht allzu viel zu essen, aber das haben wir uns wohl nicht so recht klar gemacht.

Die Bevölkerung in den Dörfern und Städten, die an den Vormarschstraßen liegen, ist immer besonders hart betroffen, denn hier folgt eine Truppe der anderen, und wo sie durchziehen oder sich niederlassen, sind sie wie Heuschreckenschwärme, die alles kahl fressen.

Der Besitzer unseres Quartiers arbeitet für die deutsche Zivilverwaltung und muss in ihrem Auftrag weite Wege zu Fuß zurücklegen, weil er über Land muss. Er zeigt uns jammernd seine abgelatschten Schuhe und beklagt sich, dass man ihm keine neuen gibt. Wir baden in dem Dnjepr-Nebenarm, der in der Nähe vorbeifließt. Sein Ufer ist mit Gras und Weidenbüsch bestanden. Außer uns baden noch einige Kinder und ein alter Mann.

Ich gehe abends die Straße entlang und höre plötzlich leise Musik. Es ist eine sehr einschmeichelnde Melodie, und ich bleibe stehen, um die Herkunft der Töne festzustellen. Da sehe ich in einem Torweg einen schweren schwarzen Pkw stehen. Ich trete näher und erkenne, dass er einen **Generalstander** führt. Die Musik kommt aus dem Wageninnern. Ich stecke den Kopf durch das offene Seitenfenster und lausche dem Lied, das aus dem Radiogerät ertönt: „**Vor der Kaserne, vor dem großen Tor...**“<sup>121</sup> Ich höre diese rührend-zärtliche, unvergessliche Melodie zum ersten Mal und bin ihr verfallen wie Millionen deutsche Landser auch.

Einer von unseren sechs Stubenkameraden hat das Glück, dass seine Einheit in der Nähe liegt. Dort ist er dann oft zu Gast und bringt immer Zucker mit. Damit haben wir die wichtigste Zutat für die Kartoffelpuffer, die wir uns öfter backen.

Eines Morgens spüre ich einen Juckreiz in den Schamhaaren, der gar nicht aufhören will. Ich gehe auf die Gartenterrasse, um einmal nachzusehen. Da finde ich mehrere Läuse! Meine ersten **Kleiderläuse**. Die werde ich nun bis Kriegsende nicht mehr los.

14 Tage liegen wir in Nowo Georgiewsk. Diese Zeit brauchte die Heeresleitung für die taktischen Vorbereitungen zum Dnjepr-Übergang. Offiziell hieß das „taktische Vormarschpause“. Die sowjetischen Truppen hatten sich bei ihren Absetzbewegungen bis hinter den Dnjepr zurückgezogen. Nun liegen sie auf der anderen Seite des breiten Stromes in ausgebauten Verteidigungsstellungen. Die wichtige Großstadt Kremenschuk liegt auf dem Ostufer, ist also in russischer Hand. Die große Brücke, die über den Strom zur Stadt hinüberführt, ist gesprengt.

07.09.1941. Die Vorbereitungen für den Flussübergang laufen an. Wir beziehen unsere Ausgangsstellungen am Westufer, etwas oberhalb von Kremenschuk. Ich stehe als Einweiser an einer der Ablauf- und Übersetzstellen, von wo aus die **Sturmboote** und Fähren zum Übergang ansetzen. Das Ufer ist hier sandig und die Uferböschung fällt sanft zum Wasser hin ab. Sie wird von lichten Baum- und Buschgruppen beschattet, die sich bis ins Hinterland ziehen und den ganzen Bereitstellungsraum

---

<sup>119</sup> In der Nacht 23/24. zog I.R. 466 durch Rewowka (KTB 257. I.D. Frame 000639); da der Autor dort keine Truppenbewegungen erlebt hat, war er am 23. schon in Nowo Georgiewsk.

<sup>120</sup> Am Südosteingang Nowo Georgiewsk befand sich seit 22. der Divisionsgefechtsstand (KTB 257. I.D. Frame 000635); heute ebenfalls überflutet, siehe o. a. Karte.

<sup>121</sup> Der Autor hat den Text des Liedes aufgeschrieben; heute ist er **im Internet zu finden**.

decken. In der Nacht ziehen die Pioniere ihre Sturmboote durch das Gebüsch bis ans Ufer heran.<sup>122</sup> Der Strom ist hier etwa eineinhalb Kilometer breit, mit einigen kleinen Inseln und vielen Untiefen. Der Iwan schießt Störfeuer. Es stört aber nicht.

08.09.1941<sup>123</sup>. Wir schlafen im Zelt hinter einem Gebüsch unweit der Ablaufstelle. Kaum graut der Morgen, da fahren wir erschreckt von unserem Lager hoch. Unsere Do-Werfer, die hinter uns stehen, haben den Feuerschlag eröffnet.<sup>124</sup> Jaulend und aufheulend zischen die Raketen in weitem Bogen über den Strom, einen feurigen Schweif hinter sich lassend. Dumpfe Schläge am jenseitigen Ufer künden uns die Einschläge. Jetzt mischt sich die Artillerie mit grollenden Salven ein, und unter der Feuerglocke von Granaten und Raketen knattern die Sturmboote los. Wie jagende Hunde preschen sie aufs Wasser hinaus und in der Mitte des Stromes sind sie nur noch dunkle Punkte, die ein strichdünnes weißes Kielwasser hinter sich herziehen. Das russische Abwehrfeuer konzentriert sich jetzt auf die Sturmboote. Hohe weiße Wasserfontänen spritzen zwischen ihnen auf, aber es wird keins getroffen.

Unsere Sturmtruppen – immer etwa fünf Mann in einem Sturmboot – haben drüben nach kurzem Kampf schon Fuß gefasst. Dieser Stromübergang ist erstaunlich schnell gegangen. Die Wucht unserer Angriffe ist unwiderstehlich, und selbst dieser breite Strom hat den Furor Teutonicus nicht aufhalten können. Den Sturmbooten können jetzt die langsameren Fähren mit schwerem Gerät folgen. Wir beginnen mit dem Übersetzen von 8,8-Flakgeschützen (Flugabwehrkanonen) und den dazu gehörigen Fahrzeugen.<sup>125</sup>

Bald kommen die ersten Boote zurück und bringen schon Gefangene mit. Es sind Schwerverwundete dabei, die erschütternd jammern und wimmern. Sie werden auf einem strohgepolsterten Panjewagen abtransportiert. Die russische Artillerie belegt jetzt unsere Ablaufstelle mit Feuer, nachdem sie sie endlich erkannt hat. Schwere Brocken krepieren mit gewaltigen Detonationen, richten aber keinen Schaden an.

10.09.1941. Drei Tage lang setzen wir jetzt schon über. Erst waren es Kampftruppen, jetzt sind es Nachschubkolonnen. Inzwischen war auch Kremenschuk gefallen, und unsere Pioniere haben neben der gesprengten Brücke trotz schweren feindlichen Feuers eine Pontonbrücke gebaut, über die nun Tag und Nacht endlose Kolonnen in die Stadt ziehen, ohne sich um die pausenlosen Angriffe sowjetischer Bomber zu kümmern, die vergeblich versuchen, die Brücke zu treffen.

13.09.1941. Unsere Aufgabe an der Übersetzstelle ist beendet. Heute<sup>126</sup> setzen wir selbst mit einer Fähre über den breiten Strom, dessen braunes Wasser träge dahinfließt. Drüben angelangt, besichtigen wir als erstes die Uferstellungen der Russen, die vorbildlich geschickt und meisterhaft getarnt angelegt sind. Das können sie: Graben, tarnen, verstecken, täuschen. Wir überzeugen uns auch von der vernichtenden Wirkung unserer Do-Werfer. Die in einiger Entfernung vom Ufer stehenden Häuser sind zertrümmert.

17.09.1941. Wir wenden uns jetzt nach Norden, also flussaufwärts. Nach kurzem Marsch erreichen wir den Sula<sup>127</sup>, einen östlichen Nebenfluss des Dnjepr. Hier waren unsere Einheiten überraschend auf äußerst erbitterten Widerstand gestoßen. Unsere Angriffstruppen hatten den Fluss zwar an einer sehr schmalen Stelle überschritten, mussten aber feststellen, dass sie auf einer Insel gelandet waren.<sup>128</sup> Nun musste der schwierige Angriff über den anderen Flussarm wiederholt werden. Er gelang zwar, kostete aber schwere Verluste. Als wir den Fluss erreichen, bringen Sturmboote und Fähren unsere Verwundeten zurück, während Pioniere dabei sind, eine Brücke zu bauen. Sie ist fast fertig, und dann werden wir hier die Verkehrsregelung übernehmen.

Gerade kommt wieder eine Fähre mit Verwundeten an. Der erste wird von zwei Sanitätern zu den am Ufer bereit stehenden Sankras geführt. Ich erkenne in ihm den Gefreiten Fischer, Richtschütze an einem meiner MGs. Er hat einen schweren Oberschenkeldurchschuss, ist bleich und lächelt matt. Ich gehe bis

---

<sup>122</sup> am 07.09. und in der Nacht zum 08.09. (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000744)

<sup>123</sup> Mit dem Dnjepr-Übergang greift die Division von Südosten in die Schlacht um Kiew ein (daher „Südost-Kessel“ gem. KTB 257. I.D. Frame 000894 bzw. „Vernichtungsschlacht am Orschiza-Abschnitt“ gem. Frame 000905), von der im Tagebuch bis auf den Sula-Übergang nichts erwähnt wird.

<sup>124</sup> Entgiftungsabteilung 102, um 6 Uhr (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000749/58/59/66). Die Abt. wurde am 14.01.1942 zur schweren Werfer-Abt. 102 und im April zur III. Abt. des schweren Werfer-Regiments 2. Da die III. Abt. des schweren Werfer-Regiments 1 mit dem 28/32-cm-Nebelwerfer 41 ausgestattet war, kann angenommen werden, dass diese Waffe auch hier eingesetzt war.

<sup>125</sup> Reseve-Flak-Abteilung 142 (KTB 257. I.D. Frame 000752)

<sup>126</sup> Der Fährbetrieb wurde am 13. mittags eingestellt (KTB 257. I.D. Frame 000800).

<sup>127</sup> am 17. bei Galizkoje (KTB 257. I.D. Frame 000837, Benary S. 52)

<sup>128</sup> Benary S. 55

zum Sankra mit und verabschiede mich. Den nächsten Verwundeten bringen die Sanis (*Sanitäter*) auf einer Bahre und schieben ihn in den Wagen. Ich beuge mich über sein Gesicht. Es ist ein Leutnant, der in Jasło noch Oberfeldwebel war. Er hat einen gefährlichen Halsschuss. Er kann kaum sprechen. Als ich ihn etwas fragen will, zeigt er auf seinen Hals und winkt erschöpft ab. Er ist im Lazarett gestorben.

Auch mein alter Kamerad Feldwebel Lehmann ist heute gefallen. Morgens hatte er noch zu seinen Kameraden gesagt: „Heute drehe ich ein Ding!“ Beim Angriff war er dann seinen Kameraden immer vorausgestürmt, bis seine Männer ihn in dem unübersichtlichen Gelände aus den Augen verloren. So hatte er es auch in Jasło schon immer gemacht. Ich sehe ihn heute noch bei den Geländeübungen wie ein Wiesel weit vor seinem Zug herlaufen, dass die Gewehre Mühe hatten, ihm zu folgen. So hatte er es auch heute wieder getan. Er war ein Draufgänger. Er fiel im Glauben an Deutschland. Ich mochte ihn gern.

Wir marschieren durch ein Dorf, in dem große Aufregung herrscht. Eine kurz vor uns hier durchmarschierende Infanterie-Kompanie war aus einer kleinen Scheune beschossen worden. Ein Deutscher war dabei gefallen. Der Speicher war sofort umstellt und nach kurzem Feuergefecht in Brand gesteckt worden. Dabei verbrannten zwei Rotarmisten, die sich hier versteckt und auf die durchziehende Kolonne geschossen hatten.

Immer häufiger werden die Fälle heimtückischer, hinterhältiger, unmenschlicher und völkerrechtswidriger Kampfmethoden der Sowjets. In drei Punkten sind uns die Russen zweifellos überlegen: In Tarnung, Täuschung und Tücke. Größere Naturverbundenheit und unverbildeter Instinkt geben ihnen einen sicheren Blick für die Anlage verdeckter Stellungen, die sie mit einer in Farbe und Form passenden Tarnung aus dem Material der Umgebung verbergen. Dabei greifen sie oft zu Mitteln, auf die wir bei der unserem westlichen Kulturverständnis eigenen Pietät und Humanität gar nicht kommen würden. Sie errichten z. B. B-Stellen (*Beobachtungsstellen*, *vorgeschobene Beobachter*) auf Friedhöfen, indem sie Gräber aushöhlen und das Scherenfernrohr in den Grabstein einbauen. Oder sie verminen bei ihren Rückzügen die Häuser, so dass unsere Soldaten beim Öffnen der Türen oder Anheizen der Öfen in die Luft fliegen. Den Tod seiner russischen Landsleute nimmt er dabei in Kauf. Die bedenkenlose Verschwendung von Menschenleben war schon immer typisch für die russische Kampfweise in allen ihren Kriegen. Und die grausame Ermordung gefangener Deutscher passt durchaus in das Bild seiner Mentalität. Nein, die Rote Armee kämpft unfair, unmenschlich und verbrecherisch. Wohl habe ich auch immer wieder Beispiele einer anständigen Gesinnung bei russischen Offizieren und Soldaten erlebt, aber das bleiben leider Ausnahmen in der Unzahl von Brutalitäten. Die zweifellos asiatisch beeinflusste Mentalität des Russen ist grundverschieden von unserer westlichen Denkweise und Moralauffassung. Es sind Welten, die uns trennen. Als die „*Goldene Horde*“ Dschingis Khans<sup>129</sup> im 13. Jahrhundert große Teile des europäischen Russland besetzt hatte, riss die Verbindung zum Westen ab. Während bei uns das Rittertum blühte und seine Tugenden gepflegt wurden, verfiel in Russland die Kultur unter der grausamen Despotie der *Mongolenherrschaft*. Die russische Geschichte kennt kein Rittertum, und daher ist Ritterlichkeit dem Russen wesensfremd. Er kann sehr gutmütig sein, aber ritterlich und großmütig ist er nicht. Das beweist sein Verhalten gegenüber dem besiegten Feind. Er demütigt und vernichtet ihn. Fast 300 Jahre dauerte die Mongolenherrschaft, und in dieser Zeit sind sicherlich manche asiatische Elemente in das russische Wesen eingegangen. Auch in der Sprache zeigen sich noch Spuren der damaligen Unterdrücker (z. B. in einem besonders widerlichen Fluch (*Ljub twoju match*)<sup>130</sup>, den man häufig hört.)

In *Graditschk*<sup>131</sup> liegen wir einige Tage. Aus einem von einer Infanterie-Einheit beschlagnahmten Magazin holen wir uns einige Kleinigkeiten. In diesen Kaufläden – Magazin oder *Sklad* genannt – gibt es alles von der Bekleidung über Geräte bis zu Esswaren. Die Qualität der Gegenstände ist miserabel.

Wir ziehen weiter, drehen jetzt aber nach Osten ab und erreichen *Lubny*.<sup>132</sup> In dieser Stadt übernachten wir im Keller des Gefängnisses. Am nächsten Tag schlendern wir durch den Ort, überschreiten die Eisenbahngleise und gehen in eine Häuserreihe, die in einiger Entfernung von der Bahnlinie steht. Hier

<sup>129</sup> Nicht Dschingis Khan, sondern sein Enkel führte die Goldene Horde an.

<sup>130</sup> eigentlich „*job twoju mat*“ (ёб твою мать), gleichbedeutend mit „*motherfucker*“

<sup>131</sup> Dieses Erlebnis in Graditschk ist räumlich, also auch zeitlich vor dem Sula-Übergang einzuordnen, nämlich ab 14. (bis 17.) 9.

<sup>132</sup> Nach dem Sula-Übergang am 17. zwischen Galizkoje und Matwejewka ging es in einem Bogen zunächst nach Nordwesten und dann nach Nordosten; am 24. wurde Lubny erreicht (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000837–86), vgl. *Karte*.

wohnen Eisenbahner. Wir „schnorren“ uns ein paar Kartoffeln und backen uns in einer Küche Kartoffelpuffer. Die Hausfrau bekommt auch einen ab.

Ich gehöre jetzt zu einem Kommando der Führerreserve, das einer Vorausabteilung unterstellt ist. Diese Vorausabteilungen haben die Aufgabe, ohne Rücksicht auf links oder rechts befindliche Feinde weit in das Hinterland des Gegners vorzustößen, dessen rückwärtige Verbindungen zu stören und Verwirrung zu stiften. Zuweilen bekommen sie auch Spezialaufträge, z. B. feindliche Stäbe auszuheben, Brücken zu sichern, bevor der Feind sie sprengen kann usw. Unsere Aufgabe ist nur, dem allzu rasch fliehenden Feind auf den Fersen zu bleiben. Die Wehrmacht hat ja außer den Panzerkorps viel zu wenig motorisierte Verbände, während der Russe dank der massenhaft gelieferten amerikanischen Lkws sehr viel schneller ist. Unser Vorauskommando ist eine bataillonsstarke, schwer bewaffnete, vollmotorisierte Einheit, die in Gewaltmärschen dem fliehenden Feind nachsetzt. Wir werden dabei von einer Gruppe von Kradfahrern gesichert, die auf parallel laufenden Straßen oder Wegen fahren oder stehen. Andere fahren voraus, um das Gelände zu erkunden. Einer stößt dabei auf einen Lkw voller Russen. Beide sind so erschreckt, dass sie in entgegengesetzter Richtung davonrasen.

25.09.1941. Wir erreichen **Mirgorod**. In unserem Quartier wohnen einige jüngere und ältere Mädchen und Frauen. Eines der Mädchen ist reichlich zudringlich. Einmal entreißt sie mir mein Schlüsselbund und lässt es in ihrem Ausschnitt verschwinden. Ich bin ärgerlich, greife kaltschnäuzig hinein und hole ihn wieder heraus. Sie hat dabei wohl mehr erhofft und lächelt säuerlich. Manchmal ist sie harmloser. Da singt sie ein Lied, das mit „krasnaja army“ (*Rote Armee*) endet, wobei sie einen Landser schalkhaft anlächelt. Der stürzt sich daraufhin mit gespielter Empörung auf sie und beginnt mit ihr einen scherzhaften Ringkampf, was sie ja wohl provozieren wollte. In unserer Nähe arbeitet eine Bäckerei für die Zivilbevölkerung. Ich gehe mal hin und lasse mir ein Brot geben, was sicher nicht gestattet ist. Der Bäcker gibt es mir wortlos.

30.09.1941.<sup>133</sup> Unsere nächste Station ist **Poltawa**. Eine Großstadt mit etwa 200.000 Einwohnern, Pflasterstraßen und dreistöckigen Häuserreihen. Ich wohne mit einem Feldwebel im Erdgeschoß eines dreistöckigen Hauses. In der Wohnung lebt nur eine Frau, deren Mann sich auf dem von Deutschen besetzten Gebiet befindet. Sie hat noch keine Nachricht von ihm und macht sich große Sorgen. Ich beruhige sie mit dem Hinweis, dass er sicher schreiben oder herkommen wird, wenn nach den Kriegswirren der letzten Tage wieder normale Verhältnisse eingetreten sind. Man spürt direkt, wie sie sich an diese Hoffnung klammert, aber so recht überzeugt scheint sie nicht zu sein. Ich hoffe, dass der gütige Herrgott dieser armen Frau den Mann wiedergibt.

Das Vorauskommando ist inzwischen<sup>134</sup> wieder aufgelöst, und wir machen wieder den weniger gefährlichen Dienst.<sup>135</sup> Da stoßen wir plötzlich auf zurückgehende Trosse. Unsere vor uns marschierende Division war bei **Krasno Pawlowka** plötzlich auf starken sowjetischen Widerstand gestoßen. Sie griff aus der Bewegung heraus an, geriet aber in so erbittertes Abwehrfeuer, dass sie mit schweren Verlusten liegen blieb. Durch unser stürmisches und allzu sorgloses Nachdringen sind wir hier auf eine schnell aufgebaute Verteidigungsfront der Roten regelrecht aufgelaufen.

Als wir gerade von Nordwesten her in den Ort einzogen, wo wir den Trossen begegneten, schossen die Roten einen massierten Feuerüberfall auf den südlichen Ortsteil. Flammen und quellende Rauchwolken stiegen in breiter Front zum Himmel. Die hier stationierten Trosse hatten ebenfalls empfindliche Verluste und zogen sich in das nächste Dorf zurück. Wir bleiben und sind am Nordrand des Dorfes untergebracht. (Ich habe den Namen des Dorfes vergessen. Es lag etwa im Norden oder Nordwesten von Krasnopawlowka.<sup>136</sup>) Die Bauernhäuser stehen an einer breiten, sandigen Dorfstraße, die nach etwa hundert Meter ins freie Feld hineinführt. Wir hatten unser Gepäck abgelegt und gingen sofort wieder auf die Dorfstraße, um den Verlauf des Kampfgeschehens weiter zu verfolgen. Über uns ziehen zwei

---

<sup>133</sup> Benary S. 56

<sup>134</sup> am 28.9. (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000920)

<sup>135</sup> Wahrscheinlich ist damit der Dienst in der Führerreserve bzw. beim Stomarsch gemeint.

<sup>136</sup> sicher **Preobraschenskoje**, das erst nach zweitägigem Kampf am 13.10. genommen wurde (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 001014, Roll 1804 Frame 000312, Benary S. 61; am 15. gem. KTB OKW 1940–1941 S. 701 – Der Ort wird in der Karte und daher auch in den Kriegstagebüchern und bei Benary so genannt, obwohl er seit 1918 Myroniwnka hieß. Es wurden demnach immer noch Karten des ersten Weltkriegs benutzt.)



leichte sowjetische Bomber.<sup>137</sup> Sie fliegen zur Front zurück. Plötzlich schießt eine deutsche Me 109 von hinten an die Rotte heran, geht so nah an den letzten Bomber, dass es aussieht, als ob sie ihn rammen wolle, dreht aber im letzten Augenblick in elegantem Bogen ab und verschwindet. Plötzlich steht der rote Bomber in Flammen und stürzt brennend in die Tiefe. Die mit uns auf der Dorfstraße stehenden Russen brechen in Freudenrufe aus. Ein Mädchen klatscht lachend in die Hände.

Ich sage immer Russen. Wir sind aber noch in der Ukraine, und die Ukrainer sind den Großrussen nicht besonders freundlich gesinnt. Die Ukrainer wollen ihre politische, völkische und kulturelle Freiheit, aber die Großrussen haben es immer zu verhindern gewusst. Nun setzen die Ukrainer ihre große Hoffnung auf uns. Daher auch die großen hölzernen, mit Girlanden verzierten Triumpfbögen an den Dorfeingängen, mit denen wir schon in den ersten Vormarschtagen in vielen Dörfern begrüßt wurden. Es war ein folgenschwerer Fehler Hitlers, diese Hoffnung der Ukrainer enttäuscht zu haben. Es war eine Riesendummheit.

Vor einiger Zeit, als wir zufällig mit unserem Divisionsstab in demselben Ort lagen, hatte ich Gelegenheit, einen Gottesdienst zu besuchen. Anschließend machte ich mit dem Divisionspfarrer noch einen Spaziergang. Dabei äußerte ich im Gespräch, dass man dieses antichristliche nazistische Regime eigentlich gar nicht unterstützen dürfte. Der Geistliche hielt aber den Kampf für ein christenfeindliches Vaterland immer noch für das kleinere Übel gegenüber einem ebenso christenfeindlichen und noch dazu fremdländischen Bolschewismus. Damit hatte er sicher recht.

Gegen Abend stehen wir wieder auf der Dorfstraße, denn ostwärts des Dorfes setzte plötzlich Gefechtslärm ein.<sup>138</sup> Vier gefangene Sowjetsoldaten kommen aus dieser Richtung. Sie sind ohne Bewachung und schieben auf einem Karren einen schwerverwundeten Genossen vor sich her. Im Laufe der Nacht kommt der Gefechtslärm aus Osten immer näher. Bald hören wir deutlich das Infanteriefeuer und unterscheiden eigene und feindliche MGs. Eine Salve der russischen Stalinorgel prasselt nieder und erhellt die Nacht mit ihren sprühenden Phosphorfunkeln, die bei der Explosion der Raketen strahlenförmig in die Höhe schießen und in feurigem Bogen zur Erde niederregnen. Die Front ist auf dieser Seite noch etwa vier Kilometer entfernt. Der Russe greift also an und will offensichtlich das Dorf nehmen. Wir liegen hier hinten mit einem Häuflein Kameraden, nur mit Pistole bewaffnet, in völliger Ungewissheit über die Lage, in unbekanntem Gelände und mitten in der Nacht. Was wir hören, sind nur die Schreckensnachrichten verwundeter Landser, die allein zurückgehen. Natürlich darf man solchen Leuten nicht alles glauben. Sie stehen noch unter Schock, wollen sich wichtig tun oder ihre Desertion bemänteln. Aber ein ungutes Gefühl bleibt doch zurück, und das Näherrücken der Front ist unüberhörbar. Dies alles tatenlos hinnehmen zu müssen, ist schlimmer, als vorn in der Stellung dem Feind mit der Waffe in der Hand gegenüberzustehen und zu kämpfen. Mir ist unbehaglich zumute, und in dieser Nacht habe ich den Krieg zum ersten Mal verflucht.

Dem Iwan ist es nicht gelungen, das Dorf zu erreichen. Am Morgen werden wir an den Südrand des Dorfes verlegt, besichtigen kurz die Wirkungen des gestrigen russischen Feuerüberfalls und schieben uns dann an die kämpfende Truppe heran. Die Front verläuft zwischen unserem Dorf und Krasnopawlowka. Bei der letzten Häusergruppe machen wir Halt. Draußen auf den Äckern wird gekämpft, d. h. da liegen unsere Landser im Dreck, denn sie kommen nicht vorwärts.

Da die Häuser dicht belegt sind, haben wir keine große Auswahl und müssen in eine dreckige, ärmliche, stinkende Kate einziehen. Sie wird von einem alten Mann und seiner etwa 28 jährigen Tochter bewohnt. Die Kate hat außer der Küche nur noch einen Raum, und der ist Wohnraum, Stall und Scheune zugleich. Dass Hühner, Ferkel und Kaninchen in der Küche mitwohnen, ist auf russischen Dörfern keine Seltenheit. Unter dem einzigen Bett liegt ein Haufen Getreide, auf dem die Katze schläft. Uns dient der Fußboden als Schlafstätte, während der Russe mit seiner Tochter auf dem Ofen schläft. Wenn die Tochter dann abends auf den Ofen klettert, bieten sich interessante Einblicke. Die Leute sind wirklich arm, denn die Tochter trägt nur einen Rock.

Schon drei Tage lang<sup>139</sup> greift unser Bataillon erfolglos an. Die Verluste sind hoch. Der Iwan verteidigt sich verbissen und hartnäckig. Hier zeigt sich, dass der Russe, obgleich auch im Angriff sehr hart, seine

<sup>137</sup> Sowjetische Bombenangriffe wurden für den 10. und 11., im weiteren Verlauf für den 14., 15. und 16. 10. 1941 gemeldet. Nur am 11. sind auch Abschüsse (allerdings durch Heeresfla 279) vermerkt (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000994, 001006, 001019, 001023, 001027).

<sup>138</sup> möglicherweise der am 13. 10. gegen 17 Uhr abgewiesene Angriff auf Hf. Lissowinowskij (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 001014)

<sup>139</sup> wohl 15.–17. 10. (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 001017/20, Roll 1804 Frame 000006)

größten kämpferischen Leistungen in der Verteidigung vollbringt. Es ist die Kampfesart, die seiner Mentalität – der Passivität – am meisten entspricht. Hier leistet er Ungewöhnliches an Härte, Leidsfähigkeit und Todesbereitschaft. Er kämpft bis zur letzten Patrone und lässt sich vom Angreifer in seinem Schützenloch erschlagen oder tötet sich selbst. Ich habe derlei mehrfach erlebt, muss aber hinzufügen, dass es auch viele Fälle von mutlosem Zurückweichen und angstvoller Flucht gab.

Einflüsse des Volkscharakters auf die Kampfweise sind natürlich und offensichtlich. Den Norwegern und Briten sagt man eine zwar harte aber allgemein ritterliche Kampfweise nach. Der Russe kämpft oft heimtückisch und hinterhältig. Deutlich wird die Andersartigkeit der Völker auch in der Art und Weise, wie sie ihre Gefangenen behandeln.

Hier nur einige wenige Beispiele für die russische Verhaltensweise, die sich aus ihrer Mentalität ergibt:

- Täuschung, Verschlagenheit bis zur Heimtücke: Beobachtungsstand in einem ausgehöhlten Grab. Annäherung der ersten Welle in deutschen Uniformen oder mit erhobenen Händen bis dicht an unsere Stellungen und plötzlicher Angriff der verdeckt nachgefolgten Bewaffneten. Verminung von Haustüren und Öfen in den Häusern der von ihnen geräumten Dörfer. Zurücklassen von falschem Kartenmaterial zur Irreführung unserer Artillerie beim Schießen.

- Misstrauen: Strengste Geheimhaltung, große Wachsamkeit, scharfe Kontrollen durch die Posten, mehrfach ausgebaute Sicherheitsanlagen.

Selbstverständlich arbeiten alle Armeen mit derartigen Tricks, aber der Russe ist auf diesem Gebiet haushoch überlegen, besonders, weil er bedenkenlos Methoden anwendet, die wir aus moralischen Gründen ablehnen. Der Russe ist eben anders als wir.

Besonders typisch ist das Vorgehen der sowjetischen Truppenführung, die bei ihren taktischen Planungen keinerlei Rücksicht auf Menschenleben nehmen. Ich meine die kaltblütige Verschwendung von Menschenleben, die sture Wiederholung gescheiterter Angriffe an derselben Stelle ohne Rücksicht auf Verluste. Rücksichtslose Opferung von Vorposten, Stützpunkten und ganzen eingeschlossenen Verbänden, die verlustreichen Massenangriffe und anderes mehr. Die sowjetische Führung braucht sich bei den unbegrenzten Menschenmassen dieses Millionenvolkes keine Sorgen um Ersatz zu machen, was sich europäische Strategen nicht leisten könnten. Zweifellos hat die sowjetische militärische Führung ihre anfängliche taktische Unfähigkeit durch den Masseneinsatz an Menschen wettgemacht. Aber unbeschadet dieser Erklärungen lässt dieses Verhalten der Sowjets auch eine den asiatischen Völkern ähnliche Mentalität erkennen, die den Wert des menschlichen Lebens geringer einschätzt und die uns Europäern unmenschlich erscheint.

Nun aber zurück zum Tagesgeschehen. Unser Bataillon versucht immer wieder, den verbissenen Widerstand der Russen zu brechen. Bisher ist es ihnen trotz hoher Verluste nicht gelungen, das Dorf zu nehmen. Zu allem Unglück ist auch noch schlechtes Wetter dazugekommen.<sup>140</sup> Aber ein Teil der Verluste geht auch auf das Konto der Unvernunft der Landser. Sie griffen bei strömendem Regen an. Ziel war ein Dorf. Der Angriff ging über einen weiten, flachen Sturzacker. Aus dem Dorf prasselt ihnen ein wüster Geschosshagel entgegen. Die Landser aber hatten ihr Gewehr unter den Arm geklemmt, die Hände in die Taschen gesteckt, den Kopf in den hochgeschlagenen Rockkragen eingezogen und stapften so über den aufgeweichten Acker. Sie dachten gar nicht daran, in Deckung zu gehen. Bei dem Wetter war ihnen alles egal. Sie hätten sich lieber eine Kugel verpassen lassen als sich in den Matsch zu werfen. Und so geschah es dann auch.

Unserem Quartier gegenüber steht ein Häuschen. Davor steht ein angeschossenes **Sturmgeschütz**. Die Besatzung ist in das Haus eingezogen und wartet auf Ersatzteile.

18.10.1941.<sup>141</sup> Der **Oberbefehlshaber**<sup>142</sup> **Hoth** erscheint mit einem **Fieseler-Storch** hier am Brennpunkt der Kämpfe. Klein, drahtig, ruhig steht er mit einigen hohen Offizieren auf einer Wiese neben seinem Storch (ein leichter, zweisitziger Hochdecker). Ich vermute, dass der Russe hier an der letzten günstigen Verteidigungslinie vor dem **Donez** den deutschen Vormarsch aufhalten will, um den Rückzug seiner Truppen über den Donez zu decken.

Nach drei Tagen ist der Widerstand der Sowjets gebrochen. Wir rücken nach und ziehen in **Krasnopawlowka** ein. Ein Dorf wie alle anderen. Ich liege mit einem Feldweibel im Haus eines Türken. Er hat eine Ukrainerin geheiratet. Seine Kinder haben alle türkische Namen. Der Mann ist sehr

<sup>140</sup> Das war am 10.-13.10. (KTB OKW 1940–1941 S. 690-696), also während des Angriffs auf Preobraschenskoje.

<sup>141</sup> KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000314

<sup>142</sup> im Original irrtümlich **Kommandierender General**, eine Bezeichnung nur für Führer von Armeekorps

freundlich, aber er beklagt sich bitter bei mir darüber, dass unsere Soldaten seine Bienenstöcke geplündert und dabei zerstört haben. „Warum tun die Soldaten so etwas? Sie können doch zu mir kommen. Ich gebe ihnen den ganzen Honig, den ich habe, aber sie sollen doch die Bienenvölker nicht vernichten!“ Ich gebe ihm völlig recht. Das ist schlimmer als Unvernunft. Das ist Vandalismus, der unser Ansehen schädigt. Es müsste bestraft werden, aber wer kümmert sich im Krieg schon um solche Kleinigkeiten?! Seine Frau, ebenso wie der Mann nicht mehr ganz jung, ist etwas rundlich und freundlich. Sie ist immer bereit, unsere Wünsche zu erfüllen. Aber auch sie hat noch Wünsche.

Der Sommer geht zu Ende. Die **Schlammperiode** setzt allmählich ein. Der Vormarsch wird fortgesetzt, aber die tägliche Marschleistung der Division wird immer geringer. Auch heute (19.?)<sup>143</sup> regnet es schon den ganzen Tag. Die Wege sind aufgeweicht. Die Einheiten haben sich in die Dörfer verzogen und warten besseres Wetter ab. Die Häuser unseres Dorfes sind vollgestopft mit Soldaten aller Waffengattungen. Ich bin im Quartier eines Flakhauptmanns untergekröchen, dessen 2-cm-Geschütze im Bereich des Dorfes den Fliegerschutz übernommen haben. Der Hauptmann und sein Batterietrupp liegen im Wohnzimmer, die Russenfamilie in der Küche. Es sind drei Frauen mittleren Alters. Draußen rauscht der Regen. Um der Enge im Wohnzimmer zu entgehen, begeben sich die Ukrainerinnen hinüber in die recht geräumige Küche. Während der Unterhaltung entdecke ich noch ein junges Mädchen. Es liegt auf einem Bett, das so geschickt in eine Nische eingebaut ist, dass man es beim Eintreten gar nicht gleich bemerkt. Ich setze mich auf den Bettrand zu ihr. Sie hat sich seitlich auf die Ellbogen gestützt und leicht vorgebeugt. Ihr Kleidchen ist recht offenherzig, und ich sehe, dass es wirklich ein Mädchen ist. Die Beweise waren gewissermaßen greifbar. Ein niedliches Mädchen, vielleicht 17 Jahre. Sie rührt sich nicht und spricht kein Wort, aber sie lächelt mich zutraulich und erwartungsvoll an. Ich bleibe nicht lange sitzen, denn die ganze Familie ist in der Küche, und ich will keinen schlechten Eindruck machen.

(20.?) Am nächsten Tag hat der Regen aufgehört. Einige Einheiten brechen schon auf. Ich ziehe in ein Haus um, das etwas am Dorfrand liegt und nicht belegt ist. Hier wohnt ein Ehepaar. Der Mann ist bei den Kämpfen um das Dorf verwundet worden. Die Frau arbeitet in der Küche und hantiert gerade mit einem sehr hübschen Holzlöffel herum. Er hat die typische stumpfe Form, die man hier oft sieht, ist mit einem bunten Muster bemalt und lackiert. Er ist noch fast neu. Ich will ihn der Frau abkaufen, aber sie mag ihn nicht entbehren.

Die Straßen sind immer noch aufgeweicht, aber wir müssen weiter. Ich habe Glück. Ein Sturmgeschütz<sup>144</sup> hat denselben Weg und nimmt mich mit. Ich klettere in das Turmluk, und wir rattern los. Mit brummendem Motor bahnt sich der stählerne Koloss wie ein wütender Bär seinen Weg durch den Schlamm. Er kommt durch. Im nächsten Dorf steige ich aus und suche mir ein Quartier. Als ich die Tür des ersten Hauses öffne, blicke ich in einen fast leeren Raum. Es war einmal die Wohnstube. Auf dem Boden liegt ein toter Russe. Eine Frau steht im Raum und blickt mich wortlos an. Wir zucken beide die Achseln, und ich gehe wieder. Hier müssen harte Kämpfe stattgefunden haben, denn das Dorf ist stark zerstört.

Es ist ungemütlich hier. Das Wetter regnerisch, die Straße verschlammt, das Dorf zerstört, die Frontlage unklar. Ich bin noch allein, denn unsere Gruppe versucht, einzeln zu dem vereinbarten Sammelpunkt zu gelangen. Das glückt schließlich, wir sind wieder ein paar Kilometer vorgerückt und haben ein neues, sehr sauberes Quartier bezogen.

Aber die Division kriecht nur noch vorwärts.<sup>145</sup> Es regnet oft, und der aufgeweichte Boden ist grundlos. Die Räder unserer schweren Fahrzeuge sinken so tief ein, dass die armen Pferde sie kaum noch vorwärts bringen. Die Tiere sind überanstrengt. Viele unserer aktiven Pferde sind schon krepirt.<sup>146</sup> Aber wir müssen vorwärts. Wir müssen vor Einbruch des Winters noch den Donez erreichen. Unser Einweisungskommando liegt tatenlos an seinem Posten, denn tagelang lässt sich kein Fahrzeug sehen.<sup>147</sup>

---

<sup>143</sup> Obwohl sie nur geschätzt sind, gelingt es mit den folgenden Daten, den geschilderten Ablauf in die festen Rahmendaten einzubinden.

<sup>144</sup> der 2./Stug.Abt. 245

<sup>145</sup> Lt. Tagebuch des Ic der Division waren am 21.10.1941 „täglich 15 km“ (normal waren 25–30 km) und am 26. „kleine Tagesmärsche“ angeordnet (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000316/17).

<sup>146</sup> so auch KTB OKW 1940–1941 S. 694: „12. Oktober 1941 - Bewegungen 17. Armee infolge katastrophaler Straßen- und Wegeverhältnisse erschwert. [...] Empfindliche Pferdeausfälle durch [...] Überanstrengungen in den letzten Tagen.“

<sup>147</sup> Dieser Satz passt nicht zu den Tatsachen, s. folgende Fußnote 148

Fast eine Woche liegen wir schon hier in diesem Ort, lassen uns abwechselnd von einer deutschen und einer ungarischen Feldküche verpflegen und schlagen die Zeit mit Kartenspielen tot. Da ich nicht spielen kann, schreibe ich Tagebuch oder besichtige die Zwiebelturmkirche des Ortes.<sup>148</sup>

Heute bin ich an der Reihe, das Mittagessen von der deutschen Feldküche zu holen. Ich gehe zu dem Koch an der Gulaschkanone und stehe plötzlich vor einem alten Bekannten. Es ist ein ehemaliger Fahrer der alten 8./477 aus Jasło. Ich bekomme nun natürlich eine besonders große Portion. Am nächsten (21.?) Tag habe ich ihn dann noch einmal in seinem Quartier besucht. Wir haben lange zusammen gegessen, alte Erinnerungen aus Jasło aufgefrischt und von unseren Erlebnissen erzählt. Er hatte vor Kriegsbeginn gerade seinen eineinhalbjährigen Wehrdienst hinter sich und freute sich schon auf die Entlassung. Da brach der Krieg aus, und er musste gleich weitermachen. Zum Abschied hat er mir dann noch ein mächtiges Stück Wurst zugesteckt.

Ich habe das Quartier gewechselt und liege nicht mehr so beengt. Eines Morgens (22.?) hält ein Reiter vor meinem Haus, bindet das Pferd fest und betritt die Stube. Es ist Feldwebel Nadler. Er war schon in Jasło bei der 8./477 als **Gruppenführer in meinem Zug**. Ein hübscher frischer Kerl, der tüchtigste Gruppenführer. In meiner Abwesenheit wurde ihm immer die Führung des Zuges übertragen. Jetzt soll er mich hier ablösen.

Dann hat Leutnant Herzog also schnell Wort gehalten. Vor einiger Zeit nämlich, als ich unsere Einheiten an einem Ort durchschleuste, hatte ich wieder einmal unsere Kompanie getroffen. Ich sprach kurz mit Leutnant Herzog, der die Kompanie jetzt führt, und bat ihn bei dieser Gelegenheit, mich wieder zur Kompanie zurückzuholen. Er hatte es versprochen, und heute schickt er also die Ablösung.

Ich lasse mir von Nadler den Standort der Kompanie beschreiben. Sie hat zur Zeit drei Ruhetage eingelegt und befindet sich in einem kleinen Dorf, das etwa dreißig Kilometer entfernt ist.<sup>149</sup> Am nächsten Morgen (23.10.1941) reite ich los. Am Dorfausgang verlasse ich die schlammige Straße und wende mich nach Südosten. In dieser Richtung soll das Dorf liegen. Ich folge einem kaum erkennbaren Feldweg, der sich über weite Äcker und ausgedehnte Weiden dahinzieht. Vor meinen Augen dehnt sich eine schier endlose schwachwellige Landschaft. In der Ferne liegt ein Hügel, auf den ich zuhalte. Von Zeit zu Zeit komme ich an hohen **Strohdien** vorbei. Das Land war also bebaut. Jetzt aber liegt es kahl und verlassen da. Dunkelbraun und schmutzig sieht die Erde aus. Die Äcker ebenso wie die Wiesen und Weiden mit ihrem trockenen Gras. Ich reite durch die Stille. Nur das Puffen der Pferdehufe am Boden und das rhythmische Knirschen des Sattelzeugs dringen in mein Unterbewusstsein. Ab und zu prustet das Pferd, und wenn es den Kopf schüttelt, dann klirrt das Zaumzeug. Ich bin schon länger als eine Stunde geritten, da begegne ich den ersten Menschen. Einige Russen, die dem Dorf zuzustreben scheinen, aus dem ich komme. Dann bin ich wieder allein, reite zur Abwechslung eine kleine Strecke im Trab, falle dann wieder in Schritt, hänge meinen Gedanken nach. Hin und wieder blicke ich prüfend in die endlose, einsame Weite, um mich zu orientieren. Außer dem Hügel vor mir gibt es in dieser leeren Landschaft keine Anhaltspunkte. Ich reite noch zwei Stunden, ohne auf dem ganzen Weg auch nur einen Baum oder Strauch gesehen zu haben. Ich bin auch keinem Menschen mehr begegnet. Endlich, um die Mittagszeit, erkenne ich am Horizont eine Reihe von Telegrafmasten, die sich in eine Senke hinunterziehen. Dort muss ich also irgendwo zu Menschen kommen. Der Zeit nach müsste ich auch bald am Ziel sein. Als ich dann die Senke erreiche, sehe ich das Dorf unter mir liegen. Ich reite hinein und sehe auch schon die ersten bekannten Gesichter. Nach der Meldung beim Chef begrüße ich die alten Kameraden und lasse mir vom Spieß mein Quartier anweisen. Hier verbringe ich eine schlaflose Nacht. Ich hatte mich kaum auf mein Strohlager auf der Erde niedergelassen, als ich auch schon die ersten nadelfeinen Stiche und ein verdächtiges Krabbeln verspürte. Ich mache Licht und starre ungläubig auf meinen Oberschenkel. Er war schwarz von Flöhen, die in Blitzgeschwindigkeit weghopsten. So etwas habe ich vorher und nachher nicht wieder erlebt.<sup>150</sup> Es war meine einzige Nacht hier. Die Ruhetage der Kompanie waren vorüber, und ich war froh, dass wir weiterzogen.

---

<sup>148</sup> Die letzten beiden Sätze dieses Absatzes gehören in den Zusammenhang einer späteren einwöchigen Ruhezeit des Bataillons; er passt von der Zeitspanne her vor dem 27.10. („Hang“) ebenso wie danach (20.–26.10.: KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000316/317 bzw. 27.10.–04.11.: Roll 1802 Frame 000907); allerdings beschreibt der Autor „vorher“ noch Marschbewegungen, die dem befohlenen „Aufschließen“ entsprechen können und „nachher“ tatsächlich nicht mehr stattfanden.

<sup>149</sup> 22.–24., genau genommen 20.–27.10.1941 in **Jegoriewka** (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000053/059/065/066/078/316)

<sup>150</sup> Nicht die Flöhe, aber die zunehmende Verlausung war aktenkundig (KTB 257. I.D. Frame 000065).



Ich liege für eine Nacht mit einigen Landsern im Quartier. Hier wohnt nur eine Frau. Sie liegt in dem einzigen Bett der Stube, und wir liegen auf einer Strohschütte auf dem Fußboden. Abends kommt ein Mann und legt sich zu ihr ins Bett. Sie sprechen erregt, fangen halblaut an zu streiten, die Frau weint. Ich brülle den Iwan an, dass wir schlafen wollen. Es hilft aber nur für kurze Zeit, dann fängt der Iwan wieder an zu zischeln. Schließlich hört es auf.

Es regnet jetzt häufig, aber die Sonne hat nicht mehr die Kraft, das Wasser zu verdunsten. Es sickert in den Boden und verwandelt ihn in Morast, bis der Frost ihn wieder erhärtet. Im Frühjahr ist es umgekehrt. Es wird schnell warm, und der Schnee schmilzt schneller, als der Boden aufsaugen kann, und so weicht das Schmelzwasser den Boden wieder auf. Diese beiden Schlammperioden im Frühjahr ([Raspútiza](#) genannt) und im Herbst sind zwar relativ kurz, weil der Übergang vom Winter zum Sommer und umgekehrt sehr schnell erfolgt, aber dennoch sind sie jedem Russlandkämpfer in fürchterlicher Erinnerung. Da die meisten Wege in Russland keine Straßen mit Kunstdecke sind, sondern eben nur festgefahrene Wege, verwandeln sie sich bei Regen in Morast. Besonders hier in dem fetten Schwarzerdegebiet der Ukraine ist es ein zäher Brei, in dem die Landser bis fast an die Waden einsinken und die Räder unserer Fahrzeuge manchmal einen halben Meter absacken. Wenn dann die Fahrspur zu tief geworden ist, suchen sich die Fahrzeuge neben der ausgefahrenen Spur eine neue, bis auch diese grundlos geworden ist. So entsteht eine Bahn neben der anderen. Wir haben kürzlich eine Strecke passiert, wo sieben Fahrspuren nebeneinander herliefen, so dass die „Vormarschstraße“ fast hundert Meter breit war.

Während sich die Gespanne mit den voll beladenen, für russische Verhältnisse viel zu stabil und schwer gebauten HF1 durch die tiefen, ausgefahrenen Spuren quälen, stapfen die Landser in aufgelösten Gruppen breitbeinig und schwerfällig durch den Schlamm, bei jedem Schritt die Beine hoch anhebend, weil an den Stiefeln massige Klumpen dieser zähen Erde kleben. Manchmal zog sich der Fuß aus dem Stiefel, weil sich dieser in dem zähen Schlamm festgesaugt hatte. Der Marsch durch diesen grundlosen Morast verbrauchte unsere Kräfte, und wenn wir abends hundemüde im Quartier anlangten, hatten wir neun bis zehn Kilometer Tagesleistung erzielt. Am meisten tun mir unsere treuen Pferde leid. Die armen Tiere sind völlig erschöpft. Längst schon haben wir unsere Reitpferde wieder als Zugpferde eingespannt. Unsere russischen Beutepferde, die kleinen Panjepferdchen, sind widerstandsfähiger. Sie ziehen die leichten Panjewägelchen durch jeden Dreck.<sup>151</sup>

Aber der Vormarsch geht weiter, trotz aller Strapazen. Wir müssen den Donez erreichen, die strategische Linie, an der entlang wir verteidigungsfähige Winterstellungen bauen können. Und wir müssen ihn vor dem Wintereinbruch erreichen. An jedem Tag gibt es irgendeine Panne. Heute (25.10.1941)<sup>152</sup> hat es mich erwischt. Der Tagesmarsch war ohne Zwischenfälle verlaufen, und wir nähern uns dem Tagesziel. Die Spitze des Bataillons hat die ersten Häuser des Dorfes schon erreicht. Da versackt ein vollbeladener HF1 meines Zuges in einem tiefen Schlammloch. Der Fahrer versucht mit allen Tricks herauszukommen, aber dabei wühlen sich die Räder immer tiefer in den Morast. Die Hinterräder stecken fast bis zur Achse drin. Und wir stehen nur fünfhundert Meter vor dem Dorf! Ich lasse den Zug weiterfahren und bleibe bei dem Unglückswagen. Die anderen Kompanien ziehen an uns vorüber, während sich meine Fahrer und zwei Gruppen bemühen, das Fahrzeug wieder flott zu machen. (Auf dem Marsch war jedem Fahrzeug eine Gruppe Soldaten zugeteilt, die bei schlechten Wegstrecken helfen sollten.) Das Bataillon hat längst seine Quartiere erreicht. Selbst die Nachzügler sind schon alle vorbei. Es dunkelt bereits. Da entschlief ich mich zum letzten, ungenutzten Mittel: Das Fahrzeug wird entladen, um es zu entlasten. Gepäck und Munitionskisten werden in den Schlamm gestapelt. Aber selbst das leere Fahrzeug rührt sich nicht von der Stelle. Die Pferde sind erschöpft und wollen nicht mehr anziehen. Die Männer sind unlustig. Ich schicke nun einen Mann ins Dorf, um ein zweites Gespann zu holen. Schon längst ist es dunkel geworden. Da erscheint der Fahrer mit seinem Gespann. Er ist wider Erwarten bester Laune, spannt seine Pferde vor die unseren, und mit neuem Mut und letzter Kraft ziehen wir das Fahrzeug aus dem Trichter. Nun beladen wir es wieder in aller Eile und gelangen bei stockdunkler Nacht in unsere Quartiere.

Am nächsten Tag (26.10.1941)<sup>153</sup> regnet es wieder. Träge wälzt sich der langgezogene und zerrissene Marschblock auf den mehrgleisigen Wegen dahin. Die Männer haben ihre Zeltbahnen wie Ponchos als

---

<sup>151</sup> Über den Straßenzustand im Südtail der Ostfront berichtete sogar die [Wochenschau](#) (Nr. 586 vom 26.11.1941, ab Minute 13:44, [bei YouTube](#) ab 13:54)

<sup>152</sup> vom übernächsten Tag (27.) zurückgerechnet

<sup>153</sup> vom folgenden Tag (27.) zurückgerechnet

Regenschutz umgehängt und stapfen mühsam durch den Schlamm. Ihre Stiefel sind mit dicken, unförmigen Erdklumpen bepackt. Sie sehen aus wie Elefantenfüße. Immerhin geht an diesem Tag alles glatt, jedenfalls auf dem Marsch. Dafür ist unser Quartierort schon von einer ungarischen Einheit belegt. Die wollten bei dem Regen nicht weitermarschieren. Wir werden einfach noch dazwischen gestopft. Ich übernachtete mit meinem gesamten Kampfbzug in einem Raum. 20 Mann in einem winzigen Stübchen! Wir liegen auf dem Fußboden wie Ölsardinen in der Büchse. Armer deutscher Infanterist! Nach dem erschöpfenden Marsch am Tage dann noch eine solche Nachtruhe! Gasmaske und Brotbeutel dienen als Federkopfkissen, und der feuchte Mantel als Daunendecke. An Kleiderablegen ist natürlich nicht zu denken, und das Waschen sparen wir uns auch. Wir sind ja nass genug.

Der nächste Morgen (27.10.1941)<sup>154</sup> bringt gleich beim Abmarsch den ersten Kraftverschleiß. Der Weg führt gleich neben dem Dorf einen steilen Hang hinauf, der zu allem Überfluss noch eine Kehre aufweist. Im Galopp nehmen die Gespanne den Hang an, und die braven Pferde stemmen sich mit allen Vieren in den Boden. Aber ein Gespann nach dem anderen überwindet den fast achtzig Meter hohen Steilhang. Manche machen an der Kurve eine Pause, manche klettern in einem Zug durch, bis sie oben stehen, mit schnaubenden Nüstern und zitternden Flanken. Arme, geplagte, unschuldige Kreatur! Schließlich sind alle oben, und nach einer Verschnaufpause für die tapferen Pferde geht es weiter.

An einem regennassen Tag (06.11.1941)<sup>155</sup> erreichen wir **Barwenkowo**. Das mir anfangs zugewiesene Quartier mit einer bildhübschen Tochter musste ich für Angehörige des Divisionsstabes (natürlich) wieder räumen. Ich ziehe dafür mit meinen Männern in eine Hütte am Stadtrand, wo uns zwei sehr mürrische Mädchen empfangen. Sicher ist es für sie kein Vergnügen, vier verdreckte und durchnässte Männer aufzunehmen. Aber außerdem scheinen sie uns zu hassen.<sup>156</sup>

Im nächsten Dorf<sup>157</sup> treffen wir wieder auf mufflige Quartiersleute. Aber man kann sie verstehen, wenn da sechs Landser ins Haus treten, die einzige Stube mit Beschlag belegen und die Familie in die Küche umquartieren; wenn die Landser – selbst misstrauisch an solchen Regentagen in überbelegten Quartieren – ihre nassen und verdreckten Sachen überall zum Trocknen ausbreiten und mit ihren Nagelstiefeln den Lehm Boden der Katen aufkratzen; wenn unsere Fahrer die Panjepferde des Bauern einfach ins Freie stellen, um den Stall für unsere schweren aktiven Pferde freizumachen, die dann mit ihrem Kopf das Dach durchstoßen und mit ihren Hufen die Lehmwände des viel zu kleinen Stalles demolieren; wenn unsere nassen Landser dann im Ofen Feuer machen, dass die Flammen zum Schornstein hinausschlagen, und das bei den Strohdächern. Ich will damit nicht sagen, dass es immer so war, aber der eine oder andere Zwischenfall hat sich schon mal ereignet. Sie waren aber wohl ebenso selten wie unfreundliche Quartiersleute. Vielleicht waren aber auch schon einige Russen unter ihnen, denn wir nähern uns allmählich den Grenzen des ukrainischen Siedlungsgebietes.

Barwenkowo ist ein größerer Ort, dem Aussehen nach eher ein Riesendorf. Die meisten Häuser haben nur Erdgeschoß und Dach. Es sind Lehm- oder Fachwerkhäuser (das Gerippe aus Balken, die Wände aus Lehm), Strohdächer. Sie stehen im Abstand von dreißig bis vierzig Metern an den meist sehr breiten Straßen, sind meist durch einen Zaun von der Straße getrennt und haben hinten einen Gemüsegarten.

Aus dem Meer der niedrigen Häuser ragt meist nur das steinerne Schul- oder Parteigebäude oder die Kirche heraus. In den Dörfern – sofern es Kirchdörfer sind – sind auch die zwiebeltürmigen Dorfkirchen oft aus Holz. Lebenswichtig sind die Brunnen. In den größeren Dörfern liegen sie ziemlich weit auseinander, so dass die Frauen beim Wasserholen manchmal recht weite Wege zurücklegen müssen. Sie legen sich dann ein Joch quer über die Schulter, an dessen beiden Enden ein Eimer mit Schnur oder einer Kette befestigt ist. Auf das Wasser legen sie dann noch ein Stück Holz, damit es nicht überschwappt. Der Dorfbrunnen ist dann immer Treffpunkt für Frauen und Mädchen, und oft sieht man sie dort schwatzend und lachend beisammenstehen.

---

<sup>154</sup> KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000078; gleich hinter **Metschebelowka** beginnt ein ca. 60 m hoher **Hang**

<sup>155</sup> KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000913

<sup>156</sup> Der im Original hier anschließenden Absatz (betr. nächstes Dorf) gehört hinter Barwenkowo.

<sup>157</sup> **Basalijewka** (Frame 000914)

## Winterkämpfe 1941/42

Unsere Division hat ihr strategisches Ziel erreicht. Wir stehen kurz vor dem **Donez**. Man munkelt, dass wir am Fluss Winterquartier beziehen und Verteidigungsstellungen ausbauen sollen, obgleich der ganze Raum zwischen Donez und **Don** angeblich feindfrei ist.

Die deutschen Infanterie-Divisionen haben in diesem Sommer unglaubliche Marschleistungen vollbracht, aber sie sind zu langsam. Die Weiträumigkeit Russlands verlangt mehr motorisierte Einheiten.

10.11.1941.<sup>158</sup> In dem uns zugewiesenen Abschnitt liegen schon Ungarn<sup>159</sup> in provisorischen Stellungen. Wir machen uns bereit, sie abzulösen. Nach einer Besprechung mit den ungarischen Einweisern erfolgt die übliche Gliederung. Tross und Schreibstube bleiben weiter hinten, meist in einem Dorf, während die Kampfzüge den Weg nach vorn in die Stellungen antreten. Die Züge unserer MG-Kompanie werden wie üblich auf die Schützenkompanien verteilt. Mein schwerer MG-Zug wird noch durch eine schwere Granatwerfergruppe verstärkt und dann einer Schützenkompanie unterstellt.<sup>160</sup> Der Führer meiner schweren Granatwerfer-Gruppe ist Feldwebel Spremann.

Im Ganzen gesehen verlaufen unsere Stellungen am Ostufer des Donez entlang. Im Einzelnen aber sind sie sehr unterschiedlich. Manche Stellungen lehnen sich an ein Dorf an, das am Flussufer oder am Talhang liegt. Das ist besonders jetzt im Winter angenehm, weil die Männer in den Häusern Unterschlupf finden. Andere Stellungen verlaufen über kahle, windgepeitschte Höhenzüge, auf denen sich die Männer mühsam in die Erde buddeln müssen.

11.11.1941.<sup>161</sup> Die Schützenkompanie, der ich unterstellt bin, wird in **Tichozki** stationiert. Dieses kleine Dorf liegt in einer Talmulde, die parallel zum Doneztal verläuft, von diesem aber durch einen langgestreckten Bergzug von mächtiger Höhe und Breite getrennt ist. Auf dem breiten, schwach gewölbten Rücken dieses Bergzuges werden unsere Stellungen liegen.

Unsere Kompanie nähert sich von Osten, erreicht den Rand der ziemlich steilwandigen Talmulde und beginnt den Hang zu dem Dorf hinabzusteigen, das wir unten in der Mulde liegen sehen.

Da rauscht es in der Luft, und eine Lage<sup>162</sup> Werfergranaten schweren Kalibers haut in unserer Nähe ein. Der Iwan ist also keineswegs bis hinter den Don zurückgegangen. Außerdem kann er offensichtlich das ganze Gelände einsehen. In der ersten Überraschung waren wir in Deckung gegangen. Ich hatte mich im Heranrauschen der Granaten instinktiv hingeworfen, stehe aber sofort wieder auf, denn der Weg ist schlammig. Nun bin ich verdreckt, und ich habe mich über diesen voreiligen Hechtsprung noch lange geärgert. Drei andere Kameraden waren hinter eine hohe **Strohmiete** gesprungen. Die waren wenigstens sauber geblieben. Nun aber beeilen wir uns, in das gedeckte Tal zu kommen. Da rauscht schon die zweite Lage heran. Die drei Landser von der Strohmiete sind noch keine zehn Meter weiter gegangen, als eine Granate genau an der Stelle krepirt, wo die drei eben noch gelegen haben.

Wir gelangen nun ohne weitere Zwischenfälle in das Dorf und sind nun halbwegs gesichert, denn für gezieltes Feuer ist der Ort nicht erreichbar. Wir lösen die Ungarn ab. Ich sehe mit Verblüffung, wie aus jedem Haus zehn bis zwölf Mann herausquellen, wo wir nur sechs von uns wieder hineinlegen können. Auch aus den Stellungen kommen sie in langen Schlangen mit friedensmäßiger Gruppenstärke, während wir nur vier bis sechs Mann Besatzung hinstellen können.

Am nächsten Morgen trete ich aus dem Haus und traue meinen Augen nicht: Es ist eiskalt. Buchstäblich über Nacht ist die Schlammperiode in hartes Winterwetter umgeschlagen.<sup>163</sup> Der gestern noch von unseren Fahrzeugen zerwühlte Schlamm ist steinhart gefroren. Unsere Fahrzeuge sind in fußtiefem Morast festgefroren und nicht mehr zu bewegen. So überraschend bricht der Winter herein, und das ist in Russland keine Seltenheit. Mitte *November*<sup>164</sup>: Minus 15 Grad Frost. Und dabei blieb es.

<sup>158</sup> KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000318/122, KTB OKW 1940–1941 S. 740 bzw. 745; an diesem Tag in **Golaja Dolina** (Benary S. 69)

<sup>159</sup> **V. Bataillon der 2. mot. Brigade** (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000125/26)

<sup>160</sup> 5./477 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000129/62)

<sup>161</sup> KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000126; Benary S. 69

<sup>162</sup> Lage oder Lagenfeuer, Salve, Gruppenfeuer und geschützweises Feuer sind die **Feuerarten der Artillerie**.

<sup>163</sup> am 11. geringer Nachtfrost, am 12. geringer Frost, am 13. starker Frost; durch Frost Verkehrslage gebessert (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000318)

<sup>164</sup> im Original „Oktober“, unklar ob irrtümlich oder als Beispiel

Gestern habe ich die Granatwerferstellungen besucht, die ich am Hinterhang des Berghanges angelegt habe. Heute gehe ich über den gewaltigen breiten Rücken des langgestreckten Hanges zu meinen MG-Stützpunkten. Ein eisiger Wind pfeift über die Höhe. Die MG-Stellungen sind so weit vorgeschoben, dass sie einen großen Teil des Doneztales einsehen können. Schräg unter uns liegt es. Ein kilometerbreites Tal, eine weite Ebene mit ausgedehnten Wäldern. Links<sup>165</sup> in der Ferne liegt Isjum in einer grossen Flussschlinge des Donez.

Leider sind wir nicht allein hier oben. Der Bergrücken ist selbst hier auf der Höhe noch mindestens einen Kilometer breit, so dass man beinahe von einer Hochebene sprechen kann. Und auf der Ostseite dieses breiten Rückens befinden sich russische Stellungen, und zwar in der Nähe eines trigonometrischen Punktes<sup>166</sup>. Manchmal sehen wir drüben einen Iwan herumlaufen. Eines Tages ließ ich die Stellung mal von unseren Granatwerfern beschießen, wobei uns der T.P. ein guter Richtpunkt war. Die Iwans haben das sofort bemerkt und rissen den T.P. ab.

Unsere MG-Nester hier oben bestehen nur aus kleinen rechteckigen Gruben von 40 cm Tiefe. Die Ungarn hatten sie noch gegraben. Über diese Gruben haben die Männer ein Dach aus Strohgarben gestellt. Darunter haben sie wegen der bitteren Kälte noch zusätzlich ein kleines offenes Feuer unterhalten. Das konnte natürlich nicht lange gut gehen, und tatsächlich brannte ihnen eines Tages das Dach über dem Kopf ab. Nun frieren sie wieder.

Die MG- und Werferbedienungen bleiben jeweils eine Woche hier oben auf der windgepeitschten Höhe. Dann werden sie abgelöst und ziehen ebenfalls für eine Woche ins Dorf, wo sie sich in ihrem warmen Quartier erholen können. Ich selbst wohne mit Feldwebel Spremann in einem kleinen Häuschen, das nur aus Stube und Küche besteht. Die Wohnstube wird zu fast einem Viertel von dem großen lehmverputzten Ofen ausgefüllt, auf dem sich auch ein Schlafplatz befindet.

Diese warmen Schlafplätze sind bei den eiskalten russischen Wintern eine praktische Erfindung.

Wir wohnen zu viert in dem Häuschen. Der junge Ukrainer schläft im Bett, seine Frau auf der Ofenbank und wir zwei Feldwebel auf einer Strohschütte auf dem Fußboden.

Das Dorf ist ein langgestrecktes Reihendorf. In der Mitte des Dorfes fehlen ein paar Häuser, so dass es eigentlich zwei Ortsteile sind. Die Dorfstraße ist in einem fürchterlichen Zustand. Die tiefgefurchten Wagenspuren sind steinhart gefroren. Man kann sich die Knochen brechen.

Tagsüber bin ich viel unterwegs. Entweder besuche ich die weit auseinanderliegenden Stellungen und Stützpunkte, oder ich gehe mal zu den Männern in die Quartiere. Eines Tages werde ich in ein Haus gerufen, das meinem Quartier gegenüber liegt. Einer meiner MG-Schützen war, als er ins Nachbarhaus gehen wollte, auf der Dorfstraße von einer verirrten Kugel getroffen worden. Nun liegt er auf dem Fußboden der Bauernstube. Sein Atem geht röchelnd und dem blutgefüllten Mund entringen sich von Zeit zu Zeit gurgelnde und schnarchende Laute. Der Arzt ist benachrichtigt, aber der Soldat ist wohl nicht zu retten. Ich schicke die Männer in den Nebenraum, denn der Todeskampf dieses armen Kameraden ist furchtbar anzuhören. Die Gesichter der Stubenkameraden scheinen gleichgültig, aber sie sprechen die ganze Zeit kein Wort. Einer saß am Tisch und schrieb einen Brief.

In meinem Nachbarhaus herrscht eine andere Atmosphäre. Hier erscheint öfter ein sehr hübsches, schwarzhaariges Mädchen mit Madonnenscheitel, um ihre Tante zu besuchen. Ich habe mich auch mit ihr unterhalten. Sie ist sehr anschmiegsam.

Am weitesten entfernt liegt Unteroffizier Sasse mit seiner MG-Bedienung. Es ist eine gefährliche Ecke, die er bewacht. Hier mündet ein kleines Quertal, durch das die Iwans oft im Schutze der Nacht einzudringen versuchen. Die letzten Häuser unseres Dorfes stehen hier bis an den Talausgang heran, so dass der Iwan beim Eindringen in das Tal auch schon in den ersten Häusern sitzt. Die Bewohner haben deshalb diese Häuser auch schon verlassen. Es ist ihnen zu brenzlich. Diesen Taleingang flankiert Sasse nun mit seinem MG von der benachbarten Höhe. Er sitzt am oberen Rand des Talhanges in Vorderhangstellung und hat einen guten Überblick über den Taleingang, kann aber andererseits auch vom Russen gesehen werden.

Nach einem Besuch bei Sasse trete ich wieder den Rückweg an. Ich bin gerade bei den ersten Häusern angelangt, als eine Granate heranheult und in der Nähe krepieri. Ich war blitzschnell in Deckung

---

<sup>165</sup> bei Blickrichtung zur Front, genau genommen nordnordwestlich; im Original irrtümlich „rechts“

<sup>166</sup> Ein *hölzernes Vermessungsgerüst*, mit dem der eigentliche trigonometrische Punkt (T.P.) signalisiert wird, wurde im Volksmund selbst auch als T.P. bezeichnet.



gegangen und renne nun vorwärts, um aus diesem gefährlichen Ortsteil herauszukommen. Eine neue Lage rauscht heran. Ich habe keine Zeit mehr zu springen und klatsche mich neben einen Misthaufen auf die Erde. Brrrach-zäng – der schmetternde Schlag der zerberstenden Granate singt in meinen Ohren, und der Luftdruck reißt an meinen Kleidern. Schwarzer Pulverqualm wirbelt über den Hof, und hartgefrorene Erdbrocken prasseln auf meinen Rücken. Auf und weiter. So renne und springe ich durch das halbe Dorf. Die Einschläge laufen immer mit. Da heult es schon wieder. Fiu-fiu-bruch-brach. Ich zwänge mich in eine Mauerspalte zwischen Haus und Kuhstall. Hier fühle ich mich halbwegs sicher und bleibe eine Weile sitzen, um zu verschnaufen und die Einschläge zu beobachten. Da merke ich, was vorgeht: Der Iwan streut das ganze Dorf systematisch ab, indem er das Feuer langsam immer weiter vorverlegt. Und ich Hornvieh bin mit dieser Feuerwalze immer fleißig mitgelaufen! Wäre ich beim ersten Einschlag erst einmal liegen geblieben, um abzuwarten, dann hätte ich mir diese Felddienstübung ersparen können. Aber nachher ist man immer klüger.<sup>167</sup>

Ein Mann der MG-Bedienung von Sasse ist verwundet. Ich mache mich auf den Weg und erreiche die Stellung in einer guten halben Stunde. Der Soldat liegt mit einem schweren Halsschuss auf dem Tisch der Unterkunft. Die Kameraden haben ihn mit einem Verbandspäckchen notdürftig verbunden. Er ist etwas benommen, noch im Schock. Er ist schwer verwundet und braucht dringend einen Arzt. Ich eile ins Dorf zurück zum Bataillonsarzt. Der meint, man solle den Verwundeten herunterbringen. Meine Einwendung, dass man den Schwerverwundeten nicht eine dreiviertel Stunde bei bitterer Kälte über Stock und Stein heranbringen könne, beeindruckt ihn gar nicht. Außerdem müsste Sasse seine ganze Bedienung als Träger losschicken, und auch das ist unmöglich. Aber der Arzt, das faule Schwein, rührt sich nicht aus der warmen Stube, denn draußen ist es eiskalt, und es weht ein scharfer Wind. Sasse hat schließlich ein Fuhrwerk aufgetrieben und bringt den Verwundeten am nächsten Tag auf holprigen hartgefrorenen Wegen ins Dorf, fährt vor das Arztquartier und meldet sich dort. Der Arzt kommt heraus, schlägt die Decke zurück, sieht den Verwundeten kurz an und meint, man solle ihn gleich weiter in ein Lazarett transportieren. Dann macht er kehrt und geht eilig in seine geheizte Stube zurück. Zwei Tage später kommt die Meldung, dass der Verwundete gestorben ist. Er war der beste Soldat der Gruppe und einer der wenigen Elitesoldaten unserer Kompanie. Er musste sterben, weil dieser Lump von Arzt seine Pflicht nicht getan hat. Feldwebel Spremann macht eine Meldung über diesen Vorgang, aber über das Ergebnis haben wir nie etwas gehört.

Am schlimmsten ist der Weg zu den Höhenstellungen über dem Doneztal. Dabei durchquere ich erst das Tal und steige dann den steilen Hang des Höhenzuges hinauf. Hier besuche ich erst die Granatwerferstellungen. Sie liegen noch am Hinterhang. Schon bei meinem ersten Gang hier hinauf waren mir die flachen, tellergroßen Vertiefungen rechts und links des Weges aufgefallen. Es sind Granatwerfereinschläge. Der Iwan schießt also hierher. Von hier aus gehe ich dann weiter über den kahlen, breiten Rücken des Höhenzuges. Hier oben fegt mir jedesmal der eisige Ostwind ins Gesicht und nimmt mir den Atem. Er dringt durch Mantel und Uniform, als wären sie nur ein Schleier. Schräg gegen den Wind gelehnt, schiebe ich mich vorwärts. Dort, wo der breite, massige Bergrücken allmählich feindwärts zum Doneztal abzufallen beginnt, liegen unsere MG-Stellungen. Tief unten im Tal fließt der Donez. Weite, dunkle Wälder füllen die kilometerbreite Talebene. In einer Lichtung schräg unter uns liegt ein Dorf. Es scheint verlassen, denn nichts regt sich dort. Man sieht weder Mensch, noch Tier, noch rauchende Kamine. Niemandland, durch das nur ab und zu deutsche und sowjetische Spähtrupps streifen. Eine dünne Schneedecke liegt stellenweise über der Erde, meist aber hat der jagende Wind die dunkle Erde kahlgefegt. Wir haben einen weiten Blick von hier oben und können links weit hinten **Isjum** deutlich sehen. Die Stadt ist in russischer Hand.

Nachts fahren wir plötzlich hoch, geweckt von einem harten, reißenden Schlag. Weitere Einschläge folgen, ganz in der Nähe unseres Quartiers. Dann ist wieder Ruhe, und wir schlafen weiter. Es war das übliche Störfeuer, mit dem der Russe das Dorf von Zeit zu Zeit belegt. Am nächsten Morgen besichtigen wir die Umgebung des Hauses. Eine Granate hat den Gartenzaun zerschmettert und einen kleinen Trichter in den Boden gerissen. Der junge Ukrainer flucht und schüttelt die Fäuste gegen Osten. Dann erzählt er uns empört, dass ein sowjetischer Spähtrupp in dem verlassenen Dorf, das meine MG-Bedienungen unten im Doneztal liegen sehen<sup>168</sup>, ein paar Häuser in Brand gesteckt hat. Die Roten hätten

---

<sup>167</sup> Am 20.11.1941 „15–17<sup>h</sup> stärkeres feindl. Artl.-Feuer auf Kamenka bei 457“ (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000320). In *Ssuchaja-Kamenka lag die 6./457, im benachbarten Tichozki, das offenbar ebenfalls mit Feuer belegt wurde, die 5./477 (Frame 000162) mit dem Autor.*

<sup>168</sup> sicher *Ssenitscheno*

Kopfkissen unter die Dachsparren gestopft und angezündet, wobei die strohgedeckten Dächer sofort lichterloh gebrannt hätten.<sup>169</sup> Woher er das weiß? Ein paar Flüchtlinge aus dem verlassenen Dorf haben wohl hier in Tichozki Unterschlupf gefunden und schleichen ab und zu mal heimlich hinüber, um nach dem Rechten zu sehen.

Ich gehe in die Küche. Von hier aus kann man meine Werferstellungen sehen. Am Fenster steht eine junge Frau – wohl eine Verwandte unserer Quartiersleute. Sie steht vornüber gebeugt, die Ellbogen auf das Fensterbrett gestützt, und blickt hinaus, denn es prasselt gerade ein Feuerüberfall sowjetischer Werfer auf den Weg, der zu meinen Stellungen führt. Ich trete ganz dicht hinter sie und blicke ebenfalls hinaus. Der Iwan scheint zu wissen oder zu ahnen, dass dort ein Weg und meine Werferstellungen sind. Unser Ort wird durch einen Wiesengrund, durch den ein Bach fließt, in zwei Teile geteilt. Unser Dorf ist der kleinere Teil. Der andere Ortsteil ist größer und hat – glaube ich – auch einen eigenen Namen (**Ssuchaja-Kamenka?**). Die Schule dieses Dorfes wird gerade von einem russischen Infanterie-Geschütz beschossen, weil sie von Deutschen belegt ist. Ich beobachte alles von meinem Wohnzimmerfenster aus. Als der erste Treffer in das obere Stockwerk der Vorderfront einhaut, sausen unten aus dem Hinterausgang die Landser heraus in Deckung. So schnell habe ich selten jemand rennen sehen. Es sah zum Brüllen komisch aus.

Unsere Sicherungslinie am Donez ist sehr dünn. Wegen des überraschenden Wintereinbruchs sind die Stellungen und Stützpunkte oft nur ungenügend ausgebaut. Außerdem liegen sie oft mehrere hundert Meter auseinander, zuweilen sogar kilometerweit. Die Russen haben das bald erkannt und beginnen, sich dazwischenzuschieben. So liegen z. B. auf dem breiten Höhenrücken nördlich von uns sowohl deutsche als auch sowjetische Stellungen, natürlich in respektvollem Abstand und zuweilen ungesehen voneinander. Sie schießen nur jeweils in die entgegengesetzte Richtung. Ein wahrhaft grotesker Zustand!

Da unsere Fernaufklärer – angeblich – gemeldet hatten, dass sich zwischen Donez und Don keine größeren sowjetischen Truppenverbände mehr befinden, nimmt man an, dass sich das Gros der sowjetischen Armeen hinter den Don zurückgezogen und nur Sicherungsverbände am Donez belassen hat. Von diesen sind aber keine größeren Angriffsoperationen zu befürchten, zumal der Winter mit aller Strenge eingesetzt hat. Und so glaubte die deutsche Heeresleitung (oder Hitler) wohl, mit einem Minimum an Verteidigungstreitkräften auszukommen. So wird hier jedenfalls vermutet. Ich glaube, unsere Divisionen sind durch die bisherigen Verluste personell schon geschwächt, so dass für eine dichtere Besetzung der Stellungen gar nicht mehr genügend Soldaten vorhanden sind.<sup>170</sup> Jedenfalls konnte es deshalb geschehen, dass die Bolschewiki, deren Spähtrupptätigkeit sehr rege ist, sich an vielen Stellen zwischen unseren dünnen Linien festsetzen konnten. Das ist umso leichter, als das Gelände hier im Donezgebiet bergig, hügelig, schluchtenreich und schlecht zu übersehen ist.

Die Russen waren also keineswegs überall hinter den Donez zurück gegangen. Allein in unserem Bataillonsabschnitt saßen sie an mehreren Stellen diesseits des Flusses<sup>171</sup> in unübersichtlichem Gelände, und sogar – wie schon geschildert – direkt zwischen unseren Stellungen. Wo es ihnen möglich scheint, versuchen sie sogar vorzurücken. Auf den Höhen nördlich des Dorfes, wo auch Sasse mit seinem MG liegt, haben sie sogar ganz frech – in Sichtweite! – eine Pakstellung gebaut und beginnen, in direktem Beschuss das Dorf zu bepflastern. Das wird dem Bataillon nun aber doch zu dumm. Es wird beschlossen, diese Einbrüche „auszubügeln“. Wahrscheinlich hat sich Leutnant Herzog dazu angeboten, dieses Unternehmen mit unserer Kompanie durchzuführen, denn wir Unterführer werden zu einer Besprechung gerufen. Laut Plan sollte eine Kompanie, durch meinen schweren Granatwerferzug<sup>172</sup> verstärkt, den breiten Hang am Donez ersteigen und die dortigen russischen Stellungen ausräumen. In weit geöffneter Ordnung gehen wir den Hang hinauf. Leutnant Herzog läuft weit voraus. Da bekommen wir Feuer von hinten! Die Pak auf dem nördlichen Hang kann uns in direktem Schuss von hinten fassen. Wir sehen die Stellung, sehen jeden Abschuss, sehen die Leuchtspurgranate direkt auf uns zufliegen und in unserer Nähe krepieren. Es ist völlig zwecklos, ausweichen zu wollen. Ehe man ahnt, wo sie einschlagen, sind

<sup>169</sup> Ähnliches vermerkt KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000322, für den 25.11. Grundlage war der Stawka-Befehl Nr. 428 vom 17.11.1941.

<sup>170</sup> Der Zustandsbericht der 257. I.D. vom 15.11.1941 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000173/74) vermeldet ein Fehl von über 4000 Mann. „Die Kampfkraft der Truppe ist durch die Verluste so verringert, dass bei der Infanterie nur etwa 60 % der schweren Waffen besetzt werden können.“

<sup>171</sup> KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000181

<sup>172</sup> Zur damaligen Zeit führte der Autor einen verstärkten sMG-Zug, zu anderen Zeiten einen sGrW-Zug.

sie schon da. Glücklicherweise treffen die ersten Schüsse meist nicht gleich, bis sie auf die richtige Entfernung und Seitenrichtung eingeschossen sind. Da beobachten wir, dass die Pak von einer unserer IG- (Infanterie-Geschütz-) Stellungen unter Feuer genommen wird. Nach wenigen Schüssen wird die rote Pakstellung durch einen Volltreffer vernichtet, und der Rest der Stützpunktbesatzung – wir zählen 13 Mann – flieht nach rückwärts. Nun haben wir den Rücken frei, erreichen die Höhe auf unserem Hang und werden von feindlichem Infanteriefeuer empfangen. Ich gehe mit meinen Werfern in einer **Balka** in Stellung, aber bevor ich zum Schuss komme, wird der Angriff abgeblasen. Der Iwan konnte zwar aus einigen Stellungen herausgedrängt werden, aber eine völlige Bereinigung unserer Frontlinie ist nicht gelungen. Eine verstärkte Kompanie ist in diesem Gelände für eine solche Aufgabe zu schwach. Immerhin haben wir für einige Wochen Ruhe, denn seit unserem Angriff verhält sich der Iwan ruhig.<sup>173</sup>

Dafür überrascht er unser Bataillon an einer anderen Stelle. Etwas weiter flussabwärts liegt ein kleines Dörfchen an einem flachen Hang wenige hundert Meter vom Donez entfernt. Hinter dem Dorf begann dichter Wald. Ich glaube, es war **Krasni Jar**<sup>174</sup>. Die Landser nannten es Winkeldorf<sup>175</sup>. Das Dörfchen war von einer Schützenkompanie unseres Bataillons belegt, der noch ein Zug unserer MG-Kompanie unterstellt war. Ein Kamerad unseres MG-Zuges erzählte uns später von dem Ereignis. Eines nachts waren die Russen unbemerkt über das Eis des Donez gekommen, hatten das Dorf umstellt und im Morgengrauen angegriffen und erstürmt. Mittags aber wurden sie von unseren Leuten im Gegenangriff wieder hinausgeworfen.<sup>176</sup>

Inzwischen hatten die Iwans aber alles, was die Deutschen beim Verlassen des Dorfes zurückgelassen hatten, vereinnahmt. Die Dorfbewohner erzählten, dass die Russen sofort nach dem Sturm mit Panjewagen über das Eis gekommen sein und sämtliche Geräte, Tornister, Wäschebeutel, Brotbeutel, Decken, Zeltbahnen, Kochgeschirre und sonstiges Zeug eiligst verladen und abgefahren hätten. Einen Bauern, der die Rotarmisten hindern wollte, einen deutschen Verwundeten mitzunehmen, hätten diese geohrfeigt. Nach der Rückeroberung saßen unsere Männer zwar wieder in ihren Quartieren, aber ihre Sachen waren restlos futsch.

25.11.1941. Wir werden ganz überraschend aus den Stellungen herausgezogen. Man sagt, dass wir Winterquartiere beziehen sollen. Aber vielleicht erfordert die Kriegslage auch eine Umgruppierung. Wir werden nach **Slawjansk** verlegt.<sup>177</sup>

Die Stadt zieht sich im **Toreztal** etwa zwölf Kilometer hin und ist eine durchschnittliche russische Industriestadt. Trotz ihrer 70 000 Einwohner hat sie in ihren Stadtrandgebieten noch weitgehend dörfliches Gepräge: Einstöckige, in Gärten gebettete Häuschen. Der Stadtkern hat mehrstöckige Wohnhäuser und Verwaltungsgebäude, Kinos, gepflasterte Straßen und eine große Kirche, die auf einem großen Marktplatz im Stadtzentrum steht. Außerdem gibt es eine Reihe von Industrieanlagen und eine Kaserne.<sup>178</sup>

In der Stadt liegen zwei Divisionsstäbe<sup>179</sup> mit den dazugehörigen Nachrichten- und Versorgungseinheiten. Ferner etliche kleinere Sondereinheiten, Kampftruppen der Infanterie und Artillerie. Die Quartiere unseres Bataillons liegen nahe am Stadtzentrum, aber zum Teil doch schon im Gebiet der Holzhäuser. Die Kampfzüge und Fahrer werden möglichst gruppenweise in einem Haus untergebracht. Ich selbst ziehe in das Häuschen eines alleinstehenden Mannes. Er ist sehr freundlich und von unseren militärischen Erfolgen begeistert. Er zeigt mir eine Karte, auf der er unseren Vormarsch und die Frontlinie eingezeichnet hat. Das kleine Puppenzimmer, das ich hier bewohne, ist mir aber doch zu klein, und deshalb ziehe ich um. Mein neues Quartier ist ein Eckhaus in derselben Straße. Um in das

---

<sup>173</sup> KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000181 vermerkt am 21.11.1941: „Gegen 1400 Uhr stieß ein kampfkraftiger feindlicher Spähtrupp vom Donez her in Gegend Longinowa mit sMG- und Granatwerfer-Unterstützung gegen unsere Sicherung vor [bzw. (Frame 000320) „auf eigene Sicherungen II/477 bei Longinowa bis Kamenka“]. Feind wurde abgewehrt, hält aber auf Südufer des Donez.“ *Longinowa ist der nördliche Nachbarort von Tichotzki.*

<sup>174</sup> *Krasni Jar gibt es nicht mehr; es ist aber z. B. auf der Karte Rußland 1:100000, Blatt M-37-99 zu finden.*

<sup>175</sup> im KTB 257. I.D. (NARA T-315 Roll 1804 Frame 000207) „Winkelhausen“

<sup>176</sup> KTB 257. I.D. (NARA T-315 Roll 1804 Frame 000190) vermerkt am 23.11.1941 einen Angriff und Gegenstoß „nordwestlich Bogoroditschnoje“, dort liegt – auf der damals vom Divisionsstab verwendeten Karte Russland 1:100000 Blatt M-37-XIII Ost Kramatorskaja nicht verzeichnet – Krasni Jar.

<sup>177</sup> II./477 war ab 25.11.1941 Korpsreserve (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000322).

<sup>178</sup> Dieser Absatz teilweise wörtlich aus Benary S. 70.

<sup>179</sup> Gen.Kdo. XXXXIV. A.K. (KTB 257. I.D. Frame 000216), Stab I.R. 466 (Frame 000224), evtl. Kdo 295. I.D.

Haus zu gelangen, muss man durch eine hölzerne Tür in einer Bretterwand neben dem Haus. Dann geht man um das Haus herum und betritt über ein paar Stufen und eine überdachte Terrasse das Haus. Es ist von einer russischen (diesmal wirklich russischen) Familie bewohnt. Der Mann und der etwa 16-jährige Sohn sind anscheinend berufstätig und nur abends zuhause. Die Frau muss etwa 50 Jahre alt sein, sieht aber viel älter aus. Sie ist klein und mager, aber ein liebes altes Mütterchen. Sie versorgt mit der etwa 15-jährigen Tochter das Haus. Hin und wieder habe ich mich zu den Leuten gesetzt und eine bescheidene Unterhaltung versucht. Das Thema in solchen Fällen ist zunächst immer der Familienstand, Alter, Beruf, Kinder und dergleichen. Es sind ruhige Leute, und besonders die gute Matka<sup>180</sup> ist rührend besorgt um mich. Einmal war eine kleine Gesellschaft junger Leute zu Besuch im Haus. Wahrscheinlich feierten sie ein Familienfest. Es gab zwar weder zu essen noch zu trinken, denn die Verpflegung war sehr knapp, aber es wurde getanzt. Als ich mich zufällig blicken ließ, forderte mich ein junges Mädchen gleich zum Tanz auf. So geriet ich in diese kleine Gesellschaft und tanzte noch mehrmals mit.

Ich bewohne ein Zimmer, in dem vorher wohl der Sohn oder die Tochter geschlafen haben. Es hat eines der üblichen Eisengestell-Betten, ist sehr sauber und ungeziefert. Ich bin sehr zufrieden hier.

Ich erwache mitten in der Nacht. Irgendwo an der Front rattert ein MG. Es erscheint ganz nah, denn die klare Luft der kalten Winternacht trägt den Schall laut und deutlich heran. Etwas beunruhigt bleibe ich wach, bis die Bettwärme und das Gefühl der Geborgenheit hier in der Ruhestellung mich wieder einschlafen lassen. Ich wusste nicht, wo die Front genau war. Ich weiß nur, dass unsere Frontlinie am Donez aus Mannschaftsmangel sehr dünn besetzt ist. In dem Sicherheitsabschnitt unserer Division, der ca. 45 Kilometer lang ist, sind nur die Dörfer zu Stützpunkten ausgebaut. Zwischen ihnen aber befindet sich nur eine sehr lückenhafte Reihe von Stellungen, noch dazu in einem sehr unübersichtlichen Gelände. Und hier spielten sich, wie schon geschildert, kleine örtliche Gefechte und Kampfhandlungen ab, die den ganzen November und Dezember andauerten.

Hier in Slawjansk ist noch Ruhe. Unser Dienst beschränkt sich auf die notwendigsten Tätigkeiten, Waffenreinigen, Sacheninstandsetzen und Stalldienst für die Fahrer. Und selbstverständlich Nachtwachen. Tagsüber gehe ich von Quartier zu Quartier, mache den üblichen Kontrolldienst, unterhalte mich mit den Männern und den russischen Hausbewohnern. Richtiges Etappenleben. Trotzdem nennt sich das hiesige Kino der Truppenbetreuung Frontkino. Da waren wir heute. Die Vorstellung wird von einer Gruppe russischer Mandolinspieler eröffnet, die ein paar schmissige Melodien hinrasseln. Anschließend singt eine russische Sängerin einige Lieder, und dann läuft die Wochenschau an. Auf der Leinwand erscheint ein Landser mit einer Gans unter dem Arm. Da unsere Landser aber wegen der augenblicklich sehr schlechten Verpflegungslage ziemlich ausgehungert sind, erntet das Bild das dröhnende Hohngelächter der Soldaten.<sup>181</sup>

Die Versorgungslage ist sehr schwierig: Ungeheuer weite Nachschubwege, die durch Partisanenüberfälle erschwert und durch viel Schnee und eisige Kälte behindert werden. Während des ganzen Monats Dezember bestand unsere kalte Verpflegung nur aus täglich 500 gr Brot und einem Päckchen **Machorka**. Dazu eine Tube Weichkäse. Dieser Tubenkäse kam uns schon zum Halse heraus und brachte unserer Division den internen Spitznamen „Käsedivision“ ein.

29.11.1941 oder später. Auf dem Marktplatz ist ein Galgen errichtet, an dem ein Partisan hängt. Durch den Luftzug bewegt, schaukelt der leblose Körper leise hin und her. Das Gesicht des Toten ist ruhig, seine Lippen sind zusammengekniffen. Sein Gewehr hat man ihm umgehängt, mit dem Kolben nach oben. Auf seiner Brust hängt ein Schild, das den Grund seiner Hinrichtung angibt. Die vorübergehenden Zivilisten schauen gleichgültig oder überhaupt nicht zu dem Gehängten auf.<sup>182</sup>

23. oder 24.01.1942. Barwenkowo ist in die Hände der Roten gefallen.<sup>183</sup> Trotz seiner 14.000 Einwohner war es ein kümmerliches Nest, aber dort lagerten im Armeeversorgungslager unsere Verpflegungsbestände, die Marketenderwaren und die Futtervorräte für unsere Pferde. Die Fahrzeuge,

---

<sup>180</sup> Hier hat der Autor versehentlich das **polnische Wort für Mutter** verwendet, das auf Russisch „**Gebärmutter**“ bedeutet.

<sup>181</sup> Hier eine **thematisch ähnliche Wochenschau** (Nr. 585 vom 20.11.1941; ab Minute 02:25 geht es um Schlachtvieh und Winterpelzkleidung)

<sup>182</sup> Es existiert ein **Foto**, auf dem dieser Galgen abgebildet ist; der Hingerichtete trägt ein Schild mit der Aufschrift "29.11.41 Ein zweites Mal wurde ein deutscher Soldat in Slawjansk durch einen Schuss verwundet [Rest unleserlich] ". Im **Internet** wird „Apokalyptische Jahre“ von G. Kostjuk zitiert, der sogar von drei Galgen „auf dem Platz zwischen der Kathedrale und dem Sockel des kürzlich zerstörten Lenin-Denkmal“ berichtet.

<sup>183</sup> 23. gem. Benary S. 79; 24. gem. **Wikipedia**



die wöchentlich einmal hinüberfahren, um Hafer zu holen, kehrten eines Tages leer zurück. Sie waren nicht mehr durchgekommen. Die Russen hatten alles kassiert. Besonders ärgerlich war, dass auch unsere Weihnachtsmarkenderwaren schon dort bereitlagen. Nun erfreuten sich die Russen daran. Sie haben sich sogar über Lautsprecher bei uns dafür auch noch bedankt, die Schufte. Nur ein kleiner Teil war noch gerettet worden wie Briefmappen und Taschenmesser mit dem Wappen unserer Division, dem Berliner Bären. (Wir waren übrigens eine von insgesamt drei Berliner Bärendivisionen.<sup>184</sup>)

Nicht nur unsere Männer hungern, sondern auch unsere Pferde. Das ist schlimm, denn die durch die Strapazen des Vormarsches besonders in der letzten Phase überanstrengten Tiere sind sehr geschwächt. Jetzt fangen sie an, die hölzernen Krippen und Balken anzuknabbern. Eines nach dem anderen muss notgeschlachtet werden, vor allem unsere aktiven (deutschen) Pferde. Für die Fahrer waren diese Notschlachtungen eine willkommene Aufbesserung der verdammt knappen Verpflegung, aber sie aßen diese Zusatzverpflegung mit einem lachenden und einem weinenden Auge, denn viele unserer Fahrer waren Bauern, und die Pferde waren ihnen ans Herz gewachsen. Insgesamt sind die Verluste noch tragbar, denn wir hatten nach der Schlacht von Uman unseren Pferdebestand durch Beutepferde fast verdoppelt, und die kleinen, zähen Panjepferdchen halten noch durch.

Ich muss an unseren alten Nörgelchef denken, der uns auf dem Vormarsch immer mit der Fütterung so geplagt hat. Er war bald nach der Schlacht von Uman abgelöst und als Regimentsfuttermeister eingesetzt worden. Damit hatte er eine seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechende Stellung erhalten. Die Führung der Kompanie hatte dann Leutnant Herzog übernommen, der aber inzwischen schon wieder von einem anderen Chef abgelöst worden ist: Oberleutnant Jablonski mit einem unsympathischen Galgenvogelgesicht. Ehemaliger **Zwölfender**. Kürzlich hat er anlässlich seines Geburtstages eine große Feier gestartet, die er sich anschließend aus der Kompaniekasse bezahlen lassen wollte. Der fängt gut an!

Die Kälte nimmt weiter zu. Das Thermometer zeigt 25 bis 30 Grad minus.<sup>185</sup> Es liegt hoher Schnee. Unsere Weihnachtsfeier findet schon am 23.12. statt. Bei seiner Ansprache nennt der Chef den Grund: Wir sollen verlegt werden. Nach der Ansprache erfolgt eine Ordensverleihung für die letzten Gefechte am Donez, und dann widmet sich jeder seinem bunten Teller, der wider Erwarten reichlicher ausgefallen ist als befürchtet. So bekam u.a. jeder 2 1/2 Tafeln Schokolade. Ich habe meinen Bestand durch Eintauch von Tabakwaren auf 5 1/2 Tafeln erhöht.

24.12.41.<sup>186</sup> Fertigmachen zum Abmarsch. Ausgerechnet am Heiligen Abend! Ich bin stinkwütend. Wir fangen an zu packen. Als alles fast fertig ist, und mein Zug anzutreten beginnt, sind die Fahrzeuge noch nicht da. Sie waren nicht benachrichtigt worden. Ich rase zu den Fahrern, um das Versäumte nachzuholen. Hatten sie denn nicht bemerkt, dass die anderen Züge packen? Hatte der Spieß sie denn nicht benachrichtigt? Egal, es war auch meine Schuld, denn ich hätte meine Fahrer auf alle Fälle benachrichtigen müssen. So kommt es nun, dass das marschfertige Bataillon fast eine Stunde in der Kälte warten muss, bis mein Zug zur Stelle ist. Eine schöne Schweinerei. Am Spätnachmittag verlässt das Bataillon die Stadt. Die Sonne sinkt schon, und als wir aus der Stadt in die weite, verschneite Ebene hinausmarschieren, ist es schon dunkel. Weihnachtsstille liegt über der weißen Landschaft. Nur die knirschenden Geräusche der Fahrzeuge und der marschierenden Kolonne unterbrechen die Stille der Winternacht. Niemand spricht. Mir ist die Weihnachtsstimmung verleidet, denn wegen der Verspätung beim Abmarsch hat es Krach mit dem Chef gegeben. Ich meine, der Spieß hat auch ein bisschen Schuld, aber da Fritz Schulz ein anständiger Kerl ist, habe ich ihn nicht in die Affäre hineingezogen.

Nach mehrstündigem Marsch sehen wir im Halbdunkel der Winternacht den dunklen Streifen einer Siedlung in der weißen Schneelandschaft auftauchen. Es ist **Rai Gorodok**, unser Ziel. Das Dorf liegt am Rand der flachen Donezebene, etwa einen Kilometer vom Fluss entfernt. Am Ostrand des Dorfes fließt der Torez vorbei, ein Nebenflüsschen des Donez. Ich habe mich in einem winzig kleinen Häuschen einquartiert. Die Frau, die hier wohnt, ist äußerst mürrisch, aber da ich mich in derselben Stimmung befinde, macht es mir nichts aus. Ich sehe mir noch eines meiner Zugquartiere an und ziehe mich dann in meine Unterkunft zurück. Ich will endlich noch etwas vom Heiligen Abend haben. Es ist ohnehin

<sup>184</sup> Es waren **die 257., die 68. (mit Berliner Bär, obwohl in Guben aufgestellt) und die 293. I.D.**

<sup>185</sup> Benary (S. 73) berichtet von bis zu 45 Grad unter Null, KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000745 f. nur „um 0°“.

<sup>186</sup> Gem. KTB 257. I.D. war die Verlegung erst für die Nacht 25./26. angeordnet; Befehlsübernahme im für die Division neuen Abschnitt erfolgte am 26. 08.00 Uhr und Vollzugsmeldung am gleichen Abend (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000746/747/979/981).

schon spät. So krame ich mein kleines Weihnachtsengelchen aus dem Gepäck und stelle es auf den Tisch. Es ist ein winziges hölzernes Engelchen mit einem Lichthalter für Puppenkerzen. Ich zünde die kleine Kerze an und blicke träumend in den schwachen Lichtschein...

Schon in der Frühe des nächsten Morgens lässt mich der Chef rufen. Er will mit mir meine Granatwerferstellungen besichtigen. Ich rieche den Braten: Er will mich reinlegen. Ich hatte ja gestern abend meine Stellungen gar nicht mehr besucht und konnte sie ihm deshalb jetzt auch nicht zeigen. Das wusste der Chef natürlich. Naja, ein Unglück kommt selten allein. Auf dem Rückweg erklärt er mir, dass ich nun wohl von der Liste der Offizieranwärter gestrichen würde. Sein Wunsch geht allerdings nicht in Erfüllung, denn schließlich macht jeder mal einen Fehler, und wegen einer einzigen Panne wird niemand gleich gehenkt. Ich bemerke aber, dass auch der Bataillonsadjutant von jetzt ab keine Gelegenheit auslässt, um mich anzuschwärzen. Sie vergessen nicht, dass ich sie eine Stunde in der Kälte habe warten lassen, und mein Chef hat deshalb ebenfalls mit Sicherheit vom Bataillonskommandeur eins auf den Deckel bekommen.

Mein Dienst besteht in den täglichen Besuchen der Feuerstellungen, der Überprüfung des Stellungenbaues, der Festlegung des Schussfeldes und u. U. einzelner Ziele, der Aufstellung eines Feuerplanes usw. Die Kampftätigkeit ist gering. Zwischen uns und dem Russen liegt ein breites Niemandsland. Wenn man vom Dorfrand zum Iwan hinüber guckt, schweift der Blick über eine ca. drei Kilometer breite, baumlose, verschneite Ebene, die drüben von dem dunklen Saum eines großen Waldgebietes begrenzt wird. Durch diese Wälder fließt der Donez, und dort am Waldrand liegen die sowjetischen Stellungen. Die flache Ebene ist gut zu übersehen. Nur selten schießen russische Pak oder IG einen kurzen Feuerüberfall oder Störfeuer herüber.

Meist aber liegt das Dorf ruhig und friedlich in der klaren Wintersonne.<sup>187</sup> Die strohgedeckten Bauernhäuschen liegen geduckt im tiefen Schnee, und aus den Kaminen steigt weißer Rauch kerzengerade in die unbewegliche Luft empor. Nur selten unterbricht ein menschlicher Laut oder das Bellen eines Hundes die Stille, und der reine, eiskalte Äther trägt den Schall hell und vernehmlich weit über das Land. Dann ist wieder lautlose Stille, und das Dorf liegt wie erstarrt im klirrenden Frost. Wenn ich durch die Dorfstraßen gehe, quietscht der Schnee bei jedem Schritt unter den Füßen. Auf dem Dorfplatz steht einsam und verlassen das Kulturdenkmal, ein hölzerner Obelisk, dessen Spitze von einem ebenfalls hölzernen Sowjetstern gekrönt ist. Die Dorfkirche, der einzige Steinbau, ist zerstört. Sie steht am Dorfrand, und in ihren Mauerresten befindet sich eine unserer MG-Stellungen.

Ich bin mit einem Auftrag unterwegs, der mich in das Nachbardorf<sup>188</sup> führt. Dieses Dorf ist aber praktisch nur durch die **Bahnlinie Slawjansk–Krasni Liman** von Rai Gorodok getrennt. Es liegt der feindlichen Front etwas näher und ist daher stärker gesichert. Ich habe das Bahngleis überschritten und stehe hundert Meter vor dem Dorfrand. Ich brauche nur noch einen kleinen verschneiten Acker zu überqueren und stapfe munter durch den Schnee. Da ruft mich ein Posten an: „Stehen bleiben! Mann, Sie stehen mitten im Minenfeld!“ Ich bleibe wie angewurzelt stehen, drehe mich dann um und stelze vorsichtig wie ein Storch im Salat in meinen eigenen Fußtapfen zurück. Dann weist mich der Posten durch Zurufe auf den rechten Weg ein, bis ich das Dorf erreicht habe. Das hätte schief gehen können.

Im Dorf melde ich mich bei dem Ortskommandanten, Hauptmann Kolrep<sup>189</sup>. Er begrüßt mich herzlich und legt mir beide Hände auf die Schultern. Nachdem ich ihm meinen dienstlichen Auftrag übermittelt habe, schickt er mich zum Übernachten in das Haus des Starosten. Der ist ein ziemlich junger und recht hübscher Bursche mit pechschwarzem Haar und nussbraunen Augen. Auch er begrüßt mich mit freundlichem Händedruck und zeigt dabei seine prachtvollen weißen Zähne. Hauptmann Kolrep scheint ihm nicht recht zu trauen, denn beim Abschied hatte er mich zur Vorsicht gemahnt mit der Bemerkung, dass der Bruder des Starosten auf sowjetischer Seite kämpft.

Nach einer ruhigen Nacht kehre ich am nächsten Morgen (28.12.1941) nach Rai Gorodok zurück, wo mich schon ein neuer Befehl erwartet: Ich werde als Verbindungsoffizier zum Nachbardorf

---

<sup>187</sup> KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000747: heute im wesentlichen Ruhe

<sup>188</sup> *Majazkoje* gem. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000008

<sup>189</sup> *Hptm d. R. Hermann Kolrep, Kdr (Führer?) III./I.R. 466 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000124; Benary S. 210)*

kommandiert, in dem bereits eine andere Division liegt. Das Dorf heißt **Nikolajewka** und ist von einem Bataillon der niedersächsischen Pferdekopfdivision belegt.<sup>190</sup>

Solche Nahtstellen zwischen zwei Divisionen sind immer „weiche Stellen“ in der Front, weil hier Befehlsbereiche enden, die Nachrichtenverbindungen spärlicher sind und somit die Zusammenarbeit erschwert ist. In unserem Fall kommt noch erschwerend hinzu, dass diese Nahtstelle besonders breit ist: Zwischen Rai Gorodok und Nikolajewka liegt eine fünf Kilometer breite, zur Zeit völlig ungesicherte Ebene. Auf der ganzen Strecke steht kein einziger Posten. Die drei vorhandenen Bunker an der Straße stehen leer. Tagsüber ist die Ebene zwar gut zu übersehen, aber nachts ist sie völlig unbewacht. Deshalb soll ich die Verbindung über diese Nahtstelle halten, und zwar mit zwei Aufgabenbereichen: Erstens tagsüber bei Bedarf Nachrichtenaustausch (mit Schlitten) und zweitens nachts von Zeit zu Zeit mit Pendelspähtrupps diese Lücke zwischen beiden Dörfern wenigstens einigermaßen unter Kontrolle zu halten.

Am nächsten Morgen verlasse ich mit zwei Meldern das Dorf, um nach Nikolajewka hinüberzugehen. Ich überschreite die kleine Holzbrücke über den Torez, der Raigorodok an der Frontseite umfließt, und erreiche nach einigen hundert Metern die „Straße“, die nach Nikolajewka führt. Vor uns liegt die weite, tischebene und tief verschneite Ebene. Der Weg ist kaum zu erkennen, aber wir brauchen nur den Telegrafmasten zu folgen, die in endloser Reihe neben dem Weg herlaufen und direkt nach Nikolajewka führen. In der Ferne erkennen wir die Häuser des Dorfes. Sie sind noch winzig klein, aber in der kristallklaren Winterluft deutlich zu sehen. Nach der Karte sind es ca. sechs Kilometer bis dorthin. Ostwärts am Ende der Ebene liegt der dunkle Wald, in dem sich die russischen Stellungen befinden. Von dort aus verfolgen uns jetzt mit Sicherheit sowjetische Posten und Späher mit Augen und Ferngläsern. Aber die Gefahr ist nicht groß. Für einen Gewehrschuss ist die Entfernung zu weit, und für schwere Waffen sind wir kein lohnendes Ziel.

In Nikolajewka melde ich mich beim Bataillonsstab. Meine beiden Melder treten den Rückweg an, und ich suche mein Quartier auf, das man mir schon bereitgestellt hat. Es liegt nahe beim Bataillonsstab in einer langen Häuserreihe, die den Dorfrand bildet. Hinter den Hausgärten dehnen sich die weiten, verschneiten Flächen, die ganz allmählich ansteigend in etwa zwei Kilometern Entfernung den oberen Rand des hohen Talhanges erreichen. Dort oben verläuft die Front. Fast unmerklich flache Erhebungen lassen unsere dortigen Bunkerstellungen errahnen, und oft sehe ich abends die glutroten Feuerfontänen der krepierenden Granaten um diese Stellungen herumtanzen.

Mein Quartier ist das letzte von Soldaten belegte Haus in dieser Straße. In den noch folgenden Häusern wohnen nur Zivilisten. Eine dieser Unterkünfte war bis vor kurzem noch von drei Artilleristen belegt, die hier eine B-Stelle hatten. Das Haus wurde durch einen Volltreffer zerstört, und die drei Artilleristen getötet. Als ich gestern mal zu der Stelle hinging – sie ist nur fünfzig Meter von meinem Quartier entfernt – lagen die drei Kameraden immer noch so da, wie sie gefallen waren.

Ich wohne allein bei einer russischen Familie. Mein warmes Mittagessen hole ich mir im Kochgeschirr von der Feldküche, die in einem der Nachbarhäuser steht. Dabei muss ich mich auf dem Rückweg beeilen, denn bei der knirschenden Kälte ist das Essen, das glühend heiß aus der Gulaschkanone kam, auf dem fünfzig Meter weiten Weg erkaltet, wenn ich nicht im Laufschrift nach Hause renne.

Den Vormittag verbringe ich oft mit dem Studium einer politischen Karte, wobei mich das Wachsen des Großdeutschen Reiches mit Genugtuung erfüllt. Eines Tages sitze ich wieder über der Karte, als sich ein widerlicher Geruch in der Stube verbreitet. Ich stehe auf und werfe einen Blick durch die Glasscheibe der Tür in die Küche. Da sehe ich, wie die Bäuerin ihr Baby zu einer großen Verrichtung einfach über der Erde abhält. Dann nimmt sie einen Strohwisch und verschmiert das ganze Geschäft auf dem Lehmfußboden der Küche.

Ein andermal habe ich erlebt, dass eine Frau ihr Kind über der Waschschüssel abhielt. Als ich ihr mein Missfallen äußerte und daran erinnerte, dass sie sich doch in dieser Schüssel auch wasche, antwortete sie halb erstaunt und halb verständnislos: „Das macht doch nichts, die Schüssel wird doch wieder ausgewaschen!“ Solche und ähnliche Erlebnisse gibt es öfter. Man braucht aber deshalb nicht überheblich zu werden. Ich habe in unseren ländlichen Provinzen in Deutschland ähnliches erlebt. Aber wie allen Denk- und Lebensbereichen bei Deutschen und Russen, gehen auch die Begriffe von Hygiene weit auseinander. Die Russen nennen uns unkultiviert, weil wir unsere WC's in der Wohnung haben.

---

<sup>190</sup> Die Verbindungsaufnahme ist in der Tagesmeldung der 257. I.D. vom 28.12.1941 dokumentiert (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000984); es handelte sich um die **295. I.D. (Pferdekopf-Symbol, Lagekarte)**.

Eine Toilette in der Wohnung – welch eine Schweinerei! Die russischen Örtlichkeiten liegen oft außerhalb und weitab vom Haus. Die Russen vergessen dabei nur zweierlei: 1. Auf deutschen Klos kann man essen; an die russischen kommt man nur über Berge von Exkrementen heran, die im Klo keinen Platz mehr haben. 2. Die russischen Kloaken kann man nicht ins Haus verlegen, ohne sich die Pest hereinzuholen. Wenn der Russe an Toiletten denkt, dann denkt er an **seine**, und deshalb ist ihm der Gedanke an ein WC im Haus so unvorstellbar. Nur so ist es zu begreifen, dass ein russischer Offizier in seinem deutschen Quartier das Klobecken herausreißen und dafür eine Torfkiste hinstellen ließ.

Ich habe „Toiletten“ in russischen Mietshäusern und in **Direktorenhäusern** gesehen, und sie waren alle gleich unbenutzbar. Zweifellos gibt es auch in Russland viele saubere Klos. Aber wenn mir ein Tourist 16 Jahre nach dem Krieg erzählt, dass selbst in den Badeorten der Krim die Toiletten nicht besser aussehen, dann wundert mich das eigentlich nicht. Die Lebensgewohnheiten eines Volkes ändern sich nicht so schnell.

Ähnliche Rätsel gibt das russische Schamgefühl auf. Es liegt offenbar auf einer ganz anderen Ebene als das unsere, oder es tritt überhaupt in ganz anderen sittlichen Relationen auf. Wenn sie die von den Landsern aufgehängten Magazinbilder mit halbnackten Mädchen sehen, oder wenn wir an glühend heißen Sommertagen mit kurzen Turnhosen durch das Dorf laufen, sagen sie „nix kultura!“. Aber die sowjetische Soldateska schämt sich nicht, in tausendfachen sexuellen Exzessen deutsche Frauen zu schänden, wobei jeweils ganze Gruppen eine einzige Frau vergewaltigten. Oder der russische Bauer, der seine deutsche Einquartierung zusammen mit seiner Tochter in das Nebenzimmer schiebt und die Tür lachend abschließt. Ich gebe zu, dass mir diese Zusammenhänge noch nicht klar sind und mein Urteil vielleicht etwas schief. Die massenhaften Schändungen deutscher Frauen jedenfalls stehen in der europäischen Kriegsgeschichte bisher beispiellos da. Gemessen an unserem europäischen Sittenkodex ist dieses Verhalten viehisch. Aber der Russe denkt und fühlt und handelt eben anders. Jedenfalls scheint die gruppenweise Benutzung ein und derselben Frau für die Russen nichts Ungewöhnliches zu sein, denn sie haben sogar ein Wort dafür: Tschubarovschtschina<sup>191</sup>. Wo liegen die Gründe dafür? Ist es das im russischen Wesen stark ausgeprägte Kollektivbewusstsein, das uns individualistischen Europäern unbekannt ist? Sind es unterschwellige Relikte aus der Mongolenzeit, Mangel an Ritterlichkeit und an Achtung vor der Würde der Frau? War es nur der Siegesrausch einer entfesselten Soldateska? Oder die durch die hasstriefenden Veröffentlichungen des jüdisch-russischen Autors **Ilja Ehrenburg** aufgepeitschten Instinkte? Oder alles zusammen? Jedenfalls zeigt sich auch hier der abgrundtiefe Wesensunterschied zwischen unseren Völkern.

Russische Artillerie legt Störfeuer auf das Dorf. In großen Abständen krepirt jeweils eine Granate. Der Schall und Druck pflanzt sich anscheinend in der Schneedecke fort, denn bei jeder Explosion gibt es einen sonderbar hellen Ton in der Schneedecke, der sich durch das ganze Dorf fortpflanzt. Als der Beschuss einsetzt, lese ich gerade Zeitung. Ich will mich nicht stören lassen. Diese Kleckerei kann ja einen alten Krieger nicht erschüttern. Ich will weiterlesen, ertappe mich aber wiederholt dabei, dass ich immer auf den nächsten Einschlag warte. Also lege ich die Zeitung weg. Doch etwas entwöhnt, alter Junge! Zu lange Ruhe gehabt? Bei der Weitläufigkeit des Dorfes richten die einzelnen Einschläge keinen großen Schaden an. Immerhin hat eine Granate den Regimentsgefechtsstand getroffen. Es ist aber niemand verletzt.

Eben bringen sie einen Rotarmisten zum Bataillon. Er sollte mit einer schweren Zugmaschine ein russisches Geschütz aus der Stellung holen. Dabei war er in der Dunkelheit versehentlich über seine Stellungen hinausgefahren und auf deutscher Seite gleich mitsamt seinem Trecker einkassiert worden. Es scheint ihn aber keineswegs zu erschüttern. Er macht einen fast selbstzufriedenen Eindruck.

Ich war ins Bett gegangen. Es ist finster, aber ich liege noch wach. Da höre ich, dass die Stubentür leise geöffnet wird. Ich sehe den Schatten der 15-jährigen Tochter. Sie kommt herein und geht zu dem anderen Bett, das an der gegenüberliegenden Seite des Zimmers steht. An den Schattenbewegungen und den Geräuschen erkenne ich im Halbdunkel, dass sie sich entkleidet und dann ins Bett geht. Ganz vernünftig. Warum soll dieses bequeme Bett leer stehen?

---

<sup>191</sup> Die genannte Bezeichnung meint keinen „gewöhnlichen“ Gruppensex; sie leitet sich vielmehr von **einem ungeheuerlichen Verbrechen** ab: In der Nacht vom 22. zum 23. August 1926 wurde in Leningrad in der Chubarow-Straße eine Gruppenvergewaltigung begangen, die später als "Chubar-Fall" bekannt wurde. Mehr als 30 Personen nahmen an der Vergewaltigung teil; 23 von ihnen wurden vom Gericht als Banditen eingestuft, 7 von ihnen zum Tode verurteilt, obwohl damals als Höchststrafe für Gruppenvergewaltigung nur eine Haftstrafe von bis zu 8 Jahren vorgesehen war!



Ich ziehe um. In meinem bisherigen Quartier habe ich mich sehr wohl gefühlt. Mit den Russen bin ich kaum in Berührung gekommen. Sie wohnten in der Küche, während ich die Wohnstube für mich allein hatte. Da ich aber in letzter Zeit häufiger gebraucht wurde und nicht immer durch den tiefen Schnee bis zum Bataillon stapfen wollte, zog ich in die Unterkunft des Nachrichtenstaffelführers. Es war ein Feldwebel, der mit seinem Melder im Haus neben dem Bataillonsgefechtsstand wohnte. Hier sind wir also zu dritt, aber die Kameraden sind sehr freundliche Kerle, und ich bin mit dem Wechsel ganz zufrieden. Morgens schlafen wir, solange wir Lust haben. Nach dem Aufstehen beginnt sofort die Entlausung. Wir sitzen dann auf dem Bettrand und suchen Hemd und Unterhose nach Läusen ab, die zwischen beiden Daumennägeln zerknackt werden.<sup>192</sup> Darin sind wir routinierte Spezialisten. Anschließend folgt das Waschen und Frühstück. Inzwischen hat die Bäuerin oder die Tochter geheizt, und es ist wohlig warm. Dann gehen die beiden Kameraden zum Dienst. Der Staffelführer ist meist den ganzen Tag unterwegs. Sein Melder ist häufiger zuhause. An solchen Tagen unterhalten wir uns oft sehr angeregt. Den größten Teil des Tages bin ich aber allein.

Es ist unvorstellbar kalt. Minus 30 Grad und kälter.

Heute muss ich nach Rai Gorodok. Der Schlitten bringt mich in fünfzig Minuten über die Ebene. In Rai Gorodok übergibt mir der Adjutant meines Bataillons andere Papiere, die ich nun nach Nikolajewka zurücknehme. Als ich die Rückfahrt antrete, beginnt es schon zu dunkeln. Wir fahren zwischen der letzten Häuserreihe von Rai Gorodok hindurch, gleiten die flache Uferböschung des Torez hinunter, überqueren mit dumpfem Rumpeln die kleine Holzbrücke und fahren in die Ebene hinein. Jetzt hebt der Fahrer den Arm, die Pferde legen sich ins Geschirr, und in zügigem Trab zischt der Schlitten in die weiße Dämmerung hinein. Ganz fern im fallenden Abendlicht glaube ich die ersten Häuser von Nikolajewka als dunkle Flecken zu erkennen. Links in der Ferne liegt dunkel und schweigend der Wald. Von dort aus könnten uns jetzt Berittene oder Skipatrouillen den Weg verlegen, denn unsere Straße verläuft fast parallel zur feindlichen Front. Ich sitze im Fond des Schlittens, den siebenschüssigen Trommelrevolver in der Faust. Das nächste Mal werde ich lieber die MPI (*Maschinenpistole*) mitnehmen. Vor mir auf dem Bock sitzt der Fahrer, in seinen dicken Schafspelz gehüllt. Über seiner Schulter hängt der Karabiner. Jetzt hebt er wieder die Peitsche, und die Pferde galoppieren an. Hastiger trommeln die Hufe, und das Gespann jagt wie der Wind über die Ebene. Mit leisem Zischen fegen die Kufen über den Schnee. Der Schlitten fliegt. Es ist fast dunkel. Ich habe mich auf die Aktentasche gesetzt und meinen Kragen vor das Gesicht geschlagen, aber der schneidende Fahrtwind treibt mir die Tränen in die Augen. Nach einiger Zeit haben wir die gefährlichste Strecke hinter uns. Die Pferde fallen wieder in Trab. Bald passieren wir die Obstplantage und erreichen dann nach einer Kurve die ersten Häuser von Nikolajewka. Ich übergebe meine Aktentasche dem Bataillonsgefechtsstand und kehre in mein warmes Bauernhaus zurück.<sup>27.–29.01.1942.</sup><sup>193</sup> Seit drei Tagen schneit es pausenlos. Jetzt setzt auch noch ein stürmischer Wind ein. Der Schnee liegt schon einen Meter hoch. Morgens sind die Haustüren schon so zugeweht, dass sie nur mit Mühe zu öffnen sind.

6.2.42.<sup>194</sup> Zehn Tage lang rast der **Schneesturm** nun schon ununterbrochen über das Land. Er hat Mensch und Vieh in die Häuser gejagt, und beginnt nun auch diese zuzudecken. Ich stehe in der Stube und blicke durch das niedrige Fenster in den Wirbel da draußen. Pfeifend und brausend jagt der Sturm dicke Wolken von Schnee vor sich her. Die Luft ist eine flockige, körnige weiße Masse. Zuweilen fegt der Schnee fast waagerecht am Fenster vorbei, wie in langen weißen Fäden und Strichen. Dann wieder wirbelt ein Windstoß die dicken Wolken durcheinander, und in diesem Augenblick wird für Sekunden der schemenhafte Schatten des Nachbarhauses sichtbar, um sofort wieder von den quirlenden Schneewolken verdeckt zu werden. Wie geängstigte Tiere ducken sich die niedrigen Bauernkaten in den Schnee. Höher und immer höher weht der tobende Sturm die weißen Berge gegen die Häuser. An der Windseite kriechen die Schneewehen schon über die Strohdächer hinauf und beginnen, die Häuser unter ihrem weißen Mantel zu begraben.

Wer nicht unbedingt hinaus muss, bleibt im Haus. Der Bauer füttert sein Vieh, das sich ja unter demselben Dach befindet, schaufelt den Schnee von seiner Haustür fort und kriecht dann wieder auf den warmen Ofen. Die Dunkelheit bricht früh herein. Schon am frühen Nachmittag ist es stockfinster. Die

---

<sup>192</sup> Der Beschreibung nach könnten es auch *Flöhe* sein.

<sup>193</sup> Vom 27.1.–10.2.1942 herrschte fast täglich Schneetreiben, am 28.1. auch Sturm, vom 4.–6.2. starker Ostwind bei Temperaturen bis –20 °C. Am 11.2. stieg die Temperatur schlagartig auf +3 °C (KTB 257. I.D., NARA T-315 Frame 000774–000792).

<sup>194</sup> im Original irrtümlich 6.1.42.

Winternächte sind lang. Wer jahrelang diese endlos langen russischen Winter mit ihren endlos langen dunklen Nächten erlebt hat, wer diese monatelange erzwungene Untätigkeit erfahren hat, der kann verstehen, dass sich hier Melancholie ins Herz senkt, dass sich Passivität entwickelt (wie man es dem russischen Wesen nachsagt) und dass sich manche Unsitte einschleicht. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Das ist sicher einer der Gründe dafür, dass – zumindest in früheren Zeiten – der Vater oder Großvater die Schwiegertochter benutzte, wenn der Sohn zum Militärdienst eingezogen war. Aber vielleicht liegt es auch an der andersgearteten Mentalität der Russen. Im – alten – Japan war es auch Sitte, dass der Bruder sich der Schwägerin mit sämtlichen Rechten und Pflichten eines Ehemannes annahm, wenn der Bruder sehr lange abwesend sein musste. Und ein bekannter Schriftsteller berichtet vom Ersten Weltkrieg, dass deutsche Kriegsgefangene in Sibirien Kinder hinterlassen haben. (Das ist verständlich.) Als dann die aus deutscher Gefangenschaft entlassenen sibirischen Ehemänner heimkehrten, freuten sie sich über diese Kinder. (Und das ist uns unverständlich.)

Der Sturm tobt weiter. Viele Häuser gleichen nur noch Schneehügeln. Nur auf ihrer Leeseite guckt noch ein Stück Dach oder die Giebelwand mit dem Fenster heraus. Am Morgen des achten Tages ist das Nachbarhaus restlos zugeschnitten. Die Bewohner können nicht mehr heraus. Sogleich geht ein Trupp Soldaten daran, mit Schaufeln und Spaten von außen einen Weg durch die Schneemassen zu graben und die Haustür freizumachen. Als sie sich endlich wieder öffnen lässt, gibt es lautes Hallo und Lachen bei Russen und Soldaten.

Es schneit noch immer, Tag und Nacht. Ich frage mich schon mit leichter Besorgnis, ob wir jemals wieder aus diesen hohen Schneemassen herauskommen können. Die einfachsten Dinge werden zum Problem. In den Gärten liegt der Schnee zweieinhalb Meter hoch. Am Ende der Gärten stehen aber auch unsere Posten als Quartier- und Ortswachen. Um sie zu erreichen, müssen also Wege vom Haus zum Postenstand geschaufelt werden. Das sind Hohlwege mit über zwei Meter hohen Schneewänden. Die Posten werden jetzt stündlich abgelöst. Eines Morgens beschwert sich ein Nachtposten, dass er vier Stunden habe stehen müssen. Es stellt sich heraus, dass seine Ablösung ihn bei dem Schneesturm nicht gefunden hat. Ein anderer Soldat, der abends einen Kameraden im Nachbarhaus besuchen wollte, hat das Haus in der Dunkelheit bei dem Schneetreiben verfehlt. Er fand aber auch zu seinem Quartier nicht mehr zurück und kam zu uns. Dass der Postenkontrolldienst die Posten nicht fand, kam mehrmals vor.

Ich habe mich schon zu Bett gelegt. Draußen heult der Sturm, aber hier drinnen ist es mollig warm. Der mächtige Backsteinofen, der fast ein Viertel der Stube einnimmt, strahlt wohlige Wärme aus. Meine beiden Stubenkameraden sind noch nicht vom Dienst zurück. Ich will etwas Radio hören. Die beiden Nachrichtenmänner haben sich natürlich eine Leitung hierher ins Quartier gelegt (so privat, versteht sich). Davon profitiere ich jetzt. Ich streife mir die Kopfhörer über und höre den **Soldatensender**. Es dauert gar nicht lange, da klingt es in der Muschel: Das Lied von **Lili Marleen**! Du gute **Lale Andersen**, wie vielen Tausenden von deutschen Soldaten an den eisigen Fronten Russlands hast Du mit diesem Lied etwas Wärme und Freude ins Herz gesungen!

Noch ein Problem: Die stillen Örtchen liegen am Ende der Gärten, ca. 25 bis 30 Meter vom Haus entfernt. Dahin müsste man jetzt durch eine zwei bis drei Meter hohe Schneedecke. Aber das nützt nichts. Die Häuschen sind ebenfalls unter Schnee begraben.

Eine Russin kommt weinend zu mir und klagt, dass ein Soldat, der Durchfall hat, sein Geschäft in ihrem Kuhstall erledigt hat. Sie fürchtet, dass ihre Kuh, ihr ganzer Reichtum, sich infizieren könnte. Da die Kuh – wie sehr oft in russischen Dörfern – unter demselben Dach in dem kleinen Haus steht, kann man sich die Luft darin vorstellen. Ich gehe mit ihr, begucke mir die Schweinerei und schnauze den Landser an. Aber wohin sollte er schließlich in seiner drängenden Eile?

07.02.1942. Endlich hat der Schneesturm ausgetobt. Als ich am elften Tag morgens aus dem Fenster sehe, blicke ich in einen klaren, tiefblauen Himmel. Unsere Dorfstraße ist nicht wiederzuerkennen. Der Sturm hat die Schneemassen zwischen den Häusern hindurch quer über die Straße geweht, so dass die fast drei Meter hohen Schneewälle in regelmäßigen Abständen quer über der Straße liegen und die Sicht und den Verkehr sperren. Fahrzeugverkehr ist unmöglich. Wer aber zu Fuß die Dorfstraße begehen will, muss hügelauflauf und hügelabklettern wie bei einer Berg- und Talbahn, denn im Schutz der Häuser liegt der Schnee keinen Meter hoch. Wie ich nun einmal so durch die Straße woge und gerade auf dem Kamm einer Schneewehe stehe, sehe ich unter mir neben einem Haus ein Mädchen hocken. Wir erblicken uns gleichzeitig. Da steht sie schnell auf, lässt laut lachend ihre Röcke herunter und verschwindet im Haus. Der hohe Schnee schafft also nicht nur schwierige, sondern auch pikante Situationen.

Mitte Januar.<sup>195</sup> Es ist fast windstill, aber schneidender Frost. Wir messen minus 43 Grad.<sup>196</sup> Russischer Winter!

Die sechs Kilometer breite Ebene zwischen Rai Gorodok und Nikolajewka ist eine unbewachte, offene Lücke in unserer Front. Dass der Gegner dies auszunutzen versucht, ist allen Führungsstellen klar. Eines Tages glaube ich den Beweis dafür zu haben, dass mein Kurierweg von russischen Meldegängern benutzt wird. Als ich nämlich wieder einmal in gemütlichem Trab mit dem Schlitten nach Rai Gorodok fuhr, tauchte ein Hund auf. Er kam aus Richtung Slawjansk und lief zügig und zielstrebig dem Waldrand – den russischen Stellungen – zu. Er wollte einige hundert Meter vor uns den Weg überqueren. Ich ließ die Pferde angaloppieren, um ihm den Weg abzuschneiden. Als der Hund das merkte, bog er ab und versuchte, unseren Schlitten in großem Bogen von hinten zu umgehen, wobei er seine Geschwindigkeit erhöhte. Das war verdächtig. Ich ließ den Schlitten wenden und fuhr zurück. Aber der Köter war schneller und sauste knapp hundert Meter vor uns über den Weg – Richtung russische Front! Ich riss meine MPi von der Schulter und feuerte ihm einige Garben hinterher, ohne zu treffen. In Rai Gorodok meldete ich dann meine Beobachtung. Später sollen – ich habe es nur vom Hörensagen – alle Hunde in Rai Gorodok erschossen worden sein.

Jedenfalls soll die Ebene von jetzt ab besser überwacht werden. Ich erhalte den Auftrag, mit einem **Pendelspähtrupp** während der Nacht diese Lücke zu beobachten und zu sichern, soweit das möglich ist. Man stellt mir sechs Mann (aus Mannschaftsmangel nur Fahrer und ältere Jahrgänge), und mit diesen breche ich bei Einbruch der Dunkelheit auf.<sup>197</sup> Der Weg ist durch den 10-tägigen Schneesturm verweht, aber wir können uns an den Telegrafenmasten entlang tasten. Später verlasse ich die Straße, um direkt auf das Dorf zuzusteuern. Zwar hat der jagende Sturm auf dieser Ebene weite Flächen abgefeigt, aber der Schnee liegt immer noch so hoch, dass wir mühsam hindurchstapfen müssen.

Ganz plötzlich fängt es wieder an zu schneien und zu stürmen. Bald müssen wir uns gegen heftiges Schneetreiben vorwärts arbeiten. Ich treibe zur Eile an, denn wenn wir jetzt die Orientierung verlieren, wird es gefährlich. Der eiskalte Wind peitscht mir den Schnee ins Gesicht. Die ersten Flocken schmelzen noch durch die Körperwärme, aber der schneidende Wind lässt sie wieder gefrieren. Sie verkleben meine Augen. Der Schnee sickert allmählich in die Stiefel und beginnt, die Strümpfe zu durchnässen.

Wir kämpfen uns weiter auf das Dorf zu. Meiner Schätzung nach müssten wir schon so nahe sein, dass man unter Umständen etwas hören könnte. Ich lasse halten und lausche. Es ist hoffnungslos. Der heulende Wind erstickt jeden Laut, und der wirbelnde Schnee verdeckt jede Sicht. Aber es kann nicht mehr weit sein.

Plötzlich stutze ich und bleibe stehen: Vor mir ragt ein sowjetisches Bajonett und ein erstarrter Arm aus dem Schnee. Wahrscheinlich hat sich ein russischer Spähtrupp zu nah an den Ortsrand gewagt und ist ins deutsche Abwehrfeuer geraten. Wir gehen weiter. Da liegt schon wieder ein russischer Brotbeutel, ein Koppel und eine Pelzmütze. Jetzt werde ich doch unsicher. Ich blicke im Kreis herum. Habe ich denn die Richtung verloren? Es ist beinahe nicht möglich. Ich bin den Weg oft genug gegangen. Also weiter. Durch ein Loch in dem Schneewirbel erkenne ich für Sekunden den Schatten der kleinen Brücke und des Bunkers, der erst kürzlich zur Sicherung der Brücke gebaut und mit zwölf Mann besetzt worden war. Sonderbar, dass uns bei unserer Annäherung kein Posten anruft. Es bleibt verdächtig still. Ich rufe und lausche – Stille. Wir gehen vorsichtig an den Bunker heran. Er ist leer! und zerstört! Ich sehe mit einem Blick, dass hier gekämpft worden ist. Aber warum weiß ich nichts davon? Ist das Bataillon in Nikolajewka davon nicht unterrichtet worden? Oder haben diese wiederum vergessen, es mit mitzuteilen, bevor ich losging? Jedenfalls war ein Angriff auf das Dorf erfolgt. War er gelungen? Sitzt etwa der Iwan im Dorf? Auf alle Fälle ist jetzt höchste Vorsicht geboten. Trotzdem muss ich versuchen, die Lage aufzuklären. Ich lasse die sechs Mann als Sicherung mit schussbereitem Gewehr an der Brücke in Stellung gehen, während ich selbst über die Brücke auf die ersten Häuser zugehe. Fünfzig Meter vor dem ersten Haus bleibe ich nochmal stehen, da kracht ein Schuss. Ich brülle durch den Sturm: „Nicht schießen!“ Aber ich bin nicht sicher, ob mich bei diesem Sturm überhaupt jemand hört. Gleichzeitig geht mir die Frage durch den Kopf, warum der deutsche Posten überhaupt auf uns schießt. Die Posten müssen doch davon unterrichtet sein, dass ein eigener Spähtrupp im Gelände ist und heute nacht hier bei der Brücke ankommt. Das ist doch alte Ausbildungsregel. Ein deutscher Posten müsste das wissen.

---

<sup>195</sup> Dieser und die folgenden Absätze gehören in die Mitte des Januar 1942.

<sup>196</sup> KTB 257. I.D. meldet –30 °C für den 18., noch etwas kälter für den 19. (NARA T-315 Roll 1804 Frame 000757/58), –35 °C für den 22. und 23.01. (000766/69), KTB OKW 1942 (S. 250) –41°C für den 23.

<sup>197</sup> vom Wetter her wohl am 28.01.1942; der Schneesturm hatte allerdings am 27. gerade erst begonnen.

Also ist der Schütze ein Russe? Oder hat man auch hier versäumt, die Posten von meiner Ankunft zu unterrichten? Aber so viel Versäumnisse auf einmal gibt es ja gar nicht!

Jedenfalls wird auf uns geschossen, und ich habe keine Lust, fünfzig Meter vor den Linien als Zielscheibe zu stehen. Inzwischen hat der Schuss die Front alarmiert. Schon fallen weitere Schüsse von allen Seiten. Ich laufe über die Brücke zurück. Das Feuer steigert sich. Das erste MG setzt ein und jagt seine Garben über uns hinweg. Es ist ein deutsches MG, aber vielleicht haben es die Russen erbeutet. Wir hasten und stolpern durch den tiefen Schnee zurück. Zweihundert Meter ist der feuerspeiende Dorfrand entfernt. In einem wahren Kugelregen keuchen wir davon. Zischend und pfeifend, singend und surrend fliegen die Geschosse um uns herum oder klatschen mit dumpfem Puff in den Schnee. Wie gut, dass es Nacht ist. Dunkelheit und Schneetreiben legen einen schützenden Schleier zwischen uns und die knatternde Schützenlinie, von der wir uns immer weiter entfernen. Dann bleiben wir erschöpft und schwer atmend stehen. Niemand ist verletzt. Sie haben schlecht geschossen, die Kameraden vom eigenen Bataillon! Wir treten den Rückweg an.

Als ich dem Bataillonsführer in Nikolajewka Meldung mache, zeigt er sich sehr erstaunt. Ihm war von dem Angriff auf Rai Gorodok nichts bekannt. Da die telefonische Verbindung über die Nahtstelle umständlich ist, hat er seit Tagen keine genaue Kenntnis von der Lage beim Nachbarn. Und bei dem Schneesturm konnte ich natürlich auch nicht hinüber. Er lässt nun noch einmal die Verbindung zu meinem Regiment herstellen und erfährt, dass ein sowjetischer Angriff auf Rai Gorodok stattgefunden hat, dass der Ort aber in deutscher Hand ist.

Am nächsten Morgen<sup>198</sup> gehe ich also mit denselben Leuten noch einmal los. Dieser Pendelspähtrupp soll ja in Zukunft regelmäßig laufen, und ich will die Leute ordentlich einweisen. Unsere Bekleidung war über Nacht wieder halbwegs getrocknet. (Als ich gestern abend meine Strümpfe ausziehen wollte, waren sie an den Stiefeln festgefroren.) Heute trage ich sogar Tarnbekleidung. Der Bataillonsarzt hat mir freundlicherweise seinen weißen Arztkittel angeboten, den ich nun als Tarnmantel trage.

Wir haben die Obstplantage bei Nikolajewka bereits durchquert und befinden uns in der freien Ebene auf der „Straße“ nach Rai Gorodok. Es ist kalt. Der Himmel ist stahlblau und die Luft kristallklar. Man kann ungeheuer weit sehen. Da brausen plötzlich drei sowjetische Jagdflieger heran. Die Maschinen jagen im Tiefflug die Straße entlang. Ich „erstarre“ auf der Stelle, und die Landser ducken sich hinter eine Telegrafentange. In Sekundenschnelle sind sie über uns hinweggebraust. Sie haben uns nicht bemerkt. Das ist fast unbegreiflich, aber man weiß, wie schwierig es ist, bei solchen Geschwindigkeiten auf der Erde etwas zu erkennen. Dennoch wollte ich meine Männer nicht gefährden, falls die Jäger noch einmal zurückkommen. Ich stieg in einen der leeren Bunker an der Straße, von dem ich aus einer früheren Untersuchung wusste, dass er noch einen Telefonanschluss hat, und rief den Adjutanten meines Bataillons in Rai Gorodok an. Ich war ja in meinem weißen Mantel fast unsichtbar, aber die Männer waren in ihren grünen Mänteln auf dem weißen Schnee deutlich zu sehen. Der Adjutant fing an zu toben, warf mir indirekt Feigheit vor und wollte meinen Vorschlag nicht hören. Also marschierte ich wieder los und erreichte das Dorf unbehelligt. Bei der Begrüßung war der Adjutant wieder katzenfreundlich. Es fiel kein Wort mehr über die Sache.

Auch dieser Adjutant war aktiver Zwölfender. In Jasło war der ehrgeizige Kamerad noch Oberfeldwebel. Wir trafen uns dort jeden Tag zum Mittagessen im Kasino. Er konnte mich nie leiden.

Ich suche nun den Kompanieführer der Kompanie auf, die in der vergangenen Nacht so wild auf mich geschossen hatte. Zu meinem Erstaunen ist es der Oberschlesier, mein alter Quartierskamerad aus Męcinka. Damals war er noch Oberfeldwebel. Auch er ist ehemaliger Zwölfender, wurde inzwischen zum Leutnant befördert und führt jetzt eine Schützenkompanie. Er wollte sich totlachen, als er hörte, dass seine ganze Kompanie auf mich geschossen hatte.

Von ihm erfuhr ich nun folgendes über den kürzlich erfolgten Angriff<sup>199</sup>: Ein ganzes sowjetisches Bataillon hatte sich im Schutz des nächtlichen Schneetreibens (das war wieder typisch russisch!) über die kilometerbreite Ebene an den Ort herangepircht. Fünfhundert Rotarmisten näherten sich dem ahnungslos schlafenden Dorf. Ein Teil von ihnen robbt, Mann hinter Mann, unter größter Anstrengung in einem rund einen halben Meter tiefen, schneegefüllten Graben heran, der in der Nähe der Brücke und

---

<sup>198</sup> vom Ablauf und Wetter her am 29., jedoch am 29. keine Fliebertätigkeit, nur am 30.01.1942 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 0000104/111)

<sup>199</sup> am 27.01.1942 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000062/124), dem ersten Tag des Schneetreibens (Roll 1804 Frame 000774)



des Bunkers in den Torez mündet. Unter dem Schutz des nun schlagartig einsetzenden russischen Artillerie- und (*Granat-*) Werferfeuers läuft diese Gruppe, durch die Uferböschung geschützt, zu dem Bunker, überfällt die ahnungslose Besatzung von hinten und metzelt sie nieder. Gleichzeitig stürmt die Masse des Bataillons über das Eis des zugefrorenen Torez und dringt in die erste Häuserreihe ein. Weiter kamen sie aber nicht. Die Deutschen waren nur über die Straße in die Häuser auf der anderen Straßenseite gesprungen und hatten sich dort festgesetzt. Inzwischen war es hell geworden. Sobald sich nun ein Iwan am Fenster zeigte oder gar über die Straße springen wollte, brach er getroffen zusammen. Am übelsten erging es denen, die noch vor dem Dorf im Schnee lagen wie auf dem Tablett. Unsere Landser schossen aus allen Häusern und Winkeln auf diese Zielscheiben. Einer nach dem andern zuckte getroffen zusammen und hauchte seine Seele in die eiskalte Luft. Selbst die Uferböschung bot keinen Schutz mehr, seit unsere Granatwerfer (mein Zug!) ihre Granaten auf das Eis knallten. Nach schwersten blutigen Verlusten zogen sich die Reste des sowjetischen Bataillons zurück, nur wesentlich schneller, als sie gekommen waren.

Dieser sowjetische Angriff hat wieder drei bemerkenswerte Tatsachen gezeigt:

- 1.) Der Russe greift oft bei schlechtestem Wetter an, weil er dann von uns weder erwartet, noch – bei Schneetreiben – rechtzeitig erkannt wird.
- 2.) Der Russe kann unglaublich hohe körperliche Belastungen ertragen. Dieses gesunde Volk besitzt eine körperliche und seelische Leidensfähigkeit, die es befähigt, solche schweren Belastungen zu ertragen (wenn auch zuweilen nicht ohne lautes Klagen).
- 3.) Der erkennt und nutzt auch den unscheinbarsten Geländevorteil. Ein Instinkt, der uns oft schon fehlt.
- 4.) Die deutschen Wachposten sind zu sorglos und unaufmerksam.

Ich sehe mir das Kampfgebiet einmal an. Nach dem Gefecht hatte man die im Dorf gefallenen Iwans zusammengetragen und auf der Dorfstraße aufgestapelt. Ich stehe vor einem Berg von 95 toten und steinhart gefrorenen Russen. Mindestens ebenso viele liegen noch vor dem Dorf draußen in der Ebene, wo sie als dunkle Punkte zu erkennen sind. Die Eingeschneiten wird man erst im Frühjahr wiederfinden. Alle Toten zu bergen, war bisher noch nicht möglich. Den auf der Dorfstraße Aufgestapelten fehlten zum Teil schon Bekleidungsstücke. Die Dorfbewohner hatten sich das noch Brauchbare geholt. Vor allem hatten sie es auf Filzstiefel<sup>200</sup> abgesehen. Sie hatten sie den Toten von den Füßen gezogen, wobei manchmal die gefrorenen glasspröden Füße abbrechen und im Stiefel steckenblieben. Der Anblick dieses Berges von toten Gegnern lässt mich völlig kalt. Nur der Gedanke an die armen Mütter der Gefallenen erfüllt mich mit leisem Mitgefühl.

Die Panne bei meinem Spähtrupp hatte noch einige Nachwirkungen, von denen ich zu meiner Empörung erst später erfuhr. Die Schuld an dieser Panne lag bei meinem Bataillon, genauer gesagt bei dem schon erwähnten Adjutanten. Er hat

- 1.) weder mich noch das Nachbar-Bataillon von dem Angriff auf Rai Gorodok unterrichtet, so dass ich bei meiner Ankunft vor dem Dorf eine mir völlig unbekannte Situation antraf.
- 2.) hat er die Front am Ortseingang von Rai Gorodok von meinem Kommen überhaupt nicht unterrichtet. Dabei ist es eine Grundregel, dass die Front genau darüber informiert sein muss, wann und wo ein eigener Spähtrupp im Gelände ist und wann und an welcher Stelle er zurückkommen wird. Da die Posten also ahnungslos waren, mussten sie mich für einen Feind halten. Da die Posten infolge des russischen Angriffs vor ein paar Tagen außerdem noch etwas nervös waren, hatten sie etwas voreilig geschossen. Das hat der Posten auch zugegeben. Auf die Vorhaltung, dass ich ihn doch angerufen hätte, antwortete er, er habe mich für einen deutsch sprechenden Russen gehalten, und er habe geschossen, weil ich auf seinen Anruf nicht geantwortet hätte. Das konnte ich aber nicht, weil ich den Anruf bei dem heulenden Sturm, den ich im Rücken hatte, nicht hören konnte, während er meinen Ruf, der mit dem Wind ging, gut verstanden hat.

Die ganze Affäre geht also in der Hauptsache auf das Schuldkonto des Adjutanten, der zwei schwere Unterlassungssünden begangen hat. Daneben auf die Nervosität des Postens und schließlich auf das Sturmwetter. Aber der Adjutant hat, um seine Fehler zu vertuschen, den Spieß umgedreht und mir den Vorwurf ungeschickten Verhaltens gemacht. Als mir später nach einem Gespräch mit dem Regimentskommandeur wegen der Meldung des Adjutanten die Zusammenhänge klar wurden, war es

---

<sup>200</sup> sicher die üblichen **Wálinki**, sohlenlose Filzstiefel (diesen Begriff hat der Autor auf einem beigelegten Zettel notiert)

zu spät. Den letzten beißen die Hunde. Das war schon immer so. Aber der Regimentskommandeur hat sich sehr nobel verhalten.

Ich war mein ganzes Leben lang, bis heute, immer viel zu bescheiden, harmlos und zuweilen geradezu naiv. Ich habe mich niemals nach Beförderungen gedrängt. Ich habe die „Obrigkeit“ respektiert und auf ihre Tüchtigkeit, Gerechtigkeit und Anständigkeit vertraut. Und erst viel später, in der Gefangenschaft und nach dem Krieg, habe ich erfahren, was sich so alles hinter den Kulissen an Intrigen und Schiebungen abgespielt hat.

Ich bin wieder in Nikolajewka. Im Dorf ist ein Russenbengel festgenommen worden, der Spitzeldienste für die Bolschewisten geleistet hat. Am nächsten Tag sollte er abtransportiert werden. Für die letzte Nacht übergab man ihn einer Wache. Diese ließ den Jungen in typisch deutscher Vertrauensseligkeit bei den Russen in der Küche ihres Quartiers schlafen, während sie selbst im Wohnzimmer blieben. Hier legte sich der eine Landser dann abends zur Ruhe nieder, während der zweite als Posten vor der Haustür blieb. Der Partisanenbengel wartete, bis alles schlief, schlich dann mit einem Küchenbeil in die Wohnstube und erschlug den schlafenden Landser. Dann ging er vor die Haustür und versetzte dem Posten einen lebensgefährlichen Schlag auf den Kopf. Dann floh er.

Die russischen Partisanen haben sehr oft Kinder als Spitzel benutzt, weil wir vertrauensseligen Deutschen anfangs nie auf den Gedanken kamen, Kinder zu verdächtigen. Die liebenswerte Eigenschaft der Vertrauensseligkeit kann im Krieg tödlich sein. Vertrauensseligkeit, Schwatzhaftigkeit und mangelnde Wachsamkeit haben Tausenden von deutschen Soldaten das Leben gekostet. Dafür gibt es zahllose Beispiele.

Einige Wochen später bestätigten gefangene Rotarmisten, dass der Junge die russische Front erreicht und dort von seiner Tat berichtet hatte. Er hatte nur gewaltig übertrieben und von sieben erschlagenen Deutschen erzählt.

Heute nacht erwache ich plötzlich. Mein Bett steht mit dem Kopfende an der Wand zur Straße. Von dort dringt ein jammervolles Stöhnen herein. An den Geräuschen erkenne ich, dass draußen ein Schlitten steht, der zum Schutz gegen Wind und Kälte dicht an die Hauswand herangefahren ist. Er kommt von vorn und hat einen Schwerverwundeten mitgebracht. Obgleich der Verwundete nur halblaut stöhnt, höre ich in der stillen Winternacht jedes Wort. Gequält presst er abgerissene Worte und Sätze heraus. „Kameraden, Kameraden!“ ächzt er immer wieder. Er hat einen Lungenschuss. Das leise Klirren des Schlittengeschirrs verwischt manchmal seine Worte, dann wieder dringt das schmerzgequälte Ächzen an mein Ohr. Das ganze Grauen des Krieges liegt in dieser zitternden Stimme. Dann höre ich erlöst, wie der Schlitten abfährt, zum Arzt in einem der Nachbarhäuser.

Die Bolschewisten haben im bisherigen Verlauf des Winters den Donez an mehreren Stellen überschritten und versuchen, ihre Brückenköpfe zu erweitern. Auch meine eigene Bärendivision hat sich bereits an vielen Stellen vom Fluss abgesetzt. An anderen Punkten toben noch erbitterte Kämpfe um einzelne Dörfer am Fluss. Hier bei der Pferdekopfdivision hält die Front vor Nikolajewka, die ebenfalls am Donez entlangläuft, zur Zeit noch stand. Aber rechts von uns sind die Roten weit über den Fluss hinaus vorgedrungen. Sie stehen schon vor unserem rechten Nachbardorf *Rai-Alexandrowka*<sup>201</sup>.

*Rai-Alexandrowka* aber hält. Wochenlang toben hier schon erbitterte Kämpfe. Oft dringt nachts das dumpfe Grollen des Artilleriekampfes zu uns herüber, und am Himmel steht dann immer der rote Feuerschein brennender Häuser. In zähem Ringen haben sich die Russen hier an den Ort herangewühlt. Sie kommen durch eine Schlucht, die sich bis unmittelbar an die ersten Häuser heranzieht. Hier haben sie ihre Bunker in die Seitenwände der Balka hineingegraben und sind nur mit Artillerie und Granatwerfern zu fassen, und selbst das nur mit ungenügendem Erfolg. Um dieser ewigen Bedrohung ein Ende zu machen, wurde ein Angriff in Bataillonsstärke geplant. Da aber hierfür nicht genügend Reserven vorhanden waren, mussten die notwendigen Kompanien auch von anderen Fronabschnitten abgezogen werden. Das bedeutete, dass man auch vor Nikolajewka die Donezfront aufgeben und die

---

<sup>201</sup> Der Autor nennt den Ort Makarowka, weiter unten auch Makejwka, und versieht ihn dort vorsichtshalber mit einem Fragezeichen. Orte mit diesen Namen gibt es aber im näheren Umkreis nicht. Es handelt sich wohl um einen Lesefehler in seinem *klein geschriebenen Manuskript*. Gemäß der Lage des Ortes im Vergleich mit der *Lagekarte* und der *Topographie* im Vergleich der Beschreibung auf Seite 109 mit der *Heereskarte "Russland 1:100.000"* kommt am ehesten *Rai-Alexandrowka* (heute *Rai-Alexandriwka*) in Betracht. – In dieser Gegend fanden vor allem am 21.01. und 16.02.1942 bemerkenswerte Angriffe statt (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000033/274 ff).

beiden Dörfer am Flussufer, die noch in unserer Hand waren, aufgeben mussten. In der letzten Nacht wurde der Räumungsbefehl gegeben. Auch die völlig überraschte Zivilbevölkerung wurde gezwungen, mit den Deutschen zurückzugehen. Das war sonst nie üblich, aber in diesem Fall hielt man es für notwendig, weil man die Dörfer nach der Räumung anzünden wollte, um sie nicht unversehrt in russische Hände fallen zu lassen. Die armen Leute hatten kaum noch Zeit, ihre allerwendigsten Sachen zusammenzuraffen und mitzunehmen. Ich stand am Dorfrand von Nikolajewka, als sie in dunkler Nacht hier ankamen. Mit Bündeln und einigem Gerät beladen, stapfen sie durch den hohen Schnee ins Dorf hinein. Die Männer stumm und schweigend, die Frauen aber stöhnen und jammern leise vor sich hin „Oh Боже, mi Боже!“<sup>202</sup>, Oh Gott, mein Gott! Sie tun mir leid. Diese Vertreibung ist völlig sinnlos und der sicherste Weg, sich diese Leute zu Feinden zu machen. Als ich die Männer so schweigend an mir vorbeigehen sah, war mein einziger Gedanke: Das werden alles Partisanen! Außerdem stellte sich bald heraus, dass das Abbrennen der Dörfer in der Eile so oberflächlich erfolgt war, dass sich die Russen in den Ruinen noch bequem einrichten konnten.

In einem dieser Dörfer war kürzlich noch Folgendes geschehen: Während eines russischen Feuerüberfalles waren die Zivilisten in die Keller gekrochen. Diesen günstigen Augenblick benutzte ein Feldweibel, um in den Viehstall zu springen und ein Ferkel zu schlachten. Das Quieken des Schweinchens war in dem Getöse der Granateinschläge untergegangen.

Der deutsche Angriff gegen die Schlucht im Nachbardorf erfolgte mit Unterstützung von Panzern und Sturmgeschützen. Den ganzen Tag über grollt der Donner der Abschüsse und Einschläge zu uns herüber, und nachts rötet sich der Himmel von der Glut der brennenden Häuser. Dennoch bleibt der Angriff nach gutem Anfangserfolg stecken. Wir haben uns nur etwas Luft gemacht. Hier hat der Russe wieder einmal gezeigt, wie unvorstellbar zäh er in der Verteidigung kämpfen kann.

Ich glaube, unsere politische Führung hat sich schwer getäuscht. Schon im Herbst hatte Göbbels, der nachgedunkelte Schrumpfergermane, in Berlin in die Öffentlichkeit posaunt, dass der Russlandfeldzug noch vor Einbruch des Winters beendet sein würde. Man schien es wirklich geglaubt zu haben, denn man hat keinerlei Vorkehrungen für einen Winterkrieg getroffen.<sup>203</sup> Wir tragen immer noch unsere Sommerbekleidung mit den dünnen grünen Mänteln, und das schon seit Wochen bei Minustemperaturen bis unter 40 Grad! Nach dem kräfteaubenden Vormarsch in der sommerlichen Gluthitze werden wir jetzt auf Polartemperaturen dressiert. Du armer, tapferer, geduldiger deutscher Landser. Für deine bewunderungswürdigen Leistungen hättest du ein besseres Schicksal verdient!

Schon seit Wochen beobachten wir starke sowjetische Truppenkonzentrationen. Anfang Januar<sup>204</sup> verdichten sich die Anzeichen für einen russischen Großangriff: Verstärkter Funkverkehr, Luftaufklärung, Eisenbahn- und Fahrzeugverkehr. Mitte Januar stehen allein unserer Division fünf bis sechs sowjetische Schützendivisionen<sup>205</sup> und zwei Heeresartillerie-Regimenter gegenüber. Seit wir im Herbst den Donez erreicht hatten, haben die örtlichen Kämpfe und Scharmützel nie aufgehört. Im Gegenteil, der russische Druck ist eigentlich immer stärker geworden, und an mehreren Stellen sind die Sowjets schon über den Donez vorgedrungen und haben stellenweise beachtlichen Geländegewinn erzielt.

Heute, am 18.1.42, ist die Rote Armee zu dem erwarteten **Großangriff** angetreten. Ich bin gerade in Rai Gorodok und kann von hier aus einen russischen Angriff beobachten, der an unserem Dorf vorbei, d. h. an der Nordseite vorbei über eine weite, verschneite Fläche auf **Karpowka** zustößt, mit dem Ziel, über dieses Dorf nach **Slawjansk-Kurorty** vorzustößen und in die Stadt einzudringen. Der Angriff ist schon nach kurzer Zeit von unserer Artillerie zerschlagen. Die rote Infanterie liegt fest. Nur selten wagt noch einer einen kurzen Sprung nach vorn. Die meisten liegen als dunkle Punkte auf dem Schnee, in den sie sich einzugraben versuchen.

Unsere Artillerie schießt nur noch träge. Von Zeit zu Zeit spritzt noch hier und da eine Fontäne dunkler Erde aus dem weißen Schnee, aber es gibt kein lohnendes Ziel mehr. Nichts regt sich. Der Angriff hatte

---

<sup>202</sup> О боже, боже мій! Der Autor hat tatsächlich den kyrillischen Buchstaben ж für „J wie in Journal“ handschriftlich in seinen Schreibmaschinentext eingesetzt.

<sup>203</sup> Eine Weisung Hitlers, angeblich um das Heer zu zwingen, den Feldzug bis zum Wintereinbruch erfolgreich zu beenden. Für die Luftwaffe hatte Erhard Milch in weiser Voraussicht und unter Umgehung dieser Weisung Winterbekleidung einschl. Pelzmäntel beschafft. (David Irving: Die Tragödie der deutschen Luftwaffe. Neuer Kaiser-Verlag, Klagenfurt 1970, S. 179 f.)

<sup>204</sup> Dieser und die folgenden Absätze gehören an den Anfang des Januar 1942.

<sup>205</sup> gem. OKW-Lagekarte allerdings nur Teile der 270., die 255. und die 335. S.D.

im Morgengrauen begonnen. Jetzt ist es Mittag. Den Kerlen da draußen wird es kalt werden, denn das Thermometer zeigt immerhin 28 Grad Kälte. Vier Stunden später sinkt die Sonne unter den Horizont. Es ist noch kälter geworden. Die Artillerie hat ihr Feuer längst eingestellt. Es wird dunkel und nun sieht man hier und da einen Iwan zurücklaufen. Viele sind es nicht mehr. Die anderen bleiben als kleine dunkle Häufchen im Schnee liegen. Erschossen oder erfroren.

Dieser Angriff gehört zusammen mit dem kürzlich erfolgten Angriff auf Rai Gorodok und den Kämpfen bei *Rai-Alexandrowka* zu dem russischen Gesamtplan des Großangriffs. An unseren Abschnitten wurden sie abgeschlagen, anderswo waren die Russen erfolgreicher. Insgesamt ist unsere Lage nicht rosig.

Wie schon erwähnt, besteht seit längerer Zeit der dringende Verdacht, dass durch die sechs Kilometer breite Lücke zwischen Rai Gorodok und Nikolajewka ein lebhafter Partisanenverkehr läuft. Meine damalige Meldung hatte den Verdacht verstärkt, und jetzt wurde er durch die Aussagen einiger in Slawjansk verhafteter Mittelsmänner erhärtet. Daraufhin hat man sich endlich entschlossen, die verlassenen Bunker wieder zu besetzen, und zwar Anfang *Februar*<sup>206</sup>. An der Stelle, wo seinerzeit der Hund die Straße überqueren wollte, hat man zusätzlich einen weiteren Bunker gebaut und mit einer starken Feldwache belegt. Und schon in der ersten Nacht hat diese Wache eine zwölf Personen starke Partisanengruppe abgefangen, darunter zwei Frauen. Sie wurden in Rai Gorodok beim Bataillon verhört, d. h. man wollte sie verhören, aber sie schwiegen eisern. Eine der Frauen wollte mal austreten, und man führte sie aus dem Haus. Kaum war sie draußen, rannte sie wie ein Wiesel davon. Aber der Posten war schneller und schoss hinterher. Mit einem Beckenschuß brach sie zusammen.

Seit einigen Tagen bin ich wieder in Nikolajewka. Morgen fährt ein Schlitten nach Slawjansk, um Besorgungen für das Regiment zu machen. Ich benutze die Gelegenheit, mich anzuschließen, um beim Tross meines Bataillons in Slawjansk an mein dort befindliches Gepäck zu kommen. Dem Regiment ist das auch recht, weil der Fahrer dann nicht allein zu fahren braucht. Die Wege sind ja nicht mehr allzu sicher. Am nächsten Morgen steht der Schlitten und mein Reitpferd vor der Stabsunterkunft bereit. Es ist wieder bitterkalt, 35 bis 40 Grad minus. Wir verlassen das Dorf, erklimmen den recht steilen Talhang und folgen dem Weg, der hier oben über die kahle, etwas hügelige Hochfläche in die froststarrende Landschaft hineinführt. Ein eisiger Wind bläst uns die grimmige Kälte ins Gesicht und durch die Kleidung, dass ich den kalten Zug bis auf die Haut spüre. Mein dünner grüner Uniformmantel ist dieser beißenden Kälte nicht gewachsen. Mir ist, als hätte ich kaum etwas an. Der Wind zerschneidet mir das Gesicht. Ich halte mir meinen kleinen Pelzkragen vor das Gesicht. Dieses Krägelchen ist ein Weihnachtsgeschenk von Trude, meiner sehr wohlhabenden Ferienfreundin auf Juist, deren Mann ein höheres Tier in der politischen Szene oder SS gewesen sein muss. Wir haben kaum von ihm gesprochen.

Die staatlichen Maßnahmen zur Versorgung der Truppe mit Winterbekleidung waren viel zu spät angelaufen. So wandte man sich wieder einmal schnell an das Volk und rief dazu auf, Winterbekleidung für die tapferen Frontsoldaten zu spenden. Unsere braven Frauen und Mütter taten, was sie konnten, aber inzwischen hatten sich Tausende von Frontsoldaten schwere Erfrierungen zugezogen. Außerdem war ein Großteil der guten Pelze und Wintermäntel gar nicht bis an die Front gelangt. Sie sind schon weiter hinten hängengeblieben. Aber wir waren sehr froh, dass nun unsere Etappenschweine nicht zu frieren brauchten, wenn sie aus ihrem warmen Quartier ausnahmsweise mal auf die kalte Straße mussten, um ihr Mädchen im Nachbarhaus zu besuchen oder eine Flasche Kognac aus der Kantine zu holen.

Mit solchen erwärmenden Gedanken ritt ich durch die eisstarrende Landschaft. Bald aber werden meine Füße so eiskalt, dass ich absitze und zu Fuß weiterlaufe. Der Fahrer tut dasselbe. Wir erfrieren uns sonst die Füße. Einmal machen wir einen kurzen Halt, weil ich eine notwendige kleine Verrichtung vornehmen muss. Ich ziehe meine Handschuhe aus. Das ist gefährlich, aber unerlässlich. Und binnen einer halben Minute – länger dauert es ja nicht – waren meine Finger derart steif gefroren, dass ich sie kaum noch bewegen konnte. Ich konnte auch die Knöpfe nicht mehr schließen, und nur mit Mühe schiebe ich die Handschuhe wieder über die erstarrten Finger. Auf dem weiteren Weg kroch mir nun die Kälte durch die offenen Kleiderspalten, dass ich froh war, als wir nach einer weiteren Stunde das Weichbild der Stadt vor uns sahen.

In der Stadt suche ich die Quartiere unseres Trosses auf. Ich werde drei Tage hier bleiben und bei Fritz Schulz schlafen. Fritzens Quartierwirtin ist eine Frau von Mitte Fünfzig und stammt noch aus der alten russischen Bürgerschicht. Ihre Wohnungseinrichtung ist entsprechend, mit Spitzendeckchen und

---

<sup>206</sup> im Original „Anfang Januar“, die Episode „Pendelspähtrupp“ muss jedoch auf Ende Januar datiert werden.



Nippsachen. Das Haus ist eines der üblichen Holzbauten. Als sie hört, dass ich drei Tage bei ihr wohnen werde, ordnet sie erst einmal eine Körperwäsche für mich an. Während ich meinen Oberkörper freimachen muss, setzt sie eine Schüssel mit warmem Wasser auf einen Stuhl und wäscht mir dann mit einem Schwamm den Rücken ab. Nach dieser mehr symbolischen als wirksamen Prozedur bin ich in die Hausgemeinschaft aufgenommen. Fritz hat alles lachend verfolgt, aber ich merke bald, dass unser preußischer Spieß bei dieser resoluten Dame auch nichts zu sagen hat. Er ist das gehorsame und gleichzeitig verwöhnte Kind dieser guten russischen Mutter.

Fritz hat zwei Betten in seinem Zimmer, und so schlafen wir zusammen. Ich liege in einem richtigen Bett mit Federmatratze, Kopfkissen und Deckbett. Wir haben das Licht gelöscht, liegen im dunklen Zimmer und erzählen uns gegenseitig unsere Erlebnisse aus letzter Zeit, unsere persönlichen Sorgen und Alltagsärger. Wir sprechen von unseren Wünschen und Zukunftsplänen. Die Dunkelheit schafft eine gelöste Atmosphäre, und Fritz stellt ganz erfreut fest, dass wir in vielen Fragen gleicher Meinung sind, und dass dieses Gespräch erfreulich bereichernd und beglückend war.

Heute abend war ich mit Fritz im Nachbarhaus, wo wir eine Mutter mit Tochter besucht haben. Die Tochter ist hübsch wie eine Puppe. Wir tanzen mit beiden nach Grammophonmusik, bis es Zeit zum Nachhausegehen ist.

Heute geht es nach Nikolajewka zurück. Ich hatte mit dem Fahrer einen Treffpunkt am Stadtrand verabredet, von dem aus wir gemeinsam zurückfahren wollen. Es war ein Haus, das neben einer kleinen Brücke<sup>207</sup> stand. In dem Haus war eine Brückenwache untergebracht. Es sind acht **Landeschützen**, ältere Leute, mit denen ich plaudernd zusammensitze, weil mein Fahrer noch nicht da ist. Bei der Unterhaltung mit diesen biederer Männern merke ich, dass sie von der Kriegslage und vom Frontverlauf überhaupt keine Ahnung haben. Sie wissen nicht, dass Slawjansk von zwei Seiten eingeschlossen ist. Ich will sie nicht beunruhigen und sage nicht viel darüber.

Die bolschewistische Winteroffensive hat beachtliche Erfolge erzielt. Schon *Ende Januar*<sup>208</sup> waren russische Truppen bei Isjum über den Donez gekommen und bis Barwenkowo und darüber hinaus vorgedrungen. Jetzt haben starke sowjetische Verbände diesen Einbruch erweitert. Sie haben die deutsche Front zwischen Charkow und Slawjansk auf einer Breite von 85 Kilometer durchbrochen und sind bereits 100 Kilometer tief in unser Hinterland vorgestoßen. Dabei haben sich die Fronten der Sowjets bis fast bis an den Stadtrand von Slawjansk herangeschoben. Unsere rückwärtigen Verbindungen, schon öfter bedroht, sind bereits mehrmals unterbrochen worden. Gleichzeitig ist es den Roten gelungen, auch unsere Stellungen am Donez an vielen Stellen zu durchbrechen und manche Dörfer einzukreisen. Im Osten ist die Front stellenweise nur zwei Kilometer vom Stadtrand entfernt. Im Norden verläuft sie auf einem Höhenzug, von dem aus man die ganze Stadt übersehen kann.

Slawjansk ist von drei Seiten eingekreist. Sowjetische Batterien schießen schon in die Stadt. Aber Slawjansk ist der südliche Eckpfeiler der deutschen Front, wie Charkow im Norden. Wenn Slawjansk fällt, bricht die Front auf breiter Linie zusammen. Die Stadt muss daher gehalten werden. Sie wird zur Festung erklärt<sup>209</sup>, erhält schwere Artillerie und weitere Truppenverstärkungen. In der Stadt stehen jetzt 21 Batterien aller Kaliber, und ihre Rohre zeigen nach allen Himmelsrichtungen, wie die Stachel eines Igels.

11.03.1942. Auch mein bisher in Rai Gorodok stationiertes Bataillon wird abgelöst und zur Verstärkung nach Slawjansk verlegt.<sup>210</sup> Damit ist auch meine Tätigkeit als Verbindungsoffizier beendet, und ich kehre zum Bataillon zurück. Erst aber gehe ich zum Tross, um meine Ausrüstung zu vervollständigen. Dann verabschiede ich mich von Fritz und begeben mich zur 8./477. Die Kompanie liegt am südwestlichen Stadtrand in einem kleinen Dörfchen<sup>211</sup>, das nur durch einen ca. ein Kilometer breiten Wiesengrund, einen Bachgrund, von der Stadt getrennt ist. Hier warten wir auf einen neuen Einsatz. Die Zivilbevölkerung ist freundlich.

---

<sup>207</sup> Gem. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000494 f. gab es nur eine Brücke über den Torez, die „General-Sachs-Brücke“, erbaut von der 2. u. 3./**Brückenbaubataillon 699** vom 4.12.41 bis 5.1.42; **hier Fotos vom Bau**.

<sup>208</sup> im Original irrtümlich „vor Weihnachten“, es gab aber vor dem 18.01.1942 keinen Angriff auf Barwenkowo.

<sup>209</sup> vgl. Äußerung GenOb Hoth am 12.04.1942 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000851)

<sup>210</sup> KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000509, Roll 1804 Frame 000817

<sup>211</sup> wohl **Andrejewka**, wohin das Bataillon in der Nacht 10./11.03. verlegt wurde (Frame 000817/19)

Ich höre von einem neuen Skandal. Eines Nachts gab es Alarm bei einem unserer Bataillone. Eine russische Einheit sei durchgebrochen. In aller Eile bezieht eine Kompanie Stellung auf einem Höhenzug. Da stand sie nun mit 100 Mann in Erwartung des Russen. Die kahle Höhe bot keinerlei Schutz gegen den schneidenden Wind, der ihnen die Kälte durch die dünnen Mäntelchen bis in die Knochen blies. Sie trampelten pausenlos mit den Füßen im Schnee herum, um sie vor dem Erfrieren zu bewahren. So stand die Kompanie die ganze Nacht, aber der Russe kam nicht. Und als die Kompanie morgens von der Höhe herunterstieg, waren von den 100 Mann noch 25 einsatzfähig. Die übrigen hatten mehr oder weniger schwere Erfrierungen erlitten.<sup>212</sup> Es ist eine ganze Kompanie ohne einen Schuß kampfunfähig geworden, weil noch keine Winterbekleidung da ist. Hier büßen Soldaten – es ist ja nur ein Beispiel von Hunderten – mit ihrer Gesundheit für den himmelschreienden Dilettantismus unserer politischen Führer. Was wir bisher erhalten haben, waren **Pappwesten**! Sie bestanden buchstäblich aus vier Papptteilen, die lose und beweglich mit Fäden zusammengenäht waren. Als sie verteilt wurden, bewegten sich die Gefühle der Landser zwischen Hohn und Wut. Aber der brave deutsche Michel tat weiterhin in Zucht und Gehorsam seine Pflicht. Es ist eine schöne und notwendige Tugend, die auch die Größe des Reiches mitbegründet hat. Hier aber wird sie von einer unfähigen Führung überstrapaziert.

Jablonski, der Pferdeknecht und derzeitige Chef der 8. Kompanie, ist von meinem Erscheinen gar nicht begeistert. Er hat im Augenblick keine Zugführerstelle frei, und am liebsten wäre er mich sicher ganz losgeworden. Aber ich bin nun mal wieder da, und ich werde länger hierbleiben, als er.

Es geht wieder los. Unser Bataillon macht sich fertig zum Einsatz.

Etwa drei Kilometer westlich von unserem Dörfchen liegt, durch einen Bachgrund getrennt, das Dorf **Krassnoarmeisk**. Es ist ein langgezogenes Straßendorf, das von der Front durchschnitten wird wie eine lange Wurst in zwei Teile. Der von uns gehaltene Teil ist im Augenblick noch von einer abgekämpften österreichischen Einheit<sup>213</sup> besetzt, die wir ablösen sollen.

An der Front tobt der Kampf um den Rest des von uns noch gehaltenen Dorfteiles. Krassnoarmeisk ist die letzte Bastion vor Slawjansk, das Einfallstor in die Stadt. Den größten Teil des Dorfes haben die Sowjets schon besetzt. Nur der Ortsteil, der sich wie ein Finger an der Straße nach Slawjansk vorschiebt, ist noch in unserer Hand. Es ist eine etwa ein Kilometer lange Straße, an der auf jeder Seite eine Häuserreihe entlangläuft. Und quer über diese Straße läuft die Front.

In pausenlosen, erbitterten Angriffen versuchen die Sowjets, auch diesen letzten Teil des Dorfes noch in ihre Hand zu bekommen. Sie haben den Vorteil, dass ihre auf den Höhen liegenden B-Stellen das ganze Tal und das Dorf einsehen, jede Bewegung beobachten und direkt beschießen können.

13.03.1942. Wir waren kaum in dem kleinen Dörfchen **Jasnaja Gorka**<sup>214</sup> angekommen, als es in Krassnoarmeisk schon wieder lostrommelte. In unregelmäßigen Abständen, aber pausenlos donnern die Einschläge der Granaten. Die Explosionen rütteln die Erde und lassen die Luft vibrieren. Wir werden alarmiert und liegen zum Eingreifen bereit. Nach einer Stunde kommen die ersten Österreicher von vorn. Sie sind völlig demoralisiert und kopflos. Verwundete unter Schock und Fliehende können die Lage nicht objektiv beurteilen. Sie übertreiben. Aber das Kampfgetöse im Dorf macht ihre Schreckensberichte doch einigermaßen glaubhaft. Klar ist jedenfalls, dass die Russen einen neuen, wilden Vorstoß unternommen und die Front der schon stark angeschlagenen Österreicher ins Wanken gebracht haben. Sie beginnen, ihre Stellungen zu verlassen und auf der Dorfstraße zurückzulaufen. Das sehen natürlich die roten B-Stellen auf den Höhen, lenken ihr Artilleriefeuer auf die Dorfstraße und schmettern ihre Salven zwischen die Haufen der überhastet zurückflutenden Österreicher und Zivilisten. Wir nehmen uns der Verwundeten an, während die übrigen Österreicher wie die aufgeregten Hühner ziellos hin und her laufen. Dabei sind sie rasend nervös und empfindlich. Als unser Leutnant<sup>215</sup> in seiner schnoddrigen

---

<sup>212</sup> Gemäß Funkspruch des II./I.R. 477 vom 14.03.1942 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000546) gab es 13 Erfrierungen 3. Grades, 29 Erfrierungen 2. Grades und 19 Erfrierungen 1. Grades.

<sup>213</sup> Gemäß **Lagekarte** waren es Soldaten der **101. leichten I.D.**, gemäß Benary (S. 80) deren **I.R. 228**, seit Januar 1942 der 257. I.D. unterstellt, gem. KTB 257. I.D. möglicherweise die **68. I.D.** (Roll 1804 Frame 000821), die aber aus Guben an der Neiße stammt und nichts österreichisches an sich hatte, eher jedoch das vom II./477 abzulösende **I./I.R. 229** (Roll 1805 Frame 000512). Die **101. le.I.D.** war zwar im **Wehrkreis Böhmen und Mähren** aufgestellt worden, gehörte aber zum südwestdeutschen **Wehrkreis V**; einige Österreicher oder Böhmen könnten daher wohl noch dabei gewesen sein. Es gibt ein Foto, das beweisen soll, dass Gebirgsjäger in Slawjansk waren.

<sup>214</sup> hierhin wurde das Bataillon am 13.03. verlegt (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000820); wird im folgenden so eingefügt

<sup>215</sup> MG-Zugführer in der 8. Kompanie, dem sich der Autor angeschlossen hatte, vgl. 14. und 28.03.

Art einem österreichischen Leutnant vorhielt, dass die Österreicher schlappe Kerle seien, bekam dieser einen hysterischen Wutanfall und wollte unseren Leutnant erschießen. Der aber erklärte kaltschnäuzig, wir würden ihnen mal zeigen, wie man es besser macht.

14.03.1942.<sup>216</sup> Jetzt kommt der Einsatzbefehl für unser Bataillon. Wir treten an und rücken kompanieweise der Front entgegen. Nachdem wir hinter dem Dörfchen *Jasnaja Gorka* einen schmalen Bachgrund mit steilen Hängen durchschritten haben, stehen wir nur noch wenige hundert Meter vor den ersten Häusern von Krassnoarmeisk. Einzelne Gruppen von Dorfbewohnern kommen uns entgegen. Sie tragen ein paar Habseligkeiten auf dem Rücken. Dann folgen völlig aufgelöste Haufen von Österreichern, die hastig und niedergeschlagen an uns vorbei nach rückwärts streben. Sie sprechen kein Wort, und wir stellen ihnen auch keine Fragen. Wir sehen ja selbst, was los ist, und die Nähe der Front und der Gefechtslärm haben unsere Sinne schon auf den kommenden Kampf gelenkt. Der Instinkt beginnt zu arbeiten. Körper und Nerven sind angespannt. Wir horchen auf Abschüsse und Einschläge, schätzen Kaliber und Schussrichtung, suchen nach dem Gegner und ducken uns automatisch, wenn es zischt. Der Geist arbeitet. Das Auge sucht Angriffsziel und -weg, Stellungen für MG und Granatwerfer. Es sind tatsächlich Augenblicke höchster Konzentration aller Kräfte des Körpers, des Geistes, der Seele, der Nerven. Dazu dieser wunderbare, unbegreifliche Instinkt, der nach vorn wittert und tastet und uns oft stärker steuert als wir ahnen. Das habe ich jedenfalls bei mir mehrmals erfahren, wenn ich bei der nachträglichen Rekonstruktion meiner Verhaltensweise feststellte, dass ich unbewusst gehandelt hatte.

Ich muss meine Zähne wohl etwas zusammengebissen haben, denn als ich sie ein wenig öffnete, spüre ich, dass sie leicht vibrieren. Das ist aber keine Angst. Das ist Spannung. Jeder Frontsoldat kennt diese Gefühl, wenn es ins Feuer ging.

Im Augenblick ist eine Kampfpause eingetreten. Die feindliche Artillerie schweigt. Vielleicht müssen ihre Rohre abkühlen, vielleicht glauben sie das Dorf schon im eigenen Besitz. Vielleicht sind sie sich über den Frontverlauf bei der Turbulenz im Dorf nicht klar. Jedenfalls erreichen wir völlig unbehelligt den Dorfrand, obgleich die Straße ins Dorf auf den letzten hundert Metern über offenes, freies Gelände führt.

Wir dringen ins Dorf ein, bevor die letzten noch kämpfenden Österreicher hinausgedrängt werden. Es sieht allerdings niederschmetternd aus. Auf der Straße liegen gefallene Ostmärker. Mitten auf der Straße liegt ein abgerissener Arm. Er steckt noch im Ärmel des Uniformrockes. Wenige Schritte weiter liegt ein einzelnes Bein in Hose und Stiefel. Das ist die Wirkung von Granatsplittern. Viele Häuser sind restlos zerschossen. Aus den Trümmern ragt nur noch der Kamin. Die noch stehenden Häuser sind ausgebrannt oder von Granaten beschädigt. Die russische Artillerie hat ganze Arbeit geleistet.

Die Ostmärker sind an ihren hohen Verlusten selbst mit Schuld. Man kann doch nicht unter den Augen der feindlichen Artilleriebeobachter auf der breiten Dorfstraße ohne Deckung in hellen Haufen zurücklaufen. Wären sie kämpfend, immer dicht bei der feindlichen Infanterie, immer in Deckung, von Haus zu Haus springend, zurückgewichen, hätten sie halb so viele Verluste gehabt. Weil die feindliche Artillerie dann nur sehr vorsichtig hätte mitwirken können, um die eigene Infanterie nicht zu gefährden. Aber wenn Panik ausbricht, ist der Verstand zum Teufel.

Da mein Chef bei der MG-Kompanie keine Verwendung für mich hat, gehe ich zu Oberleutnant Rasche, dem Chef einer unserer Schützenkompanien. Ich mache den Angriff bei seiner Kompanie mit. Wir sind erst knapp hundert Meter im Dorf vorgegangen, als wir schon auf den ersten Widerstand stoßen. Die ersten Kugeln pfeifen uns entgegen. Sofort entwickelt sich die Kompanie zum Angriff. Gruppenweise gehen die Schützen rechts und links der Straße vor. Ich bin beim Kompanieführer vorn in der ersten Linie. Wir kauern hinter Hausecken und Mauerresten, spähen vorsichtig um die Ecke und springen dann in kurzen Sätzen zum nächsten Haus, während die Gruppenkameraden an der anderen Hausecke Feuerschutz geben. Dann jagen die Vorangesprungenen den in den Ruinen versteckten Iwans einen Geschosshagel aus Maschinenpistolen und Karabinern entgegen, um sie in Deckung zu zwingen. Dann kann die hintere Gruppe nachfolgen. Alte, im Frieden oft geübte Technik. Es geht Sprung um Sprung, Zug um Zug. Feuern, springen, feuern, springen. Dabei bleiben die Gruppen immer durch Zuruf oder mit den Augen in Verbindung. Die Energie und die Schnelligkeit unseres Gegenangriffs hat die schon siegessicheren Russen verwirrt. Sie weichen zurück. Die ersten Gefangenen – drei Mann – kommen mit erhobenen Händen aus den Trümmern eines Hauses. Wir schicken sie nach hinten. Weiter geht's. Ich springe mit dem Kompanieführer. Kugeln zischen vorbei. Ziu-zing – klatschend schlagen sie in die

---

<sup>216</sup> KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000822

Mauer. Da faucht es wütend heran. Ich schmeiße mich blitzschnell hinter einen Misthaufen. Bränng – berstend krepirt eine Granate, Splitter surren durch die Luft und Erdbrocken klatschen zu Boden. Eine dünne schwarze Rauchfahne zieht über uns hinweg.

Da schmettert drüben auf der anderen Straßenseite eine Granate zwischen die Häuser. Unsere Männer ducken sich hinter die Mauern. Ihre Stahlhelme schimmern matt herüber. Jetzt springen sie schon wieder, einer, zwei. Schüsse peitschen, aber unaufhaltsam dringen sie vor, unsere tapferen, deutschen Infanteristen. Da ist niemand, der zögert oder kneift. Es ist, als wollten sie immer alle vorn sein. Man sieht förmlich den Angriffswillen, den Vorwärtsdrang, den Furor teutonicus.

Haus um Haus erobern wir zurück. Vor einer Stunde trieb der siegesfrohe Feind die Österreicher vor sich her, jetzt jagen **wir** ihn zurück ohne Artillerie, nur mit Handfeuerwaffen. Das ist deutsche Infanterie. Waffenstolz? Richtig!

Die Rotarmisten ziehen sich jetzt immer schneller zurück. Der Wucht unseres Angriffs sind sie nicht gewachsen. Bald haben wir sie auf ihre Ausgangsstellung zurückgeworfen. Die alte Lage ist wiederhergestellt.<sup>217</sup>

28.03.1942.<sup>218</sup> Wir übernehmen die Stellungen und Bunker, die die Ostmärker verlassen hatten. Der Schützenkompanie des Oberleutnant Rasche, die den Angriff durchgeführt hat, war auch ein schwerer MG-Zug meiner Kompanie unterstellt, und zwar unter dem Befehl von Leutnant NV. Diesem schloss ich mich jetzt an. Ich gehe mit einem MG in eine Stellung, die im Brennpunkt der Front liegt: Wir sichern die Dorfstraße an der Stelle, wo die Front sie durchschneidet. Hier hat man zwei Häuser gesprengt und planiert, so dass in der Reihe der Bauernhäuser eine etwa achtzig Meter breite Lücke klafft. Dieser Streifen Niemandsland trennt uns von den russischen Stellungen, die drüben im nächsten Haus liegen. Unsere Stellung ist eine meterhohe Balkenwand, die durch Sandaufschüttungen verstärkt ist. Sie lehnt sich mit dem Rücken an eine massive Scheune, deren Backsteinmauer hier durchbrochen ist, so dass man durch dieses Loch von der Scheune ungesehen in die Stellung und umgekehrt kriechen kann. An der rechten Ecke dieser Scheune steht noch ein leichtes MG als Flankenschutz, auf der anderen Straßenseite eine 8,8-Flak, eine 5-cm-Pak und mehrere leichte MGs.

Inzwischen ist es dämmrig geworden. Ich blicke zum Iwan hinüber. Der Russe hat einen durchgehenden Schützengraben quer über die Straße gezogen. Wir haben auf unserer Seite nur Einzelstellungen. Drüben regt sich nichts. Nur an einer Stelle uns gegenüber steigt feiner, dünner Rauch aus der Erde. Dort liegt also ein Bunker.

Hier vergeht Tag und Nacht, jede Stunde, in spannungsvoller Aufmerksamkeit. Unaufmerksamkeit bedeutet hier Tod. Die Stellungen liegen hier so nah beieinander, dass der Russe bei einem überraschenden Vorstoß mitten unter uns stünde, bevor wir zum Schuss kämen. Das gilt vor allem für mögliche Stoßtruppunternehmen mit dem Ziel, Gefangene zu machen.

Aber die Front bleibt ruhig. Nur einmal nehmen wir den Bunker, aus dem Rauch aufgestiegen war, unter Werferfeuer. Wir haben auch den Graben getroffen, aber die Wirkung war wohl nicht groß.

Drüben auf der linken Seite jedoch, auf den Höhen weit hinter der Front, liegt eine Kolchose<sup>219</sup>. Da braut sich etwas zusammen. Schon seit Tagen sieht man dort vereinzelt Gestalten zwischen der Kolchose und dem russisch besetzten Ortsteil hin und her laufen. Kleine dunkle Striche auf dem weißen Schnee. Im Glas sieht man ihre erdbraunen Mäntel flattern und die Ohrenklappen ihrer Pelzmützen auf und ab wippen. Sie gehen einzeln oder zu zweit in großen Zeitabständen. Ab und zu geht auch mal einer zurück. Alles ganz unauffällig. Immer nur wenige Mann. Viele Tage lang. Wenn man sie zählen würde, könnte man feststellen, dass im Laufe der Zeit mehr hineingingen, als aus der Kolchose herauskämen. Und sie wurden gezählt, nämlich von unseren Artilleriebeobachtern. Als ich den Offizier der B-Stelle einmal bat, einen Feuerschlag auf die roten Stellungen an der Dorfstraße zu legen, meinte er, die Kolchose sei gefährlicher. Tatsächlich schießt unsere Artillerie schon seit zwei Tagen Störfeuer auf die Kolchose, und sie wusste, warum.

---

<sup>217</sup> im KTB 257. I.D. (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000556) so für den 16.03. formuliert

<sup>218</sup> KTB 257. I.D. Frame 000669/89

<sup>219</sup> auf der Karte *Russland 1:100.000 Blatt M-37 111-112* „Sowchose No. 5“, im KTB 257. I.D. „Kolchos 5“; heute heißt der Ort *Schabelkiwka*



30.3.42. Es geht wieder los! Die Russen greifen aus der Kolchose an!<sup>220</sup> Scharen von Russen bewegen sich, weit auseinandergezogen, aus der Flanke auf uns zu. Wie ein riesiges Ameisenheer kommen sie über den verschneiten Hang hinab ins Tal, um das Dorf aus der linken Flanke zu packen. Unsere Artillerie schießt nur kleckernd in diese Massen hinein. Die Wirkung ist trotzdem nur gering, weil sie zu weit auseinandergezogen sind. Die vorderen Reihen der Angreifer haben schon die große Obstplantage erreicht, die hinter den Gärten der Bauernhäuser beginnt. Obgleich es schon zu dämmern beginnt, sind die braunen Gestalten zwischen den kahlen Obstbäumen auf dem weißen Schnee sehr deutlich zu sehen. Jetzt sind sie noch dreihundert Meter entfernt. Da fetzen unsere Maschinengewehre los und schlagen in die vordersten Reihen hinein. Die ersten Getroffenen brechen zusammen und kippen in den Schnee. Die Iwans sind übel dran. Die dünnen Obstbäumchen bieten keinen Schutz, und die Angreifer, die nicht durch die Plantage kommen, sind noch schlimmer dran. Aber auch unsere MG-Garben verpuffen großenteils im Schnee, weil die Lücken zwischen den weit aufgelockerten Haufen der Angreifer zu groß sind. Sie sind keine 200 m mehr entfernt. Jetzt beginnen auch unsere Karabiner- und MPi-Schützen mit gezielten Schüssen einzugreifen. Granatwerfer schmettern dazwischen. Nun wird der Angriff langsamer und kommt ins Stocken. Sie liegen fest. Sie beginnen, sich zurückzuziehen. Plötzlich versuchen sie noch einmal einen Vorstoß, dann aber geben sie auf. Das Knattern des Infanteriefeuers erstickt. Der weite Hang liegt still in der hereinbrechenden Dunkelheit. Nur die schwarzen Flecken auf dem hellen Schnee sind die stummen Zeugen des gescheiterten Massenangriffs.

Da die Stellung meines MGs an der Straße lag, konnte es an dem Abwehrkampf nicht teilnehmen. Ich habe aber alles beobachten können.

Hier hat sich erneut eine russische Kampfweise gezeigt, die wir schon im Ersten Weltkrieg erfahren hatten: Der Russe hat ein unerschöpfliches Menschenreservoir. Er kann daher seine Menschenmassen ohne Rücksicht auf Verluste in das feindliche Feuer werfen, und das tut er auch mit brutaler Rücksichtslosigkeit. So greift er dann stellenweise mit solchen Massen an, dass unsere Munition gar nicht ausreicht, um sie alle niederzumähen (sie wurden oft buchstäblich niedergemäht); oder wir können gar nicht so viele niederkämpfen, wie angestürmt kommen. Es sind eben zu viele, und so werden unsere Stellungen dann von den letzten Resten der Angreifer überrannt. Auf diese Weise bleiben sie dann trotz unvorstellbar hoher Verluste letzten Endes doch Sieger, manchmal wenigstens. Vielleicht liegt hier auch ein Grund für ihren Endsieg: Sie konnten eben Menschen und Material (mit kräftiger amerikanischer Hilfe!) ersetzen, wir aber nicht. Obgleich ich immer noch glaube, dass wir den Krieg gegen Russland gewonnen hätten, wenn Amerika seine massiven Unterstützung Russlands unterlassen hätte. Amerika hat uns das Genick gebrochen, nicht die Sowjetunion.

Am Morgen nach dem Flankenangriff stellte sich heraus, dass die Russen nicht auf ihre alten Stellungen zurückgegangen waren, sondern sich nur auf die Hochebene zurückgezogen hatten. Da hatten sie sich – fast in unserer Flanke – festgesetzt und bedrohten außerdem unsere dort oben liegenden Bunker. Gestern Nacht haben sie bereits einen dieser Bunker überfallen. Er war mit vier Mann meines ehemaligen Zuges besetzt. Die Besatzungen der Nachbarbunker hörten zwar die Schießerei, konnten aber wegen der Dunkelheit nicht wirksam helfen. Am Morgen fanden sie die vier Mann tot in ihrem Bunker. Ihre Magazine waren leergeschossen. Sie hatten sich also bis zur letzten Patrone verteidigt.

Die Situation ist unmöglich. Der Iwan sitzt fast in unserer Flanke und guckt uns von der Höhe in den Suppentopf. Er muss da oben weg. Schon am nächsten Morgen erfolgt unser Gegenangriff. Die angreifende Schützenkompanie wird von einer schweren Granatwerfergruppe mit Unteroffizier Dickmann unterstützt. Das sowjetische Abwehrfeuer ist anfangs sehr heftig, lässt aber schnell nach, als unsere Soldaten die Höhe erreicht haben. Das Gefecht ist kurz. Die Roten ziehen sich zurück. Die Höhen sind wieder in unserer Hand. Die Ausfälle sind sehr gering. Wir haben nur einen Toten, und selbst dieser hätte nicht zu fallen brauchen, wenn er vorsichtiger gewesen wäre. Er hatte einen Rotarmisten durch Kopfschuss getötet. Beim weiteren Vorgehen kam er an diesem vorbei und ging hin, um sich seinen Erfolg zu betrachten. Wie er so neben dem Toten steht, trifft ihn eine feindliche Kugel. Mit Kopfschuss bricht er tot zusammen.

Die Russen geben keine Ruhe und berennen uns mit verbissener Wut. Wenige Tage, nachdem wir sie von der Hochfläche verdrängt haben, setzen sie zu einem Angriff auf das Dorf an. Plötzlich prasselt ein mörderischer Feuerüberfall auf das Dorf und unsere Stellungen. Der Erdboden zittert und bebt. Durch

---

<sup>220</sup> in Tages- und Morgenmeldung (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000693/94), jedoch nichts im KTB (Roll 1804 Frame 000839/40)

die Luft zwischen Granaten mit wütendem Fauchen. Klirrend und krachend schlagen sie ihre glühenden Pranken in die Gebäude. Der Russe schießt mit allen Kalibern. Pak-Granaten schlagen große Löcher in die Backsteinwand unserer Scheune. Artilleriegeschosse zertrümmern von oben das Dach. Rote Blitze flammen auf, wenn die Granaten bersten. Schon brennt die lange Scheune in unserem Rücken. Ich muss meine MG-Stellung aufgeben und ziehe mich mit der Bedienung durch die brennende Scheune in das nächste Haus zurück, wo wir uns einer lauernden Schützengruppe anschließen. Das Strohdach der Scheune brennt lichterloh. Dichter, schwarzgrauer Qualm wälzt sich in quirlenden Schwaden über die Erde, die Scheune zeitweilig verdeckend. Oberleutnant Rasche taucht auf. Wir starren in den wabernden Qualm und erwarten den Angriff der sowjetischen Infanterie. Der Oberleutnant brüllt: „Sie kommen!“. Graue Schatten flitzen durch die Rauchschwaden, tauchen kurz auf, verschwinden wieder und kommen dann in sausendem Lauf auf uns zu. Ich kann gerade noch rechtzeitig schreien: „Es sind Deutsche!“. Es ist die leichte MG-Gruppe, die an der rechten Scheunenecke unsere Flanke sicherte. So warten wir weiter auf den Iwan, aber er kommt nicht. Dafür rast sein Artilleriefeuer mit unverminderter Wut über das sterbende Dorf. Ich blicke mich um. Das ganze Dorf liegt unter Beschuss. Ich unterscheide das harte Bellen der Pak und das fast gleichzeitige reißende Bersten des Einschlags. Dazwischen krachen in der Luft die Zeitzünder der Flak-Granaten und prasseln ihren Splitterhagel herunter. Etwas seltener brummen die schweren Koffer<sup>221</sup> der schweren Artillerie heran, aber ihre Einschläge lassen die Erde erzittern. Hin und her springen die schwarz-roten Fontänen der einschlagenden Granaten. Wie Zackenkronen schießt dunkle Erde empor, wenn der rote Blitz einer krepierenden Granate aus der Erde fährt. Weißer Kalkstaub oder rötliche Staubwolken mischen sich dazwischen, wenn die Granaten in die Trümmer eines Bauernhauses prasseln. Bretter und Balken wirbeln durch die Luft, wenn die Stallgebäude getroffen werden. Eine Granate trifft die obere Kante einer Backsteinmauer, und mit den rasselnden Steinen zuckt eine rote Stichflamme herunter.

Einige Zivilisten sind noch zurückgeblieben. Diese Bauern konnten sich nicht entschließen, ihre Katen und ihr Dorf zu verlassen. Da ihre Häuser zerstört sind, hausen sie in Erdlöchern. Es sind dies mit Brettern und einer dicken Erdschicht überdachte Gruben, in denen sie sonst ihre Vorräte in den heißen Sommermonaten aufzubewahren pflegten. Jetzt kauern sie hier unten und lassen den Beschuss ihrer Volksgenossen über sich ergehen.

In einer kurzen Feuerpause springe ich über die Straße. Gewehrkugeln zischen um mich her. Ich weiß nicht, ob sie mir persönlich gelten. Ist auch egal, ich bin schon drüben. Hier liegen einige Männer meiner Kompanie. Sie liegen flach hinter einer Ruine, von der nur noch die Grundmauern stehen. Unteroffizier Kramm ist bei ihnen. Er hatte zu Beginn des Trommelfeuers keine Zeit mehr gefunden, seinen Stahlhelm aufzusetzen. Jetzt liegt er mit seiner Feldmütze da und macht ein unglückliches Gesicht. Das wundert mich, denn Kramm ist ein guter Soldat. Auf meine Frage antwortet er: „Herr Feldwebel, ohne Stahlhelm komme ich mir vor, als ob ich nackt wäre!“ Brrachch – da kracht schon wieder eine Granate auf die Mauer. Ein Teil wankt und bricht zusammen, während da, wo unsere Landser sich an die Mauer pressen, nur einige Backsteine herunterfallen und den Kriegern ins Kreuz schlagen. Sie kamen mit dem Schrecken davon. Ich hocke zehn Meter entfernt in einem Granattrichter und blieb von dem Steinschlag verschont. Ich hatte mir diese Deckung gewählt eingedenk der alten Regel, dass Granaten selten in denselben Trichter schlagen. Ob das stimmt, weiß ich aber nicht.

Endlich flaut das Trommelfeuer ab. Auf den Infanterieangriff haben wir vergeblich gewartet.<sup>222</sup> Vielleicht hatten sie nach den zwei abgeschlagenen Vorstößen die Nase voll oder konnten mit ihren zusammengeschossenen Kompanien noch keinen neuen Angriff wagen. An den Preußen haben sie sich die Zähne ausgebissen.

Ich verlasse die Schützenkompanie wieder. Übrigens war ich hier zuletzt dem sMG-Zug zugeteilt, der unter Führung von Leutnant NN der Schützenkompanie unterstellt war. Ich habe inzwischen den Granatwerferzug unserer Kompanie wieder übernommen. Da nicht mehr viele Häuser bewohnbar sind, liege ich mit einer Granatwerfergruppe zusammen im Haus unseres Kompaniechefs. Wir bauen eifrig an unseren Werferstellungen<sup>223</sup> und schießen uns auf einige Ziele und Sperrfeuerräume ein.

---

<sup>221</sup> Soldatensprache für „Granate“

<sup>222</sup> Im April gab es täglich Störungsfeuer ohne infanteristische Kampftätigkeit, am 04.04.1942 einen besonders starken Feuerüberfall (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000731).

<sup>223</sup> Stellungsbau wird am 03.04. besonders erwähnt (KTB 257., NARA T-315 Roll 1805 I.D. Frame 000724)

Einmal muss ich mit einem Auftrag zum Bataillonsgefechtsstand. Ich steige zahlreiche Stufen in den tiefen Erdbunker hinunter. Der Schacht will gar kein Ende nehmen. Der ist bombensicher: Vier Lagen Baumstämme! Jeder Stamm einen halben Meter Durchmesser! Und darüber eine meterdicke Sanddecke! Seit wir Krassnoarmeisk verteidigen, ist der Iwan noch nicht einen einzigen Schritt vorwärts gekommen. Es waren aber auch die härtesten Kämpfe und das tollste Artilleriefeuer, das ich bisher erlebt habe.

26.3.42. Ich werde zum Kompaniechef gerufen. Da wir unter einem Dach wohnen, brauche ich nur ins Nebenzimmer zu gehen. Als ich eintrete, steht Oberleutnant Jablonski da, und neben ihm Fritz Schulz, unser Spieß. Ich melde mich vorschriftsmäßig und wundere mich im Stillen über diese Zusammenkunft. Der Chef und der Spieß lassen mich rufen! Warum? Da überreicht mir der Kompaniechef das **Eiserne Kreuz** II. Klasse für tapferes Verhalten vor dem Feind in den harten Kämpfen der letzten Tage. Der Chef macht dabei ein säuerliches Gesicht. Vor drei Monaten wollte er mich am liebsten als Offizieranwärter streichen, und jetzt muss er mir das Eiserne Kreuz verleihen. **Ihm** habe ich es auch bestimmt nicht zu verdanken. Wahrscheinlich hat mich Oberleutnant Rasche für den Angriff zur Wiedereroberung des Dorfes vorgeschlagen. Oder auch *der* Leutnant, dessen MG-Zug ich in den folgenden Tagen zugeteilt war und der mich von Anfang an gut leiden konnte. Am wahrscheinlichsten ist, dass sie mich beide gemeinsam vorgeschlagen haben. Da es üblich ist, dass das EK am Tag der Verleihung offen getragen wird, baumelt es nun den ganzen Tag am schwarz-weiß-roten Band sichtbar im Knopfloch meines Waffenrocks. Ein Mann meines Granatwerferzuges ist verwundert über meine Auszeichnung, weil ich während der harten Kampftage beim Zug überhaupt nicht zu sehen war. Er weiß natürlich nicht, dass ich gerade in diesen Tagen bei der Infanterie in vorderster Front gekämpft habe. So entstehen falsche Vorstellungen, weil man die Hintergründe nicht kennt.

Auf der rechten Seite des Dorfes dehnt sich ein breites Tal, das dann von einem ziemlich steilen Hang begrenzt wird. Oben auf der Hochebene liegt das Dorf **Bilbassowka**. Wir können es gut sehen, weil seine Häuser bis an den Rand des Steilhanges heranreichen. Das Dorf wird von dem **Bewährungsbataillon 500** gehalten. Es ist ein beruhigendes Gefühl, diese Bewährungseinheit neben sich zu haben, denn wo das Bewährungsbataillon 500 steht, kommt kein Russe durch. Eines Abends hören wir plötzlich drüben hinter der russischen Front das bekannte **Aufjaulen der sowjetischen Salvengeschütze**, der gefürchteten Stalinorgeln.<sup>224</sup> Wir springen in Deckung und erwarten die ersten Einschläge. Da flammt es in Bilbassowka auf. Erst je ein Einschlag links und rechts, und dann spritzen zwischen diesen beiden weitere 12 oder 16 funkensprühende Feuerfontänen in die dunkle Nacht empor. Und während das Grollen der krächzenden Detonationen die Luft erzittern lässt, fällt der glühende Funkenregen zur Erde zurück. Phosphor! Für Sekunden senkt sich wieder der Schatten der Nacht über das Dorf. Bald aber flackern einzelne Brände auf. Die strohgedeckten Bauernhäuser haben Feuer gefangen. Nun stehen sie wie brennende Riesenfackeln in der Dunkelheit und verlöschen dann allmählich zu dunkelrot glühenden Flecken. Die Russen scheuen sich nicht, ihre eigenen Dörfer und Menschen zu vernichten, wenn sie nur hoffen können, uns dabei zu schaden.

Über das Bewährungsbataillon erzählt man eines Tages etwas Unerfreuliches. Da waren ein paar Überläufer gekommen. Denen hätten sie die Ohren abgeschnitten und mit der Meldung zu ihren Linien zurückgejagt, so ginge es jedem, der dem Bewährungsbataillon in die Hände fiele. Wenn das stimmt, dann müsste man diesen Idioten auch die Ohren abschneiden, denn das wäre ja die beste Propagandahilfe, die wir den roten Politruks liefern könnten. In Zukunft würde jeder Russe lieber bis zum letzten Atemzug kämpfen, als sich zu ergeben oder überzulaufen. Außerdem sind gerade Überläufer oft Antibolschewisten oder bringen Information mit. Ganz zu schweigen von der unsoldatischen, brutalen Verstümmelung wehrloser Gegner und der Vertrauensenttäuschung.

Eines Nachts dröhnen die Abschüsse schwerster sowjetischer Artillerie. Ich stehe vor unserem Bunker und höre den tiefen, volltönenden Abschuss wie einen gewaltigen Paukenschlag. Dann ein leises, tiefes Brummen über mir, und nach einiger Zeit den dumpfen Einschlag weit in unserem Hinterland wie ein fernes Echo. Es sind immer drei Schuss. Es klingt schön – wenn man nicht betroffen ist. Diese Batterie ist neu. Sie feuert nur einmal täglich bzw. nachts, und immer nur wenige Schuss. Es ist schwerstes Kaliber und scheint unseren Stäben da hinten schwer im Magen zu liegen, denn schon nach wenigen Tagen erscheint ein Stuka- (**Sturzkampfbomber**-) Verband. Es sind acht Maschinen, die über uns hinweg genau in die Richtung der Abschussgeräusche fliegen. Wir folgen ihnen mit den Augen. Hinter einer

---

<sup>224</sup> Am 21.03. – nach den Kämpfen um Karpowka – zwischen 22.00 und 22.30 gab es drei Angriffe einer Raketenbatterie auf den Westteil von Bylbassowka (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000609).

vorspringenden Bergnase formieren sie sich in Reihe, setzen einer nach dem andern zum Sturzflug an, schießen mit auffaulenden *Sirenen*<sup>225</sup> fast senkrecht zur Erde. Haushoch quellen die gelben und weißgrauen Explosionswolken in die Luft. Erst einzeln, dann eine ganze Garbe, und schließlich steht eine Wand von Rauchpilzen über der feindlichen Stellung. Ein Stuka nach dem andern hat seine tödliche Last abgeworfen und ist dann mit einer eleganten Kurve wieder in den Himmel gestiegen. Nur einer nicht. Er schoss pfeilgerade hinunter und fiel wie ein Stein zur Erde. Das Bombardement scheint keinen großen Erfolg gehabt zu haben, denn schon am nächsten Tag feuerte die Batterie wieder. Wahrscheinlich ist es ein Eisenbahngeschütz.<sup>226</sup>

Immer noch versucht der Russe, über Krassnoarmeisk den Durchbruch nach Slawjansk zu erzwingen. Unter dem Feuer der sowjetischen Batterien sinkt das Dorf in Schutt und Asche. Wir können uns am Tage kaum noch draußen bewegen. Wochenlang haben wir den Ort gegen wütende Angriffe verteidigt. Auch das geballte Artilleriefeuer hat uns nicht zermürbt. Wir sind keinen Schritt zurückgewichen. Nun sollen wir abgelöst werden.

19.03.1942. Wir werden als Divisionsreserve nach Slawjansk verlegt<sup>227</sup> und kommen in dieselben Quartiere, die wir im Dezember bewohnt hatten, bevor wir nach Rai Gorodok gingen. Ich wohne nun wieder bei derselben russischen Familie und in demselben Zimmer, das mir schon so vertraut ist, als wäre es mein eigenes.

Die Lage in Slawjansk hat sich nicht gebessert. Die Stadt ist immer noch von drei Seiten eingeschlossen. Die hufeisenförmige Front hat sich sogar noch enger um die Stadt zusammengezogen. Der Süden und Südosten ist noch frei, aber im Norden und Nordosten sitzt der Russe auf den beherrschenden Höhen, von wo aus er die ganze Stadt übersehen kann. Von dort aus ist er auch wiederholt bis an den Stadtrand vorgestoßen. Sein Eindringen hier zu verhindern und Einbrüche in die Vororte „auszubügeln“, wird in nächster Zeit unsere Hauptaufgabe sein.

20.03.1942. „Reserven“ sind eigentlich immer Eingreiftruppen. Man könnte sie ebenso gut Feuerwehr nennen. Wir glaubten, zunächst etwas Ruhe zu haben, aber schon in der ersten Nacht ging es los. Um 3 Uhr morgens klopft ein Melder an meine Tür und ruft: „Alarm, die Kompanie macht sich sofort marschfertig!“<sup>228</sup> Eine halbe Stunde später sind wir auf dem Marsch zum *nordwestlichen*<sup>229</sup> Stadtrand. Noch ist es finster. Wir halten. Die Zugführer werden zur Einsatzbesprechung gerufen. Ich führe wieder den schweren Granatwerfer-Zug. Die Lage wird bekannt gegeben: Ein sowjetischer Verband in Stärke von 800 Mann hat im Dunkel der stürmischen Winternacht unsere dünn besetzte Sicherungslinie durchbrochen und ist in die ersten Häuser am Stadtrand eingedrungen. Er muss wieder hinausgeworfen werden. Eine Schützenkompanie, verstärkt durch einen sMG-Zug, stellt sich zum Gegenangriff bereit. Ein Sturmgeschütz und eine *Vierlingsflak auf Selbstfahrlafette* sollen den Angriff unterstützen. Sie stehen irgendwo bereit, rechts von uns.

Es dämmt. Die Umriss der Häuser zeichnen sich allmählich deutlicher ab. Vor uns liegt die Straße. Das übliche Bild einer Stadtrandstraße: Ein breiter Sandweg, der zu beiden Seiten von Holzhäuschen flankiert wird. Die Blockhäuser stehen in ca. dreißig Meter Abstand, haben an der Straße einen Vorgarten mit Holzzaun und hinter dem Haus einen Garten. Ein dörfliches Bild. Die Straße läuft auf freies Feld hinaus.

Inzwischen ist es hell geworden. Ein eiskalter Wintertag bricht an. Noch zeigt sich kein Lebewesen, und die Häuschen liegen verschlafen im frühen Licht des Tages. Aber es ist eine trügerische Ruhe.

Unsere Schützenkompanie setzt sich in Bewegung. Gruppenweise schleichen die Soldaten von Haus zu Haus. Die Gewehre schussbereit in Händen, schlängeln sie sich durch die Gärten und Vorgärten. Jedes Haus wird aufmerksam beobachtet. Da fallen die ersten Schüsse. Das Feuer wird schnell lebhafter. Jetzt erkennen wir, welche Häuser von den Russen besetzt sind. Brumm .. dröhnt plötzlich ein dumpfer Abschuss, und im selben Augenblick bricht die Wand eines der ersten Häuser unter einer Wolke von

---

<sup>225</sup> im Original irrtümlich Motoren

<sup>226</sup> Feuer schweren Kalibers wird für den 21. (19 Schuss gem. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000609) und eine schwere Batterie am 24.03. (etwa 21 cm gem. KTB 257. I.D. Frame 000655) erwähnt, die an diesem 24. mit Stukas immerhin so „erfolgreich“ bekämpft wurde, dass ihr Feuer vorübergehend „merklich geringer“ war (Frame 000654); am 25. ab Mitternacht allerdings dann wieder stärkeres Artl.-Feuer schweren, z. T. sehr schweren Kalibers (Frame 000660/61).

<sup>227</sup> KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000826

<sup>228</sup> gem. KTB 257. I.D. erfolgte der Alarm um 6 Uhr (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000827)

<sup>229</sup> im Original irrtümlich nordöstlichen



Staub und Schutt zusammen. Das war unser Sturmgeschütz! Rumms – der zweite Schuss kracht in das Haus. In der Staubwolke der Explosion wirbeln Bretter und ein Menschenleib durch die Luft. Unteroffizier Kramm war mit seinen beiden MGs an einer Hausecke und einem Vorgartenzaun in Stellung gegangen. Jetzt jagt er seine Feuerstöße in die besetzten Häuser. Da prasselt ihm eine Geschoßgarbe um die Ohren und der Lehm spritzt von der Hauswand. Die Iwans setzen sich zur Wehr. Kramm macht Stellungswechsel, und dann knattern seine Garben wieder gegen die besetzten Häuser. Fensterscheiben splittern, und der bröckelnde Lehm an den Hauswänden zeigt die Lage der Garben an. Unsere Schützengruppen stoßen inzwischen weiter vor. Die ersten Russen weichen zurück, verlassen fluchtartig die Häuser, von unserem Kugelregen verfolgt. Jetzt springen sie schon in ganzen Gruppen zurück. In das helle Knattern unserer Karabinerschüsse und das Rattern der MGs hat sich das dunkle, rhythmische Klopfen unserer Vierlingsflak gemischt. Ihre 2-cm-Geschosse durchsieben die Hauswände und zerstreuen die Gruppen der fliehenden Russen. Vielen gelingt es nicht einmal mehr die Häuser zu verlassen. Sie hatten sich vor dem vernichtenden Feuer der Flak und des Sturmgeschützes in den Keller geflüchtet, aber bevor sie wieder herauskriechen konnten, war unsere Infanterie schon im Haus und nahm sie gefangen.

Der Widerstand der Roten ist gebrochen. Einen Teil der von ihnen besetzten Häuser haben wir zurückerobert, aus dem anderen sind sie kampflos geflohen. Jetzt strömen sie in hellen Scharen zurück. Dabei müssen sie nun den sanft ansteigenden, aber endlos weiten Hang wieder hinauf hasten, von dessen Höhen sie heruntergekommen waren. Der Hang ist eine kahle Schneefläche, von der sich die braunen Gestalten deutlich abheben. Da sind sie unserer Vierlingsflak deckungslos ausgeliefert. Pausenlos hämmert sie ihre Feuerstöße in die Rudel der Flüchtenden. Wupp-bupp-bupp-bupp... jedesmal reißen die kleinen Granaten eine Lücke in ihre lichten Haufen. Diese Vierlingsflak ist eine furchtbare Waffe. Wupp-bupp-bupp-bupp... Mann um Mann sinkt getroffen in den Schnee. Der Tod folgt den fliehenden Sowjets bis weit auf die Hänge hinauf und rafft sie nieder, bis sie hinter der rettenden Kante der Hochfläche verschwinden.

Inzwischen ist die Kolonne der Gefangenen, die wir auf der Straße antreten lassen, immer länger geworden. Es sind viele Verwundete dabei. Ihre weißen Verbände leuchten aus den braunen Reihen hervor. Manche sind noch ohne Verband. Der Frost wird in ihre blutenden Wunden dringen. Stumm und bedrückt stehen sie da. Einige trampeln mit den Füßen, um sich zu erwärmen. Andere beschäftigen sich mit ihrer Verwundung. Hier und da reichen mitleidige Frauen etwas Essbares oder einen Becher Milch aus ihren Häusern heraus. Die bolschewistische Angriffsgruppe ist vollständig zerschmettert. Etwa 200 Tote liegen auf dem Gefechtsfeld, und ebenso viele Gefangene stehen auf der Straße. Diese Kolonne setzt sich nun langsam und schleppend zum Stadttinnern in Bewegung. Das war ein voller Sieg. Von den 800 Angreifern kehrt nur die Hälfte in ihre Stellungen zurück. Wir selbst sitzen mittags wieder in unseren Quartieren. Eigene Verluste: Keine!

21.03.1942. Zwei Tage später<sup>230</sup> werde ich schon wieder mitten in der Nacht geweckt: „Sofort fertigmachen!“ Der Iwan ist schon wieder durch unseren Verteidigungsring gebrochen, diesmal an einer anderen Stelle. Diese widerlichen Alarme! Ich springe aus dem warmen Bett, fahre fröstelnd in die Kleider, schnalle um, greife meine Maschinenpistole und taste mich durch das dunkle Wohnzimmer über die Veranda nach draußen. Auf der Straße stehen schon einige Gestalten. Die Gruppen sammeln. Halblaute Fragen, Befehle, Durchsagen. Dann ordnet sich mein Zug, und wir marschieren ab. Es geht nach **Kurorty**, einem nördlichen Vorort von Slawjansk, dem Kurviertel der Stadt.<sup>231</sup> Wir machen am Kurhaus halt, wo der Einsatz besprochen und vorbereitet wird. Die Lage ist folgende: Zwei Kilometer vor der Stadt liegt das kleine Dorf **Karpowka**, das wir stark besetzt haben, denn es ist der letzte Riegel vor der Stadt und hat gewissermaßen die Aufgabe eines Forts. Hier war nun der Russe wieder im Schutze der Nacht eingebrochen und hatte einen Teil des Dorfes besetzt. Zum Gegenangriff wird nur ein Teil des Bataillons benötigt. Auch ich werde nicht gebraucht, denn der Einsatz von Granatwerfern bei Nacht und bei dieser Lage ist nicht sehr erfolgversprechend. So sitzen wir diesmal im Kurhaus müde herum, bis die Kameraden zurückkommen. Sie haben die Roten wieder aus dem Dorf vertrieben.

Die Sowjets versuchen mit aller Gewalt, die Stadt in ihre Hände zu bekommen. Immer wieder berennen sie uns mit hartnäckiger Verbissenheit, mal an dieser, mal an jener Stelle. Immer wieder werden sie zurückgeschlagen und erleiden hohe, blutige Verluste. So geht es acht Tage lang, pausenlos: Nachts

<sup>230</sup> am nächsten Tag, oder zwei Tage nach der Verlegung, gem. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000596, Roll 1804 Frame 000828

<sup>231</sup> Kurort wurde in der Sowjetunion auch Russisch-Kreuznach genannt.

Alarm, im Morgengrauen angriff, mittags Rückkehr. Es ist eine harte Zeit, aber sie ist wenigstens erfolgreich. Zum dritten Mal bringt der Rundfunk in der Heimat das Lob unserer Berliner Bärendivision. Nur können Worte nicht deutlich machen, wie viel Blut und Leid und Heldenmut dahinter stehen. Manchmal aber auch schallendes Gelächter über Situationen im Kampf von unsagbarer Komik. Und mit diesen befreienden Lachen schütteln wir alle ausgestandene Angst wieder ab.

Und doch tritt der Tod immer wieder überraschend zwischen uns, so dass wir fassungslos davorstehen. Zuweilen ist das Geschehen umso tragischer, als es so unnötig erscheint. Wir kommen mittags von einem Gegenstoß zurück. Der Panjewagen, auf dem wir unsere Waffen und Geräte mitgeführt haben, steht vor meinem Quartier, und die Männer sind im Begriff, die Sachen abzuladen. Einer der Soldaten packt seine Maschinenpistole, um sie vom Wagen zu nehmen. Da bleibt der Abzugsbügel irgendwo hängen, und der Schuss löst sich. Da die Mündung gegen den Mann gerichtet war, bricht er mit einem Brustschuss tot zusammen. Natürlich ist es eine eiserne Regel, dass die Mündung einer Waffe nie auf den Mann gerichtet sein soll...

Allmählich wird es ruhiger um die Stadt.<sup>232</sup> Von Zeit zu Zeit schießt die rote Artillerie einzelne Schüsse in die Stadt, aber die Versuche einer Eroberung werden immer seltener und schwächer. Die Sowjets haben ihr wichtigstes taktisches Ziel, die Eroberung von Slawjansk, nicht erreicht. Es ist ihnen nicht einmal gelungen, die Stadt völlig einzukreisen und von den rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden. Zwar waren wir zeitweilig abgeschnürt, und unsere Verpflegungsrationen waren empfindlich gekürzt worden, aber wir konnten unsere Nachschubwege immer wieder freikämpfen. Vor allem jetzt, nachdem der russische Großangriff zwischen Charkow und Slawjansk trotz seiner für uns bedrohlichen Anfangserfolge fehlgeschlagen ist und sich zu einer vernichtenden Niederlage entwickelt, lässt auch der Druck auf Slawjansk merklich nach. Jetzt fahren sogar schon die ersten Urlauber nach Hause. Die ersten seit Beginn des Feldzuges.

Unvermindert rührig sind jedoch die Partisanen. Immer wieder werden einzelne oder ganze Gruppen gefasst. Gestern wurde einer geschnappt, der schon seit Tagen mit einer Taschenlampe Blinksignale gibt. Man hatte ihn eine kurze Zeit beobachtet und dann verhaftet. Durch Verhöre und Ermittlungen wurde festgestellt, dass im Raum Slawjansk etwa 700 Partisanen tätig waren, von denen 400 gefasst werden konnten.

Der Winter geht allmählich seinem Ende entgegen, und damit verliert der Russe einen seiner mächtigsten Bundesgenossen: Den General Winter!

Die Russen waren ihn gewöhnt, wir aber hatten ihn noch nicht gekannt und waren nicht auf ihn vorbereitet. Und gerade in diesem Jahr war er besonders hart gewesen. So um die Mitte des Winters herum hatten wir noch Winterbekleidung bekommen.<sup>233</sup> Sie war auch gut, aber sie kam zu spät. Inzwischen waren Tausende von deutschen Soldaten wegen schwerer Erfrierungen zum Krüppel geworden. Nicht ganz zu Unrecht ist die [zur Erinnerung an die „Winterschlacht im Osten“ geschaffene Medaille](#), die viele Soldaten mit berechtigtem Stolz tragen können, in spöttischem Landserjargon „Gefrierfleischorden“ genannt worden.

Wie die harten Winterkämpfe in und um Slawjansk, die ich hier als Zugführer im kleinen Rahmen eines Bataillons oder meiner Kompanie erlebt und geschildert habe, in größerem Zusammenhang gesehen und welche Bedeutung ihnen beigemessen wurden, zeigt der Auszug eines Berichts<sup>234</sup>.

---

<sup>232</sup> KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000731; ab Frame 000724 vermerkt KTB meist nur Störfeuer und außer Spähtrupps keine infanteristische Kampftätigkeit

<sup>233</sup> Das [Goldbuch S. 6/7](#) vermerkt leider erst am 14.12.1942 „1 kompl. Wintergarnitur erhalten“. Hauptmann Rosenbrock behauptet gar, dass sie erst im dritten Russlandwinter gute Winterbekleidung erhalten hätten (Benary S. 156 f).

<sup>234</sup> Aus einem Bericht über die Kämpfe um Slawjansk (Winterschlacht im Osten 1941/42)

„Seit Mitte Januar toben hier schwere Kämpfe. Das sowjetische Oberkommando versucht mit aller Kraft, in einem Zangenangriff Charkow zu packen. Der Stoß des nördlichen Zangenarms konnte zwar bei Bjelgorod und Woltschansk aufgefangen werden. Aber der südliche Zangenarm, die 57. sowjetische Armee, hatte die deutsche Donezfront beiderseits Isjum in einer Breite von achtzig Kilometern aufgesprengt. Die sowjetischen Divisionen hatten sich bereits einen Brückenkopf von hundert Kilometer Tiefe geschlagen. Die Spitzen des Angriffs bedrohten Djepropetrowsk, das Versorgungszentrum der Heeresgruppe Süd.

Ob sich der sowjetische Einbruch im Raum Isjum um zu einem Dammbruch mit unabsehbaren Folgen entwickeln würde, hing davon ab, ob die beiden Eckpfeiler nördlich und südlich der Einbruchsstelle, Balakleja und Slawjansk, gehalten werden konnten. Hier fochten seit Wochen die Bataillone von zwei deutschen Infanteriedivisionen einen

Der Winter ist überstanden. Der Schnee beginnt zu schmelzen.

Ich werde zur 4. Kompanie versetzt, packe mein Krämchen und melde mich bei dem Führer des I. Bataillons, Hauptmann Degener, in **Majaki**. Als ich in die niedrige Bauernstube eintrete, sitzt er breit und behäbig im Kreis seiner Kompanieführer. Ich mache Männchen und leiere meine Meldung herunter. Er sieht mich halb ernst, halb misstrauisch an und sagt nur: „Na, woll'n mal sehen, was Du für ein Scheich bist!“ Dann teilt er mich der 4. Kompanie zu, deren Führer zu meiner Überraschung Max Müller ist.<sup>235</sup> Der Leutnant blinzelt mir lächelnd zu. Max Müller habe ich ja in Kombornia kennengelernt, wo wir beide noch OA-Feldwebel waren. Inzwischen ist er Leutnant geworden. Auch Hauptmann Degener war damals noch als *Oberleutnant*<sup>236</sup> im selben Bataillon. Er war aktiver **Zwölfender** bei der Reichswehr. Am nächsten Morgen gehe ich mit Max Müller die Stellungen ab. Majaki liegt am Rand eines ausgedehnten Waldgebietes, des Christischtscher Waldes. Das Dorf ist in unserer Hand, der Wald aber ist von Russen besetzt. Die letzten Häuser des Dorfes erstrecken sich in einem immer enger werdenden Tal<sup>237</sup> fast wie ein Keil in den Wald hinein. Hier ist der neuralgische Punkt der Front, eine sehr brenzliche Ecke. Deshalb sind die letzten Häuser zu starken MG-Nestern ausgebaut. Von hieraus läuft die Front nach rechts einen kahlen Talhang hinauf und nach links einen bewaldeten Hang hinauf. Diese Front<sup>238</sup> verläuft dann immer parallel zum Waldrand, liegt aber immer ca. dreißig Meter im Wald. Die Stellungen bestehen auch hier, wie fast immer, aus einzelnen Schützenlöchern oder MG-Nestern, die oft in großem Abstand voneinander liegen. Bei den MG-Nestern liegt noch ein Erdbunker als Unterkunft für die vier bis sechs Mann starke Bedienung.

29.04.1942. Es ist Ende April. Die Luft ist warm und trocken. Das Dorf ist nach der Winterruhe wieder lebendig geworden. In den Gärten graben und hacken die Frauen und Mädchen. Unsere Landser helfen stellenweise fleißig mit. Zum Teil haben sie unsere Gespanne zum Pflügen eingesetzt. Der schwarze Boden ist feucht und schwer von der Nässe der Schneeschmelze, aber Tag für Tag sendet die Sonne ihre warmen Strahlen herab, und kräftiger Erdgeruch entströmt dem dunklen Boden. Schon nach wenigen Tagen sprießt das erste Grün hervor und wächst mit überraschender Schnelligkeit. Es schießt förmlich aus dem Boden. Der Frühling setzt in Russland sehr spät ein, ist aber kurz und geht schnell in den Sommer über. Jetzt bewirken die wärmenden Sonnenstrahlen auf dem von Feuchtigkeit gesättigten Boden ein vitales Aufbrechen, Keimen und Wachsen. Man kann wahrhaftig das Gras wachsen sehen. Das „Gras“ ist aber meist Getreide.

Ich sitze auf der Bank vor dem Haus. Der Abend ist warm und zauberhaft mild. Ab und zu fährt mir ein lauer Lufthauch über das Gesicht. Die Sonne ist schon hinter dem Hang verschwunden, aber ihr Licht

---

beinahe schon legendären Abwehrkampf. Von dem Ausgang hing die ganze Entwicklung an der Südfront ab. Die Berliner 257. Infanteriedivision hielt Slawjansk, die 44. Infanteriedivision aus Wien den Eckpfeiler Balakleja.

In blutigen Kämpfen verteidigten die Berliner Regimenter unter General Sachs, später unter Oberst Püchler den Südrand des Isjumer Bogens. Die Kampfgruppe Oberst Drabbe, Kommandeur I.R. 457, focht mit einer Wendigkeit, Tapferkeit und Opferbereitschaft um die elenden Dörfer, Kolchosen und Gehöfte, daß selbst die sonst bei der Würdigung deutscher Leistungen sehr zurückhaltenden sowjetischen Kriegsberichte voller Bewunderung sind. Das Dorf Tscherkasskaja wurde zum blutigen Symbol dieses Kampfes. In elf Tagen verlor die Gruppe Drabbe hier von ihren tausend Mann fast die Hälfte. Sechshundert Kämpfer hielten eine Rundumfront von vierzehn Kilometern. Die Sowjets verloren vor diesem Nest 1100 gezählte Tote. Sie nahmen schließlich das Dorf, aber es hatte auch ihre Kraft, die Kraft von fünf Regimenten gefressen.

Ehe Generaloberst Halder am Nachmittag des 28. März aus seinem Quartier in die ›Wolfsschanze‹ abgefahren war, hatte er sich den Gefechtsbericht der 257. I.D. über die nun bereits siebzig Tage währende Schlacht vorlegen lassen; denn die Division sollte im Wehrmachtsbericht genannt werden: Die Regimenter hatten 180 Feindangriffe abgeschlagen. 12500 gefallene Sowjets waren vor der Front der Division gezählt worden. Drei sowjetische Schützendivisionen, eine Kavalleriedivision waren aufgerieben, vier Schützendivisionen und eine Panzerbrigade hart mitgenommen worden. Allerdings zeigten auch die eigenen Verluste die Härte des Kampfes: 652 Tote, 1663 Verwundete, 1689 Erfrierungen, 296 Vermißte – insgesamt 4300 Mann, die Hälfte der Gesamtverluste, welche die Division in zehn Monaten Rußlandkrieg gehabt hatte: Slawjansk!“

(Auszug aus Carell 1963 S. 387 f.; Unterstreichungen durch den Autor)

<sup>235</sup> Degener (am 25.01. noch Oblt.d.R., im Mai Hptm. gem. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 001011) war Chef der 4. (MG-) Komp. (Frame 000082), die Leutnant Max Müller stellvertretend führte, während er als dienstältester Offizier des Batl. hier und auch sonst den Kommandeur des I. Batl. (Major Haarhaus) vertrat, bis Glaser das Batl. übernahm (vermutlich, als Haarhaus das Regt. übernahm).

<sup>236</sup> im Original irrtümlich (vgl. **Offizierstellenbesetzung des Inf.-Rgt. 477 vom 20.05.1941**) „Oberfeldwebel“

<sup>237</sup> gem. **Heereskarte Rußland 1:100.000 M-37 111-112** die Wodjanaja-Schlucht

<sup>238</sup> die „Waldstellung“ gem. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000950

lässt den Himmel noch in hellen blauen und grünlichen Pastellfarben aufleuchten. Aus den Kaminen steigt kräuselnder Rauch friedlich in den weiten, hohen Himmel. Vom Dorfbrunnen her wehen schwermütige Melodien zu mir herüber. Es sind Mädchen, die dort singen. In ihren vollen, kehligen Naturstimmen schwingt auch der aufbrechende Frühling.

Die Front ist verhältnismäßig ruhig. Nur von Zeit zu Zeit schießt eine **Ratsch-Bum** ins Dorf. Uns stört das zwar nicht sehr, aber sie hat immerhin schon einige Bauernhäuser in Brand geschossen, deren Ruinen mitten in dem friedlichen Erwachen der Natur daran erinnern, dass Krieg ist. Das einzige, was in den Trümmern meist stehen bleibt, sind die Kamine, die wie warnende Finger erhoben sind.

Nur von der **Försterei** schallt immer wieder Gefechtslärm herüber. Sie liegt *links*<sup>239</sup> von uns auf der Höhe am Waldrand und ist ein Brennpunkt der Kämpfe. Zwischen Majaki und der Försterei liegen noch drei Bunkerstellungen.

Außer Max Müller habe ich hier noch einen alten Bekannten wiedergetroffen: Franz Bachem. Er ist von der Liste der Offizieranwärter gestrichen und wird also Feldweibel bleiben. Dem lebenslustigen Rheinländer hat das scheinbar keinen großen Kummer bereitet. Er ist munter wie immer, oder tut wenigstens so. Er ist auch – seit Kombornia – immer bei der 4. Kompanie geblieben, während ich damals nach Jasło versetzt worden bin.

Ich werde zur Försterei kommandiert.<sup>240</sup> Sie liegt am Rand des großen Christischtscher Waldes, der sie von drei Seiten umgibt. Eigentlich ist es wohl eine Kolchose gewesen, denn es gehören mehrere Gebäude dazu. Außer der Scheune mit Lehmwänden und Strohdach sind alle anderen Gebäude schon in Trümmer geschossen. Aber unter den Ruinen befinden sich starke Bunker. Der ganze Komplex, etwa 100 x 100 m im Geviert, ist zu einem starken Stützpunkt ausgebaut, hat 120 Mann Besatzung, mehrere schwere MGs, Granatwerfer und drei 3,7-cm-Pak. Die Försterei liegt wie ein Sperrfort an dem Weg, der über Karpowka nach Slawjansk führt. Deshalb ist sie den Sowjets ein Dorn im Auge und wird immer wieder mit Beschuss belegt und von Stoßtrupps angegriffen. Da der Russe den Wald beherrscht, der von drei Seiten bis an die Försterei heranreicht, kann er fast unbemerkt bis an unsere Stellungen herankommen. Die Gefahr überraschender Überfälle hängt ständig wie ein **Damoklesschwert** über dem Stützpunkt und erfordert lückenlose und schärfste Wachsamkeit. Das kostet Nerven, und die Försterei steht in üblem Ruf bei den Landsern.

Nun sitze ich als Führer der schweren Waffen beim Stützpunktkommandanten im Gefechtsstand der Försterei. Der Kommandant ist ein junger, schneidiger Leutnant, nur etwas nervös. Sein Stellvertreter, ebenfalls Leutnant, ist mit seinem ruhigen Wesen ein passender Ausgleich. Beide sind gut zu leiden. Wir wohnen zu Dritt in einem Bunker unter dem zerschossenen Hauptgebäude. Als vierter Mann sollte eigentlich noch der Melder, ein älterer Mann, bei uns wohnen, aber wegen der vielen Ausfälle und der notwendigen erhöhten Wachsamkeit ist er oft zu Wachen eingeteilt und ist selten anwesend. Um den überlasteten Männern etwas Erleichterung zu verschaffen, übernehme ich ab und zu freiwillig eine Nachtwache.

Auch jetzt habe ich wieder eine Wache übernommen. Ich stehe in einem Erdbunker am Waldrand und blicke durch die Schießscharte über das abgeholzte Vorfeld. Es ist finstere Nacht. Nur undeutlich sehe ich die Stubben und abgesägten Baumstümpfe wie Klumpen am Erdboden. Von Zeit zu Zeit tritt der Mond aus den Wolken hervor und erhellt das Gelände ein wenig. Aber die Schatten der Baumstümpfe machen den unebenem Boden noch unübersichtlicher, ist das dort überhaupt ein Baumstumpf? Hat er sich nicht eben bewegt? Oder ist nur ein Wolkenschatten darüber gehuscht? Stand dort jemals ein Stubben? Wie sah die Stelle eigentlich bei Tage aus? Die Phantasie erblickt in jedem Baumstumpf einen schleichenden Russen. Ich strenge mein Gehör an. Es ist nichts Verdächtiges zu vernehmen. Ich bohre meine Blicke ins Dunkel. Die Stümpfe bleiben reglos. Langsam weicht die Spannung einer normalen Aufmerksamkeit, bis die Ablösung kommt.

Einige Tage später kracht bei demselben Bunker ein Schuss. Ihm folgt der Aufschrei eines Verwundeten. Angeblich soll ein sowjetischer Flammenwerfertrupp zwischen den Baumstümpfen herangeschlichen sein. Jetzt ist nichts mehr zu sehen, aber der Verwundete schreit noch. Er schreit in langgezogenen Tönen, unterbrochen von stockendem Jammern und Stöhnen. Stunde um Stunde. Seine Kameraden trauen sich nicht mehr auf die Lichtung. Und wir auch nicht. So schreit er die ganze Nacht. Von Zeit zu

---

<sup>239</sup> im Original irrtümlich „rechts“

<sup>240</sup> wahrscheinlich am 29.04. mit Abzug des I./I.R. 477 aus Majaki (Frame 000850/71), evtl. bereits am 15. oder 16.04. im Zuge größerer Umgruppierungen (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000785)



Zeit verstummt er. Dann jammert er wieder. Aber die stillen Pausen werden immer länger. Sein gedehntes Rufen immer leiser. Dennoch hallt sein Jammern weiter durch die Nacht, bis zum Morgen. Als es heller wird, ist er verstummt.

Eine Ratsch-Bum ist direkt auf unseren Bunker eingeschossen. Sie schießt in unregelmäßigen Abständen, und auch immer nur einen Schuss.

Dieses Geschütz ist eine hervorragende Konstruktion. Kaliber 7,62 cm. Sehr beweglich, mit schneller Schussfolge und ungeheurer Rasan. Abschuss und Einschlag folgen in Sekundenbruchteilen: Ratsch-Bum! Man kann sich nicht in Deckung bringen. Für uns ein widerliches Ding. Schon bei meiner Ankunft sehe ich die drei Meter lange Einschlagsfurche auf dem Weg und weiß Bescheid.<sup>241</sup> Dieser Tage ist ein Nachrichtenmann direkt neben unserem Bunker von einer Granate getroffen worden, als er eine Leitung flicken wollte.

Als heute mittag<sup>242</sup> sechs **Ratas (russische Jagdmaschinen)** über unserem Stützpunkt kurven, nehmen wir sie unter Gewehrfeuer. Da kurven sie ein und setzen zum Angriff an. Ich stehe neben unserem Bunker und beobachte eine Rata, die gerade wieder zum Angriff ansetzt und direkt auf mich herunterschießt. Ich sehe gerade noch das Mündungsfeuer aufblitzen und springe im selben Augenblick auf unseren Bunkereingang zu. Aber schon prasseln die Kugeln um mich herum in den Sand, kleine Staubwölkchen aufwirbelnd. Die Garbe lag haargenau. Noch im Springen sehe ich, wie sich eines der Geschosse einen Meter vor meinen Füßen in den Sand bohrt. Ich habe solchen Schwung, dass ich die Bunkertreppe herunterkollere und lachend durch die Tür rutsche, wo mich die beiden Leutnants überrascht anblicken.

Heute nachmittag erscheint ein Iwan mit einem bespannten Panjewagen auf der Försterei. Er hatte sich im Wald verfahren und landete bei uns.

Anfang Mai. Es ist warm. An manchen Tagen sitzen wir vor dem Bunkereingang in der Sonne. Der Wald hat sein Frühlingskleid angelegt und prangt in den frischen grünen Farben des jungen Laubes.

Es ist Abend. Wir sitzen bei Kerzenschein lesend im Bunker. Da erschallen draußen plötzlich abgerissene Rufe, und dann das dumpfe Krachen einer Handgranate. Dann ist es wieder still. Kurz darauf stapft ein Posten die Bunkertreppe herunter und tritt ein. Hinter ihm stehen drei Russen. Es sind Überläufer, die sich im Schutz der pechschwarzen Nacht ungesehen an unsere Stellungen herangeschlichen und dann zu erkennen gegeben haben. Der erschreckte Posten hat sie in seiner Überraschung angerufen, aber gleichzeitig eine Handgranate abgezogen und sie ihnen entgegen geworfen. Glücklicherweise war nichts passiert. Bei der Vernehmung erzählen die Überläufer, dass sie nur die ersten einer ganzen Gruppe seien, die auch noch kommen wollen. Die andern getrauten sich nur noch nicht. Sie hätten daher vereinbart, dass die ersten, wenn sie heil bei uns angekommen seien, uns bitten sollten, drei weiße Leuchtkugeln zu schießen. Dann wollten sie nachkommen. Wir schießen also drei weiße Leuchtkugeln, und tatsächlich kommen vier weitere Russen. Sie bitten, nochmals drei Leuchtkugeln zu schießen, denn es wären immer noch einige Genossen draußen, die noch zögerten. Wir wiederholen das Spiel zum dritten Mal, und nach geraumer Zeit erscheinen auch noch die letzten fünf Mann. Nun war die zwölf Mann starke Gruppe vollzählig beisammen und feierte grinsend ihr Wiedersehen in unserem Bunker. Nach der üblichen Vernehmung werden sie verpflegt und dann zum Bataillon geschickt.

Die Zahl der Überläufer betrug in unserem Abschnitt zwischen Weihnachten und Ostern 30 Mann. In letzter Zeit steigt die Zahl auffallend an. Das ist immer ein Zeichen für bevorstehende Angriffe. Tatsächlich berichten die Ankommenden übereinstimmend von sowjetischen Angriffsvorbereitungen.

Der Wald wird unruhig. Gestern Nacht schnatterten die Iwans so laut im Wald, als ob sie allein wären. Deshalb haben wir heute einen Feuerüberfall mit Granatwerfern vorbereitet. Als sie nun heute nacht wieder so unverschämt laut sind, wummern unsere Werfer los. Die Granaten prasseln in den Wald. In die dumpfen Explosionen mischt sich das Splittern der Äste. Rufen und Schreien hallt durch den Wald

---

<sup>241</sup> Am 13.04. hatte es einen Angriff mit einem Panzer und einer Pak auf die Försterei gegeben (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000778). Die Feldkanone Ratsch-Bum fand oft als Pak Verwendung Wenn dies eine Spur davon gewesen sein sollte, wäre der Autor kurz darauf auf die Försterei kommandiert worden sein müssen, solange die Spur noch sichtbar war, was eher für das oben vermutete Datum 15. oder 16.04., spricht.

<sup>242</sup> am 04.05. um 9 Uhr Tieffliegerangriffe mit 5 Toten und 14 Verwundeten (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000866/67) bzw. bis mittags lebhaft feindliche Fliegertätigkeit (Roll 1805 Frame 000895) ; Angriffe an anderen Tagen passen nicht zu Datum oder Tageszeit

und füllt die Pausen zwischen unseren krachenden Einschlägen. Das Echo im Wald vervielfacht das Getöse. Unser Feuerüberfall verstummt ebenso plötzlich, wie er begonnen hatte. Nur das Jammern der verwundeten Iwans tönt noch zu uns herüber.

08.05.1942. Wie ich heute im Stützpunkt herumgehe, höre ich Motorengeräusche im Wald.<sup>243</sup> Sie haben einen verdächtig tiefen Ton. Ich bleibe stehen und lausche diesem Brummen. Panzer? Panzer in diesem Wald? Aber warum eigentlich nicht, sie können ja auf den Schneisen entlang fahren. Außerdem steht vor unseren Bunkern auf der Ostseite nur Stangenholz, dass sie spielend niederwalzen könnten. Es wäre auch nicht das erste Mal, dass der Russe mit Panzern in einem Gelände angreift, wo wir es nicht für möglich halten. Ich lausche nochmals. Kein Zweifel, es sind Panzer! Das kann ja lustig werden.

Die Panzer brummen immer aufdringlicher. Es sind mehrere, sie scheinen in jeder Nacht etwas näher zu kommen. Wir hören die Geräusche unter der Erde im Bunker deutlicher als draußen im Freien. Heute früh sichtet einer unserer Posten den ersten Panzer. Er stand am Ende einer Schneise, jagte einen Schuss zwischen die Bäume unseres Stützpunktes und zog sich wieder zurück.

13.05.1942. Heute nacht sind sie schon wieder näher gekommen. Sie sammeln sich offensichtlich vor der Försterei, denn sie wälzen sich genau vor unserem Abschnitt herum. Wie das zornige Brummen gereizter Ungetüme hört es sich an, wenn die wuppernden Motoren – wohl bei Schwenkungen oder Hindernissen – laut aufbullern. Sie sind höchstens noch hundert Meter entfernt, aber das dichte Unterholz, das uns nach dreißig Metern schon die Sicht versperrt, verbirgt sie noch unseren Blicken. Und nachts kann man schon gar nichts sehen, so sehr unsere Blicke auch das nachtschwarze Gebüsch zu durchdringen versuchen. Es ist nervenaufreibend. Heute greifen sie sicherlich an. Ich weiß nicht, ob es der 17. oder 18. Mai ist.<sup>244</sup>

Kaum ist Schusslicht, da setzt sich der Panzer, der gestern schon auf der Schneise erschienen war, wieder auf den Weg und beginnt zu feuern. Seine Granate krepirt in den Baumkronen. Nun setzen sich auch die anderen Panzer in Bewegung und bohren sich brummend und brüllend einen Weg durch das Stangenholz vor unseren Bunkerstellungen. Es splittert und kracht, wenn die jungen Stämme und Bäumchen von den Ketten zermahlen werden. Aber die Panzer sind immer noch unsichtbar, obgleich sie höchstens noch fünfzig Meter entfernt sein können. Es ist eine widerliche, zermürbende Situation. Man hört die Kolosse heranbrummen, zurücksetzen und aufbrüllend mit neuem Anlauf das Unterholz zermalmen. Näher, langsam immer näher, und man kann nichts dagegen tun. Man weiß nur, dass es noch schlimmer wird, wenn sie wirklich erscheinen. Stundenlang scheint dieses nervenfressende Warten zu dauern. Ich setze unsere Granatwerfer ein und streue den Wald vor uns ab. Vielleicht trifft es die russische Begleitinfanterie, die sicher bei den Panzern ist. Außerdem befreit es die Männer etwas von ihrer Spannung.

Mittag ist vorüber. Bei den Männern meldet sich der Hunger, und sie essen etwas aus ihrem Brotbeutel. Das ist ein gutes Zeichen. Andererseits soll man vor Gefechten besser nichts essen, weil es dann bei Bauchschüssen Komplikationen geben kann. Der Darm sollte dann besser leer sein. Aber man kann das nicht immer durchführen, denn dann dürften wir manchmal tagelang nichts essen. Es wird Nachmittag. Immer noch dieselbe Lage. Wir stumpfen ab. Die Hoffnung auf die baldige Dunkelheit beruhigt uns etwas, denn bei Nacht greifen die Panzer nicht an, obgleich man auch in diesem Punkt bei den Russen vor Überraschungen nicht sicher ist. Die Nacht ist Erlösung. Das Tageslicht beginnt zu verlöschen. Dieser Tag ist überstanden.

14.05.1942, 3 Uhr morgens. Es geht schon wieder los! Es ist noch gar nicht richtig hell, da springen im Wald schon die verdammten Motoren an. Wir liegen noch unten im Bunker und hören es deutlich. Gleich wird der Melder kommen, meint der Kompaniechef trocken, da hören wir ihn auch schon im Laufschrift ankommen und die Stufen herunterpoltern.

Der Panzer auf der Schneise hat sich näher herangewälzt und beschießt jetzt direkt unsere Bunkerstellungen, die er inzwischen erkannt hat. Unsere dortige Pak versucht, mit ihren kleinen Granaten das Ungetüm zu vertreiben. Da wird sie erkannt, und jetzt brüllt ihr der Stahlkoloss sein Feuer

---

<sup>243</sup> KTB 257. I.D. vermerkt in der Morgenmeldung des 09.05., also für den 08.05. abends, Motorengeräusche im Wald nordwestlich der Försterei (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000924)

<sup>244</sup> Es ist weder der 17. noch der 18., sondern der 13., der Tag vor dem Beginn der Nahkämpfe, die am 14. und 15. stattfanden (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000962/63/93); ins *Soldbuch* wurden später irrtümlich der 15. und 16. eingetragen.

in die Stellung. Ein Mann nach dem andern am Geschütz fällt blutend aus, bis ein Volltreffe das Geschütz vernichtet. Nur ein Mann bleibt übrig.

Jetzt geht der Tanz los. Russische Artillerie greift ein, um den Panzervorstoß zu unterstützen. Der Wald kracht und splittert jetzt vor Granateinschlägen. Eine Werfergranate explodiert dicht vor der Schießscharte eines Bunkers. Die Splitter schlagen einem Soldaten ins Gesicht. Er bricht schwerverwundet zusammen. Der Sanitätsbunker in der Mitte des Gehöfts ist schon voll, aber immer neue Verwundete schleppen sich dorthin und verschwinden in der Höhle.

Verdammt nochmal, warum kommen die Panzer nicht?! Im Krachen der Einschläge hören wir sie dicht vor uns brummen und dröhnen, aber sie kommen nicht heraus. Behindert sie der Wald doch so sehr, oder ist es nur Nervenkrieg? Auch sowjetische Infanterie ist noch nicht zu sehen. Vielleicht vermuten sie einen Minengürtel vor unseren Stellungen und tasten sich deshalb so langsam heran. Wenn die wüssten, wie lächerlich wenig Minen wir haben, und dass wir den Panzern eigentlich überhaupt nichts entgegensetzen können. Wir haben keine panzerbrechenden Waffen auf der Försterei. Wenn die Iwans Schneid hätten, könnten sie uns in zehn Minuten überrennen. Aber sie wagen es nicht. Es wird Abend, und sie haben den Einbruch wieder nicht gewagt. Und wieder senkt sich die erlösende Nacht über die arme, tapfere Besatzung der Försterei.

Im Schutz der Dunkelheit beginnt bei uns ein geschäftiges Treiben. Von hinten kommen Munitions- und Verpflegungsfahrzeuge heran, laden ab und nehmen die Verwundeten mit zurück. Die Spannung ist etwas abgeklungen. Wir essen unser Abendbrot. Es war heute die einzige Mahlzeit. Dann sinken wir ermüdet auf unser Lager. Nur die Posten müssen wachen und gegen die bleierne Müdigkeit ankämpfen.

15.05.1942. Der dritte Morgen bricht an, viel zu schnell für unsere abgespannten Nerven. Ob sie heute wohl kommen? oder vielleicht gar nicht mehr? Die Nacht war nämlich ruhig. Zwischen Hoffnung und Zweifel geht es dem neuen Tag entgegen. Und mit den ersten Lichtstrahlen des neuen Tages springen auch die verfluchten Motoren wieder an. Herrgott, wer kann das ertragen. Da sind sie schon! Nur noch dreißig Meter stehen diese widerlichen Riesenkröten vor uns. Es sind vier Stück. Zwei von ihnen stehen noch im Wald, die beiden anderen sind schon bis an den Rand vorgerückt. Ihre Hinterleiber sind noch von Buschwerk verdeckt, ihre Rohre aber recken sich drohend nach vorn. Der stärkste von ihnen ist ein 60-Tonner, ein KW-1. Plötzlich brüllen seine Motoren wild auf, er ruckt an und wälzt sich vorwärts. Die armdicken Bäumchen knicken brechend um und legen sich fächerförmig vor dem Koloss nieder. Der rollt weiter, wälzt einen Bunker nieder und steht nun mitten im Hof. Der ist einsam und leer, aber aus den Sehschlitzen der versteckten Bunkerstellungen folgen ihm hundert aufmerksame und etwas beunruhigte Augen. Unsere Männer verhalten sich richtig. Gegen diesen Koloss sind wir machtlos. Unser Ziel ist die Infanterie – wenn sie kommt.

Der Stahlriese dreht jetzt langsam seinen Turm. Ein Blitz – und krachend fährt eine Granate in die Ruine über unserem Bunker. Brruch – eine zweite. Aber er findet kein lohnendes Ziel mehr und steht unschlüssig da. Inzwischen sind auch die andern drei Panzer aus dem Wald herausgerollt und rattern langsam auf den weiten Hof. Es sind T-34.

Da laufen plötzlich ein paar Landser aus einem der vorderen Bunker zurück. Sie fürchteten wohl, abgeschnitten zu werden. Sie hatten die Nerven verloren. Das war auch für die anderen ein Signal zum Rückzug. Nun wollte niemand mehr zurückbleiben. Der Widerstandswille war erschüttert. Eine Gruppe nach der anderen zog sich zurück. Vielleicht glaubten manche auch, es sei ein Rückzugsbefehl ergangen, den sie überhört hatten. Wie dem auch sei – diese vier Männer haben einen schweren Fehler begangen. Durch sie war ein Damm gebrochen, und sie rissen einen ganzen Strom von Männern mit sich. Sie kamen aus den Bunkern, sprangen hinter die Ruinen und liefen im Schutz dieser Mauerreste über eine Wiese, bis zum nächsten Waldrand. Nun mussten auch wir uns aus dem Kommandantenbunker mit den restlichen Männern auf demselben Weg zurückziehen. Am Waldrand setzten wir uns wieder fest. Die Verwundeten im Sanitätsbunker mussten wir zurücklassen, denn der KW-1 stand direkt neben diesem Erdbunker, ohne es zu wissen. Die tapferen Sanitäter waren bei den Verwundeten geblieben.

Vom Waldrand, aus knapp hundert Metern Entfernung, beobachten wir, dass die ersten russischen Infanteristen in die Försterei eindringen. Es sind nicht viele. Oder trauen sie sich immer noch nicht heraus? Der KW-1 hatte unseren Rückzug bemerkt und rollt nun aus dem Hof heraus in einem großen Bogen um die Ruinen herum auf das freie Feld hinaus. Die Ruinen hatten ihm die Sicht versperrt. Nun hat er freies Schussfeld zu uns am Waldrand hinüber. Er macht Anstalten, auf uns zuzurollen.

Wie er aber da so auf dem freien Feld steht, gerät er in das Schussfeld unserer 3,7-Pak, deren Stellung etwas abseits der Försterei auf freiem Feld lag. Eine 3,7 gegen einen KW-1 ! das grenzt an Selbstmord, mit diesem „Heeresanklopfgerät“ einen überschweren Panzer bekämpfen zu wollen. Noch dazu, wo diese Pak fast ungedeckt auf freiem Feld steht. Ihr einziger Schutz ist die Mulde, in der das Geschütz steht und aus der es sein dünnes Geschützröhrchen hinaussteckt. So steht diese winzige Pak dem Ungetüm gegenüber wie David dem Riesen Goliath. Aber sie schießt! Diese Draufgänger von Panzerjägern nehmen den ungleichen Kampf auf. Sie knallen dem Koloss eine Granate an den Turm, dass die Funken sprühen. Noch einmal bellt die Pak, aber das Geschöß prallt von dem stählernen Turm ab wie eine Erbse und schießt als glühender Funken kerzengerade in die Luft. Wieder knallt die Pak, und da geschieht das Unglaubliche: Der Riese bleibt stehen, dann rollt er sogar zurück. Er schießt nicht mehr. Wir bemerken, dass er sein Rohr nicht mehr bewegt. Wahrscheinlich hat eine Pakgranate den Drehkranz des Turmes getroffen und verklemmt. Als die drei anderen T-34 ihren großen Bruder zurückwackeln sehen, kriechen sie ebenfalls rückwärts in den Wald zurück. Unser Chef erfasst blitzschnell die Situation und stürmt plötzlich mit „Hurra“ aus dem Wald heraus. Ich folge sofort als zweiter, denn ich lag neben ihm, und brülle ebenfalls los. Nun bricht die ganze Kompanie in Wellen aus dem Wald heraus und rennt unter vielstimmigem „Hurra“ über die Wiese auf die Försterei zu. Der Wald hallt wider vom Kampfgeschrei der vorwärts stürmenden Kompanie. Wir schießen im Laufenden, dass es prasselt. Als wir die Försterei erreichen, waren die T-34 mitsamt ihrer Begleitinfanterie auf der anderen Seite schon wieder heraus. Einer der Panzer hatte eine Schneise als Rückweg benutzt. Dabei geriet er in das Schussfeld unserer dritten Pak, die ihre Stellung in der großen Scheune hatte. Sie zerschoss ihm die Kette, so dass er lahmgeschossen liegen blieb.

Der KW-1, der am weitesten vorgeprescht war, ging auch als letzter zurück. Dieser Riese deckte den Rückzug der T-34 und der Infanterie. Die ersten von uns hatten die Ruinen der Försterei schon erreicht, als der KW-1 über den Hof an uns vorbei ruckelte. Er ist keine dreißig Meter entfernt, und der Kommandant guckt mit dem Kopf aus dem Turmluk. Ich jage einen Feuerstoß aus meiner MPi hinauf. Da klappt er schnell den Deckel zu. Noch während der Koloss verschwindet, springt Leutnant Schröder mitten auf den Hof und schießt stehend freihändig den Russen nach. Er steht mir im Schussfeld, und ich brülle, er solle zur Seite gehen, aber er tut es nicht. Ein Feldweibel sagt ihm nach dem Kampf, wenn er so tollkühn weitermache, werde er nicht alt.<sup>245</sup>

Wir stellen das Geballer ein. Es gibt nichts mehr zu beschießen. Die Spannung löst sich. Ich spüre plötzlich einen üblen Geruch in der Nase. Ich schnuppere in die Luft, blicke um mich und stelle fest, dass die Deckung, hinter die ich mich in der Hitze des Gefechts geworfen hatte, aus einem Haufen von getrockneten Gedärmen bestand.

Wir hatten die Försterei gerade wieder zurückerobert, als eine Kompanie unter Führung eines Leutnants ankam. Sie hatte den Auftrag, die Försterei im Gegenstoß zurückzugewinnen und war höchst erstaunt, dass wir schon wieder drin saßen.<sup>246</sup>

Der angeschossene T-34 lag über Nacht auf dem Waldweg in etwa hundert Metern Entfernung. Da kroch ein kleiner Stoßtrupp unter Führung von Leutnant Schröder hinaus. Sie wollten versuchen, das Ding zu sprengen, kamen aber unverrichteter Dinge zurück, weil der Panzer zu stark bewacht war. Deshalb versuchte die Pak, die ihn gestern angeschossen hatte, ihn heute am Tage mit einer Panzerfaustgranate zu vernichten. Die Bedienung schoss zum ersten Mal mit dieser abgewandelten Panzerfaust und hatte noch keine Erfahrung damit. Der Schuss ging fehl. Nun aber hatte der Iwan die Pakstellung erkannt und beschoss sie so lange, bis die Scheune in Brand geriet und niederbrannte.

Das waren drei heiße Tage. Mein erster Kampf gegen Panzer. Es war hart und blutig. In diesen 3 Tagen haben wir 40 Mann an Toten und Verwundeten verloren. Jetzt sind wir nur noch 80 Mann auf der Försterei. Aber neue Ereignisse lassen uns die Verluste bald vergessen. Außerdem sind wir auch ein bisschen stolz. Drei Tage lang haben uns die Sowjets wieder berannt, aber sie sind nicht einmal mit Panzern durchgekommen!

---

<sup>245</sup> Die nüchternen Meldungen der Division über diese Kämpfe in KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000993

<sup>246</sup> Es könnte sich allerdings auch um eine Kompanie des III./I.R. 228 gehandelt haben, die als Ablösung kam (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000991).



Auch unsere Verwundeten können wieder aufatmen. Sie waren in ihrem Versteck unter der Erde mäuschenstill geblieben, während über ihnen rote Panzer und Infanterie hin und her wogten. Man hatte sie nicht bemerkt.

Drei wichtige Erfahrungen sind in diesem Kampf wieder bestätigt worden:

1.) Nicht immer entscheiden die Waffen den Sieg, sondern der Mannesmut, nicht die überlegene Waffentechnik, sondern die Nerven und die Unerschrockenheit des Kämpfers (der Chef, der beim Zurückweichen des KW-1 sofort nachstieß).

2.) Der Russe greift oft aus Räumen an, wo man ihn nicht erwartet, weil man glaubt, das Gelände sei für einen Angriff ungeeignet. (Die Panzer kamen nicht auf den Schneisen (wo unsere Pak standen), sondern mitten durch den Wald.)

3.) Das Zurückgehen von Soldaten während des Gefechts (oft sind es nämlich nur Melder) schafft zuweilen kritische Augenblicke. Das muss in der Ausbildung mehr berücksichtigt werden.

Der Russe ist unberechenbar, aber vorläufig werden wir Ruhe vor ihm haben. Bei uns auf der Försterei ist es sehr still geworden, und wir genießen die ruhigen, warmen Maitage. Einmal erscheint der Regimentskommandeur, Oberst Taeglichsbeck. Er ist groß und hager, mit langem Gesicht, Monokel, zurückhaltend, aber verständnisvoll, ganz Offizier der guten alten Schule. Er benutzt seinen Besuch, um auch mit mir zu sprechen. Erst später ahne ich, dass er sich ein persönliches Bild von mir machen wollte.

Es wird warm, und die deutsche Front beginnt sich wieder zu regen. Der Sommer ist **unsere** Zeit. Vor unserer Divisionsfront sind die sowjetischen Brückenköpfe auf dem Ostufer des Donez schon wieder eingedrückt. Es scheint irgendetwas in der Luft zu liegen. Eines Tages erscheint unser Divisionsführer Oberst **Püchler**, den wir den Knödelhuber nennen. Ein bajuwarischer Polterer von echtem Schrot und Korn. In Majaki lief er einmal bei einem Angriff, der ihm nicht schnell genug ging, aufrecht bis in die vorderste Linie und schnauzte die Landser an **wie seinerzeit der alte Fritz**. Püchler erscheint also mit einem Stab von Offizieren, besichtigt unseren Stützpunkt und zeigt auffallendes Interesse für den Wald. Er spricht mit den Landsern, und aus seinen Fragen schließen wir, dass der große **Christitschscher Wald** erstürmt und die Front wieder an den Donez vorgeschoben werden soll.

Jetzt sehen wir den Wald mit anderen Augen. Das junge, frische Grün, das unsere Auge bisher erfreut hatte, betrachten wir mit wachsendem Unbehagen. Noch sind die Blättchen klein. Der Wald ist noch licht. Aber mit jedem Tag wird er dichter. Das sprießende Laub wird ihn bald in ein undurchsichtiges Dickicht verwandeln, in eine Mauer von grünem Laub. Dann lauert hinter jedem Gebüsch der Tod, und in den herrlich grünen Baumkronen wimmelt es von Baumschützen.

Es dauert nicht lange, da beginnen die ersten untrüglichen Vorbereitungen. Nacht für Nacht rollen Munitionsfahrzeuge heran. Es lebt und webt auf der Försterei. Die alte Verteidigungsstellung wird zu einer gefährlichen Angriffsbasis ausgebaut. Die alte Förstereibesatzung wird herausgezogen und für eine Nacht nach Karpowka zurückverlegt.<sup>247</sup> Wir werden hier dem Sturmbataillon eingegliedert, das in Karpowka zusammengestellt wird. Das Dorf wimmelt von Soldaten und Fahrzeugen. Alle Häuser sind dicht belegt. Ich habe tagsüber viel zu tun und bin bis spät in die Nacht hinein beschäftigt. Todmüde – denn ich habe auch in der vergangenen Nacht kaum geschlafen – werfe ich mich auf das eiserne Bettgestell in meinem Quartier, um noch etwas zu schlafen. Da tuckert hoch über dem Dorf eine „Nähmaschine“ (**Polikarpow Po-2**). Es ist eins der angeblich veralteten russischen Flugzeuge, die zu kleinen nächtlichen Störflügen eingesetzt wurden und jedem Landser als „Nervensäge“, „Nebelkrähe“, „U.v.D.“ oder „Nähmaschine“ bekannt sind. Jetzt setzt der Motor aus. Das ist immer der Augenblick des Bombenabwurfs. Da zittert auch schon das Haus in seinen Grundfesten, und der Fußboden erbebt unter der rollenden Bombenexplosion. Der Kalk platzt von den Wänden und fällt auf mich herab. Eine dicke, weiße Staubwolke erfüllt die Stube. Ich muss husten. Ich war bei der Detonation aufgesprungen, lege mich aber wieder hin. Das Bett ist voller Kalkkrümel. An Schlaf ist nicht mehr zu denken. Einen Tag und fast zwei Nächte habe ich nun schon nicht mehr geschlafen, war 24 Stunden pausenlos auf den Beinen, und nun graut schon der neue Tag. Auch dieser bringt neue Arbeit, denn es werden Angriffsbesprechungen geführt, Sturmgruppen eingeteilt, Munition und Verpflegung ausgegeben, Nachschubfragen und vieles andere geregelt.

---

<sup>247</sup> in der Nacht 15./16.5. (KTB 257. I.D. Frame 000982/83/91)

Der Iwan hat unsere Angriffsvorbereitungen bemerkt, denn er wirft nun auch am Tage Bomben ins Dorf. Es ist wieder nur ein einzelnes Flugzeug, und diesmal trifft es besser. Ein paar Fahrzeuge sind zertrümmert, und die Pferde liegen tot daneben.

Auch dieser Tag geht vorüber, und ich kehre müde in mein Quartier zurück. Der Kalkstaub liegt noch wie eine Mehlschicht auf dem Fußboden, und mit jedem Schritt knirscht der Kalk unter meinen Füßen. Die Wände und die Decke haben große Löcher, aus denen das Rohrgeflecht herabhängt. Der Tag hat sich geneigt, aber auch die kommende Nacht wird keine Ruhe bringen, denn jetzt beginnt ja erst der Aufmarsch!

## Sommer-Offensive und Vormarsch 1942

Die Nacht naht heran. Ich habe noch eine Stunde Zeit zum Ruhen, aber das Gehirn arbeitet noch weiter an den Aufgaben des kommenden Tages.

Um Mitternacht kommt der Abmarschbefehl. Die Züge ordnen sich, und dann verlässt die Kolonne das Dorf. Wir folgen zunächst dem Feldweg, der zur Försterei führt. Auf dem Weg überholen uns einige Panzer. Ihre klobigen Schatten rumpeln an uns vorüber.

Die Spitze hat eine Waldecke erreicht. Aus dem Schatten der Bäume lösen sich einige Gestalten: Unsere Einweiser. Wir nähern uns den Ausgangsstellungen. Die Kolonne spaltet sich in einzelne kürzere Schlangen, die nach verschiedenen Richtungen auseinandergehen. Jetzt hat sie das Dunkel des Waldes verschluckt. Man hört kein lautes Wort mehr, nur geflüsterte Anweisungen, das Klappern eines Kochgeschirrs, das Knacken eines trockenen Astes. Es ist nicht immer so lautlos, wie es sein sollte. In der Stille der Nacht klingen manche Geräusche überdeutlich, und auf den Übeltäter regnen dann immer unterdrückte Flüche herab.

Die Schlange hat sich in einzelne Gruppen aufgelöst, die in Gräben und Erdbunkern verschwinden. Es ist unsere alte Verteidigungslinie, aber jetzt ist sie vollgestopft mit Angriffstruppen. Der Wald hat sich wieder in tiefes Schweigen gehüllt. Er schläft einem neuen, herrlichen Maientag entgegen. Einem Sonnentag mit blauem Himmel und jungem, frischgrünem Wald; einem Tag, an dem die ganze Schöpfung neues, junges Leben atmet.

Ich stehe im Graben zwischen unseren Männern und blicke nach oben.

Der neue Tag beginnt zu dämmern. Die dunklen Wipfel der Bäume heben sich schon etwas von dem nachtblauen Himmel ab. Einige Zweige wiegen sich sanft mit wispernden Blättern. Auf dem Boden ist noch Ruhe. Beim Russen drüben regt sich nichts. Wahrscheinlich erwarten sie uns. Auch wir warten. In den Gräben hocken die Sturmsoldaten Mann neben Mann. Auf Tuchfühlung sitzen wir dicht beieinander. Im fahlen Licht des nahenden Morgens sehe ich ihre matt glänzenden Stahlhelme wie eine riesige graue Perlenschnur. Hier und da bewegt sich ein Helm. Niemand spricht. Es ist die Ruhe vor dem Sturm. Die Männer sitzen schweigend. Jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Auch ich spüre wieder die Nervenanspannung. Die Zähne vibrieren, wenn man sie nicht aufeinander beißt. Dieses Warten ist scheußlich. Da ist der Angriffsbefehl fast eine Erlösung. Nur dieser verdammte Urwald! Das ist wieder ideales Gelände für den Iwan.

17.5.42 – 3 Uhr morgens.<sup>248</sup> Einige dumpfe Abschnüsse hinter uns, und schon erhebt sich ein wahrhaft tierisches Geheul über den Baumkronen. Auf- und abschwelliges Heulen und Jaulen erfüllt die Luft, und dann erzittert die Erde unter der Wucht zahlreicher Explosionen. Unsere Do-Werfer schießen! Das Krachen der Einschläge übertönt das Brechen und Bersten der Bäume. Neue Heultöne mischen sich in das Inferno. Sie dringen bis ins Mark. Aus großer Höhe kommend, jault es herab. Die Sirenen unserer Sturzkampfbomber! Mit unbeschreiblicher Wucht hauen sie ihre schweren Bomben in den Wald vor uns. Die Erde hüpfte, und der Luftdruck der Explosionen lupfte unsere Stahlhelme. Minutenlang rast dieser

---

<sup>248</sup> 03:05 Uhr gemäß Benary S. 101. Auftakt zur großen Sommeroffensive *Fall Blau/Unternehmen Braunschweig in Richtung Kaukasus* (vgl. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 001045). Der Angriff „Fridericus“ (I bzw. Süd) wurde nur vom Südflügel (A.Gr. von Kleist (17. A. m. XXXXIV. A.K. u. LII. A.K.) und I. Pz.A. m. III. Pz.K.) geführt (Frame 000996), da die Sowjets mit der Frühjahrsschlacht um Charkow mitten in die Angriffsvorbereitungen des Nordflügels (6. A.) stießen; der am 17.05.1942 vorgetragene Angriff des Südflügels war aber wirkungslos. (KTB AOK 6 vom 27.05.42 zit. in *Beitrag im Forum der Wehrmacht*; s. a. KTB OKW 1942 S. 366). Hierzu auch W. Russ: *Operation Fridericus*, S. 106 ff.

heulende, krachende Tod in die russischen Stellungen. Der Wald dröhnt und bebt. Unsere Männer haben sich erhoben und blicken mit brennenden Augen in den Wald. Weiße Leuchtkugeln zischen durch die Baumkronen hoch in die Luft, um den Stukas den Verlauf unserer Linie anzuzeigen.

Jetzt ein Signal: Angriff! Eine Welle graugrüner Gestalten klettert aus dem Graben und dringt in den Wald ein. Bald sind sie im dichten Unterholz verschwunden. Die Bombeneinschläge sind verstummt. Die ersten Gewehrschüsse fallen. Wie hell und harmlos klingen sie nach dem dröhnenden Grollen der Bombeneinschläge! Der Infanteriekampf beginnt. In das vereinzelte Feuer der Gewehrschüsse und das Rattern der MGs brandet hier und da das Hurra der stürmenden Deutschen. Das Echo verstärkt den Sturmruß und lässt den Wald davon widerhallen. Es klingt wie aus tausend Kehlen – und sind doch nur 300!

**Waldkampf!** Keilförmig stoßen wir in den Wald hinein. Die Spitzengruppe besteht aus ausgesuchten und bewährten Kämpfern, die mit zahlreichen Spezialwaffen ausgerüstet sind: Schnellfeuergewehren, **Gewehrgranaten**, Maschinenpistolen, Hand- und **Wurfgranaten, die aus Leuchtpistolen abgeschossen werden können**.

Das Unterholz hat sich etwas gelichtet und ist stellenweise ganz verschwunden. Wir sind im Hochwald, und bald stehen wir vor den ersten Verteidigungsstellungen der Russen. Es ist eine mehrere hundert Meter lange und drei Meter hohe Baumsperre, aus der uns heftiges Abwehrfeuer entgegenschlägt. Eine ganz verfluchte Situation. Man sieht keinen Gegner, aber aus allen Ritzen knallt es. Da die Sperre möglicherweise noch vermint ist, ist Vorsicht geboten. Also gehen wir erst einmal hinter den Bäumen in Deckung und versuchen, Feuerstellungen, MG-Nester und einzelne Schützen ausfindig zu machen. Ein Knall, ein Mündungsfeuer, eine Bewegung verraten uns den Gegner, und dann jagen wir unsere Kugeln und Feuerstöße hinüber. Aber der Russe hat die bessere Deckung, und mancher von unseren Kameraden wird getroffen. Der stille, sympathische Leutnant von der Försterei ist durch einen Rückenmarksschuss schwer verletzt. Mit erschreckend bleichem Gesicht liegt er auf der Bahre, und sein Kopf hängt kraftlos zur Seite, als die Sanitäter ihn an mir vorbei schnell aus dem Feuerbereich tragen. Man sieht, dass er dem Tod nahe ist. Wir haben hierin schon einige Erfahrungen gesammelt. An der Lage eines Körpers oder an der Stellung der Gliedmaßen erkennt man schon, ob ein Mensch tot oder verwundet ist. Ebenso an den Gesichtszügen oder der Gesichtsfarbe.

Da ist ein sowjetisches MG-Nest hinter der Baumsperre entdeckt. Ein Gefreiter lädt seine Leuchtpistole mit einer Wurfgranate, zielt nach Augenmaß und drückt ab. In steilem Bogen fliegt die Eierhandgranate zum Feind hinüber und fällt senkrecht hinter der Baumsperre herunter. Krachend detoniert sie mitten in dem MG-Nest. Volltreffer!

Es gibt immer wieder solche unfasslichen Vorkommnisse. Zufall nennen wir es. In Wirklichkeit ist es wohl Schicksal. War es in diesem Fall Glück oder Tüchtigkeit des Gefreiten? Er trägt jedenfalls schon das EK I (*Eisernes Kreuz 1. Klasse*).

Rechts von mir wird hart um eine Lücke in der Baumsperre gekämpft. Eine Bombe hatte hier eine Bresche aufgerissen. Die Wand steht schief. Unsere Soldaten hatten sich herangearbeitet. Nach erbittertem Feuergefecht waren die ersten Angreifer hindurch gedrungen. Andere folgten schnell, und nun werden die roten Stellungen von der Seite aufgerollt. Immer neue Gruppen strömen durch die Bresche. Der Russe kann sich nicht mehr halten und beginnt, sich in aufgelösten Haufen zurückzuziehen. Seine Toten bleiben liegen. Wir setzen den Zurückweichenden nach, aber vorher werfen der Gefreite und ich noch schnell einen Blick auf das niedergekämpfte MG-Nest. Das MG ist umgeworfen. Daneben liegt ein Toter. Hinter dem Gewehr liegt der Richtschütze mit aufgerissenem Hinterkopf. Sein Gesicht liegt am Boden, und aus dem zerbrochenen Schädel hängt das Gehirn.

Der Wald scheint endlos zu sein. Immer noch dringen wir vor. Von Zeit zu Zeit mit brausendem Hurra, wenn einzelne Feindgruppen sich wieder festzusetzen versuchen. Manchmal auch nur, um den Iwan zu demoralisieren oder um die Verbindung mit den Nachbarkompanien in diesem unübersichtlichen Waldgelände akustisch aufrechtzuerhalten.

Inzwischen haben sich die Sowjets so schnell abgesetzt, dass nichts mehr von ihnen zu sehen ist. Aber der Wald ist groß und der Rückzug der Russen ist noch kein Sieg. Bei seiner hinterhältigen Kampfweise muss man immer mit Überraschungen rechnen.

Gegen Mittag wird plötzlich „Halt!“ befohlen. Die Gruppen bleiben stehen. In solchem Gelände reißen die Verbindungen zwischen den Einheiten leicht ab, und das kann zu einer gefährlichen Verzettlung führen. Man stoppt also, um die Verbindungen zu überprüfen oder notfalls wiederherzustellen. Da

kommt ein weiterer Befehl: „Einigeln!“ Nanu, was soll das!? Wir bilden einen großen Kreis und richten uns auf Rundum-Verteidigung ein. Einige Soldaten schaufeln sich eine Schützenmulde. Die meisten haben sich einfach auf die Erde gelegt und ruhen aus. Da stehen wir nun und haben das Gefühl, dass wir allein sind. Eine Kompanie, ein kleines verirrtes Häuflein im großen Waldmeer. Haben wir uns verlaufen? die Richtung verloren? Fühlung mit dem Feind verloren? Verbindung zum Nachbarn abgerissen? Einige Landser kommen zu mir mit ähnlichen Gedanken. Ich gehe zu Max Müller, um mich nach der Lage zu erkundigen. Aber selbst er als Kompanieführer weiß nicht genau Bescheid, meint aber, es sei alles in Ordnung. Da hören wir rechts im Wald Rufe und Antworten. Es sind Deutsche. Dorthin haben wir also Verbindung.

Ich weiß, dass im Kampf nicht jedem einzelnen Soldaten die Gefechtslage bekanntgegeben werden kann. Das ist unmöglich und auch nicht immer nötig. Andererseits besteht kein Zweifel, dass dieser Informationsmangel bei dem einfachen Soldaten oft zu Unsicherheit und Unwillen führt und bei der unteren Führungsebene sogar zu falschen Befehlen Anlass gibt.

Plötzlich rattert links ein MG los. Kurze Feuerstöße, erregte Rufe. Ich blicke in die Richtung und sehe einzelne erdbraune Gestalten durch das Gebüsch huschen. Russen! Ich nehme schnell ein paar Mann zusammen und setze ihnen nach. Sie sind nicht weit gekommen. Drei von ihnen liegen blutend im Gras. Die MG-Garben hatten sie erwischt. Die andern halten sich versteckt hinter den Bäumen. Da haben wir sie bald erreicht. Ich fordere sie auf, sich zu ergeben. Das „ruki wjäreč!“<sup>249</sup> ist uns schon lange geläufig. Daraufhin kommen noch vier Mann hinter den Bäumen hervor. Wir suchen das Gelände noch kurz ab und gehen dann zurück. Die Iwans hatten sich verlaufen und waren dann im Wald umhergeirrt, bis sie unglücklicherweise uns in die Arme liefen. Einer von ihnen trägt einen deutschen Stahlhelm. Dieser vollgefressene Iwan grinst mich an. Verlegenheit oder Unverschämtheit? Meine Nerven sind ohnehin noch gespannt, und mich packt der Zorn. Ich drehe meine Maschinenpistole um und haue sie dem Iwan auf den Kopf, dass sich die Schulterstütze leicht verbiegt. Der Russe hat den Schlag durch den Stahlhelm überhaupt nicht gespürt, denn er grinst weiter. Oder hat er gemerkt, dass ich plötzlich stutzte. Mir fiel ein, wie leicht diese billige MPi losgeht. Bei dieser Fehlkonstruktion hätte schon der Schwung des Schlages genügt, um durch die Zentrifugalkraft den Rücklaufmechanismus in Bewegung zu setzen, und der Schuss hätte sich automatisch gelöst. Ich hätte mich durch meine Unbeherrschtheit selbst erschießen können, denn ich hatte die MPi ja umgedreht, und die Mündung war auf mich gerichtet. Im Unterbewusstsein dankte ich dem Herrgott für seine unbegreifliche Nachsicht mit mir.

Ich gehe noch einmal zu den verwundeten Russen. Zwei sind schon tot. Der Dritte ist schwer verwundet. Er sitzt im Gras und stützt sich mit beiden Händen auf den Boden. Ich überlege, was mit ihm werden soll. Wir können ihn nicht mitnehmen und wohl auch nicht zurücklassen. Wir können ja selbst nicht fort und wissen überhaupt nicht, was die nächsten Stunden bringen.

Da ruft plötzlich jemand: „Umlegen, den Kerl!“ Ein impulsiver, unüberlegter Ausruf. Ich höre ihn, ohne eigentlich darüber nachzudenken. In solchen nervenzerrenden Situationen wie diesem Waldkampf entschlüpft einem schon mal so ein gedankenloser Ausruf, und man hört ihn ebenso gedankenlos, ohne dass er ins Bewusstsein dringt. Auch hier kommt mir gar nicht zum Bewusstsein, dass dieser Ausruf eine Aufforderung zum Mord ist. Wer hat da eigentlich gerufen? ein Unteroffizier? ein Feldwebel, der gerade in der Nähe stand? Ich sehe, wie ein Landser an den Verwundeten herantritt. Er hält dem Russen die Mündung seines Gewehrs in den Nacken und drückt ab. Ein kurzer Knall. Ein fingerdicker Blutstrahl schießt dem Russen aus der Kehle gurgelnd ins Gras. Nach wenigen Sekunden knickt der Russe lautlos in die Ellbogen, der Kopf neigt sich langsam, und dann sinkt der Oberkörper vornüber ins Gras. Er ist tot.

Die gefangenen Iwans werden gleich zum Ausheben von Schützenmulden eingesetzt.<sup>250</sup> Ich bin wieder einmal erstaunt über die Geschwindigkeit, mit der sich diese Naturburschen in die Erde wühlen können. Es ist unglaublich!

Da ertönt der Befehl zur Fortsetzung des Angriffs. Wir passieren eine zweite Baumsperre, die die Sowjets freiwillig aufgegeben haben. Sehr angenehm! Vor uns liegt nun eine weite Mulde mit sehr lichtem Baumbestand. Es sind alles hohe, starke Bäume. In der Mulde grasen sorglos ein paar herrenlose

---

<sup>249</sup> Руки вверх! Hände hoch!

<sup>250</sup> Verstoß gegen Art. 31 des *Genfer Abkommens über die Behandlung der Kriegsgefangenen vom 27.07.1929*, der aber nur im Falle der Nötigung ein Kriegsverbrechen wäre



Pferde, die gleich von Sanitätern zum Verwundetentransport benutzt werden. Wir steigen bis zum Grund herunter und schwenken dann nach rechts ab. Ich merke, dass ich hundemüde bin.

Der Widerstand der Bolschewisten ist anscheinend vollständig zusammengebrochen. Bei ihrem Rückzug müssen sie offenbar vollständig durcheinander geraten sein, denn uns laufen immer wieder versprengte Gruppen von Rotarmisten in die Arme. Da wir keine Feindberührung mehr haben, formieren wir uns zu einer Kolonne und marschieren auf einer Schneise wie auf einem Übungsmarsch in der Heimat. Da tauchen zweihundert Meter vor uns zwei sowjetische Reiter auf. Sie kommen gerade um eine Ecke und biegen in unsere Schneise ein. Wie der Blitz verschwindet unsere Marschkolonne links und rechts im Gebüsch, während ein MG-Schütze sich mit seinem Gewehr mitten auf den Weg wirft und in Stellung geht. Die Reiter haben uns natürlich auch sofort gesehen, aber bevor sie ihre Pferde wenden können, rattert das MG los. Ein Reiter stürzt vom Pferd. Als wir dann die Stelle erreichen, ist der Russe tot. Sein braves Pferd war neben ihm stehen geblieben. Ein Sani nimmt es mit.

Der Wald nimmt kein Ende. Allerdings ist er lichter geworden, so dass man weiter sehen kann. Wir marschieren unter den mächtigen, alten Bäumen wie unter der Kuppel eines riesigen Domes. Da kommt die Meldung durch, dass unsere Spitze auf eine Ratsch-Bum-Batterie gestoßen ist, die von den russischen Artilleristen erbittert verteidigt wird. Schnell werden die Gruppen zum Angriff gegliedert, während vorn schon Gewehrfeuer aufflackert. Max Müller übernimmt die Führung. Die Wohnbunker waren schnell überrannt. Die roten Artilleristen ließen ihre Toten und Verwundeten liegen und zogen sich auf ihre Geschützstellungen zurück. Ich nahm, als Granatwerfermann, an dem Angriff nicht teil und blieb bei den Bunkern. Vor einem der Bunker sitzt ein verwundeter Russe. Er hebt bittend die Hände. Ich wechsele ein paar Worte mit ihm, aber helfen kann ich ihm nicht. Ich steige in einen der Bunker hinunter. Außer einigen Toten war nicht viel zu sehen. Auf den Pritschen lagen ein Bekleidungsstück, ein paar dieser sackartigen Beutel, die unserem Tornister entsprechen. In den Beuteln befand sich etwas Hartbrot und Stückerzucker. Hier und da noch ein Hemd oder ein Handtuch. Ein anspruchsloses Volk!

Das Infanteriefeuer flackert stärker auf. Die russische Batterie steht in einem dichten, mannshohen Kusselgelände, während unsere Landser durch lichten Hochwald heran kriechen müssen. Die Russen liegen in ihren Deckungen und schießen auf jede Bewegung. Wir haben Verluste. Leutnant Schröder, der sich schon auf der Försterei so tollkühn benommen hatte, ist natürlich wieder ganz vorn. Er war auf Wurfweite an den Iwan heran gekrochen, hatte eine Handgranate aus dem Koppel gezogen und die Zündschnur abgerissen. Als er zum Wurf ausholen will, wird die Handgranate von einer russischen Kugel getroffen und explodiert in seiner Hand. Sie reißt ihm drei Finger seiner rechten und einen Finger seiner linken Hand ab. Halb betäubt vor Schreck und Schock hat er sich nach hinten gerollt, wo ihn ein Mann verbindet. Dann führt man ihn zurück, und nun liegt er hier bei mir an den Bunkern. Ich bleibe bei ihm. Er ist noch fast taub. Der Wundschock ist vorbei und er bekommt Schmerzen. Ich versuche ihn zu trösten und etwas abzulenken, und er empfindet es mit Dankbarkeit.

Inzwischen ist die Batterie erobert. Es ist die, die uns in Majaki immer beschossen hat. Max Müller schreibt stolz mit Kreide an die Geschütze: Erobert durch 4./477 am 17.5.42.

Weiter geht's. Der Wald nimmt immer noch kein Ende. Nach längerem Marsch wird es endlich heller vor uns. Wir nähern uns dem Waldrand. Kaum haben unsere ersten Gruppen ihn erreicht, da schlägt ihnen heftiges Feuer entgegen. Wir werfen uns in Deckung, um erst einmal die Lage zu peilen. Ich liege hinter einem Baum etwa zwanzig Meter im Wald, kann aber das Gelände vor mir gut übersehen. Vor dem Waldrand zieht sich eine etwa vierhundert Meter breite Mulde entlang, durch deren Grund sich ein Bach schlängelt. Die Talmulde ist flach und nur mit Gras bewachsen. Der gegenüberliegende Hang steigt stärker an und ist stellenweise ein ca. fünf Meter hoher Steilhang, hinter dem sich lichter Busch- und Niederwald ausbreitet.<sup>251</sup> Der ganze Rand des Steilhanges da drüben ist mit Bunker- und Erdstellungen gespickt, die wie feuerspeiende Drachen uns mit einem Hagel von Geschossen überschütten. Eine geradezu ideale Verteidigungsstellung. Die dritte Widerstandslinie der Russen: Eine ganze Kette von befestigten Feuerstellungen auf dem Rand eines fünf Meter hohen Steilhanges, z.T. von Buschwerk verdeckt. Und davor vierhundert Meter völlig freies, offenes Gelände ohne die geringste Deckungsmöglichkeit für den Angreifer. Einen Angreifer, der sich seit zwölf Stunden durch einen endlosen Wald kämpft und fast am Ende seiner Kräfte ist. Eine verdamnte Situation, aber wir müssen rüber.

---

<sup>251</sup> Die Beschreibung passt auf die *Balka Wissla*, die auch in der Tagesmeldung der Division (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 001003) erwähnt wird; in der Karte fehlt allerdings der erwähnte Bach.

Unsere Schützenkompanien sind inzwischen in breiter Front am Waldrand in Stellung gegangen. Jetzt ziehen wir sämtliche verfügbaren Maschinengewehre nach vorn. Sie sind die einzigen Waffen, die uns zur Verfügung stehen. Meine Granatwerfer können wir nicht einsetzen. Die Granaten würden schon nach dem Abschuss in den Baumkronen explodieren, und wir würden von unserem eigenen Splittersegen eingedeckt. Pak und IG konnte man auch nicht durch den Wald mitschleppen.

Unsere schweren MGs beginnen, das feindliche Feuer zu erwidern. Da es ausgeschlossen ist, die befestigten Erdbunker da drüben allein mit MG-Feuer zu vernichten, bleibt nur die Möglichkeit, die Schießscharten der Bunker derart mit einem Kugelhagel einzudecken, dass der Iwan den Kopf nicht hochnehmen und daher auch nicht gezielt schießen kann, wenn unsere Infanterie angreift. Genau das tun wir jetzt. Unsere Schützenkompanien setzen zum Sturm an. In weit geöffneter Ordnung treten sie aus dem Wald auf den Wiesengrund hinaus und beginnen, ihn zu überqueren. Währenddessen wabert die Luft von dem trommelnden Dauerfeuer der zahllosen automatischen Waffen. Man hört keine einzelnen Schüsse mehr, sondern nur das helle, ratternde Auf- und Abschwellen dieses brodelnden Infanteriekampfes. Minutenlang rasseln schon die Maschinengewehre auf beiden Seiten. Da ist keine Pause, kein Nachlassen, keine Stockung, sondern nur das rasende Hämmern der Schnellfeuerwaffen wie das endlos grollende Knattern von Hunderten von Niethämmern.<sup>252</sup> Fünfzehn Minuten sind schon vergangen. Mit unverminderter Wut rattern die MGs, während unsere Infanteristen die flache Talmulde durchschreiten. Sie haben es nicht allzu eilig. Unter dem Schutz unseres rasenden Feuers ist die feindliche Abwehr nicht sehr stark und nicht sehr wirksam. Außerdem sind sie wohl auch müde. In aufgelockerten Gruppen, mit weitem Abstand voneinander, laufen sie hinüber. Die ersten Gruppen sind schon drüben. Die Böschung ist hier nicht so steil. Die Landser beginnen, den Hang hinaufzusteigen, um die roten Nester im Nahkampf anzugreifen. Rechts von uns hat das feindliche Abwehrfeuer deutlich nachgelassen. Einige Stellungen werden von den Russen beim Herannahen unserer Soldaten fluchtartig verlassen. Ihnen ist die Munition oder der Mut ausgegangen. Sie sind sicher demoralisiert. Kein Wunder, nach der heutigen Niederlage. Da taucht plötzlich ein russischer Panzer auf, rollt bis an den Steilhang, schwenkt sein Rohr und jagt eine Granate in die weit auseinandergezogenen Schwärme unserer Infanterie. Die Männer gehen unbekümmert weiter. Wieder spritzt eine schwarze Fontäne zwischen den Deutschen hoch. Ein Mann stürzt, steht wieder auf und geht mit blutendem Arm weiter. Ein dritter Schuss reißt neue Grasbrocken in die Luft, aber die Abstände zwischen den einzelnen Soldaten sind so groß, dass die Granaten in den weiten Zwischenräumen wirkungslos krepieren. Die Landser werfen sich nicht einmal zu Boden. Sie spazieren seelenruhig weiter. Nach all dem, was sie heute schon hinter sich haben, lässt sie die Panzerknallerei völlig kalt. Und sicher sind sie auch schon viel zu müde, um sich jedesmal hinzuwerfen und wieder aufzustehen.

Ich habe diese Wurstigkeit unserer Landser bei Angriffen schon öfter erlebt. Sei es nun Müdigkeit oder Faulheit. Es ist jedenfalls stärker als die Angst. Aber diese Sorglosigkeit hat uns schon viele unnötige Verluste gekostet.

Der Panzer macht kehrt und verschwindet. Der Widerstand der Roten bröckelt ab. Die Masse unserer Kompanien hat drüben den Hang erreicht und erklommen. Nun wird ein Bunker nach dem anderen mit Nahkampfmitteln niedergekämpft, erobert und besetzt. Der Widerstand der Sowjets ist gebrochen. Wer von ihnen noch laufen konnte, ist geflohen.

Eine Kampfpause ist eingetreten. Unsere MG-Kompanie hatte solange Feuerschutz gegeben und wartet nun auf den Befehl, ebenfalls die Mulde zu überschreiten. Wir liegen wartend am Waldrand. Da tauchen drüben zwei Reiter auf. Sie kommen von weit links und scheinen völlig ahnungslos. (Die Verwirrung muss heute auf russischer Seite unbeschreiblich gewesen sein.) Im Glas erkenne ich einen Offizier mit seinem Burschen. Sie kommen den Hang herunter und traben gemütlich durch den Wiesengrund auf unsere Stellungen zu. Sie sind noch dreihundert Meter entfernt, und wir wollen sie ruhig herankommen lassen. Da ballert rechts von uns so ein blödes MG los. Viel zu früh. Der Offizier wendet sein Pferd und jagt zurück, prescht den Hang hinauf und verschwindet. Sein Bursche dagegen war sofort vom Pferd geglitten und hatte sich zu Boden geworfen. Als das MG stoppt, erhebt er sich und kommt mit erhobenen Händen zu uns herüber. Hier angekommen, streckt er Max Müller die Hand zum Gruß hin. Max ergreift sie und beide schütteln sich lachend die Hand. Wir geben ihn nicht nach hinten ab, sondern behalten ihn

---

<sup>252</sup> dem Autor vertraut aus seiner Zeit in Hamburg; er hatte einst Handelsschiffsoffizier werden wollen und dazu die Seemannsschule in Hamburg-Finkenwärder besucht; in dieser Zeit und während der Reise auf dem Segelschiff „Padua“ hat er ebenfalls Tagebuch geführt.

als Fahrer bei unserem Tross. Der Iwan entpuppt sich als ganz gerissener Pfiffikus, macht sich aber sehr nützlich und bleibt sehr lange bei der Kompanie.

Unsere Kompanie kann aufbrechen und überschreitet die Mulde. Es ist Spätnachmittag. Seit vierzehn Stunden kämpfen wir uns bei drückender Hitze durch den endlosen Wald. Seit vierzehn Stunden habe ich weder gegessen noch getrunken. Jetzt, nachdem die Spannung abgeklungen ist, stellen sich Hunger, Durst und Müdigkeit ein. Ja, ich bin hundemüde, denn ich habe zwei Tage und Nächte nicht geschlafen. Nun muss ich aber erst einmal etwas trinken. Da unten ist ja ein Bach. Der dunkle Bachgrund ist schlammig und teilweise mit Schlingpflanzen bedeckt. Das fußtiefe Wasser ist etwas trübe und überspült träge die Leiche eines Rotarmisten. Stellenweise ist das Bachbett zugewachsen, und auf dunkelmoorigem Grund stehen kleine Wassertümpel. Ich zögere zu trinken. Bisher hatte ich in Russland weder Wasser noch rohe Milch getrunken. Selbst an den heißesten Vormarschtagen habe ich meine Feldflasche mit Kaffee niemals schon unterwegs leergetrunken, sondern den größten Teil bis zum Abend aufgespart. Heute aber ist sie leer. Mein Durst war zu groß und ist es immer noch. Und so beuge ich mich nieder und trinke halb angewidert, halb erfrischt von dem lauen Wasser.<sup>253</sup>

Unser Angriff war auf der ganzen Linie erfolgreich. Der gesamte Große Christischtscher Wald, der sich fast bis an den Donez erstreckt, ist in unserer Hand. Durch den Verlust des Waldes können die Russen auch die Dörfer **Christischtsche**, **Siderowo** und andere am Donez gelegene Orte nicht mehr halten. Sie räumen die Dörfer fast fluchtartig, so dass sie uns fast kampflos in die Hände fallen. Damit haben wir die alte, im Lauf des Winters verlorene Front am Donez wiedergewonnen.

In Christischtsche habe ich mal kurze Zeit in Quartier gelegen. Nach Eroberung des Waldes habe ich einmal die Gelegenheit wahrgenommen, um meine Hasiaka<sup>254</sup> zu besuchen. Sie gab mir noch ein Stück Brot und einen Becher Milch.

Ich höre, dass der Leutnant und Bataillonsadjutant, der mir in Rai Gorodok so viel Ärger gemacht hat, bei dem Angriff auf den Christischtscher Wald zwischen Majaki und der Försterei gefallen ist. Friede seiner Asche.

Mit der Wiederherstellung unserer alten Donezfrontlinie haben wir die Ausgangsbasis für die neue Offensive geschaffen. Die Vorbereitungen für diese Offensive werden aber noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Damit wir aber bloß nicht etwa untätig herumliegen, hat die Division alle OA-Feldwebel zu einem zehntägigen **OA-Lehrgang** in **Slawjansk** kommandiert.<sup>255</sup> Ich werde also morgen mit dem Verpflegungs-Lkw in die Stadt fahren. Der Lehrgang findet in einer Kaserne statt, wo wir auch untergebracht sind. Wir schlafen ganz spartanisch auf Strohsäcken auf der Erde. Der Lehrgang umfasst die üblichen Themen: Waffenkunde, Taktik, Menschenführung und Allgemeinbildung. Der *Divisionsführer*<sup>256</sup> Püchler interessiert sich sehr für uns, ist oft bei den Vorträgen dabei und greift auch in die Diskussionen ein. Dabei ist er nicht zimperlich. Einmal hat er einen Artilleriefeldwebel im Kreuzverhör, wird dabei furchtbar grob und fast beleidigend. Er ist eben ein echter, saugrober Bayer.

Nach Dienstschluss gehe ich in Slawjansk spazieren. Auf einem dieser Wege unterhalte ich mich mit einer schwarzhaarigen Russin, die einer Berliner Bekannten sehr ähnlich sieht. Sie wollte aber nicht, dass ich sie bis zu ihrem Haus begleite.

An einem anderen Tag sehe ich im Vorübergehen in einem Hausflur zwei Mädchen stehen, von denen eine eine Zigarre raucht. Die Mädchen lachten über mein erstauntes Gesicht, und so kamen wir ins Gespräch. Bei der Zigarrenraucherin bin ich dann wiederholt zuhause gewesen. Sie lebt mit der Mutter zusammen. Der Vater ist während der Winterkämpfe um Slawjansk durch eine russische Granate getötet worden. Sie haben ihn im Garten hinter dem Haus begraben. Das Mädchen ist eine leidenschaftliche Raucherin. Sie bittet mich immer wieder um Zigaretten an. „Gerbert, sa kurritch!“<sup>257</sup>. Da ich Nichtraucher bin, gebe ich ihr öfter meine Tagesration in dem üblichen Tauschverfahren. —

---

<sup>253</sup> Diese Erzählung ekelte die Ehefrau des Autors stets, besonders weil er sie auch bei Tisch erzählte; er ließ sich aber nicht davon abhalten, sondern beteuerte höchstens, der Tote hätte doch unterhalb der Stelle gelegen, an der er trank, unterhalb!

<sup>254</sup> Хазяйка, Geliebte

<sup>255</sup> 05.–vermutlich 14.06.1942 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000903)

<sup>256</sup> Im Original „Div.-General“; Püchler wurde erst im Juli 1942 Generalmajor und Divisions-Kommandeur.

<sup>257</sup> Gerbert: das Russische kennt kein „H“; за курить, zum Rauchen

Eines Tages treffe ich einen alten Bekannten aus meiner Rekrutenzeit in Zerbst. Er ist immer noch so klein und rundlich wie damals, aber er ist ein sehr netter Kerl. Wir mochten uns immer beide gern leiden. Er sitzt als Feldwebel und Erster Schreiber beim Divisionsstab unserer Bärendivision.

Als ich heute nach Dienstschluss durch die Straßen bummle, treffe ich an einer Straßenecke auf einen Menschauflauf. Beim Nähertreten sehe ich eine junge Frau tot auf dem Bürgersteig liegen. Vor wenigen Minuten hatte eine russische „Nervensäge“ eine Bombe über der Stadt abgeworfen. Sie war hier auf der Straße explodiert und hatte zwei Frauen und ein Mädchen getötet. Der Luftdruck der Explosion hatte ihnen das Kleid vom Leibe gerissen. Die junge Frau lag fast nackt da.

Selbstverständlich habe ich auch meine alten Quartiersleute öfter besucht, bei denen ich im Winter gewohnt habe. Als ich das erste Mal ins Zimmer trat, waren sie freudig überrascht. Wir hatten uns vier Monate nicht gesehen. Während ich noch in der Stube saß, brachte mir die gute Matka<sup>258</sup> zwei Fleischklopse, die sie gerade gebraten hatte. Ich habe die Klopse gegessen, und heute ärgere ich mich darüber, dass ich diesen gutmütigen Leuten noch das bisschen Fleisch weggegessen habe, denn die Ernährungslage ist schlecht. Möge der Herrgott es ihnen lohnen.

Die 15-jährige Tochter scheint beinahe verliebt in mich zu sein. Sie ist gar nicht hübsch, rothaarig und sommersprossig, aber sie ist rührend zu mir. Als ich heute das letzte Mal bei ihnen war, verabschiedeten wir uns an dem Holztörchen, das den Hauseingang bildet. Es ist stockfinster. Der Abschied dauert ein Weilchen, und dann schenkt sie mir ganz verstohlen ein Foto von ihr und ein kleines Spitzentaschentuch. Welch eine Kostbarkeit für eine kleine russische Djewutschka<sup>259</sup>.

Es war spät geworden. Als ich zur Kaserne zurückkehrte, war es stockdunkel. Man konnte absolut nichts sehen. Wie ich nun auf den Kasernenhof komme, stoße ich mit dem Posten zusammen. Ich hatte nur mein Käppi auf, der Posten aber einen Stahlhelm. Der Erfolg war, dass er mir bei dem Zusammenstoß mit dem Stahlhelmsrand die Augenbraue aufschlägt. Und dann macht er noch eine dämliche Bemerkung. Er konnte ja meinen Dienstgrad nicht sehen. Ich musste in den Keller, um mir an der Wasserleitung das Blut abzuwaschen, bevor ich mich zum Schlafen niederlegen konnte. Am nächsten Morgen erscheine ich mit einer blauen Beule zum Dienst, was den unterrichtenden Major zu der Frage veranlasst, mit wem ich mich geschlagen hätte.

Der Lehrgang ist beendet. Ich fahre mit dem Lkw wieder in mein Erdloch zurück, denn wir liegen noch im Wald. Hier erfahre ich, dass mein MG-Zug der 2./477 unterstellt ist, die in **Siderowo** liegt. Dort soll ich mich melden. Also gleich wieder rauf auf den Lkw. Der fährt aber erst nach Slawjansk zurück. So fahre ich denn noch einmal in die Stadt und übernachte bei dem Zigarrenmädchen. Am nächsten Morgen bringt mich der Verpflegungs-Lkw dann nach Siderowo. Hier melde ich mich bei dem Kompaniechef und dem Bataillonsführer, Oberleutnant **Gust**, und übernehme meinen Zug.<sup>260</sup>

---

<sup>258</sup> vgl. Fußnote 180

<sup>259</sup> Девушка, Heranwachsende, Fräulein, Maid

<sup>260</sup> Gust war nicht Kompaniechef, nicht in Siderowo und nicht nach dem Lehrgang! Es war vielmehr so:

- Der Autor gehörte als MG-Zugführer zur 4. (MG-) Komp. und damit zum I./I.R. 477, das als Div.-Reserve im Christischtscher Wald nahe dem „Grünpunkt 100“ lag (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 001053). Die MG-Züge und Werfergruppen einer MG-Komp. wurden üblicherweise zur Verstärkung auf die drei Schützenkomp. des Bataillons verteilt.
- Dieses Batl. stellte ab 21.05.1942 je eine verstärkte Komp. dem III./I.R. 466 in Ssiderowo (die 1. oder 3. Komp.?) und dem III./I.R. 477 unter Oblt. Gust in Bogoroditschnoje (die 2. Komp.?) für den Ausbau von Stellungen „in der Tiefe“ zur Verfügung (Frame 001054/61). Die beiden Kompanien wurden möglicherweise anschließend wieder abgezogen.
- Vermutlich war der Autor mit seinem Zug zunächst, d. h. ab 21.05. in **Bogoroditschnoje (nicht Siderowo)** bei der 2. Komp. eingesetzt, wo ihm der **Bataillonsführer (nicht Kompaniechef)** Oblt. Gust am 29.05. das Infanterie-Sturmabzeichen übereichte (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 001052). Diese Episode liegt also **zeitlich vor dem OA-Lehrgang**.
- In der Nacht 31.05./01.06. löste die verstärkte 2. Komp. des I./I.R. 477, zwischenzeitlich offenbar beim I.R. 457 in Rai Gorodok eingesetzt (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 001072, Roll 1804 Frame 000897/898/908/909/916), eine Komp. des in Siderowo liegenden III./I.R. 466 im Zuge der Übernahme des Abschnitts durch I.R. 457 ab (Frame 001072/85; Roll 1804 Frame 000900/01/16).
- **Nach Rückkehr vom Lehrgang am 14.06.** wird der Autor dann in **Siderowo** wieder seinen der 2. Komp. unterstellten MG-Zug übernommen haben.
- Die beschriebene Topographie passt eher auf Siderowo als auf Bogoroditschnoje; das Kunststoffsofa hat wohl in Bogoroditschnoje gestanden. Der Wohnort der weiblichen Bekanntschaft bleibt besser unbestimmt.



Siderowo liegt am Rand des Doneztales, das hier mit einem fünf bis zehn Meter hohen Steilrand endet. Oben auf der Böschung liegen unsere MG-Stellungen, die von hier aus ein hervorragendes Schussfeld haben und die kilometerweite bis zum Fluss fast baumlose Ebene übersehen können. Jenseits des Flusses, der kaum zu sehen ist, erstrecken sich endlose Wälder, die die ganze Talbreite bis zu den fernen Uferhängen der Feindseite bedecken. Die Talniederung vor unserem Dorf ist eine grasbewachsene, stellenweise sumpfige Ebene, die schwer begehbar und daher ein guter Schutz ist. Bei ihrer Breite von ca. zwei Kilometern sind wir hier relativ sicher. Nur selten schießt ein russisches IG ins Dorf.

Der Ortsteil, den ich mit meinem Zug belegt habe, liegt am Ende des Dorfes und besteht nur aus einer Häuserzeile, die sich an der sandigen Dorfstraße hinzieht, während die Gärten zum Tal hin liegen. Auch das letzte Haus am Dorfausgang ist von einer meiner MG-Bedienungen belegt. Hier wohnen noch mehrere Frauen, so dass es mit den Schlafplätzen etwas knapp ist. Deshalb schläft eines der Mädchen in der Scheune. Ich habe dieses Notquartier einmal abends mit ihr zusammen besichtigt. Es ist eine Ecke der Scheune, in der ein Bett steht. Ein einfaches Bett, aber es liegt sich recht gut darin. —

Meine Unterkunft liegt nur wenige Häuser weiter dorfeinwärts. Meine Stube hat einen Holzfußboden und ein Sofa mit Kunstlederbezug. Auf diesem Sofa schlafe ich, aber es ist nicht sehr bequem, weil es etwas kurz und zu schmal ist. Als ich an dem letzten Haus des Dorfes vorübergehe, überquert das Mädchen gerade den Hof, um zu seinem Schlafschuppen zu gehen. Wir sehen uns an, und ich gehe weiter, als sei nichts geschehen. Später habe ich mich sehr über mein liebloses Verhalten geärgert. Ich hätte sie wenigstens freundlich grüßen können. Das sanfte Mädchen hätte es wohl verdient. Sie war sehr lieb. —

29.05.1942. Es ist sehr warm. Ich hatte meinen Rock ausgezogen und mich zur Mittagsruhe auf mein Kunststoffsofa gelegt, wo ich eingeschlafen war. Ich erwachte, als jemand ins Zimmer trat. Es ist Oberleutnant Gust, der *Bataillonsführer*.<sup>261</sup> „Ziehen Sie Ihren Rock an!“ befahl er kurz. Noch völlig verschlafen erhebe ich mich, ziehe meinen Rock an, knöpfe ihn zu und baue mich vor dem Chef auf. Jetzt lächelt er: „Im Auftrag des Regiments überreiche ich Ihnen das **Infanterie-Sturmabzeichen in Silber!**“ Dann heftet er mir das Abzeichen an den Rock, drückt mir die Hand und ist schon wieder draußen, bevor ich richtig munter bin.

Die Front ist ruhig. Von Zeit zu Zeit gehen Spähtrupps bis an den Fluss, bringen aber keine besonderen Meldungen mit. Auch die Russen schicken Spähtrupps. Einer von ihnen hat sich heute nacht im Schutz der Dunkelheit bis ans Dorf geschlichen und ein Haus überfallen. Sie wollten offensichtlich Gefangene machen. Dass Unternehmen ist ihnen aber gründlich misslungen. Sie wurden zurückgeschlagen und ließen einige Tote im Dorf.

An anderen Stellen haben kleine örtliche Gefechte stattgefunden.

Wir hören eine für uns neue Nachricht: Bei der Vernichtung des gewaltigen sowjetischen Einbruchs zwischen Charkow und Slawjansk in der roten Winteroffensive haben wir 20.000 Gefangene gemacht. Bei vielen dieser Gefangenen fand man deutsche Zigaretten und Taschenmesser mit dem Berliner Bären. Das waren die Reste unserer **Marketenderwaren, die sie in Barwenkowo erbeutet hatten**. Weihnachtsgeschenk der Stadt Berlin an unsere Division.

26.06.1942.<sup>262</sup> Unsere Verbände entlang der ganzen Donezfront werden neu gruppiert, und im Zuge dieser Maßnahmen werden auch wir verlegt. Siderowo gleicht einem Bienenhaus. Fahrzeuge werden beladen, dazwischen laufen Mengen von Soldaten. Bald stehen die Einheiten marschfertig auf der Straße. An den Gartenzäunen stehen Gruppen von russischen Mädchen und nehmen Abschied. Dann ein Kommando: „Spitze marsch!“. Die vordere Kompanie tritt an, die anderen fädeln sich aus den Seitenwegen ein, die Kolonne zieht sich wie ein Wurm in die Länge. Ein letztes Winken, ein Abschiedswort fliegt zu den Mädchen, und dann verlässt das Ende der Kolonne das Dorf.

Nach drei Stunden biegen wir in eine Mulde ein und sehen unser Ziel vor uns: **Bogoroditschnoje**. Ein Dorf wie alle anderen. Hier bleiben wir nicht lange. Unser Bataillon soll an den Fluss verlegt werden. Ein Vorkommando, zu dem auch ich gehöre, geht zur Einweisung voraus. Wir kommen nach **Krasni Jar**.<sup>263</sup> Es ist ein kleines, im Winkel gebautes Dörfchen, von dem aus die Donezniederung weithin zu übersehen ist, weil es auf der Höhe eines flachen Hanges liegt. Das Dörfchen ist verlassen. Rechts von

---

<sup>261</sup> im Original „Kompaniechef“, vgl. Fußnote 260

<sup>262</sup> In der Nacht 16./17.06. marschierte das I.R. 477 nach Krasni Jar (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000908/909); die 2. Komp. aus Siderowo folgte erst in der Nacht 26./27.06. (Frame 000916)

<sup>263</sup> Krasni Jar gibt es nicht mehr; es ist aber z. B. auf der **Karte Osteuropa 1:300.000 Blatt Z 50** zu finden.

dem Dorf fällt der Hang in eine schmale, steilwandige Schlucht<sup>264</sup> ab, die sich zum Doneztal hin öffnet. Auf der anderen Seite dieser steilwandigen Schlucht liegt eine dicht bewaldete Hochfläche, die mit einem Steilhang zum Doneztal abfällt.

Links von dem Dörfchen fällt der Hang flach und baumlos zur Talniederung ab, und am Fuß dieses Talhanges zieht sich ein Dorf entlang, dessen sämtliche Häuser restlos zerstört sind. Das Dorf besteht nur noch aus einer Kette von Schutthaufen, aus denen die schmalen Säulen der Kamine in die Luft ragen. Das Dorf heißt **Studenok**<sup>265</sup>, und vor seiner Ruinenreihe laufen unsere Stellungen entlang. Von der Ruinenreihe (und unseren Stellungen) fällt das Gelände ganz sanft, fast eben zum Fluss hin ab. Es ist ein ca. hundert Meter breiter Wiesenstreifen. Der Donez selbst ist hier etwa dreißig bis vierzig Meter breit. Auf der Feindseite hat er eine flache, teilweise mit Buschwerk bewachsene Böschung. Dann geht das Gelände in eine kilometerweite, halboffene Parklandschaft über, die am Horizont von dichtem Wald begrenzt wird. Weit hinten in der Ferne erkennt man die Häuser eines typisch russischen Riesendorfes<sup>266</sup>, das vom Feind besetzt ist. Von dort schickt er seine Späher bis vorn an den Fluss heran.

Links vom Dorf hat der Fluss eine Furt. Hier drängt sich eine unübersehbare Masse zertrümmerter sowjetischer Fahrzeuge strahlenförmig auf die Furt zusammen, in der deutlichen Absicht, hier den Fluss zu überqueren. In der Eile des fluchtartigen Rückzugs haben sich die Kolonnen hier gestaut, sind in zehnfacher Reihe nebeneinander aufgefahren, zum Teil ineinander gefahren, und haben sich gegenseitig den Weg versperrt und verstopft. Und in diese Knäuel von aufgestauten Lkw-Kolonnen haben deutsche Bomber hinein gehauen und es in einen riesigen Schrotthaufen verwandelt. Zwischen den Trümmern liegen noch Pferdekadaver und einzelne Leichen von Rotarmisten, die in der sommerlichen Hitze leichten Verwesungsgeruch verbreiten.

Unsere Grabenstellungen laufen zum Teil durch dieses Autotrümmerfeld hindurch und dann vor den Ruinen der Häuserzeile von Studenok entlang parallel zum Fluss. Man kann unsere Stellungen durch die Schlucht<sup>267</sup> hinter uns ungesehen erreichen und verlassen. Nur das letzte Stück vom Ausgang der Balka bis zum Schützengraben kann vom Gegner eingesehen werden.

Mein MG-Zug ist der 3. Kompanie unterstellt, und die einzelnen Gewehre sind auf den ganzen Grabenabschnitt dieser Kompanie verteilt. Ich selbst liege in einem Unterstand, der zwar geräumig, aber nur mit einer Bretterlage und einer dünnen Sandschicht abgedeckt ist. Gleich am nächsten Morgen unternehme ich einen Gang durch den Kompanieabschnitt, um meine vier MG-Stellungen zu inspizieren. Die Steinhäufen und Lehmbrocken der zerstörten Häuser geben mit ihrer gelblich-rötlichen Farbe einen guten Schutz für unseren Graben ab, dessen helle Sandaufwürfe dadurch kaum zu erkennen sind. Der Graben läuft ja dicht vor den Ruinen entlang und stellenweise auch mitten hindurch. Meist ist der brusttief. Ich kann also mit einiger Vorsicht auch bei Tage ungesehen hindurchgehen. Nur an einigen Stellen ist er bloß knietief, weil die zusammenstürzenden Häuser ihn verschüttet haben und die Landser ihn noch nicht wieder ausgeräumt haben.

Wir haben nur diese eine Linie, und selbst die kann angesichts des Mannschaftsmangels bei den Schützenkompanien nur schwach besetzt werden. Deshalb hat man sämtliche schweren Infanteriewaffen des Bataillons und einige leichte Pak-Geschütze vorn in den Graben gesteckt, obgleich das taktisch völlig falsch ist. So bin auch ich wieder, wie schon seit langem, mit meinen schweren MGs vorn im Schützengraben.

So liegen wir also wieder vor dem Feind. Vor unserem Graben fällt das freie Wiesengelände sanft zum Donezufer ab, und der Fluss, hier knapp vierzig Meter breit, schlängelt sich als kleines natürliches Hindernis dahin. Am jenseitigen Ufer stehen einzelne Baum- und Buschgruppen, aus denen nachts sowjetische Vorposten auf uns schießen. Es belästigt uns aber wenig.

---

<sup>264</sup> Gossudareff Jar, gem. *Karte Rußland 1:100000 Blatt M-37-XIII Ost*

<sup>265</sup> Aufdeckung eines kartographischen Irrtums: Einige Karten (z. B. *Rußland 1:100000, Blatt M-37-99 Isjum, Truppenausgabe, 2. Ausgabe I.43* oder *Osteuropa 1:300.000 Blatt Z 50 Isjum, Ausgabe 3 1941, einzelne Nachträge VI.43*) nennen den Ort westlich des Donez „Studenok“ (ein Irrtum aufgrund falsch interpretierter russischer Grundlage 1:50.000 M-37-99-D (FTP-Link); auch in der *Karte Rußland 1:100.000 Blatt M-37-XIII Ost Kramatorskaja* ist Studenok noch richtig, ostwärts des Donez, angegeben); der westliche Ort heißt eigentlich (Bolschaja) Jeromowka.

<sup>266</sup> das damalige Malaja Jeromowka und das eigentliche Studenok

<sup>267</sup> Balka Kamenka, gem. *Karte Rußland 1:100.000 Blatt M-37-XIII Ost*

Die heißen Tage vergehen in eintönigem Wachdienst. Tagsüber stellt jeder Zug nur einen Alarmposten, während die wachfreien Männer faulenzend in der Sonne liegen oder im Schatten des Unterstandes schlafen. Nachts werden die Posten bedeutend verstärkt. Dann ist der halbe Zug in Stellung.

Eines Tages kommt der Regimentskommandeur durch den Graben. In der Umgebung meines Unterstandes begleite ich ihn. Sein erster Blick fällt auf einen Posten, der, Gewehr bei Fuß, in Badehosen in seinem Postenstand steht. *Oberstleutnant*<sup>268</sup> Haarhaus stutzt, sagt aber nichts. Auf dem weiteren Weg treffen wir nur Posten in Sporthosen. Der *Oberstleutnant* muss den Eindruck haben, er sei in einem Strandbad. Aber der sonst so überaus korrekte Soldat hat bei dieser Hitze wohl Verständnis für unseren Anzug, denn er zeigt kein Missfallen. Nur am Schluss unseres Inspektionsganges befiehlt er mir in mildem Ton, dass die Männer wenigstens auf Wache in Uniform und umgeschnallt sein mögen.

Ich habe gehört, dass anderswo Einheiten sowjetische Angriffe abgewiesen hätten, wobei sie alle in Badehosen im Graben standen. Auch deutsche Jagdpiloten sollen in Badehosen Alarmeinsätze geflogen sein.

Da unsere Stellungen selten beschossen werden, vergehen die Tage in Beschaulichkeit und Langeweile. Außer den Sonnenbädern haben wir keine Abwechslung, aber auch die Sonnenbäder sind bei der sengenden Hitze kein Vergnügen mehr. Wenn der Wind dann noch ungünstig steht, weht uns der Kadavergeruch vom Autofriedhof her in die Nase. Jetzt ahnen wir auch, warum das Trinkwasser, das sich die Landser immer zusätzlich aus einem Brunnen zwischen den Wracks holen, so sonderbar schmeckt...

Die einzige Belästigung für uns ist das lächerliche Geballer der russischen Vorposten drüben vom andern Ufer. Es kommt immer von derselben Stelle, einer Baumgruppe. Eines Tages wird es unserem Kompaniechef zu dumm. Er setzt sich hinter eine sowjetische Beutepak, die noch zwischen den Ruinen des Dorfes steht. Da die Russen aber bei ihrer Flucht das Zielgerät mitgenommen haben, muss er durch das offene Rohr peilen, um das Ziel anzuvisieren. Der erste Schuss geht dann auch hoch in die Baumkronen. Der zweite Schuss sitzt dann besser. Der Chef legt die Richtung nun für die Nacht fest, aber der Iwan schießt nicht mehr.

Soeben hatten wir eine kleine Knallerei mit drei Ratas. Die Kette überflog unsere Stellungen in etwa achthundert Metern Höhe. Ich gab für meine beiden am nächsten stehenden MGs „Feuer frei“. Wie zwei Perlenschnüre schossen die Leuchtpurgeschosse senkrecht in die Höhe, denn die Maschinen flogen gerade über uns. Die Garbe eines meiner Gewehre liegt ausgezeichnet. Ich sehe die hellen Pünktchen rund um die Maschine vorbeifliegen. Aber das Flugzeug bleibt unversehrt. Jetzt hatten sie uns entdeckt, oder sie hatten uns schon gesehen und sind durch unseren Beschuss gereizt worden. Jedenfalls kurven sie ein und jagen uns im Steilangriff ihre Garben in den Graben und die Umgebung. Wir nehmen volle Deckung. Ein paar Mal noch dröhnen sie schießend über unseren Graben hinweg. Dann ziehen sie hoch und verschwinden. Getroffen haben sie nichts.

Russischer Feuerüberfall! oder Angriff? Wir wissen es noch nicht, erwidern aber sicherheitshalber das Feuer aus allen Rohren. Es ist ein toller Lärm. Während der Knallerei laufe ich von MG-Nest zu MG-Nest. Da komme ich an einem Landser vorbei, der zwei Feuerstellungen zugleich bedient. Erst jagt er aus einem russischen 8-cm-Werfer einige Granaten heraus, dann springt er zu seinem deutschen 5-cm-Werfer und stopft mit Feuereifer eine Granate nach der anderen hinein. Dann saust er wieder zu dem mittleren Werfer und ist überhaupt nicht aufzuhalten. Der kämpft nicht, der spielt!

Der Regimentsführer benutzt die relative Ruhe an der Front, um im Regimentsgefechtsstand Unterricht für die OA (Offizieranwärter) durchzuführen. Das ist für mich eine angenehme Abwechslung, weil man endlich einmal tagsüber aus dem engen Graben herauskommt. Heute findet der erste Kurs statt, und ich mache mich auf den Weg. Ich gehe im Graben bis an den Autofriedhof. Hier muss ich aus dem Graben heraus, über eine kahle Fläche bis an die Schlucht springen und kann nun im Schutz der Balka den Hang hinaufklettern, bis ich oben den dichten Wald erreiche. Es ist gut gegangen. Nur ein lächerlicher Gewehrschuss war mir nachgepfeifen und weitab in den Boden geklatscht. Ich gehe zum Bataillons-Bunker, der hier oben im Wald liegt. Hier stehen Pferde bereit, denn der Weg bis zum Regimentsgefechtsstand ist ca. fünfzehn Kilometer weit. Außer mir ist noch ein OA-Unterroffizier hier. Er ist evangelischer Theologiestudent, frisch, mit kleinen Blauaugen, strohblondem Haar und grundanständig. Wir sitzen auf und machen uns auf den mehrstündigen Weg. Plaudernd reiten wir durch den endlosen Wald, und wenn wir einmal schweigen, hören wir das dumpfe Stampfen der Pferdehufe

---

<sup>268</sup> im Original irrtümlich „Oberst“

auf den sandigen Waldweg. Nach stundenlangem Ritt erreichen wir den Waldrand. Von hier führt der Weg über eine weite, offene Weidefläche, auf der zwei abgeschossene sowjetische Panzer liegen. Wir setzen unsere Pferde in Trab und reiten in die weite, blühende Steppe hinaus. In einer Talmulde kommen wir an einem Brunnen vorbei, der wohl früher den weidenden Herden als Tränke gedient hat. Das Gelände ist hier in der Donezgegend sehr hügelig, fast bergig und bietet mit seinen Tälern und Höhen, Wäldern und offenen Flächen, Schluchten und Ebenen dem Auge mancherlei Abwechslung. Schließlich erreichen wir nach einem kurzen Galopp den Regimentsgefechtsstand. Diesen Weg machten wir in Zukunft mehrmals gemeinsam, und es war uns jedesmal eine Freude, zu Pferde durch diese Weiten der russischen Landschaft zu ziehen.

Eines Tages erreicht uns eine Freudenbotschaft: Die **Deutsche Offensive** rollt weiter!<sup>269</sup> Flussaufwärts haben deutsche Divisionen den Donez und den *Oskol*<sup>270</sup> überschritten und stoßen nach Osten vor. Jetzt haben unsere Iwans da drüben den Feind auch in der Flanke. Die Folgen bleiben nicht aus. Seit zwei Nächten hören wir drüben in dem großen Walddorf dumpfe Detonationen. Der Iwan scheint zu sprengen.

Plötzlich rumpelt es eines Nachmittags da drüben los. Ehe wir recht begreifen, faucht und zischt es in der Luft, und schon prasselt ein Hagel von Granaten donnernd auf unseren Graben und die Ruinen des Dorfes. Ein rasender Feuerüberfall schmettert auf unsere Stellungen. Die Posten drücken sich in die Ecke ihres Postenstandes. Die übrigen Männer springen instinktiv in die Unterstände. Auch ich bin mit einem Melder in meinen Unterstand geflüht. Da liegen wir nun flach an den Boden gepresst und lauschen auf das Krachen und Bersten und das dumpfe Dröhnen der Detonationen. Die Erde wackelt und vibriert. Der Luftdruck der Explosionen lässt jedesmal unsere Kleidung flattern. Was soll die Ballerei eigentlich? Es sieht aus wie Vernichtungsfeuer vor einem Angriff. Aber in seiner Lage hätte der Russe allen Grund zum schleunigen Rückzug. Vermutlich verschießt er nur seine überzählige Munition, oder er will durch diesen Überfall seinen Rückzug verschleiern. Ich habe aber doch keine Ruhe und krieche hinaus, um das Vorgelände zu beobachten. Da liegt ja einer im Graben! Es ist einer meiner MG-Schützen. Er hat einen Splitter in den Fuß abbekommen. Mit meiner Hilfe schleppt er sich in den Unterstand. Ich gehe wieder hinaus und wende mich nach links. Hier steht der Posten noch. Immer noch krachen und reißen die Einschläge. Erde und Steinchen klickern auf meinen Stahlhelm. Von den Grabenrändern rieselt der lose Sand. Schwärzliche und weißgraue Rauchschwaden ziehen über den Graben, und immer neue Explosionen vermehren den dunklen Rauch. Vorsichtig luge ich über den Grabenrand ins Vorfeld. Wie Regentropfen in eine Pfütze, so platschen die Granaten auf die Wiese und werfen spritzende Fontänen von Feuer, Rauch und Erde in die Luft. Es sind Artillerie- und Werfergranaten. Vom Feind ist nichts zu sehen. Aber das ganze Gelände bis zum Fluss liegt unter einer dunklen Rauchdecke, die schwerfällig über den Boden dahinzieht, und durch die schwarzen Rauchscheile sehe ich die dunkelroten Feuerblitze der krepierenden Granaten. Der Pulverdampf zieht in Nase und Rachen. Er kratzt in der Kehle und reizt zu ständigem Husten. Ich krieche wieder in den Unterstand, aber der ist kein Schutz gegen dieses Feuer, nur eine psychologische Beruhigung.

Da lässt der Beschuss plötzlich nach. Sofort springen die Männer aus ihren Schutzbunkern und gehen schussbereit in Stellung. Aber vorn rührt sich nichts. Wir warten. Die Rauchscheile verziehen sich. Wir haben klare Sicht. Im Niemandsland bleibt alles ruhig. Es war nur ein Feuerüberfall. Ich mache meine Meldung: „MG-Zug 1 Verwundeter.“ Die Schützenkompanie hat einen Toten. Eine leichte Werfergranate hat ihn direkt auf den Kopf getroffen, den Stahlhelm durchschlagen und den Kopf zertrümmert.

Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass der Russe sich abgesetzt hat. Wir schicken daher am nächsten Morgen einen Spähtrupp über den Fluss in Richtung auf das Walddorf. Nach einigen Stunden kommt er mit der Meldung zurück, dass das Dorf geräumt und feindfrei sei. Zum Beweis bringt er vier Russen und ein quiekendes Schweinchen mit. Die vier Iwans hatten sich beim Abzug ihrer Truppe versteckt und waren auf diese Weise zurückgeblieben. Jetzt kommen sie mit einem erleichterten „woina kaput“<sup>271</sup> zu uns.

Nun können wir ja ungehindert im Donez baden gehen! Bei der glühenden Hitze ist das eine herrliche Erfrischung, die wir nun täglich auskosten. Durch die am Ufer herumliegenden Leichen gefallener

---

<sup>269</sup> *Fridericus II (?)* ab 22.06.1942 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000912), hier entsprechend der Abfolge eher *Fall Blau/Unternehmen Braunschweig* ab 08.07.

<sup>270</sup> diesen zunächst nicht, da Angriff nach Norden geht; im Original irrtümlich „die Oka“

<sup>271</sup> Война, Krieg



Rotarmisten lassen wir uns nicht stören. Sie müssen schon in den Winterkämpfen gefallen sein, den sie sind schon stark eingetrocknet. Einer liegt mit umgehängter MPi an der Böschung. Er hat die Arme nach vorn in den Sand gestreckt und ein Knie angezogen. Er war bei der Flucht über das Eis beim Erklimmen der Uferböschung von einer deutschen Kugel erwischt worden.

16.07.1942, abends. **Wir setzen den Vormarsch fort.**<sup>272</sup> Das Regiment wird aus den Stellungen herausgezogen und marschiert nach Slawjansk, wo die Division sammelt. Wir übernachten dicht gedrängt in den Häusern am Rande der Stadt. In meinem Haus liegt eine ältere Frau krank im Bett. Am nächsten Morgen<sup>273</sup> setzen sich die langen Kolonnen in Bewegung. Marschrichtung Donez. Erstes Tagesziel ist das **im Winter** heiß umkämpfte **Rai-Alexandrowka**. Das Kampfgetöse um dieses Dorf war in der klaren Winterluft bis zu uns nach Nikolajewka gedrungen. Nur der Südostteil des Dorfes ist zerstört, dieser dafür aber restlos. Es ist der Ortsteil, an den die Schlucht heranreicht, durch die die Russen immer wieder ins Dorf einzudringen versuchten. In die Hänge und steilen Böschungen der Balka sind Stollen getrieben, die durch keinen Beschuss zu erreichen waren. Die Russen hatten sich hier buchstäblich in den Boden gekrallt, so dass sie auch durch unsere wütenden Angriffe nicht zu vertreiben waren. Zahlreiche Soldatengräber, darunter eines Oberstleutnants, zeugen von den erbitterten Kämpfen um diese Schlucht.

Wir machen Quartier in dem unzerstörten Teil des großen Dorfes. Ich war voraus geritten, um die Quartiere meines Zuges zu besichtigen. Die Stuben der Häuser sind alle frisch gekälkt, denn morgen ist Sonntag. Eine junge Frau bittet mich, nicht so viele Soldaten in ihre frisch geputzten Stuben zu legen oder selbst mit einem Melder einzuziehen. Ich sage erst zu, muss aber dann doch eine Gewehrbedienug hineinlegen, weil es ein ziemlich großes Haus ist. Da schmolzt die Frau etwas und kneift mich in die Brust. Ich tue, als ob es weh tat, denn meine Heldenbrust war nackt, weil ich nur eine Turnhose trug. Sie hat sich aber schnell damit abgefunden, zumal ich öfter hingehe, um nach dem Rechten zu sehen. Die Landser sind ordentlich, und das Haus bleibt blitzsauber.

Ich wohne in einem Nebenbau des Hauses. Hier verbringen wir nun einen Ruhetag. Es ist gleichzeitig ein Sonntag und dazu ein glühend heißer Sommertag.<sup>274</sup> Ich laufe in Turnhose herum. Da fällt mir ein, dass ich mal in die Nebenwohnung gehen könnte. Ich trete ins Haus und will in die Wohnstube gehen. Sie ist aber verriegelt. Immerhin ist der Spalt zwischen Tür und Rahmen so breit, dass ich hindurch gucken kann. Da sehe ich, dass sich ein Mädchen in der Stube befindet. Sie hat mir den Rücken zugewandt und steht vor einem Spiegel, um sich für den Sonntag zu putzen. Vorerst aber hat sie nur einen Rock an, der den ganzen Oberkörper frei lässt. Da sie nun vor dem Spiegel steht, sehe ich nicht nur ihren Rücken, sondern im Spiegel auch ihre Brüste. Sie hat die Arme erhoben, um ihr Haar zu ordnen. Es ist eine klassische Pose, die jeden Maler – und nicht nur Maler – reizen würde. Es wäre ein leichtes, mit dem Finger durch die Türritze zu fahren und den Haken aus der Öse zu heben. Aber aus unerfindlichen Gründen tue ich es nicht und ziehe mich – nach einem letzten Blick – auf leisen Sohlen sehr unsoldatisch zurück. Kurze Zeit später, als ich lesend in meiner Stube saß, kommt sie zu mir herüber, um mir zu sagen, dass sie fortginge und drüben niemand im Hause sei. Ich habe sie im Verdacht, dass sie nur gekommen war, um sich in ihrem Sonntagsstaat zu zeigen. Sie hat jetzt ein hübsches, buntes Sommerkleidchen an. Außerdem ist sie ein kräftiges, gut gewachsenes Bauernmädchen. Ich bewundere sie gebührend und ehrlich, und dann rennt sie los. Ich sehe sie dann noch weit hinten eilig über die Felder zu einem anderen Ortsteil springen.

19.07.1942. Am nächsten Morgen<sup>275</sup> verlassen wir das Dorf, passieren noch einmal den verwüsteten Ortsteil und wenden uns dann nach Südosten. Etwa zehn Kilometer südlich von **Krassni Liman**

---

<sup>272</sup> Gem. Lapp S. 48 war das Ziel der Kaukasus, also nicht Stalingrad, wie der Herausgeber früher annahm.

<sup>273</sup> Nach Abmarsch am 16.07.1942 abends hat I.R. 477 in den frühen Morgenstunden des 17. Slawjansk erreicht; die vorausmarschierenden Teile erreichten **Kalenniki** (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000931). In der Rest-Nacht wurde offenbar in Slawjansk übernachtet, da von einem Ruhetag in Slawjansk nichts zu lesen ist, und somit noch am 17. Rai-Alexandrowka (kurz vor Kalenniki) erreicht.

<sup>274</sup> Ruhetag offenbar von Freitag, 17. bis Sonntag, 19., 16 Uhr (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000933); gem. KTB war der 18. bedeckt mit leichten Niederschlägen bei 16 °C, der 19 heiter bei 25 °C.

<sup>275</sup> Mit Funkspruch von 13<sup>50</sup> Uhr kündigte das Regiment der Division den Weitermarsch für 16<sup>00</sup> Uhr an (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000932/33).

überschreiten wir den Donez über eine Holzbrücke, die offenbar von unseren Pionieren gebaut ist. Kurz darauf marschieren wir durch ein Dorf<sup>276</sup>. Es ist schon dunkel.

Die breiten Auen der Donezniederung machen uns stellenweise viel zu schaffen. Gestern haben wir eine Sumpfstelle<sup>277</sup> über Knüppeldämme und eine kleine Brücke überquert. Das kostet immer sehr viel Zeit, weil die Fahrzeuge einzeln in großen Abständen und sehr vorsichtig fahren müssen. Und wenn ein Fahrzeug mal absackt und steckenbleibt, stockt der ganze Weitermarsch. Heute mahlen sich die Räder unserer Fahrzeuge durch tiefen, losen Sand. Wir folgen dem Flussbett eines kleinen Doneznebenflusses<sup>278</sup> unten in der Talsohle, aber dicht am Talhang. Endlich taucht oben am Rand des Hanges ein Dorf<sup>279</sup> auf. Der Weg dorthin führt schräg am Hang hinauf und ist ziemlich steil. Der Talhang ist hier etwa acht bis zehn Meter hoch. Mit letzter Anstrengung erklimmen unsere braven Pferde den Weg, der in das Dorf einmündet.

Nun gehen die Tage wieder in dem wohlvertrauten Rhythmus des zügigen Vormarsches dahin. Morgens aufstehen, waschen, frühstücken, fertigmachen. Dann treten die Kompanien auf den Straßen an. Die täglich wechselnde Spitzenkompanie setzt sich in Marsch, die anderen fädeln sich aus den Nebenwegen ein, und dann zieht sich die lange Schlange der Kolonnen über die weiten, heißen **Steppen Südrusslands** dem **Don** entgegen. Die weiten Ebenen der Donezniederungen haben wir hinter uns. Nach stundenlangem Marsch in flimmernder Sonnenglut ist dann am frühen Nachmittag das Tagesziel erreicht, ein Dorf. Wenn die Lage es zulässt, werden Quartiermacher vorausgeschickt, die dann die ankommenden Einheiten einweisen und zu den vorgesehenen Unterkünften leiten. Die Pferde werden ausgespannt und versorgt, die Soldaten nehmen die notwendigste Ausrüstung in die Quartiere mit. Die Fahrzeuge bleiben beladen. Die Unterführer besichtigen die Quartiere und machen die üblichen Meldungen und dann sind auch sie frei. Im Laufe des Abends kommt dann noch der Marschbefehl für den nächsten Tag. Schließlich schläft alles dem nächsten Morgen entgegen. Nur die Quartier- und Fahrzeugwachen machen ihren nächtlichen Wachdienst. Und am nächsten Morgen geht es wieder weiter, nach Osten, in die Donsteppen hinein.

Wir haben eines der typischen Riesendörfer erreicht, wie sie häufig in den Steppen zu finden sind. Die dienstlichen Angelegenheiten sind erledigt. Ich habe meine Uniform ausgezogen und laufe in Turnhose herum. Ich wohne in einem Eckhaus, und an dem gegenüberliegenden Eckhaus steht ein Mädchen. Auf meine Frage, ob sie Einquartierung habe, sagt sie: „Ja, vier Mann“. Mir kommt die Sache unglaublich vor. Ich gehe mit ihr ins Haus und stelle fest, dass außer ihr und ihrer Mutter kein Mensch im Haus wohnt. Da lacht sie mir ins Gesicht und freut sich, dass sie mich gefoppt hat. Die vier Mann waren früher hier mal einquartiert. Sie zeigt auf einige Fotos, die in einem kleinen Rahmen auf der Kommode stehen. Fotos von deutschen Soldaten.

In einem anderen Haus liegt eine uralte Babuschka<sup>280</sup> schlafend im Flur. Als ich sie berühre, erschrickt sie furchtbar, erhebt sich und geht brummelnd in die Stube.

22.07.1942. Im nächsten Ort werde ich zum Bataillonsführer gerufen. Er ist Hauptmann, hat kürzlich das Bataillon übernommen und ist im Zivilberuf ostpreußischer Bauer. Bei meinem Eintritt in die Stube steht er vor einer großen Karte, die auf dem Tisch ausgebreitet ist. Neben ihm steht der Bataillonsadjutant und mein Kompanieführer Max Müller. Der Hauptmann wendet sich an mich: „Hören Sie zu. Wir sind *Armee-Reserve*<sup>281</sup> und haben den Auftrag, das von unseren Angriffsdivisionen überrollte Gebiet nach versprengten Feindresten abzusuchen. Unser Bataillon wird daher zwei Spähtrupps zusammenstellen, die das Gelände und die Ortschaften links und rechts unserer Vormarschstraße durchkämmen werden. Auf der rechten Seite wird diese Aufgabe ein Spähtrupp in Zugstärke übernehmen, der zu Fuß geht. Das weit größere Gebiet auf der linken Seite wird ein **Reiterspähtrupp** durchsuchen. Diese Reiterpatrouille wird acht Mann stark sein, und Sie werden dessen Führung übernehmen.“ Nun zeigt er mir noch auf der Karte den für morgen geplanten

---

<sup>276</sup> sicher **Jampol**, 10 km südostwärts von Krasni Liman; die in der **Heereskarte Rußland 1:100.000 M-37 111-112** verzeichnete Straßenbrücke bei Sakotnoje war ab 09.07. unter Mithilfe des Pionier-Bataillons 257 wieder aufgebaut worden (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000925)

<sup>277</sup> Die Umgebung von Jampol ist in der Tat sehr sumpfig.

<sup>278</sup> möglicherweise die **Krasnaja**

<sup>279</sup> möglicherweise **Kremennaja**

<sup>280</sup> бабушка, Großmutter

<sup>281</sup> gem. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000932; im Original Korps-Reserve

Marschweg und das Marschziel des Bataillons und die von mir zu durchkämmenden Orte. Dann bin ich entlassen.

Am nächsten Morgen brechen wir mit dem Bataillon zugleich auf, traben etwas voraus und biegen dann nach links ab in die weite Steppe hinein. In endlose Fernen dehnt sich die schwachwellige, baumlose Landschaft vor uns aus. Wir reiten abwechselnd im Schritt und im Trab, mal plaudernd, mal beobachtend. Nur sehr selten begegnen wir einem Menschen. Es sind immer Männer. Wir haben sie stark im Verdacht, dass es Rotarmisten sind, die ihre Uniform mit Zivilkleidung vertauscht haben. Da kommen wieder zwei Männer. Wir halten sie an und durchsuchen sie. Einer hat eine Gewehrpatrone in der Tasche. Der Unteroffizier, der ihn durchsucht, haut ihm eine fürchterliche Ohrfeige. Ich winke ab, und wir lassen sie laufen. Auf einen bloßen Verdacht hin will ich niemand gefangennehmen. In der Nähe eines Dorfes sichten wir noch einmal zwei Männer, die in ziemlicher Entfernung über die Felder laufen. Komisch, immer zwei Männer. Aber auch diese lassen wir ungeschoren.

In der Ferne taucht ein Dorf auf. Nach einiger Zeit haben wir es erreicht und reiten hinein. Da stoßen wir in einem Hohlweg mit dichtem Gebüsch auf mehrere junge Männer in wehrfähigem Alter. Sie sitzen im Schatten beisammen und unterhalten sich friedlich. Sie tragen zum Teil noch Uniformstücke. Papiere haben sie nicht. Ich lasse drei von ihnen durch zwei meiner Reiter zurückbringen. Wir durchsuchen das Dorf, finden aber nichts Verdächtiges mehr. Abends stoßen wir wieder zum Bataillon, machen Meldung, nehmen die Befehle für den nächsten Tag entgegen, übernachten und brechen am nächsten Morgen wieder auf.

Wieder geht der Ritt über endlose Steppenwege. Zeitweilig reiten wir auch abseits der Wege querfeldein über die weglassige Steppe. Einige hundert Meter vor einem Dorf stoßen wir auf einen Panzergraben. Wir können ihn auf einer wackligen Brücke überqueren, preschen im Galopp in das Dorf, springen von den Pferden und eilen in die nächstliegenden Häuser. Nach einem festgelegten Plan lasse ich immer drei Mann bei den Pferden, während die anderen schnell in die Häuser laufen. Meine Männer sind mächtig eifrig. Als ich einmal zufällig unmittelbar hinter einem Landser das Haus betrat, höre ich ihn beim Eintritt in die Stube als erstes fragen: „Jaiki?“ (Habt ihr Eier?)<sup>282</sup>

In diesem Dorf macht sich ein Russe an uns heran und führt uns zu einem von dichtem Gebüsch umgebenen Tümpel, in den die Sowjets bei ihrem Rückzug mehrere MGs versenkt hatten.<sup>283</sup> Dann zeigt er uns noch eine Scheune, in der wir neben anderem Material drei Panzerbüchsen und ein sMG finden.

Der auf der anderen Seite des Vormarschweges operierende Schützenspähtrupp hat mehr Erfolge aufzuweisen. Er hat in diesen Tagen einige Waldstücke durchkämmt und 53 Gefangene gemacht.<sup>284</sup> Ich kann außer den gefundenen Waffen nur drei Gefangene vorweisen. Wenn ich so clever wie ein karrierebewusster Erfolgsmensch wäre, dann hätte ich unterwegs alle greifbaren Männer einfach als Gefangene abgeführt. Verdächtig waren sie alle, wenn man so will. Außerdem hätte kein Mensch danach gefragt, woher sie kämen. Dann hätte ich auch mindestens 20 Gefangene gemacht. Aber so, wie Sie das machen, Herr Feldwebel, werden Sie nie etwas werden.

Südlich von **Nowo Aidar** kommen wir in ein kleines Dörfchen, das nur aus wenigen Bauernkaten besteht. Wir machen hier eine kleine Rast, und ich lege mich ins Gras, um etwas zu ruhen. Hier muss ich mein kleines Ledertäschchen verloren haben, in dem ich eine Marienmedaille aufbewahrte, die mir Trude geschenkt hatte, meine Juister Urlaubsgefährtin.<sup>285</sup>

Die Spähtruppunternehmen sind eingestellt. Ich bin wieder bei der Kompanie. In 30-km-Märschen täglich stoßen wir in die weiten Steppen zwischen Donez und Don vor, direkt in den großen Donbogen hinein. Wir überqueren die tiefen Talmulden der Donez-Nebenflüsse. Die endlosen Steppenhochflächen zwischen diesen Mulden sind öde und baumlos. Im Augenblick ziehen wir durch eine ganz besonders karge Landschaft. Auch die Dörfer sind hier kleiner und ärmlicher. Die früheren Dörfer hatten oft Vorgärten mit Holzzäunen. Hier sind die kleinen Lehmkaten von niedrigen Kalksteinmauern umgeben. Die ganze Siedlung ist ohne Baum und Strauch. Eine verlorene menschliche Niederlassung in einer

---

<sup>282</sup> Eier heißen eigentlich auf Russisch яйца (jaiza) oder яйцами (jaizami), auf Ukrainisch яйця (jaizja)

<sup>283</sup> In der *Russischen Karte 1:100.000 Blatt M-37-102 Starobelsk (Stand 1941)* sind im betreffenden Gebiet drei Orte mit Tümpeln zu finden: Werch. Pokrowka, Nowoastranskij I. und Marinowka

<sup>284</sup> Alleine am 23.07.1942 hat das Regiment 23 Gefangene gemacht, am 26. 247, am 27. weitere 182 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000935/6).

<sup>285</sup> Dieses Erlebnis wird wegen der geringen Entfernung der beiden Orte (10 km) am Tag vor dem Eintreffen in Dimitrijewka (s. u.) stattgefunden haben und dient damit zur Datierung.

grenzenlosen, öden Weite. Wir folgen dem Weg, der sich in der Ferne verliert. So weit das Auge reicht, dehnt sich das baumlose Grasland. Mal sind es kärgliche, braune Büschelgrasflächen, mal grünlich-bunte Gefilde mit hüfthohen, dicht wuchernden Gräsern, in denen sich die Füße verfangen, wenn man hindurch schreiten will. Die Dörfer liegen 25 bis 30 Kilometer weit auseinander, und zwischen ihnen dehnt sich die unübersehbare, grenzenlose, menschenleere Steppe.

Wer je diese uferlose Weite erlebt hat, der versteht die Melancholie, die die russische Seele erfasst beim Anblick dieser formlosen Öde. Und wer je das Ausmaß ungezählter und unberechenbarer Naturgewalten in diesem Land erlebt hat – seien es extreme Kältegrade und Eisstürme oder sommerliche Gluthitze und katastrophale Dürren – der ahnt etwas von der Formkraft der Elemente auf die russische Seele. Sie spiegeln sich im Wesen des russischen Menschen wider, in der Maßlosigkeit seiner Gefühlsausbrüche, seiner Brutalität ebenso wie seiner Gutmütigkeit. Der Russe ist wie die Landschaft und die Natur, in der er lebt, und die ihn geprägt hat: Melancholisch, maßlos, unberechenbar (s. auch S. 349).

Mit uns marschiert ein Kosakenbataillon.<sup>286</sup> Es ist eines dieser Turkbataillone<sup>287</sup>, die aus Freiwilligen aller sowjetischen Völker bestehen und gegen den Bolschewismus kämpfen, gegen die großrussische Vorherrschaft, für ihre völkische und kulturelle Freiheit. Der Bataillonsführer, die Kompanieführer und ein Teil der Unteroffiziere sind meist Deutsche. Man muss sich an die Andersartigkeit dieser Menschen erst gewöhnen. Ihr Auftreten entspricht so ganz und gar nicht unseren Vorstellungen von soldatischer Zucht und Ordnung, aber es sind wilde Krieger. Und so ziehen sie auch im Augenblick an uns vorüber. Ein wahrer Zigeunerhaufen. Die Kolonne besteht aus einer langen Reihe der üblichen kleinen Panjewagen, auf denen die Kosaken bäuchlings herumliegen und sich durch die Gegend kutschieren lassen. Einer von ihnen spielt auf einem Akkordeon eine flotte Melodie, und ein paar andere singen mit. Ein Teil der Kosaken ist beritten. Der Spieß, ein SS-Feldwebel, fährt in einer richtigen Kutsche. Neben ihm sitzen zwei Mädchen, die wohl als Küchenpersonal und Mädchen für alles Verwendung finden. Marketenderinnen des 20. Jahrhunderts.

Unser heutiges Marschziel ist erreicht: **Dimitrijewka**. Ebenfalls eines dieser Riesendörfer. Wir sind aus dem Siedlungsgebiet der Ukraine heraus. Die Bevölkerung ist russisch, aber sie ist genau so freundlich wie in der Ukraine.

Mein Quartier ist sauber und wird von einer alten Frau und ihrer etwa zwölfjährigen Enkelin bewohnt. Ich habe, wie wir das immer tun, das Wohnzimmer belegt, während die Russen in der Küche wohnen. Nach unserer Ankunft haben wir es uns bequem gemacht. Da es sehr heiß ist, laufe ich wieder in Sporthose über die breite Dorfstraße. Hinter mir kommt eine Gruppe junger, fröhlicher Russenfrauen. Sie haben sich eingehakt und nehmen die ganze Breite der Dorfstraße ein. Als sie mich überholen, hakt sich die letzte bei mir ein und zieht mich mit. Wir gehen gemeinsam in ein Haus, in dem schon einige junge Russen sitzen. Es entspinnt sich eine muntere Unterhaltung, aber ich habe, ehrlich gesagt, von dem Redeschwall nicht viel verstanden.

Wir machen hier einen Stopp, Ruhetage. Außer dem notwendigen Tagesdienst und den nächtlichen Quartier- und Fahrzeugwachen genießen wir die Ruhe und den Sommer. Nach der Gluthitze des Tages bringt aber erst der Abend etwas milde Entspannung. Schwermütig senkt sich die laue Nacht über das Dorf. Ich schlendere langsam durch die Straße zu einem Haus. Es ist schon dämmerig. Aus dem Haus dringt Lachen und Kichern. Ich blicke durch das erleuchtete Fenster in die Stube. Da sitzt ein Mädchen und kokettiert mit den hier einquartierten Landsern, die im Kreis um sie herumsitzen. Mit diesem Mädchen bin ich verabredet. Sie kommt heraus, und wir schlendern plaudernd die dunkle Dorfstraße hinunter. Das Mädchen versichert mir, dass sie zwar Russin sei, aber doch genauso lieb wie die Ukrainerinnen. Am Rande eines Gartens setzen wir uns auf die Erde. Es ist immer noch warm. Wir liegen im Gras und haben den Krieg vergessen. Im Garten raschelt der reifende Mais. Und dahinter wispert leise das wogende Weizenfeld. Über uns steht schweigend der nachtdunkle Himmel der Donsteppen. –

---

<sup>286</sup> Es handelte sich um die Kosakenschwadron des XXXXIV. A.K., die gem. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000932 ab 18.07.1942 der 257. I.D. unterstellt war. Da dieses Korps gem. LdW keine eigene Kosakeneinheit hatte, könnte es sich alternativ um die Kosaken-Hundertschaft der 444. Sicherungs-Division oder die (9.) Kosaken-Schwadron des Sicherungs-Regiments 4 gehandelt haben (alle aus dem Bereich Kommandierender General der Sicherungstruppen und Befehlshaber Heeresgebiet A), die dann wohl vorher dem XXXXIV. A.K. zugeteilt war.

<sup>287</sup> Die Einheit war wohl kein wirkliches Turkbataillon.



Später erhebe ich mich. Ich muss noch die Posten kontrollieren. Es ist stockdunkel. Sicherheitshalber ziehe ich meinen Trommelrevolver. Ich verlasse den Garten und taste mich in der Dunkelheit vorwärts. An einem Wegrand muss ich einen kleinen Graben überspringen. Dabei verschätze ich mich in der Breite, gleite aus und verstauche mir den Fuß. Humpelnd erreiche ich meine Dorfstraße und dann mein Quartier. Vor meiner Unterkunft stehen einige unserer Fahrzeuge, zwischen denen ich Stimmengemurmel höre. Ich gehe hin und überrasche die beiden Posten, die gemütlich auf der Deichsel sitzen und sich unterhalten. Sie haben mich selbst in dieser stillen Nacht nicht kommen hören. Das nennen die aufpassen! Ich verpasse den Burschen gleich noch zwei Stunden Wache im Anschluss an die jetzige.

Wir erfahren, dass das Regiment den Vormarsch nicht mehr fortsetzt. Dabei sind es nur noch vier bis fünf Tagesmärsche bis zum Don! Wir bleiben vorerst in Dimitrijewka liegen, etwa 100 bis 110 Kilometer ostwärts des Donez (Donez, gesprochen Danjetz, heißt übrigens auch „**Kleiner Don**“). Einmal führe ich noch eine Ortsstreife durch, die uns etwa drei Kilometer weit bis an das andere Ende des Dorfes führt. Unser Bataillon hat ja nur einen kleinen Teil des Dorfes belegt, so dass man überhaupt nicht weiß, was in den anderen Teilen des riesigen Dorfes vor sich geht. Später bin ich noch einmal allein in einen entlegenen Ortsteil gegangen, um zu sehen, wie sich das Leben in einem russischen Dorf abspielt, wenn keine deutsche Besatzung da ist. In einem der Bauernhäuser sehe ich eine sehr hübsche junge Frau. Sie werkelt so geschäftig in der Küche herum, dass sie für mich bestimmt keine Zeit gehabt hätte. Also bin ich weitergegangen.

Drei Tage liegen wir schon in Dimitrijewka.<sup>288</sup> Da erreicht uns der Befehl zum **Rückmarsch** nach **Slawjansk**.<sup>289</sup> Am Morgen machen wir uns marschfertig. Ich überwache auf der Straße das Verladen. Auch meine Sachen sind schon verstaут, bis auf ein paar Kleinigkeiten, die noch in der Stube auf dem Bett liegen, darunter eine Schachtel Zigaretten. Wie ich mir diese Dinge holen will, fehlen die Zigaretten. Als Nichtraucher kann ich sie entbehren, aber sie sind ein wichtiger Tauschartikel. Ich mache einen Heidenlärm, rufe die Frau und das Mädchen zusammen, fuchtele wütend mit der MPi herum und fordere sie drohend zur Rückgabe der Zigaretten auf. Ich habe das Mädchen in Verdacht. Es fängt an zu heulen, aber die Zigaretten bleiben verschwunden. Inzwischen ist das Bataillon abmarschiert, und ich muss hinterher, wobei ich das Haus, in dem ich ein so sauberes und ordentliches Zimmer hatte, unter wütendem Schimpfen verlasse.

Wir marschieren denselben Weg zurück, den wir gekommen waren. Wir passieren dieselben Ortschaften und übernachten in denselben Dörfern. Nur sind die Quartiere andere, weil wir in anderen Teilen des Dorfes liegen.

Wir kommen durch das Dorf und nähern uns dem Haus, in dem mich das Mädchen mit der angeblichen Einquartierung angeflunkert hatte. Ich sehe schon von weitem, dass sie auf der mannshohen, hölzernen Plattform steht, von der aus man ins Haus gelangt. Ich trabe an, reite etwas voraus und biege in den schmalen Torweg ein, wo ich, den Kopf einziehend, mit dem Pferd gerade noch hindurchpasse. Das Mädchen kommt an den Rand der Plattform und hockt sich nieder, so dass unsere Gesichter fast in gleicher Höhe sind. Sie war überrascht von meinem plötzlichen Auftauchen, und ihre Augen strahlen in unverhohlener Freude. Wir wechseln noch ein paar Worte, und dann muss ich schon weiter, weil die Kompanie schon vorüber war. Max Müller, mein Kompaniechef, schüttelt lächelnd den Kopf, als ich an ihm vorbei trabe, um wieder zu meinem Zug zu gelangen.

Wir erreichen unser nächstes Tagesziel. Die Kompanien verteilen sich, die Fahrzeuge verschwinden in Höfen, Gärten oder unter Bäumen, die Männer in den vom Vorkommando ausgesuchten Quartieren. Ich gehe noch einmal durch die Quartiere, mache Meldung beim Kompanieführer und begeben mich dann auch in meine Unterkunft, die ich mit einem Melder teile. Im Haus wohnen zwei Frauen. Mir selbst steht ein Bett in der Küche zur Verfügung. Da ich aber Ungeziefer fürchte, überlasse ich das Bett dem Melder und mache mir im Wohnzimmer eine Strohschütte auf dem Fußboden zurecht. Hier schlafe ich nun zu Füßen des Bettes, in dem die beiden Schwestern schlafen. Als ich am nächsten Morgen erwache, liegt, nur noch eine drin. Da gesteht mir die Frau, dass ihre Schwester gar nicht in diesem Hause wohnt. Sie sei nur auf ihre Bitte diese Nacht hierher gekommen, weil sie sich gefürchtet habe, nachts allein mit den Deutschen im Hause zu sein. Dann fragt sie etwas zweifelnd, ob ich denn wirklich der

---

<sup>288</sup> 26.–28.07.1942 gem. Benary S. 104

<sup>289</sup> I.R. 477 wird nach Besprechung des Ia der 257. I.D. bei der H.Gr. A (nicht im KTB HGr A) und schriftlichem Befehl am 28. 06.00 Uhr per Funkspruch zurückgerufen (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000936); Benary S. 104

„Kammendant“<sup>290</sup> sei. Sie kann es nicht fassen, dass der Kammendant auf Stroh schläft, während der Melder sich ins Bett legt.

Die Einheiten machen sich fertig zum Abmarsch. Ich verabschiede mich mit einer langen Umarmung von meiner Hasiaika. Während die Kompanie auf der Straße antritt, steht sie in der Haustür und guckt zu. Da sie mich nun zu Pferde sitzen sieht und Kommandos geben hört, wird sie sich wohl überzeugt haben, dass sie einen „Kammendanten“ beherbergt hat. Sie winkt noch einmal zum Abschied und geht dann ins Haus zurück.

Wir sind wieder in Slawjansk. Das Bataillon wird im Südwesten<sup>291</sup> der Stadt untergebracht, in der Nähe des Bahnhofs. Schräg gegenüber, jenseits des breiten Bachgrundes, liegt das kleine Dorf<sup>292</sup>, von dem aus wir nach Krassnoarmeisk eingedrungen waren. Das war damals in den harten Winterkämpfen, als Slawjansk noch eine Festung und von drei Seiten eingeschlossen war.

Heute ist die Stadt tiefste Etappe. Alle möglichen Goldfasane und braune NS-Bonzen tänzeln wie gespreizte Pfauen durch die Straßen. Uniformen, die ich nie gesehen habe. In ihren Dienststellen wimmelt es von Drückebergern, die alle für ihren Führer sterben wollen, aber leider alle hier unabkömmlich sind, hier hinten in der Etappe. In ihren Dienststellen arbeiten viele hübsche russische Mädchen, aber angesichts dieser Vertreterinnen der russischen „Untermenschen“ vergessen sie ihren ganzen angelernten Rassendünkel. Als wir die Stadt im letzten Winter bei eisiger Kälte gegen die Zangenangriffe der Roten Armee in blutigen Abwehrkämpfen verteidigten, waren diese Helden nicht hier. Jetzt aber machen sie sich breit wie der Kuckuck im Singvogelnest. Sie erlassen Bestimmungen, Verordnungen, Verbote, ergreifen Zwangsmaßnahmen, benehmen sich wie der Elefant im Porzellanladen und machen sich bei Freund und Feind noch unbeliebter, als sie ohnehin schon sind. Sie untergraben die freundlichen Sympathien, die bisher trotz allem den Deutschen, den Soldaten, entgegengebracht worden sind. Und wenn man so einem aufgeblasenen Frosch auf der Straße begegnet, macht er noch Stielaugen, weil man ihn nicht grüßt. Zweifellos gibt es unter ihnen auch sehr vernünftige Leute, aber sie sind nicht in der Lage, der Organisation ein anderes Gesicht zu geben. Und so haben es – wie immer in der Welt – die Lauthalsigen, Großmannssüchtigen und Intriganten zu sagen, denen außer ihrem nassforschenden Auftreten jegliche geistige Qualifikation und jedes psychologische Gespür fehlt, um ein fremdes Volk zu verstehen und richtig zu behandeln. In den Osten hätte man die fähigsten Köpfe schicken müssen, aber nicht die, die man im **Altreich** wegen ihrer Unbrauchbarkeit loswerden wollte.

Wir führen ein Faulenzerleben und stehen in Turnhosen mit nacktem Oberkörper auf den dörflichen Straßen dieser Stadtrandgegend herum. Man munkelt, dass wir verladen werden sollen und vielleicht nach Frankreich zur Erholung kommen.

Ich stehe mit Max Müller und einem Feldwebel vor dem Quartier des Feldwebels. Da kommt die Frau vorbei, die ich vor Monaten mal durch die Stadt begleitet hatte, die mich aber nicht bis zu ihrem Haus mitkommen lassen wollte. Sie ist in Begleitung einer anderen Frau und so im Gespräch vertieft, dass sie mich gar nicht sieht. Hier wohnt sie also!

Seit einigen Tagen bemerke ich, dass meine Butterrations immer kleiner wird, obgleich ich kaum davon esse. Mein Verdacht fällt auf die zwölfjährige Enkelin meiner Hasiaika. Es ist dieselbe Situation wie in Dimitrijewka mit den Zigaretten. Ich gehe zu unserem Sani, um mir ein Abführmittel geben zu lassen. Ich will es unter die Butter mischen, und so den Dieb überführen. Aber es misslingt, weil sich die Butter verfärbt, und der Dieb gewarnt ist. Daraufhin erzähle ich es der Babuschka, die das Mädchen sofort furchtbar beschimpft, sich entschuldigt und mir ein paar Kilo Kartoffeln als Wiedergutmachung anbietet. Ich verzichte aber darauf, denn die Leute haben selbst nicht viel zu essen.

Auf dem Nachbargrundstück stehen zwei Häuser. In dem größeren wohnt ein Mann. Das andere ist klein wie ein Puppenhäuschen und wird von einer jungen Frau bewohnt. Mitten im Hof steht ein Brunnen mit einer Bank. Ich sitze gerade auf dieser Bank, als die junge Frau herantritt, um Wasser zu holen. Wir kommen ins Gespräch, und sie erzählt mir, dass ihr Mann bei der Roten Armee sei, aber seit Jahr und Tag nicht mehr geschrieben habe. Sie weiß nicht, ob er lebt, tot oder gefangen ist. Ich frage sie beiläufig, ob sie sich nicht dem Mann im Nebenhaus angeschlossen habe. Sie wehrt ab: „Das ist doch mein Schwager! Ja, wenn es nicht mein Schwager wäre...“ Von jetzt an treffe ich mich ein paarmal mit dieser Frau, abends nach dem Dienst. Sie scheint über diese wohl lange entbehrte Abwechslung recht froh zu

---

<sup>290</sup> Комендант; das unbetonte „o“ wird wie „a“ gesprochen

<sup>291</sup> im Original „Südosten“, was nicht zu Bahnhof, Bachgrund und Dorf passt

<sup>292</sup> Andrejewka, vgl. S. 78

sein. Einmal waren wir in dem nachtdunklen Garten, der sich an den Hof anschließt und in dem viele Kirschbäume stehen. Ein andermal gingen wir abends in ihr kleines Häuschen, das nur Küche und Stübchen hat. Der Schwager beobachtet uns. Er schöpft einen gewissen Verdacht, und sagt es mir auch. Ich winke natürlich ab. Hat er wirklich geglaubt, dass ich plaudern würde?

Die Gerüchte, dass wir nach Frankreich kommen, scheinen sich zu bewahrheiten. Laut Divisionsbefehl sollen wir unsere gesamte Reservemunition im Rahmen von kleinen Übungen verschießen, damit wir sie nicht mitschleppen müssen.

Heute üben wir einen Angriff auf kurze Entfernung. Ich unterstütze den Angriff der Schützenkompanie mit Granatwerfern. Zuerst schieße ich Brisanzgranaten, die genau und richtig vor der Schützenlinie liegen. Kurz vor dem „Einbruch in die feindlichen Stellungen“ verstärke ich das Feuer und benutze auch Springer. Das sind Granaten – so hieß es – mit Doppelzünder, die nach dem Aufschlag noch einmal hochspringen und in ca. zehn Metern Höhe explodieren. Sie haben dadurch eine größere Splitterwirkung. Das bedeutet, dass man eine weitere Entfernung einstellen muss, um die eigenen Leute im Angriff nicht zu gefährden. Natürlich muss man das **vorher** bedenken. Ich aber bemerkte es erst, als ich durch mein Fernglas beobachte, wie die Männer da vorne die Köpfe einziehen und sich an den Boden drücken. Glücklicherweise ist nichts passiert. Meine einzige schwache Entschuldigung ist, dass ich erstmalig mit dieser Neukonstruktion schieße. Man muss immer erst durch schlechte Erfahrungen klug werden.

Ein weiterer Lapsus passierte mir am letzten Übungstag. Mein Granatwerferzug steht auf einem Hügel und soll eine unten in der Mulde liegende Kolchose beschießen. Die Werfer schießen einzeln, bis die Bodenplatte festgeschossen ist. Das Einschießen erfolgt auf einen Punkt, der abseits vom Gehöft liegt, um den Gegner nicht aufmerksam zu machen. Es folgen noch einige Zielwechsel, um Störfeuer vorzutäuschen. (Es gibt noch andere Methoden des Einschießens.) Dann folgt eine Zusammenfassung des Feuers auf die Kolchose als Vernichtungsfeuer. Die Granaten sämtlicher sechs Werfer prasseln in die Kolchose. Wie rollender Donner schlagen die Explosionen in die Gebäuderuinen. Erst mitten hinein, dann werden sie immer kürzer und liegen schließlich vor dem Ziel. Die Bodenplatten hatten sich bei dem Dauerfeuer doch noch tiefer in den Boden gerammt, als ich vermutete. Ich hätte nun kurz „stopfen“ (*das Feuer einstellen*) lassen müssen, um die Entfernung zu korrigieren. Mir altem Granatwerferhasen hätte so etwas nicht mehr passieren dürfen. Man lernt eben nie aus. Bei der anschließenden „Manöverkritik“ kam dann auch, was kommen musste. Der Bataillonsführer, Hauptmann Degener, erklärt: „Das Schießen der Granatwerfer bedarf noch der Übung“, und dabei sieht er mich mit einem Blick an, als wenn er sagen wollte: Das war nicht besonders, mein Freund, Du hast schon besser geschossen!

## Transport nach Frankreich

Die Waggons sind da! Das Regiment beginnt zu verladen. Unser Bataillon macht den Anfang. Der Bahnhof ist ein kleiner, zweigleisiger Kopfbahnhof. Gegen Mittag ziehen die ersten Einheiten zum Bahnhof und gehen dort unter Bäumen und zwischen den wenigen Gebäuden in Fliegerdeckung, während die eingeteilten MG-Gruppen ihre Stellungen beziehen, um während des Verladens den Fliegerschutz zu übernehmen. Dann rücken wir kompanieweise auf den Bahnsteig. Die Mannschaften werden auf die Waggons verteilt, legen dort ihr Gepäck ab und gehen dann gruppenweise zu ihren Fahrzeugen, um beim Verladen zu helfen. Zwischen Bergen von Waffen und Geräten beginnt nun ein emsiges Treiben. Im Pendelverkehr schleppen die Soldaten Stück für Stück in die Waggons. Andere Gruppen schieben die Fahrzeuge auf die Plattenwagen. Vorn bei den ersten Waggons stehen die Pferdekoppeln zwischen hohen Mauern von Strohballen. Die Fahrer bringen Pferd nach Pferd in die Waggons. Manche Tiere sind nervös und erschrecken, wenn sie auf den hohl klingenden Steg zwischen Bahnsteig und Waggon treten. Mit großer Geduld gelingt es aber, sie mit verdecktem Kopf oder rückwärts oder mit anderen Kniffen in den Waggon zu bringen. Unsere Fahrer verstehen ihr Handwerk. Es läuft alles ohne Stockungen. Durch die Luft hallen Rufe, Kommandos und das lärmende „Hau-ruck“ der arbeitenden Männer. Sie haben wohl selten mit soviel Hingabe geschuftet. Auf den Plattenwagen werden die Fahrzeuge mit lauten Hammerschlägen festgekeilt und dann festgezurt.

Abends sind wir fertig. Die Zugwache ist eingeteilt und ein weiteres Kommando zur Partisanenbekämpfung bereitgestellt, das sich um das Bahnhofsgelände verteilt. Wir sind abfahrbereit.

Ich liege mit 26 Mann meines Zuges in einem Güterwagen. Wir haben uns auf das Strohpolster gestreckt und warten auf die Abfahrt. Aber Stunde um Stunde vergeht, ohne das etwas geschieht. Schließlich schlafen wir ein.

Gegen Morgen erwache ich von einem Rucken. Ein leichtes Schüttern geht durch den Zug, und dann setzt er sich langsam in Bewegung. Wir verlassen Slawjansk. Die Stadt, in der wir so viele Erinnerungen zurücklassen. Erinnerungen an blutige Kämpfe, eisige Winter, gute und böse Menschen und liebevolle Erlebnisse. Und wäre die Freude über die Rückkehr in die Heimat nach so langer Zeit nicht so sehr groß, könnte sich wohl ein bisschen Wehmut in den Frohsinn mischen.

Es ist 4 Uhr morgens. Der Zug fährt gerade an der kilometerlangen Häuserzeile von Krassnoarmeisk entlang. Noch einmal werden die Erinnerungen an die gefährliche Zeit lebendig, die wir dort drüben verbracht haben. Damals war eiskalter Winter, und wir schlugen uns in blutigen Kämpfen mit dem Iwan herum, wobei ich mir das EK II verdiente. Heute liegt heiße Sommerluft über dem grünen Land, nur die Ruinen des Dorfes erinnern an die böse Zeit. Jetzt sehe ich auch erst, wie groß das Dorf ist, und wie klein der Teil, den wir damals besetzt hielten. Es kann aber auch sein, dass der westliche Ort schon ein anderes Dorf ist.<sup>293</sup>

Barwenkowo und Losowaja sind passiert. Der Zug hat seine Reisegeschwindigkeit erreicht, und nun rollen und klopfen die Räder in monotonem Rhythmus. Es ist Musik in unseren Ohren! Ich habe mir einen Platz auf dem Fahrersitz eines HF1 ausgesucht, und von diesem bequemen Hochsitz habe ich einen weiten Blick über das Land. Andere Kameraden sitzen in der offenen Waggontür, lassen verbotenerweise die Beine herausbaumeln und gucken mit blanken Augen in das vorüberfliegende Land. Wie ein bunter Teppich breitet sich die fruchtbare Landschaft des Tschernosjom vor unseren Augen aus. Zwischen grünen und braunen Flächen dehnen sich die wogenden Felder goldgelben Weizens. Von Zeit zu Zeit leuchten in der Ferne die weißgetünchten Häuschen eines Dorfes auf. Und über diesem fruchtschweren Land gleißt eine strahlende Sommersonne. Es ist heiß, aber der Fahrtwind bringt milde Kühlung. So rollen wir glücklichen Herzens durch das lichtdurchflutete Land der lachenden Ukraine.

Auf größeren Stationen halten wir zum Lokwechsel und zum Tränken der Pferde. Dann steigen auch Zivilisten zu, meist Frauen und Mädchen, die mit Körben und Bündeln zum nächsten Markttort mitfahren, um dort ihre Eier, Gurken, Butter, Mehl, Gemüse und sonstiges zu verkaufen. Gegen Abgabe einiger Eier nehmen wir sie gern mit, und sie sind froh, den weiten Weg in der Hitze nicht zu Fuß machen zu müssen. Leider werden einige von ihnen beim Aussteigen auf dem nächsten Bahnhof von deutschen Bahnpolizisten festgenommen. Ob dieser Handel verboten ist, oder ob man sie nur kontrollieren will, oder ob die Polizisten nur ihren Obolus kassieren wollen, weiß ich nicht. Maßnahmen der Zivilverwaltung!<sup>294</sup>

Einmal wird es noch kritisch mit unserem Schicksal. Hinter Charkow wird es sich entscheiden, ob wir weiterfahren, oder an eine brennende Frontstelle geworfen werden. Wir möchten das Schicksal unseres Schwesterregiments nicht gern teilen, das eine Woche vor uns verladen worden war, und ebenfalls nach Frankreich verlegt werden sollte. Aber bei Rschew wurde es plötzlich ausgeladen und in die Schlacht geworfen. Da schlägt es sich heute noch herum.

Wir haben die Desna erreicht. Mit dumpfem Rollen fährt unser Zug über die Brücke<sup>295</sup>, aber unter uns dehnen sich weite, grüne Wiesen, aus den sich die massigen Brückenpfeiler erheben. Diese

---

<sup>293</sup> Der Autor hat sich nicht getäuscht: Krassnoarmeisk ist annähernd 6 km lang.

<sup>294</sup> Der Gedanke, dass Zivilisten – zumal des Feindstaates – in einem Militärzug nichts zu suchen haben, kam dem hilfsbereiten Autor nicht!

<sup>295</sup> vermutlich die Brücke bei Vitemlya.

Es gibt fünf Brücken an geeigneten Bahnlinien:

1. bei Tschernihiv (500 m lang); die Großstadt hätte sicher Erwähnung gefunden, und die 3 km breite Flussniederung liegt nur südlich, nicht wie im Text erwähnt auch nördlich
2. bei Makoschyn (300 m); die vielleicht noch erwähnenswerte Ortschaft liegt unmittelbar an der Brücke, der Fluss ist tief eingeschnitten ohne die im Text erwähnte Flussniederung; allerdings liegt sie an der direkten und damals einzigen zweigleisigen Strecke von Charkow nach Minsk, vgl. Hinze S. 17
3. bei Pyrohivka (500 m); der Fluss ist auch hier tief eingeschnitten ohne Flussniederung
4. bei Vitemlya; die eigentliche Brücke ist zwar nur 300 m lang ist, aber mitsamt den anschließenden Bahndämmen wird eine eindrucksvolle, 3 km breite Flussniederung überquert
5. bei Wygonitschi nahe Brjansk, 250 m lang mitten in einer gut 3 km breiten Flussniederung; diese Strecke wäre aber ein Umweg



Wiesenflächen zu beiden Seiten des Flusses sind kilometerbreite Überschwemmungsstreifen, die der Fluss bei Hochwasser überflutet. Jetzt sind sie teils trocken, teils sumpfig und stellenweise mit Buschwerk bewachsen. Nur hier und da glitzert in den grünen Flächen ein kleiner Wassertümpel oder das schmale Silberband eines toten Flussarmes. Die Brücke scheint kein Ende zu nehmen. Nach langer Zeit überqueren wir endlich den Strom, der breit und flach, von vielen Sandbänken durchsetzt, unter uns dahin strömt. Noch einmal rollen wir über die weiten Flussauen der anderen Seite, und dann haben wir endlich das Stromtal überquert. Welch ein Hindernis für den Verkehr! Ein solches verwildertes Stromtal kann beinahe eine natürliche Grenze sein.

Wir vermuten, dass wir nachts durch **Gomel** gefahren sind. Jetzt rollen wir auf **Minsk** zu. Das Landschaftsbild hat sich inzwischen völlig verändert. Das Ackerland ist weitgehend verschwunden. Der Wald beherrscht das Landschaftsbild. Stunde um Stunde, Tag um Tag rollen wir durch schier endlose waldige Gebiete. Einmal ist es undurchsichtiger Birken- und Eichenhochwald, der wie eine Mauer aus grünem Laub an uns vorüberzieht. Das wuchernde Unterholz macht diesen Urwald schwer zugänglich. Dann wieder folgen lichte Sumpfwälder. Ausgedehnte, schütterte Baumbestände wechseln mit Stangengehölzen und Buschwerk oder weiten Lichtungen. Moore und Sümpfe unterbrechen den Wald. Auch ein Waldbrand hat ein Loch in den Wald gefressen. Nur selten lichtet sich der Wald, um einer menschlichen Siedlung Platz zu machen. Blockhäuschen mit Schindeldächern. Grau und braun sind diese Katen, wie die Farbe des Waldes und der Erde. Sie heben sich kaum von der Umgebung ab. Bescheiden ducken sich diese Dörfchen mit ihren spärlichen Ackerflächen zwischen den allmächtigen Wald. Es gibt aber auch größere Dörfer, die inmitten großer Rodungsflächen liegen und ausgedehnte Ackerflächen besitzen. Hier hat der Mensch den Kampf mit dem Wald aufgenommen, hat ihn in weitem Umkreis gerodet und große Felder geschaffen, über die Pferdepflüge und Traktoren ihre Furchen ziehen.

Im großen und ganzen aber ist es ein unerfreuliches, schwer zugängliches Gebiet, in dessen endlosen Wäldern sich zahlreiche Partisanenbanden versteckt halten und unsere Nachschubwege bedrohen. Daher ist der Wald rechts und links der Bahnleise stellenweise bis zu einhundert Meter Breite niedergeschlagen, um Sabotagetrupps die Annäherung zu erschweren. Außerdem liegen an der ganzen Strecke entlang in größeren Abständen Bunker und Stützpunkte mit deutschen Besatzungen, die dann Patrouillen an den Gleisen entlang schicken. Darüber hinaus stehen an besonders gefährdeten Stellen noch russische Zivilisten als Doppelposten in zweihundert Metern Abstand, auf die aber sicher kein Verlass ist. Alle diese Maßnahmen haben aber wenig Erfolg, denn die Waggontrümmer, an denen wir immer wieder vorbeifahren, zeugen von zahlreichen gelungenen Sabotageakten.

Wir befinden uns hundert Kilometer ostwärts von Minsk. Der Zug schleicht mit der vorgeschriebenen Geschwindigkeit von nur 4 km/h durch den Wald. Der Morgen graut, aber alles schläft noch, als der Zug plötzlich von zwei gewaltigen Stößen gerüttelt wird. Ich springe auf, reiße die Abteiltür auf und blicke am Zug entlang. Überall springen schon Soldaten heraus und rennen über den Kahlschlag zum Waldrand hinüber, um zu sichern. Ich laufe am Zug entlang nach vorn und sehe nun die ganze Schweinerei: Der Zug ist auf **Minen gelaufen!** Die Lok ist die Böschung hinuntergestürzt, liegt auf der Seite und bläst zischend und pfeifend Dampf ab. Es hört sich an wie das Röcheln eines Urtieres. Lokführer und Heizer sind unverletzt, sie konnten rechtzeitig abspringen und stehen nun mit geschultertem Karabiner vor ihrer umgestürzten Lok. Auch die beiden vordersten Waggon sind umgekippt. In beiden Wagen sind Pferde, die sich unbegreiflicherweise völlig ruhig verhalten. Sie waren alle unverletzt. In der Mitte des Zuges sind zwei Mannschaftswagen ineinander geschoben. Sie haben sich aufgebäumt und sind dann zur Seite gekippt, so dass sie wie ein Dreieck auf den Schienen liegen. Hier hat es einen Toten und drei Verletzte gegeben. Der Tote ist Sudetenländer. Die russischen Streckenwächter stehen gleichgültig dabei. Wenn man ihnen Vorwürfe macht, zucken sie nur mit den Schultern. Seit der Explosion sind keine drei Minuten vergangen. Unsere „Sicherungstrupps“ haben den Waldrand erreicht. Da bietet sich wieder ein Bild, das typisch ist für den Leichtsinn der Landser: Am ganzen Waldrand entlang hocken sie in langer Kette mit heruntergelassenen Hosen. Für sie existieren weder Partisanen noch Überfallgefahr. Das „Geschäft“ ist wichtiger.

Ich höre vom Lokführer, dass ein Hilfszug aus Minsk angefordert ist. Bis zu seinem Eintreffen können aber zwei bis drei Stunden vergehen. Wir beginnen nun sofort mit der Befreiung der Pferde. Die Tiere verhalten sich geradezu vernünftig, so dass wir sie alle in kurzer Zeit unverletzt befreit haben. Dann holen wir das Gepäck aus den zerstörten Mannschaftswagen. Nach einiger Zeit trifft auch schon der

---

*Aufgrund der Beschreibung kommen nur die beiden letzten in Frage. Wegen des Umwegs bei Nr. 5 ist Nr. 4 die wahrscheinlichste.*

Hilfszug ein. Der bullige Traktor des Hilfszuges wird vor die Lok gekoppelt, springt mit brummendem Motor an und zieht die Lok wie ein Spielzeug von der Böschung herunter. Dasselbe macht er mit den Waggons, und nach kurzer Zeit ist alles weggeräumt. Dann setzt sich eine Ersatzlok vor den Zug, und um 12 Uhr mittags rollen wir weiter.<sup>296</sup>

Der Partisanenkrieg ist fast ein Kampf gegen Windmühlenflügel. Diese Partisanen sind fanatische, brutale, für den Heckenkrieg besonders geschulte Feinde. Sie sind weit gefährlicher als die Soldaten der Roten Armee. Erschwerend für uns kommt hinzu, dass sie als Zivilisten ja gut „getarnt“ sind, dass sie in den endlosen, oft sumpfigen Wäldern, die sie gut kennen, kaum zu fassen sind, und dass uns diese Methoden des hinterhältigen Heckenkrieges unbekannt sind und uns auch wesensmäßig nicht liegen. Der Russe ist aber durch Charakter, Erfahrung und Ortskenntnis ein Meister auf diesem Gebiet.

Bald haben wir **Minsk** erreicht. Hier wird das ganze Ereignis nochmals mit dem deutschen Bahnpersonal besprochen, das auf diesem Gebiet schon allerhand erlebt hat. Einer von ihnen trägt ein Ordensband, das wir noch nicht gesehen haben: Die Medaille für die Winterschlacht im Osten 1941/42. Die bekommt jeder, der im Winter 1941/42 in Russland war. Die Eisenbahner haben sie schon, wir Frontkämpfer noch nicht.<sup>297</sup>

Der Güterbahnhof von Minsk wird im Süden von einer fast zwanzig Meter hohen steilen Böschung begrenzt. Oben liegt eine Siedlung, deren Häuser bis fast an den Steilrand heranreichen. Da wir wegen des Lokwechsels noch Zeit haben, klettern wir die Böschung hinauf und können von hier das ganze umfangreiche Gelände des Güterbahnhofs übersehen.

Weiter geht's. Die nächste große Station ist **Baranowitschi**. Wir nähern uns dem polnischen Siedlungsgebiet. Das Landschaftsbild beginnt sich merklich zu verändern. Wir rollen aus dem Waldgebiet allmählich in offenere Landschaften. Das Ackerland gewinnt an Ausdehnung. Aber es sind nicht mehr die eintönigen, unübersehbaren Riesenfelder Russlands, sondern kleinere Äcker, die rechtwinklig aneinander gefügt sind. Oft sind sie lang und schmal wie Handtücher. Weideflächen und grüne Wiesen wechseln mit braunen Ackerfluren ab. Wohl dehnen sich noch riesige Wälder, aber das Land zeigt schon eine stärkere Gliederung. Es ist vielfältiger bebaut. Die Dörfer werden zahlreicher. Die Straßen sind schon häufiger gepflastert. Sie werden beiderseits von Baumreihen flankiert und beleben das Landschaftsbild. Die Menschen treten häufiger in Erscheinung. Die Mädchen tragen Schleifen, und die Frauen Kämme im Haar. Menschen und Landschaft haben sich geändert. Aus der Naturlandschaft der russischen Waldwildnis kommen wir in polnisches Kulturgebiet.

Rastlos rollen unsere Räder. Ihr Rattern und Stampfen klingt uns wie Musik. Es geht westwärts! Vor **Warschau** müssen wir eine Zeit lang halten, und dann fahren wir durch die schönen westlichen Vororte der Stadt, von den polnischen Mädchen teils kalt ignoriert, teils mit freundlichem Winken begrüßt.

Wir haben deutschen Reichsboden erreicht. Langsam rollt der lange Zug in den kleinen Güterbahnhof ein und hält dann mit einem leisen Ruck. Wir stehen in **Neuhammer**/Schlesien<sup>298</sup>. Ich steige aus und setze meinen Fuß betont und nachdrücklich auf den Boden. Nach langer und gefährlicher Zeit stehe ich wieder auf deutscher Heimaterde. Es ist ein unaussprechlich herrliches Gefühl. Die Seele singt und jubelt. Heimat ist Geborgenheit.

Es wird allerlei gemunkelt. Wir sollen erst mal hier bleiben, wir sollen gleich nach Frankreich. Aber niemand weiß etwas Genaues. Jedenfalls schickt man erst einmal einen ganzen Schwarm von Soldaten in den Urlaub, gleich von der Rampe weg. Nach einer Stunde sind alle verschwunden.

Ich gehe zunächst einmal auf die Suche nach einem Telefon, denn ich will zuhause anrufen. Neben dem Bahnhofsgelände liegt ein großes Sägewerk, in dessen Büro ich eintrete. Hier ist ein Telefon, das mir bereitwillig zur Verfügung gestellt wird. Ich melde ein Ferngespräch nach Berlin an, und zwanzig Minuten später klingelt es. Ich nehme den Hörer ab und melde mich. Und dann antwortet in der Muschel die vertraute Stimme meiner lieben Mutter. Sie ist gewaltig überrascht und hocherfreut. Ich erzähle ihr

---

<sup>296</sup> Die Gegend zwischen **Bobruisk** und **Minsk** war als „Partisanenwald“ berüchtigt (Benary S. 107).

<sup>297</sup> Die Verleihung ist mit Datum 25.07.1942 im Soldbuch eingetragen. Da der Autor bis hierher noch nichts davon erwähnt, zeigt, dass der Eintrag zurückdatiert wurde, vielleicht aufgrund einer Verleihungsliste des Regiments. Das könnte auch erklären, warum der Eintrag „Ostmedaille I.R.477“ lautet.

<sup>298</sup> mit Sicherheit ist der **Truppenübungsplatz Neuhammer** (bei Neuhammer am Queis) gemeint, der auf der Ostseite einen kleinen Rangierbahnhof besitzt

ganz kurz, wo ich bin, und dass ich wohl bald in Urlaub kommen werde. Dann hänge ich ein, damit es nicht so teuer wird<sup>299</sup>, wenn man mich schon freundlicherweise umsonst telefonieren lässt.

## 4. Teil Küstenschutz in Frankreich

### Ankunft und erster Urlaub

Vom 13.8.–14.9.1942<sup>300</sup> sind wir auf dem **Truppenübungsplatz Mailly le Camp** untergebracht. Das Lager ist wie alle seiner Art: Neben dem Truppenübungsgelände liegt das Barackenlager, und gleich neben diesem befindet sich der eigentliche Ort, in dem es von Soldaten wimmelt. Fast jedes Haus hat eine Kneipe, aus deren offenen Türen der Lärm der zechenden Soldaten dringt. In allen diesen Kneipen dasselbe Bild: Auf den Tischen stehen Batterien von Weinflaschen in kleinen Weinlachen. Auch der Fußboden ist stellenweise von Weinpfüten benetzt. Sämtliche Plätze sind von übermütigen Landsern besetzt, die ihrer Freude über den ost-westlichen Frontwechsel in lauten Scherzen Ausdruck geben. Ich hoffe nur, dass die ansässigen Franzosen solche Szenen auch von ihren Soldaten gewöhnt sind, sonst könnten sie glauben, die Hunnen seien eingefallen. Zwar besteht Geheimhaltungsbefehl über unsere Herkunft, und die Landser sagen es auch nicht, aber überall fliegen russische Wortfetzen durch den Raum. Die Landser bestellen kein Bier, sondern „Piwo“, und die kessen französischen Kellnerinnen quittieren prompt mit „karascho, Towarischtsch!“<sup>301</sup>

Alle Soldaten, die ich auf der Straße treffe, tragen eine Tüte mit Weintrauben im Arm und spazieren gemütlich schmatzend durch die Straßen. Einem Offizier mit allzu trockener Vorschriftengesinnung ging das doch etwas zu weit. Er hielt einen Landser an, ließ ihn aber nach kurzer Belehrung wieder weiterziehen.

Ich trete in den Eingang eines kleinen Saales, aus dem Lachen und Johlen dringt. Es ist offenbar ein kleiner Tanzsaal, in dem sich auch ein Ausschank befindet. Hinter der Theke steht eine recht füllige „Mutter“, die Getränke ausgibt. Vor der Theke steht eine lange Reihe von Bänken, auf der dicht gedrängt Landser neben Landser sitzt. Von Zeit zu Zeit öffnet sich eine Tür neben der Theke, aus der dann ein Mädchen heraustritt, sich den am nächsten sitzenden Landser schnappt und mit ihm wieder in der Tür verschwindet. Die Reihe rückt dann auf. Eines dieser Mädchen ist schon älter und ziemlich hässlich. Natürlich möchte niemand zu ihr. Wenn nun aber derjenige Landser, der vorn gerade „an der Reihe“ ist, von dieser Hässlichen abgeholt wird, dann jöhlt die schadenfrohe Meute vor Vergnügen. Ich beobachte dieses billige Vergnügen eine Weile und gehe dann wieder.

30.08.1942.<sup>302</sup> Ich fahre in Urlaub. Das erste Mal nach eineinhalb Jahren! Und was liegt alles dazwischen: Kämpfe und Schlachten, Todesgefahr, glühende Hitze und eisige Kälte, Tage und Nächte ohne Schlaf, Zittern und Siegesjubiläum, Versagen und Sieg über den „inneren Schweinehund“. Da der Urlaub überraschend erteilt wurde, konnte ich diesmal nur einen Korb Weintrauben mitnehmen. Nur die Erlaubnis zum Tragen der Ostmedaille wird mir noch ausgestellt.<sup>303</sup> Mein erster Urlaub als Frontkämpfer. Und so fahre ich meiner Heimatstadt entgegen, dekoriert mit dem EK II, dem silbernen Infanteriesturmabzeichen und der Ostmedaille auf dem Papier (**Foto**).

Ich genieße den Urlaub und das Wiedersehen mit Eltern und Bekannten. Trude, meine Juister Urlaubsgefährtin, kommt sogar aus Pforzheim angereist. Zum meiner und meiner Eltern Freude und

---

<sup>299</sup> Eine lebenslange Unart meines Vaters, der sogar seltene, fast nur Weihnachten stattfindende Ferngespräche mit seinem Bruder abbrach, „damit es nicht so teuer wird.“

<sup>300</sup> Ab dem 22.08.1942 erfolgte die Verlegung in den Raum Chateaulin–Ostteil H.I. Crozon–Landerneau–Landivisieau (Benary S. 108); das I.R. 477 verlegte offenbar erst, während der Autor in Urlaub war, d. h. nach dem 30.08., aber weit vor dem 14.09.

<sup>301</sup> Пиво, Bier; хорошо, товарищ, sehr wohl, Kamerad!

<sup>302</sup> **Soldbuch S. 23**

<sup>303</sup> Die Verleihung ist mit Datum 25.07.1942 ins **Soldbuch** eingetragen. Die auf diesen Seiten geschilderten Umstände zeigen wiederum, dass der Soldbucheintrag zurückdatiert wurde.

Überraschung kommt nach acht Tagen zufällig auch mein Bruder noch in Urlaub. Er steht als Wachtmeister (Feldwebel) bei einer Flak-Einheit in Russland.

Urlaubsende. Rückfahrt zur Truppe.<sup>304</sup> In **Troyes** muss ich umsteigen, kann aber erst am nächsten Tag weiterfahren. Ich belege also einen Platz im Wehrmachtsübernachtungsheim und mache dann noch einen Stadtbummel. Auf einem großen Platz ist Rummel mit Luftschaukel, Karussell, Schießbuden und Musik, durch die ich angelockt worden war. Zwischen den Buden und Zelten wimmelt es von französischer Jugend und deutschen Soldaten. Auch Gilberte Müller ist da, Französin mit flachsblohem Haar und blauen Augen. Wahrscheinlich elsässischer Abstammung. Dieser Farbkombination bei einem Mädchen kann ich nicht widerstehen. Wir gehen zu ihren Eltern in die Wohnung und bleiben dann bis zum Einbruch der Dunkelheit zusammen. Es ist stockdunkel und neblig, als ich mich von ihr verabschiede und dann an einem Kanal entlang zum Übernachtungsheim pirsche.

In *NN*<sup>305</sup> muss ich nochmals aussteigen, um mich bei der Leitstelle nach dem jetzigen Standort meines Bataillons zu erkundigen. Durch meinen Zwangsaufenthalt in Troyes hatte ich meine Marschverpflegung aufgezehrt und spürte nun einen Bärenhunger. Im Wehrmachtsheim bekam ich nichts mehr, weil die Marschverpflegungsstelle schon geschlossen hatte. (Diese elende Etappenbürokratie!) Es war inzwischen dunkel geworden, und ich beschloss, mir zunächst ein Nachtquartier zu suchen. Während ich so durch die Gegend streune, komme ich an einer Baracke vorbei, in deren erleuchteten Stuben ich Landser sitzen sehe. Ich gehe hinein und frage, ob sie vielleicht ein Bett für mich frei hätten. Sie luden mich gleich zum Sitzen ein, und bald war ein lebhaftes Gespräch im Gange. Als ich ihnen von meinem Hunger erzählte, gingen sie an ihre Spinde und holten heraus, was sie gerade noch so übrig hatten: Halbe Kommissbrote und ellenlange Würste. Ich war nämlich bei einem Schlachtereizug gelandet!

Nachdem ich am andern Morgen den Standort meines Bataillons erfahren hatte, fuhr ich mit dem Zug weiter und steige in *NN*<sup>306</sup> aus, wo ich Feldwebel Nadler gerade noch mit dem Gegenzug vorbeifahren sehe.<sup>307</sup> Er fährt in Urlaub. Nach längerem Fußmarsch erreiche ich dann **Pont Neuf**<sup>308</sup>, einen kleinen Ort, in dem meine Kompanie liegt.

Ich wohne in einem richtigen Schlafzimmer. Nebenan wohnt eine junge Frau, deren Mann in deutscher Gefangenschaft ist. Sie hat gerade Nachricht von ihm bekommen, dass mit seiner baldigen Heimkehr zu rechnen ist. Die junge Frau ist glücklich und meint, wenn die Deutschen **das** täten, wäre es eine sehr menschenfreundliche Geste. Der Mann kam tatsächlich einige Tage später nach Hause. Wenn ich recht unterrichtet bin, sollte diese Entlassung als Dank dafür erfolgen, dass sich die französische Bevölkerung bei dem **britischen Landeversuch in Dieppe** so korrekt neutral verhalten hatte.

Heute wird mir auf der Schreibstube die **Ostmedaille** mit Verleihungsurkunde<sup>309</sup> offiziell überreicht. Eigentlich heißt sie „Medaille für die Winterschlacht im Osten 1941/42, im Kampf gegen den Bolschewismus“. Im einfachen Sprachgebrauch „Ostmedaille“ und im schnoddrigen Landserjargon „Gefrierfleisch-Orden“.

Wir machen wöchentlich eine Kompanieübung und alle zwei Wochen eine Bataillonsübung. Da es hier viel regnet, werden wir dabei meist tüchtig nass. Vor allem die Bataillonsübungen sind bisher alle verregnet. Bei einer dieser Übungen wurde ich vom Bataillonsführer<sup>310</sup> mit der Führung der MG-Kompanie beauftragt. Schon während des Anmarsches bekam ich vom Bataillonsführer einen

---

<sup>304</sup> Der Autor wollte offenbar über Troyes nach Mailly-le-Camp, weil er nicht wusste, dass das Regiment inzwischen in die Bretagne verlegt worden war. Direkt in die Bretagne wäre er nicht über Troyes gefahren. Für diese Fahrt musste er gute 24 Stunden einplanen. Um am 14. zu Dienstbeginn zu erscheinen (falls das auch damals die Regel war), musste er also am 12. abends oder am 13. frühmorgens in Berlin abfahren. Aus dem 14. Verzeichnis der SF-Züge ergeben sich keine weiteren Anhaltspunkte. Die Daten bleiben unsicher.

<sup>305</sup> Am ehesten kommt **Le Mans** in Frage, wo der vermutlich benutzte Zug um 23:21 Uhr eintraf.

<sup>306</sup> vermutlich **Landivisiau**, eventuell auch **Landerneau**, vgl. folgende Fußnote

<sup>307</sup> Gem. 14. Verzeichnis der SF-Züge könnte diese Begegnung in Landerneau nur stattgefunden haben, wenn der Autor keinen SF-Zug benutzt hat, ansonsten vielleicht schon vorher in Le Mans oder Bar-le-Duc.

<sup>308</sup> Es gibt viele Orte bzw. Ortsteile des Namens „Pont Neuf“. Der wahrscheinlichste liegt **bei Loclémar** südlich von Landivisiau, zwei weitere **bei Ploudaniel** nördlich von Landerneau, damit streng genommen bereits außerhalb des Unterbringungsraums der Division, der gem. Benary S. 108 von Landerneau und Landivisiau begrenzt wird. Alle anderen sind zu weit außerhalb. Sonderzüge für Fronturlauber (SF-Züge) hielten aber offenbar nicht in Landivisiau. Wenn der Autor andere Züge benutzte, ist die Reise überhaupt nicht mehr nachvollziehbar.

<sup>309</sup> Die noch vorhandene Urkunde wurde erst am 21.08.1943 im Reservelazarett Bad Schandau ausgestellt.

<sup>310</sup> Weiter unten wird sein Name mit Hauptmann Glaser angegeben.



fürchterlichen Anpfeiff, weil die Spaten an den Fahrzeugen nicht geputzt waren. Etwas Besseres war ihm nicht eingefallen. Er sucht krampfhaft einen Grund, mich abzukanzeln. Abends saßen wir dann alle wieder friedlich beisammen, als das Abendessen im Kasino beendet war. (Als OA-Feldwebel war ich bei vielen dienstlichen und außerdienstlichen Gelegenheiten mit dem Offizierskorps zusammen.) Aber mein Kompanieführer Max Müller konnte es sich nicht verkneifen, zu meinem Trost und zum Ärger des Bataillonsführers eine anzügliche Bemerkung wegen der Spaten zu machen. „Siehst Du“, sagte er zu mir, „ein Bataillonsführer kann auch nicht alles zugleich überschauen, deshalb nimmt er sich bei der Besichtigung heute die MGs und morgen die Spaten vor. Irgendetwas findet er dann immer zu kritisieren. So macht man das nämlich!“ Und dann grinst er ganz spitzbübisch. Der Batailloner<sup>311</sup> sagt kein Wort.

Bei der nächsten Übung bekommt der Batailloner vom General eine geharnischte Standpauke, weil die Bereitstellung nicht geklappt hat.

Bei der dritten Übung hat mich der Bataillonsführer wieder beim Wickel. Auf einem Hügel drückt er mir eine Karte in die Hand und verlangt eine Lagebeurteilung. Ich absolviere diese Aufgabe ganz schulmäßig, und er findet keinen Anhaltspunkt für eine Kritik. Er hatte nämlich den Fehler gemacht, seinen Adjutanten in seine Absicht einzuweihen, mich zu prüfen. Der Adju, der mich gut leiden mag, hatte daraufhin nichts Eiligeres zu tun, als mich über diese Absicht zu informieren.

Der Bataillonsadjutant, Leutnant Gawletta<sup>312</sup>, ist erst kürzlich zu uns gekommen. Er ist groß, schlank, blond und von Beruf katholischer Theologiestudent.

Wir haben eine zweitägige Regimentsübung hinter uns. Kriegsmäßiger Flussübergang und Bildung eines Brückenkopfes. Es regnete natürlich wieder. Nach dem Flussübergang stärkten wir uns erst mal mit umgehängter Zeltbahn an der Feldküche mit einer Erbsensuppe. Die Übungen dienen u. a. natürlich auch der Schulung der Führer und Unterführer. Wenn ich es rückschauend bedenke, dann haben sie auch mich dabei ganz schön unter die Lupe genommen.

Einer unserer Offiziere erzählte mir, dass im Offizierskorps des Bataillons meine Beförderung zum Leutnant erörtert worden ist. Auch dieser Offizier ist neu im Bataillon, ein sehr junger, aus der **HJ** hervorgegangener Leutnant von offenem, freundlichem Wesen. Ich erfahre von ihm, dass der Bataillonsführer gegen meine Beförderung ist, während sich alle anderen Offiziere ausnahmslos für mich eingesetzt hatten. Ganz besonders energisch haben sich mein Kompanieführer Max Müller und der Bataillonsadjutant für mich ausgesprochen.

Soeben erzählt mir *jener* Leutnant wieder: „Heute nachmittag hat es Ihretwegen beim Bataillon wieder fürchterlichen Krach gegeben. Es sind harte Worte dabei gefallen!“

Heute sind wir kurz vor dem Mittagessen im Zimmer versammelt. Ich stehe am Fenster und blicke gedankenverloren hinaus. Die anderen Offiziere stehen in Gruppen im Zimmer herum. Da tritt Max Müller an mich heran, klopft mir auf die Schulter und sagt unvermittelt: „Herbert, bist doch ein prima Kerl!“ Ich war so überrascht, dass ich gar nichts zu antworten wusste und ihn nur blöde anlächelte. Natürlich war ich sehr erfreut über diese spontane Sympathiebezeugung, aber es war typisch für mich, dass ich nicht einmal ein paar freundliche Worte der Erwiderung fand, in meinem Mangel an spontaner Reaktionsfähigkeit.

Heute hatte ich zufällig Gelegenheit, einen Blick in meine Personalakte zu werfen. Sie lag – absichtlich? – offen auf dem Tisch der Kompanieschreibstube. Ich lese meine Beurteilung: „... anständig... als Zugführer im Angriff bewährt... zeigt Umsicht und Entschlossenheit in der Abwehr...“ Mehr habe ich leider nicht behalten, aber es stand nur Positives drin.

Es ist die Zeit der Obstreife. Das Fallobst liegt massenweise in den Gärten und auf den Wegen. Mein Bursche hat einen ganzen Waschkübel voll gesammelt, so dass wir immer Obst im Hause haben. Kürzlich ging ich an einem Garten vorbei, in dem einige Franzosen gerade bei der Obsternte waren. Da winkt mir ein altes Mütterchen, stehen zu bleiben. Dann kommt sie an den Zaun und drückt mir einen ganz besonders schönen Apfel in die Hand. Ich bedanke mich sehr herzlich und bin über diese symbolhafte Geste mehr erfreut als über den Apfel.

---

<sup>311</sup> *landerssprachlich für Bataillonsführer oder Bataillonskommandeur*

<sup>312</sup> *gem. Gräbersuche online und Vita des U-Bootskommandanten und späteren Benediktinerpaters Gabriel, Leo Maria Gawletta zweifellos dessen älterer Bruder Alban Gawletta*

Auf meinen Gängen durch den Ort komme ich öfter an einem Garten vorbei, in dem eine junge, sehr chic gekleidete Frau lesend in einem Liegestuhl ruht. Eines Tages gehe ich durch den Vorgarten einfach zu ihr hin und beginne unter einem Vorwand ein Gespräch. Ich erfahre, dass sie aus **Paris** ist und hier ihren Urlaub verbringt. Hübsch ist sie übrigens gar nicht, und deshalb beschränke ich mich auf Konversation.

## Küstenschutz in der Bretagne

Wir werden verlegt.<sup>313</sup> Während das marschfertige Bataillon auf der Straße antritt, verabschiede ich mich noch schnell bei meinem Nachbarn, einem Gemüsehändler. Die Tochter des Hauses ist im Keller. Ich treffe sie zwischen Obstkörben und Gemüsebergen. Meine Zeit ist knapp. Der Abschied ist deshalb verhältnismäßig kurz, aber überraschend intensiv. Als wir uns trennen, sagt sie: „Vous êtes formidable!“<sup>314</sup> Ich laufe auf die Straße zurück und besteige mein Pferd. Ich bin etwas müde und daher froh, dass ich nicht marschieren muss.

Wir werden zum Küstenschutz eingesetzt und übernehmen einen Abschnitt an der Kanalküste. Wir erreichen **Lannion**. Der Ort liegt ca. acht Kilometer von der Küste entfernt und hat die Größe einer Mittelstadt. Die Schützenkompanien mit den ihnen unterstellten Zügen der MG-Kompanie marschieren weiter zur Küste, während der Bataillonsstab mit Teilen der MG-Kompanie in Lannion bleibt. Ich bin als **Ordonnanz-Offizier** zum Bataillon kommandiert, mache Dienst beim Stab und wohne mit den Offizieren in einem Hotel neben dem Bahnhof. Diese Kommandierung ist ein ziemlich sicheres Zeichen dafür, dass ich zur Beförderung eingereicht bin.

Mein Dienst besteht in der Kontrolle fast aller Abteilungen des Bataillons. Mein täglicher Rundgang beginnt beim Bataillonsgeschäftszimmer und geht dann zu den Unterkünften der MG-Kompanie, der Fahrer, zur Schmiede, zu den Fahrzeugen und weiteren Stellen. Da die einzelnen Abteilungen in der ganzen Stadt verteilt sind, komme ich auf meinen Rundgängen durch die ganze Stadt. Ich verbinde meine dienstlichen Wege mit privaten Spaziergängen und lerne die Stadt und einige Leute kennen.

Da unserem Bataillon hier in der Stadt im Ernstfall auch gewisse Verteidigungsaufgaben zufallen, muss der Ausbau von Verteidigungsstellungen geplant und vorbereitet werden. Auch für diese Aufgaben bin ich verantwortlich. So suche ich also an allen strategisch wichtigen Punkten der Stadt, an Eckhäusern, in der Nähe der Brücken und anderswo nach günstigen Feuerstellungen.

Meine Einkäufe mache ich immer in einer Kolonialwarenhandlung, deren Besitzer, ein älteres Ehepaar mit einer erwachsenen Tochter, aus dem Elsass stammen. Ich unterhalte mich öfter mit ihnen, und sie sind dankbar für mein Interesse an ihren Erzählungen. Sie stecken mir öfter mal etwas Essbares zu von Dingen, die schon selten zu haben sind, denn die Ernährungslage ist auch hier nicht rosig.

Kürzlich war ich bei einem Schneidermeister, dessen Frau unter der Hand mit Schokolade handelt. Ich hatte das irgendwie erfahren und war mal hingegangen. Als ich das Ladengeschäft betrat, erschien die Tochter. Mit dieser zierlichen kleinen Jeannine über Schokolade zu reden, schien mir zu banal. Wir unterhielten uns über andere Themen. Ich wiederholte von nun an meine Besuche, bis ich in die Wohnung gebeten wurde, zu der eine Treppe vom Geschäft direkt ins erste Stockwerk führte. Im Laufe der Zeit habe ich dann öfter Schokolade bekommen, und zwar waren es immer dicke ½-Pfund-Tafeln. Im freien Handel gab es so etwas überhaupt nicht mehr. Als Gegengabe erhielt die Frau von mir Taschenlampenbatterien, die es ebenfalls nirgends mehr gab.

Eines Tages zeigte mir die 17-jährige Jeannine ein Foto der Familie mit einem deutschen-Soldaten. Ich erkenne in dem Soldaten einen Studienkameraden aus Berlin, mit dem ich einige Ausbildungssemester als Sportphilologe und gemeinsam das zweite Referendarjahr an der Menzel-Schule in Berlin-Tiergarten absolviert habe.

Auf meinen Dienstwegen treffe ich öfter eine junge Frau, die ihr Baby im Kinderwagen spazieren fährt. Eines Tages grüße ich sie und spreche sie an. Von nun an haben wir uns immer eine Weile unterhalten, wenn wir uns begegnen. Inzwischen habe ich gesehen, wo sie wohnt. Als ich ihr dann aber eines Tages

---

<sup>313</sup> vom 20. bis 30.10.1942 gem. Benary S. 110 und KTB AOK 7 Frame 000166–000190

<sup>314</sup> Sie sind wunderbar/großartig/sensationell!

bis fast vor die Wohnungstür entgegenkam, wurde sie böse. Das wollte sie absolut nicht haben. Ich hätte es mir denken können.

Gerade will ich das Haus verlassen, treffe ich einen ehemaligen Kompanieangehörigen aus Russland. Er ist jetzt bei einer Verpflegungsstelle tätig, die hier im Erdgeschoß des Hauses untergebracht ist. Ich gehe mit dem Soldaten hinein, unterhalte mich eine Weile mit ihm und ziehe dann mit einem anständigen Ende Wurst wieder ab.

In dem hiesigen Gefängnis ist auch unser Wehrmachtsgefängnis untergebracht. Dessen Personal untersteht ebenfalls meiner Kontrolle. Bei einem Inspektionsgang treffe ich auf dem Flur einige französische Frauen, die hier arbeiten. Da ich jede Gelegenheit zum Französisch-Sprechen wahrnehme, spreche ich sie an und höre, dass eine von ihnen bei der AEG in meinem Geburtsort Berlin-Oberschöneweide gearbeitet hat. Das gab natürlich Stoff für weitere Unterhaltung in ihrer Wohnung. —

Unsere Hotelwirtin ist sehr nett, aber ich bekomme sie selten zu sehen. Nur mit dem Zimmermädchen, das in Max Müllers Burschen verliebt ist, habe ich gelegentlich ein paar Worte gewechselt.

Es ist frisches, kühles Herbstwetter. Da Kohlen knapp sind, wird noch nicht geheizt. Mein Zimmer ist daher nicht gerade gemütlich. Mir macht das nichts aus, aber das Zimmermädchen, das ich gerade zu einem außerdienstlichen Besuch empfangen hatte, ist gleich wieder gegangen. Weidmannspech. —

Der Bataillonsführer, Hauptmann Glaser, ist zum Major befördert worden. Er freut sich mächtig und gibt ein Festessen für die Offiziere des Bataillonsstabes. Als Ordonnanzoffizier gehöre ich dazu, obgleich ich erst Feldwebel bin. Ich sitze neben dem Kommandeur. Da bemerkt er, dass ich Linkshänder bin. Da hat er wieder einen Grund, etwas an mir zu bemängeln. Er befiehlt mir, das Messer in die rechte Hand zu nehmen.<sup>315</sup> Befehl ist Befehl, und ich beginne, das Bratenstück herzhaft und furchtlos mit der rechten Hand durchzusäbeln. Da rutscht es mir unter dem Messer weg und plumpst dem Kommandeur auf den nagelneuen Majorsrock. Der Fettfleck ist echt, denn die Bratensauce ist aus echter zerlassener Butter hergestellt. Die anderen Offiziere beugen sich über ihre Teller. Sie gönnen es dem Major, denn sie können ihn alle nicht leiden. Andererseits sind sie froh, dass es ihnen nicht passiert ist. Mir ist die Situation natürlich peinlich, und ich entschuldige mich, obgleich auch ich dem beklecksten Rock keine Träne nachweine. Der Kommandeur sagt nur: „Das kann mal passieren“, und dann schweigt er sich aus. Vielleicht überlegt er sich mal, ob er in Zukunft solche dämlichen Befehle lieber unterlässt. Er hat dauernd etwas an mir auszusetzen. Einmal hat er mich angemeckert, weil meine Mütze zu schief saß.

Der Kommandeur wohnt nicht mit uns im Hotel, sondern in einem Privathaus. Dort ist einer der Räume zu einem bescheidenen Kasino umgestaltet, in dem wir auch jetzt wieder zusammensitzen. Der Major ist überglücklich über seine Beförderung, „Das habe ich mir immer gewünscht. Bis zum Major wollte ich es noch bringen“, erzählt er. Die Offiziere nützen die gehobene Stimmung des Majors aus, um ihm ein kleines Geheimnis zu entlocken, nämlich Maxens Beförderung zum Oberleutnant. Nach einigem Zögern gesteht der Kommandeur, dass sie perfekt sei. Da löst unser Bataillonsarzt, der mit Max besonders gut befreundet ist, einen seiner Sterne von seinem Schulterstück und heftet *ihn* bei Max an.

Der Major kann seine Herkunft doch nicht verleugnen. Auch er, obgleich von bäuerlicher Herkunft, hat ja als 12-Ender in der Reichswehr gedient, und als alter aktiver Berufsfeldwebel ist er mit den Geschäften eines Hauptfeldwebels gut vertraut. Nun macht er sämtliche Schreibstuben des Bataillons durch dauernde Kontrollen unsicher. Er hat sich daher zur Zeit den Spitznamen „Bataillonsspieß“ eingehandelt. Seine Spitznamen wechseln aber häufig.

Jetzt ist dem Bataillonskommandeur etwas höchst Unangenehmes passiert. In der Wohnung des Kommandeurs ist ein Zimmermädchen beschäftigt, das gleichzeitig auch den Ordonnanzen im Kasino hilft. Eines Tages guckt die Ordonnanz aus reiner Neugierde einmal in die Aktentasche des Mädchens und findet darin den Plan unseres örtlichen Telefonnetzes, der geheim ist. Das Mädchen wird sofort verhaftet, aber auch der Kommandeur bekommt Ärger, denn er hat den Plan in unbegreiflichem Leichtsinn immer offen auf dem Nachttisch liegen, um ihn notfalls nachts gleich zur Hand zu haben. Die Sache läuft für den Kommandeur nur deshalb noch einmal glimpflich ab, weil er beim General „eine gute Nummer“ hat. Immerhin bestätigt die Angelegenheit wieder einmal zwei Tatsachen: 1.) Die geradezu sträfliche Sorglosigkeit der Deutschen gegenüber subversiver Tätigkeit und überhaupt mangelnde Wachsamkeit und mangelndes Misstrauen gegenüber dem Feind. 2.) Auch in Frankreich ist der Widerstand aktiver, als es nach außen hin scheint.

---

<sup>315</sup> „Essen Sie rechts!“ soll er gemäß den mündlichen Berichten des Autors wörtlich gesagt haben.

Die Kompanien, die hier zum Küstenschutz eingesetzt sind, haben ein herrlich ruhiges Leben. Die meisten Stellungen und Quartiere liegen in den Küstenorten, die ja alle Badeorte sind. Die Männer sind in bequemen Pensionen untergebracht, und die Offiziere wohnen geradezu komfortabel in den besten Häusern. Selbst die Bunker und Stellungen außerhalb der Ortschaften liegen in einer romantischen Landschaft auf steilen Klippen hoch über dem Meer oder in den herrlichen Buchten dieser **reichgegliederten Felsenküste**.

Dass wir jedoch den Krieg nicht ganz vergessen, dafür sorgen die französischen Widerstandskämpfer, die immer wieder einmal einen unserer abgelegenen Stützpunkte überfallen. Auch britische Agenten springen hinter der Küste ab. Sie sollen im Falle einer Invasion den Widerstand der französischen Bevölkerung organisieren und Sabotageakte durchführen. Von Zeit zu Zeit finden wir Fallschirme auf den Äckern und Wiesen. Kürzlich ist so ein Agent festgenommen worden. Er hatte sich bei einem Bauern als Knecht getarnt. Kämpfer, Soldaten einer Nation müssen nach internationalem Recht eine entsprechende Uniform tragen, wenn sie als Soldaten behandelt werden wollen. Tun sie es nicht und agitieren in Zivil, müssen sie als Saboteure behandelt werden. Kein Mensch kann es einer kriegführenden Macht verübeln, wenn sie Saboteure und zivile Heckenschützen mit aller Härte bekämpft.

Wir haben heute einen Marinestützpunkt besichtigt, auf dem ein riesiges Funkmess- und Horchgerät steht.<sup>316</sup> Mit diesen Geräten kann man die britischen Flugzeuge bereits sehen, wenn sie drüben starten. So wird uns erzählt. Den Briten sind diese Geräte ein Dorn im Auge. Deshalb hat ein britischer Stoßtrupp bereits einen ähnlichen Stützpunkt überfallen, ein Stück aus dem Gitterwerk eines Horchgerätes herausgeschnitten und mitgenommen.<sup>317</sup> Die Engländer sind geradezu Stoßtruppspezialisten. Sie haben schon mehrere unserer Stützpunkte überfallen.

Einer unserer Feldwebel steckt in einer üblen Affäre. Er gehört zu einem Kommando, das auf einem Marinestützpunkt die französischen Arbeiter überwacht, die dort gewaltige Betonbauten mit Panzerkuppeln für schwere Küstenartillerie installieren. Gestern nun entstand aus ungeklärten Gründen ein Tumult. Ein Kamerad rief dem Feldwebel zu: „Pass auf!“ Der drehte sich blitzschnell um, glaubte zu sehen, dass ein hinter ihm stehender Arbeiter einen Stein in der Hand hatte, riss seine MPi hoch und schoss. Der Arbeiter war auf der Stelle tot. Er ist Vater von vier Kindern. Der deutsche Bauleiter ist empört und will den Feldwebel vor Gericht bringen.

Die Offiziere unserer beiden an der Küste eingesetzten Kompanien geben ein Fest. Das Offizierskorps des Bataillons versammelt sich in der Villa eines der Kompaniechefs. Der Abend beginnt mit einem friedensmäßigen Festessen, das aus acht Gängen besteht. Anschließend setzen wir uns ins Nebenzimmer, wo wir bei munterer Unterhaltung allmählich zu alkoholischen Getränken übergehen. Und dann wird getanzt, denn wir haben auch ein paar französische Mädchen unter uns. Ich sitze neben einer kleinen Französin mit einem pausbackigen Puppengesicht. Max Müller hat sie „Praliné“ getauft. Der Name ist treffend, denn sie sieht wirklich süß und appetitlich aus. Auf der anderen Seite des Mädchens sitzt der Major, der aber aus der Unterhaltung ausscheidet, weil er kein Französisch kann. Einmal äußert er seine Überraschung darüber, dass ich französisch spreche. Ich blicke zu Max herüber, der auch gut französisch spricht. Er zwinkert mir zu, und mit einer wegwerfenden Gebärde zum Kommandeur hin schüttelt er lächelnd den Kopf.

Wir tanzen noch gar nicht lange, als uns eine böse Nachricht stört: **Die Amerikaner sind in Afrika gelandet**. Wir sind mehr verärgert als erschüttert. Es geht nicht mehr vorwärts. Erst **Stalingrad**, jetzt auch die Bedrohung des **Afrikakorps**<sup>318</sup>! Wir wollen uns aber den schönen Abend nicht verderben lassen. Es ist 10 Uhr. Eine Stunde bleiben wir noch zusammen. Dem Kommandeur muss der Abend ausnehmend gut gefallen haben, sonst hätte er ihn schon längst abgebrochen. Aber um 11 Uhr hat er keine Ruhe mehr und gibt das Zeichen zum Aufbruch. Kurz vor unserer Abfahrt kommt noch ein Regimentsbefehl über Sicherheitsmaßnahmen gegen Sabotageakte oder Überfälle der Widerstandskämpfer. Ich werde gleich

---

<sup>316</sup> davon gab es sehr viele, s. **Funkmeß-Stellungen/-Anlagen**, wobei sich **Flugabwehreinheiten der Marine** nicht in der nächsten Nähe befanden

<sup>317</sup> **Operation BITING** gegen die Funkmessstellung bei **Bruneval am Cap d'Antifer** vom 27./28. Februar 1942 (Karl Ries: *Luftwaffe Photo-Report 1919-1945*, Motorbuch Verlag Stuttgart 1984, S. 198; Otto Karl Hoffmann: *Ln - Die Geschichte der Luftnachrichtentruppe*, Band II, Kurt Vowinkel Verlag, Neckargemünd 1973, S. 46ff; **Dokumentar-Video „The Bruneval Raid“**)

<sup>318</sup> Der Begriff steht umgangssprachlich für alle deutschen Einheiten der **Deutsch-Italienischen Panzerarmee**.



zur Weiterleitung der Befehle eingesetzt, steige in den bereitstehenden Wagen und brause, die entsicherte Pistole in der Hand, durch die Nacht nach Lannion zurück. Es ist der 8.11.42.

Die französische Zivilbevölkerung verhält sich uns Deutschen gegenüber neutral, wenn nicht sogar freundlich. Aber öffentlich zeigen sie das nie. Jeannine, die Tochter des Schneiders, sieht mich auf der Straße überhaupt nicht an, aber zuhause küsst sie mich. Aber das darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Franzosen von einem tiefen Nationalstolz beseelt sind und uns im Grunde ihres Herzens zum Teufel wünschen.

Dienstags ist Markttag. Da gehe ich immer hin, schlendere von Stand zu Stand, höre dem Feilschen und Anpreisen der Händler zu und kaufe auch gelegentlich etwas. Einmal musste ich den Kommandeur zum Markt begleiten. Er wollte Einkäufe machen und brauchte einen Dolmetscher.

Ich komme mit einem Mädchen ins Gespräch, das mit einer großen Tasche ihre Einkäufe macht. Sie ist aus Brest. Ich frage so ganz unverbindlich nach Beruf, Arbeitsstelle, Wohnung, und sie gibt mir ebenso unverbindliche Antwort.

Wir werden schon wieder verlegt. Es sieht so aus, als ob wir fast regelmäßig alle sechs Wochen unseren Standort wechseln. Das geschieht sicherlich, um die feindliche Spionage über unsere Stärke und Standorte im Unklaren zu lassen. Aber ich hasse diese ewigen Wechsel. Das Herumzigeunern ist mir zuwider. Wie herrlich haben es dagegen alle diese ortsfesten Dienststellen, Kommandanturen, Nachrichten- und Versorgungseinheiten, höheren Stäbe und was hier sonst noch alles herumwimmelt. Ich weiß nicht, ob die Zahlen stimmen, aber bei uns sollen auf einen Frontsoldaten alles in allem 13 Etappenhengste kommen. Bei den Russen soll das Verhältnis 1:8 sein. Und diese Etappenhengste sitzen hier schon seit zweieinhalb Jahren auf demselben Fleck, haben feste Freundschaften mit der französischen Bevölkerung, haben sich verliebt und verlobt, sind wohlgenährt, fahren alle sechs Monate mit bleischweren Koffern in Urlaub und wissen kaum noch, dass Krieg ist.

Bei allem Verständnis für die Notwendigkeit rückwärtiger Dienste steht andererseits fest, dass manche Dienststellen völlig überflüssig sind und andere mit der halben Belegschaft arbeiten könnten.<sup>319</sup> Ich gebe ehrlich zu, dass bei diesen Überlegungen ein bisschen Neid mitspielt, und dass ich ganz gerne mal für längere Zeit hier hinten gesessen hätte, aber nicht für die Dauer des Krieges. Das lässt der Frontkämpferstolz nicht zu.

Also heißt es wieder einmal Packen. Und Abschied nehmen. Am Marschziel des ersten Tages übernachtete ich mit einem Feldwebel in einem Privatquartier. Die nächste Nacht verbringe ich mit allen Offizieren in einem Hotel. Gewöhnlich mache ich nach unserer Ankunft noch einen Bummel durch den Ort.

Nach mehreren (ca. 7) Tagesmärschen haben wir unseren neuen Abschnitt erreicht. Wir liegen im Raum von **Brest**. Unser Bataillon ist in **Le Conquet** stationiert, einem bretonischen Kleinstädtchen direkt an der Küste am äußersten Westende der bretonischen Halbinsel. Unser Bataillonsstab ist in der Schule untergebracht.

Wenige Tage nach unserer Ankunft bin ich wieder mit Urlaub dran, vom 18.12.42 bis 4.1.43. Er kam so überraschend, dass ich wieder nichts für die Eltern mitnehmen konnte. Hier in dem kleinen Ort gibt es sowieso nichts zu kaufen. Das letzte Mal war ich auch mit fast leeren Händen nach Hause gekommen. Deshalb beschloss ich, einen Urlaubstag zu opfern. Ich stieg in **Plouaret-Trégor** um<sup>320</sup> und machte einen Abstecher nach Lannion. Hier steige ich zunächst in unsern alten Hotel am Bahnhof ab, wo seinerzeit die Offiziere des Bataillons wohnten. Die Wirtin erkennt mich natürlich wieder, denn wir sind ja noch nicht lange fort. Sie weist mir ein Zimmer an, ich stelle meinen Koffer hinein und gehe sofort auf Tour. Mein erster Besuch gilt dem elsässischen Kaufmannsehepaar. Ich frage nach Butter. Die Frau gibt mir zwei Pfund und sagt, wenn ich sie früher benachrichtigt hätte, hätte sie mir noch mehr geben können. Anschließend gehe ich zum Wehrmachtsheim. Dort kenne ich den Verpflegungsunteroffizier, der mir auch noch drei Pfund verkauft. Inzwischen ist es dunkel geworden<sup>321</sup>, aber ich will unbedingt noch zum Schneider. Das Geschäft ist noch geöffnet, aber es ist alles dunkel. Von der Treppe, die nach oben in

---

<sup>319</sup> Erst ein Jahr später, am 27.11.1943, wird der „Führerbefehl über den Menscheneinsatz“ erlassen werden, der diese Missstände beseitigen und mindestens eine Million Männer dem Fronteinsatz zuführen soll (KTb OKW 1943 S. 1314 f., Text S. 1574 ff.).

<sup>320</sup> Schnellzug für Fronturlauber SF 824, Abfahrt in Brest um 13:16, Ankunft in Plouaret um ca. 15:11 (gem. 14. Verzeichnis der SF-Züge)

<sup>321</sup> Sonnenuntergang ca. 17:30 Uhr

die Wohnung führt, fällt ein schwacher Lichtstrahl. Als bei meinem Eintritt die Türschelle klingelt, ruft Jeannine von oben herunter: „Y a-t-il personne?“ *Ist da jemand?* Ich antworte nur: „Oui!“ *Ja!* Da höre ich sie überrascht ausrufen: „Oh, c’est Monsieur Herbert. J’en suis sûre!“ *Oh, das ist Monsieur Herbert. Dessen bin ich mir sicher!* Und während sie das noch sagt, kommt sie schon eilig die Treppe herunter. Es gibt eine herzliche Begrüßung mit Küsschen. Nach einer längeren Unterhaltung mit den Eltern verlasse ich das Haus mit einer dicken Tafel Schokolade und kehre spät abends in mein Hotel zurück. Die Wirtin sitzt noch mit einigen Gästen am Tisch. Auch ich nehme im Schankraum Platz, und als die Gäste dann gegangen waren, kommt die Wirtin zu mir. Im Verlauf des Gesprächs kommt sie noch einmal auf den Fotoapparat zu sprechen, der ihr während unseres Aufenthaltes in ihrem Hotel gestohlen worden war. Sie hat Maxens Burschen im Verdacht. Ich erzähle ihr, dass dieser Gefreite wegen eines anderen Deliktes, das er inzwischen schon wieder begangen hatte, zum einfachen Soldaten degradiert worden sei. Diese Nachricht hört sie mit Genugtuung.<sup>322</sup>

Für die Übernachtung habe ich nichts zu bezahlen brauchen. So fahre ich am nächsten Morgen an die Hauptstrecke zurück und steige in Plouaret-Trégor wieder in den Militärurlauberzug.<sup>323</sup>

Zuhause angekommen, stapete ich vor den Augen meiner Eltern erst einmal die fünf Pfund Butter auf den Küchentisch und lege dann noch die dicke Tafel Schokolade dazu. Das ist eine willkommene Zusatzration für meine lieben Eltern und meine Urlaubstage. In den nächsten Tagen bin ich voll ausgelastet mit Besuchen bei Verwandten und Bekannten. Ich hatte auch eine Verabredung mit Ruth in einem *Schöneberger Café*<sup>324</sup>, das ich in der völlig *verdunkelten* Stadt erst nach längerem Suchen fand. Und dann war auch dieser Urlaub zu Ende.<sup>325</sup> Ruth hatte mich noch zum Anhalter Bahnhof gebracht, und nun rollt der Zug<sup>326</sup> durch die vertrauten Stadtviertel der geliebten Heimatstadt dem Westen zu.

In Reims steigt ein Leutnant unseres Bataillons zu. In Brest geht er in die Bahnhofskommandantur, um dem Bataillon in Le Conquet unsere Ankunft mitzuteilen und vielleicht einen Wagen zum Abholen zu bekommen. Ich warte inzwischen an der Brüstung des hohen Steilufers der Hafenbucht, die sich tief unter mir bis in die weite Ferne ausbreitet. Dabei beobachte ich ein U-Boot, das in der Bucht gerade eine Trimmfahrt macht und Tauchübungen vornimmt.

Nach einer Weile kommt der Leutnant zurück, streckt mir die Hand hin und sagt: „Gratuliere, **Herr Leutnant!**“ Er hatte am Telefon vom Adjutanten Leutnant Gawletta erfahren, dass ich mit Wirkung vom 1.11.42 zum Leutnant befördert worden war. Das musste natürlich sofort gefeiert werden, und da wir bis zur Abfahrt des Autobusses – das Bataillon konnte uns nicht abholen – noch viel Zeit hatten, gingen wir in das „Haus des Seekommandanten“<sup>327</sup>. Das ist ein Etablissement, das im Erdgeschoß ein Speiserestaurant und im ersten Stock Kasinoräume für Marineoffiziere besaß. Inzwischen hatte sich noch ein Feldwebel unseres Bataillons eingefunden, den ich gleich mitnahm. Ich lade die beiden also zum Essen ein und leiste mir selbst zur Feier des Tages eine Gänseleberpastete. Der Preis ist beachtlich, aber ich konnte dieser Delikatesse eigentlich keinen Geschmack abgewinnen.

In Le Conquet begrüßt mich Leutnant Gawletta sehr herzlich. Er hatte ursprünglich die Absicht, mir die Nachricht von meiner Beförderung und gleich drei Tage Einkleidungsurlaub telegrafisch mitzuteilen, aber das Telegramm hätte mich in Berlin nicht mehr erreicht. Stattdessen hatte er sich etwas anderes ausgedacht: Er wollte mir drei Tage Einkleidungsurlaub nach Paris vermitteln und dann gleich mitkommen.

Am nächsten Tag bringe ich erste einmal meinen Rock und Mantel in die Schneiderei, um mir die Rangabzeichen aufnähen zu lassen. In der Zwischenzeit schreibe ich meinen Eltern einen Brief, worin ich ihnen meine Beförderung mitteile und gleichzeitig um meine Schirmmütze und Papas 6,5-mm-Pistole bitte. Die Schirmmütze hatte ich im letzten Urlaub schon im Hinblick auf die zu erwartende

---

<sup>322</sup> Die Geschichte dieses Diebstahls selbst wird nicht erzählt. Die erwähnte Degradierung erfolgte erst später in St. Renan, siehe S. 132. Vielleicht war es die dortige Wirtin, die mit Genugtuung von der Bestrafung hörte.

<sup>323</sup> SF 824, Abfahrt in Plouaret am 19. um 15:11 Uhr, Ankunft in Metz am 20. um 12:00 Uhr, umsteigen in SF 424, Abfahrt um 13:46 Uhr, Ankunft in Berlin, Anhalter Bahnhof am 21. um 5:22 Uhr (gem. 14. Verzeichnis der SF-Züge)

<sup>324</sup> im Original hier wie auch im folgenden des öfteren in der *zeittypischen Schreibweise* „Kaffee“

<sup>325</sup> Es ist noch unklar, ob der Autor die Rückfahrt am 2. oder 3. Januar antrat; das hängt davon ab, wie der letzte Urlaubstag, der 4. Januar, zu verstehen ist, ob er nämlich am 5. zu Dienstbeginn oder erst während des Tages zurück sein musste (oder vielleicht sogar erst am 4. die Rückfahrt antreten musste).

<sup>326</sup> SF 324 ab Berlin Anhalter Bf. 17:35, an Metz 8:28, SF 924 ab Metz 11:39, ab Reims 18:28, an Brest 10:17

<sup>327</sup> vermutlich das Kasino des *Seekommandanten Bretagne*

Beförderung mit einer Silberkordel versehen lassen, und Papas Pistole entsprach genau den Anordnungen des OB (*Oberbefehlshaber*) Frankreich<sup>328</sup>, die forderte, dass Offiziere eine Waffe tragen sollten, ohne dass sie auffiel. Abends lud ich dann nochmals alle anwesenden Offiziere des Bataillons zu einem bescheidenen Fest in unserem Kasino ein. Dieses „Kasino“ war die Wohnung der Witwe eines wohlhabenden Bürgers der Stadt. Die Dame war schon sehr alt, aber unverkennbar aus gutem Hause. Das ihr gehörende Haus lag gegenüber der Schule. Hier saßen wir nun gemütlich bei einigen Flaschen Wein zusammen. Es war ein bescheidenes Fest, aber zum Schluss saßen wir nicht mehr auf den Stühlen, sondern auf den Schränken und ließen die Beine herunterbaumeln. Wir waren aber nicht einmal angeheitert, sondern nur heiter. Und wir haben nichts kaputt gemacht.

Die Division darf 30 Mann zur Besichtigung nach Paris schicken, und der liebenswürdige Adju hat mich als Führer dieser Gruppe vorgesehen. Die Truppenführung tut schon etwas, um den Mannschaften etwas Abwechslung und Einblick in französische Kultur zu bieten. Da aber die Ernährungslage in Paris sehr schwierig ist, darf außer den in der Stadt liegenden Wehrmachtsteilen niemand ohne Sondergenehmigung hinein. Der Besuch der Stadt wird daher immer nur in kleinen Gruppen gestattet. Die Dienststelle, bei der wir uns melden müssen, liegt in der Nähe der *Place de la Concorde*. Dort wird uns ein Elsässer zugeteilt, der die Führung durch die Stadt übernehmen soll. Da ich Paris schon kenne, nehme ich nur einmal an einer Gruppenführung teil, um den *Arc de Triomphe* zu besteigen. An den übrigen Tagen spaziere ich allein durch die Stadt und besuche alle die Stätten, die ich vor zehn Jahren als Student kennengelernt hatte. Damals war ich friedlicher, wenn auch nicht bei allen gern gesehener Gast. Das Misstrauen gegen Hitler, der damals gerade an die Macht gekommen war, und französischer Chauvinismus wurden mir schon damals entgegengebracht. Heute stehe ich als Offizier der Besatzungsmacht an denselben Orten.

Die Gruppe ist in einem Wehrmachtsquartier in einem großen Raum untergebracht. Ich selbst wohne in einem kleinen Hotel in der Nähe der *Place de l'Opéra*.

Heute ist Sonntag. Ich gehe, genau wie vor zehn Jahren, zum Gottesdienst in die *Madeleine*. Nach dem Gottesdienst sehe ich ein hübsches, gepflegtes Mädchen die Kirche verlassen. Ich gehe ihr nach und spreche sie an. Da stellt sich heraus, dass sie Deutsche ist, die bei einer deutschen Dienststelle arbeitet. Im ersten Augenblick bin ich etwas enttäuscht, denn ich wollte ja französisch sprechen. Aber nun war es geschehen, und so liefen wir noch eine Weile durch die *Champs-Élysées*, bis jeder zum Essen nach Hause musste.

Am letzten Abend besucht unsere Gruppe die „*Folies Bergère*“. In dieses Kabarett gehe ich mit. Zwar habe ich bei dem rasanten Sprechtempo des *Conférenciers* und dem Feuerwerk sprühender Witze nicht viel verstanden. Auch war die Rahmenhandlung äußerst dürftig, aber dafür wurde sehr viel Fleisch geboten.

16.–18.2.43 (?). Ich fahre mit Leutnant Gawletta für drei Tage nach Paris. Wir wohnen in einem der elegantesten Hotels von Paris in der Nähe der *Opéra*. Das Mittagessen am ersten Tag nehmen wir im exklusiven „*Tour d'argent*“ ein. Das Restaurant liegt im dritten Stock eines Hauses an der *Seine*, etwa gegenüber der *Notre-Dame*. Ein Fahrstuhl hat uns in den dritten Stock gebracht. Von unserem Tisch haben wir einen herrlichen Blick auf die Seine, die Kathedrale und die Stadt. Das Menü beginnt mit Austern, denen noch diverse Gänge folgen. Das Menü hat 20,- Mark gekostet. Die übrigen Gäste sind Diplomaten, hohe französische Verwaltungsbeamte, wohlhabende Geschäftsleute und deutsche Offiziere. Eine distinguierte Gesellschaft, unter denen sich eine sehr gepflegte, attraktive junge Frau befindet, die, hinter ihrem Mann zum Ausgang schreitend, noch einen langen Blick auf uns wirft.

Die Einkäufe zur Vervollständigung meiner Offiziersausrüstung, deretwegen wir ja hier sind, nehmen die wenigste Zeit in Anspruch. In dem Wehrmachtskaufhaus besorge ich mir eine Hose und ein paar andere Kleinigkeiten. Ich bekomme sogar noch ein paar Hosenträger, worüber ich besonders erfreut bin, denn Gummiwaren sind knapp. Während ich noch am Verkaufstisch stehe, taucht neben mir plötzlich Leutnant Baumann auf, ein junger, frischer, etwas rundlicher und immer fröhlicher, sympathischer Kamerad. Neben uns wird ein Zahlmeister von einer Verkäuferin bedient. Sie bringt eine Rolle Gummiband (Mangelware!), die der Zahlmeister schnell in seiner Aktentasche verschwinden lässt. Baumann hat es auch gesehen und sagt: „Ja, Schrödter, für eine Einladung zum Abendessen ist noch alles zu haben!“ Draußen auf der Straße achte ich dann besonders auf Zahlmeister und andere Etappenhengste, die hier massenweise herumlaufen. Sie sind alle tadellos angezogen und tragen

---

<sup>328</sup> Die offizielle Bezeichnung lautete „*OB West (H.Gr.Kdo D)*“

Uniformen aus bestem **Strichtuch**. Da erinnere ich mich an den Befehl, dass Strichtuch nur an Frontoffiziere und auch nur gegen besondere Bescheinigung abgegeben werden darf. Ich blicke an mir herunter, denn ich trage den billigen Uniformstoff aus **Zellwolle**. Es ist doch eine verfluchte Schweinerei!

Abends gehe ich mit Gawletta in die Oper.

Am Abend des zweiten Tages nehmen wir eine Einladung zweier deutscher Mädchen an. Eine von ihnen ist die, die ich damals am Sonntag nach der Messe kennengelernt hatte. Ich glaube, der Abend ist für die Mädchen etwas enttäuschend verlaufen. Sie hatten Wein besorgt, machten Radiomusik und wollten sicher tanzen. Aber Gawletta machte keine Anstalten, vielleicht wegen seines Berufes, vielleicht konnte er auch gar nicht tanzen. So unterließ ich es auch aus Solidarität. Da blieb es dann beim Weintrinken.

Am letzten Abend hatten wir uns noch einmal mit den Mädchen in einem Café verabredet. Ich hatte vorher noch etwas zu besorgen und wollte nachkommen. Als ich dann hingehen will, fällt mir der Name des Cafés nicht mehr ein. Ich zermartere mein Gehirn, laufe durch mehrere Cafés auf den Champs-Élysées, aber ich finde sie nicht. Inzwischen war es Zeit, zum Bahnhof zu gehen, wenn ich den Zug nicht versäumen wollte. Ich gehe auf den Bahnsteig – da stehen sie alle drei. Ich fürchte, dass mir niemand meine Erklärung geglaubt hat. Es war peinlich und ärgerlich. Ich habe Gawletta dann 20,- Mark als Unkostenbeitrag angeboten, die er nach kurzem Zögern nahm. Er hatte ja die Zeche für drei Personen allein bezahlen müssen.

Unterwegs im Zug sagt mir Gawletta, dass er seine Nagelzange vermisst und fragt, ob ich sie vielleicht eingepackt hätte. Ich verneine. Hoffentlich glaubt er mir wenigstens dieses. Diese Reise war jedenfalls eine „bleibende Erinnerung“. Es gibt Tage, an denen alles schief geht.

Der Regimentskommandeur, Oberstleutnant Haarhaus, hat eine Besichtigung unserer Stellungen in der Götterbucht<sup>329</sup> angekündigt.<sup>330</sup> Dieser Abschnitt untersteht meinem Kommando. Zur Begrüßung des Kommandeurs haben sich die Offiziere des Bataillons am Strand aufgebaut. Sechs Männchen, schön sauber in Linie ausgerichtet, stehen im Sand des leeren Strandes und erwarten den Kommandeur. Es ist ein Bild zum Lachen, aber der steife Kommandeur wünscht, dass militärische Formen gewahrt bleiben. Als er kommt, wird ihm vorschriftsmäßig gemeldet. Dann muss ich noch extra vortreten und meine Beförderung (in einer vorgeschriebenen Formel<sup>331</sup>) melden, die er seinerzeit selbst unterschrieben hat. Dann gratuliert er mir. Nun beginnt die Besichtigung.

Laut Regimentsbefehl war ich aus dem Bataillonsstab ausgeschieden und als Zugführer zu meiner alten Kompanie zurückgekehrt. Dann habe ich als Abschnittskommandant die Verteidigungsstellungen der Götterbucht in diesem etwa eineinhalb Kilometer langen Küstenstreifen übernommen. In meinem Abschnitt befinden sich zwei 7,5-cm-Kanonen (**Kampfwagenkanonen**), vier schwere Maschinengewehre und vier schwere Granatwerfer. Die Feuerstellungen liegen teils einzeln, teils gruppenweise zusammen, sind jeweils von einem Drahtverhau ringartig umgeben und außerdem auf der ganzen Länge des Abschnitts von einem durchgehenden Drahtverhau vorn und im Rücken gesichert, wobei die besonders gefährdeten Stellen zusätzlich durch Minensperren geschützt sind. Mein Gefechtsstand befindet sich in dem stärksten Stützpunkt der Bucht. Er ist mit vier Granatwerfern und zwei sMGs bestückt, besitzt einen Betonbunker und zwei kleine Wohnbaracken, in denen ich mit den Bedienungsmannschaften hause. Die Baracken sind so tief in die Erde versenkt, dass nur die Dächer ein wenig darüber herausragen. Es ist eine ruhige Zeit. Zwar weht hier oben auf der Steilküste eine steife Brise, und es ist auch regnerisch, aber es ist nicht kalt. Außerdem haben wir genügend Heizmaterial. Tagsüber buddeln wir an unseren Laufgräben herum und verbessern die Stellungen, und abends sorgt Obergefreiter Willi Neuhaus mit seinem trockenen Humor für Unterhaltung. Neuhaus ist, wie alle andern auch, waschechter Berliner und von Beruf Bierfahrer. Ich habe ihn schon wiederholt zum Unteroffizier vorschlagen wollen, aber er lehnt jede Beförderung ab. So wie er, sind alle hier alte, bewährte Russlandkämpfer und haben in vielen Schlachten und Kämpfen ihre Pflicht getan. Sie lieben den Krieg nicht, aber sie ertragen ihn mit Gleichmut und Berliner Schnoddrigkeit. Wenigstens nach

---

<sup>329</sup> Als reale topographische Bezeichnung nicht gefunden; wahrscheinlich handelt es sich um eine militärische Geländetaufe. Unterlagen darüber sind nicht zu finden.

<sup>330</sup> Vielleicht war es auch die Besichtigung durch den OB der 7. Armee vom 16. 18. oder 19. (nicht genau zu lesen) bis 20.02.1943 oder durch Oberst von Anmuth, Sonderstab A bei **AHA** (wohl am 20.) oder beide (KTB 7. A Frame 000320/323).

<sup>331</sup> vermutlich „Leutnant Schrödter meldet sich mit neuem Dienstgrad!“



außen. Sie halten in treuer Kameradschaft zusammen, und es ist gar kein Zweifel, dass sie weiterhin ihre Pflicht tun, bis zum Ende.

Nur einer gefällt mir nicht. Es ist ein Neuer, der mit einem der letzten Rekrutenschübe gekommen ist. Ein junger, kräftiger Kerl, der das Zeug zu einem guten Soldaten hätte. Aber er will nicht, ist faul und widerwillig. Ich habe schon mit ihm unter vier Augen in aller Ruhe gesprochen, aber er ändert sich nicht. Er heißt Hargesheimer und ist ausgerechnet noch aus Friedrichshagen<sup>332</sup>.

Jeden zweiten Abend schicke ich einen Mann nach Le Conquet, um aus einem dortigen Hotel zusätzliches Abendessen zu holen. Die Portionen, die er in unseren Kochgeschirren holt, sind klein, aber es ist ein zusätzliches warmes Essen. Es kostet 1,- Mark. Einmal schicke ich einen Mann für einen ganzen Tag ins Hinterland zum Organisieren von Zusatzverpflegung. Der Kerl bleibt zwei volle Tage weg und kommt dann noch mit leeren Händen zurück. Er meint, er hätte doch erst die Quellen ausfindig machen müssen. Jetzt wüsste er, wo etwas zu holen sei. Ich ließ ihn also nochmals losziehen. Diesmal blieb er drei Tage fort und kehrt dann mit ein paar Würsten zurück, die gerade für jeden ein fingerlanges Stück abgeben. Ich habe diesen Gauner nie wieder fortgelassen.

Heute haben wir weiter an der Verbesserung unserer Stellungen gearbeitet. Ich habe, wie immer, fleißig mitgebuddelt, weil es mir Spaß macht. Dabei war ich so in meine Beschäftigung vertieft, dass ich den leise einsetzenden Regen gar nicht bemerkte. Als ich dann aber allmählich nass wurde und aufblickte, stellte ich fest, dass ich ganz allein im Regen stand, während sich die ganze übrige Bande in die Baracke zurückgezogen hatte und mir durch das Fenster feixend zusah.

Meinem Stützpunkt sind vier französische Arbeiter zugeteilt, die die hüfthohen Steinwälle, die die Äcker und Weiden begrenzen, abtragen sollen, um besseres Schussfeld zu schaffen. Sie tun es ungern und arbeiten sehr langsam. Ich kann es ihnen nachfühlen. Heute sind nur drei gekommen, und ich frage nach dem Fehlenden. Ich sage ihnen auch, dass ich ihr träges Arbeiten wohl bemerkt hätte und auch ihre Beweggründe kenne. Sie geben es zu. Sie waren bei der Marine und hatten in Toulon an der **Selbstversenkung der französischen Flotte** teilgenommen, um sie nicht in deutsche Hände fallen zu lassen. Sie trauern um ihre stolzen Schiffe, erklären die Versenkung für unsinnig und sind überhaupt über den militärischen Zusammenbruch ihres Vaterlandes sehr bedrückt. Welch vorbildliches Nationalbewusstsein!

Dieser verdammte Stacheldraht! Bei meinen Kontrollgängen muss ich zwangsläufig durch mehrere dieser Sperren und zerreiße mir dabei jedesmal den Mantel. Heute nacht habe ich mir wieder einen fingerlangen Dreiangel hineingerissen.

Die deutsche 6. Armee hat am 31.1.43 in Stalingrad kapituliert.<sup>333</sup> Der **Helden S. 119 kampf** dieser tapferen Divisionen ist beendet. Nur Frontkämpfer können beurteilen, was diese Kameraden geleistet und erduldet haben. Hatten wir nicht mehr die Kraft, 90.000 Mann aus dem Kessel herauszupauken? Oder wollte man nicht? Mir scheint, da ist irgendetwas nicht in Ordnung. Moskau, Afrika, Stalingrad. Es sieht so aus, als ob es rückwärts geht.

Bei einem Spaziergang durch Le Conquet begegnet mir ein Mädchen, das mich so freundlich anlächelt, dass ich mich geradezu verpflichtet fühle, sie anzusprechen. Aber es bleibt bei einem Gespräch. Sie ist verlobt und steht für Spaziergänge nicht zur Verfügung. Aber vielleicht war die Verlobung nur eine Schutzbehauptung vor allzu schneller Zustimmung. Vielleicht hätte ich noch ein bisschen länger bitten sollen?

Unser Bataillon wird abgelöst und nach **St. Renan** verlegt.<sup>334</sup> Ich übernehme wieder den schweren Granatwerferzug. Meine Mannschaften sind in dem kleinen Saal einer Gastwirtschaft untergebracht und ich bekomme ein Quartier, das ursprünglich für den Kompaniechef vorgesehen war. Die Wohnungsinhaberin, Mme.<sup>335</sup> Jacob, erzählt mir, dass sie über diesen Wechsel unbeschreiblich glücklich sei. Der Chef sei ihr etwas unheimlich gewesen. Ich kann mir das gut vorstellen. Hauptmann Degener mit seiner breiten, massigen Bauerngestalt und seinem fleischigen Bulldoggengesicht musste der Französin wie der leibhaftige, gefürchtete deutsche „Hunne“ erschienen sein. Aber Degener ist im Grunde ein gutmütiger Kerl, wenngleich er Leute, die er nicht leiden kann, gewaltig in die Zange

---

<sup>332</sup> damaliger Wohnsitz des Autors

<sup>333</sup> für gewöhnlich auf den 02.02. datiert, **Bekanntgabe durch das OKW am 03.02.1943**

<sup>334</sup> wohl nicht identisch mit der im KTB OKW 1943 S. 241 i.V.m. S. 220 u. 1422 und bei Benary S. 112 (Anfang April für ein paar Tage) erwähnten Verlegung der Division ins Hinterland

<sup>335</sup> Madame, Frau

nehmen kann. Er ist Bauer – fast alle MG-Kompaniechefs sind Bauern – und ehemaliger Zwölfender. Er hofft auf eine Beförderung zum Major, aber der Bataillonier will ihn nicht hochkommen lassen, genauso wie mich damals. Und dem vornehmen, kultivierten, arroganten Regimentskommandeur ist der Bauer ohnehin nicht recht. Degener spürt die Schwierigkeiten, die man ihm macht. Als ich einmal abends bei ihm im Quartier saß, beklagte er sich bitter über die Kabalen seiner Vorgesetzten. Er scheint eine Schwäche für mich zu haben, denn er fragt mich öfter nach diesem und jenem und holt mich auch sonst heran, wenn er mal Unterstützung braucht. Erst gestern dolmetschte ich bei seiner Verhandlung mit einem Müller über eine Mehllieferung für die Kompanie. Schon öfter fragte er mich nach meiner Meinung über irgendwelche Angelegenheiten. Und da ich zu alledem noch gut reiten kann, ist er ganz offensichtlich mit mir sehr zufrieden. Aus dem kritischen und misstrauischen Vorgesetzten in Majaki („... mal seh’n, was Du für’n Scheich bist...“)<sup>336</sup> ist fast ein vertrauensvoller Kamerad geworden.

Er wurde später dem Vernehmen nach Führer eines Turkbataillons.<sup>337</sup> Man hat ihn also zwar befördert, aber doch gewissermaßen abgeschoben.

Die Auswahl der Bataillonsführer war nicht immer glücklich. Die hohen Offiziersverluste erzwangen eine weniger strenge Auslese. Man beförderte auch sehr viele Feldwebel und Oberfeldwebel der alten Reichswehr zu Offizieren und viele von ihnen erreichten im Laufe des Krieges Majorsrang. Diese „Zwölfender“ waren langgediente, meist tüchtige Berufssoldaten, die ihr Handwerk bestens verstanden. Aber für die weitergehenden Aufgaben eines höheren Offiziers fehlten ihnen oft die Voraussetzungen. Weniger die militärischen, als vielmehr die umfassende Bildung, Weitblick, Weltgewandtheit, Menschenführung und anderes mehr. Bei vielen kam immer wieder der alte Kommisskopp durch.

Als Hauptmann Degener als dienstältester Offizier des Bataillons den in Urlaub fahrenden Bataillonskommandeur vertritt, übergibt er mir die Führung der Kompanie. Außerdem legt er mir dringend ans Herz, möglichst oft die Unteroffiziersreitstunden durchzuführen. Später musste ich ihm leider gestehen, dass ich Unteroffiziersreitunterricht und Reitschulung nur zweimal abgehalten habe, weil ich durch den Papierkrieg stundenlang in der Schreibstube festgehalten worden war.

Heute früh kommt ein Befehl zur Abstellung von sechs Mann für die Neuaufstellung einer Einheit, die nach Russland gehen soll. Beim Morgenappell lese ich der Kompanie den Befehl vor und frage dann gewohnheitsgemäß erst nach Freiwilligen. Es ist ja eine undankbare Aufgabe, Männer aus einer Einheit herauszureißen, in die sie sich eingelebt haben. Noch dazu, wenn sie nach Russland müssen. Aber ich erlebe eine meiner größten Überraschungen. Es melden sich mehrere Freiwillige, so dass ich nur einen einzigen ohne seine Zustimmung zu melden brauche. Nach dem Appell lasse ich die Leute in die Schreibstube kommen und frage sie einzeln unter vier Augen, warum um alles in der Welt sie denn freiwillig aus dem bequemen Frankreich in das mörderische Russland zurück gehen wollen. Die Antworten sind verblüffend und erschütternd zugleich.

Der erste antwortet mir:

„Mein Bruder ist in Russland, und ich will es nicht besser haben als er.“

Der zweite sagt:

„Wenn mein Freund nach Russland muss, dann gehe ich mit.“

Der dritte erklärt:

„Mir gefällt es in Russland besser.“ Er ist ostpreußischer Bauer, und die russische Landschaft mit ihren Dörfern und dem überwiegend ländlichen Charakter erinnert ihn an seine ostpreußische Heimat. Um dieses Heimatgefühls willen nimmt er sogar Unbilden und Lebensgefahr auf sich.

So hat jeder seinen triftigen Grund, und ich kann diesen Männern meine Achtung nicht verwehren. Wieviel wertvolle Charaktereigenschaften stecken doch in diesen einfachen Menschen! Gebe Gott, dass solcher Geist und solche Gesinnung in unserem Volk erhalten bleibe! Dass Menschen um einer größeren Sache willen – sei es Bruderliebe, Heimatliebe, Freundschaft oder Religion – ihr bequemes Leben aufgeben und ihr Leben wagen wollen!

Unsere Soldaten benehmen sich – von Ausnahmen abgesehen – sehr anständig und haben wenigstens nach außen hin ein durchaus freundliches Verhältnis zu den Franzosen. Leider gibt es immer wieder einzelne Asoziale, die dieses gute Verhältnis gefährden. Heute erzählt mir die Besitzerin der

---

<sup>336</sup> vgl. S. 90

<sup>337</sup> Zwei *Turkbataillone* waren dem XXV. A.K. – für den Einsatz bei anderen Divisionen – seit Februar zugeführt worden; ihr deutsches Rahmenpersonal war möglichst weitgehend zu verstärken (KTB 7. A. Frame 000953).

Gastwirtschaft, in deren Saal meine Männer einquartiert sind, brühwarm das Neueste: Seit einiger Zeit verschwanden immer einige Schnapsflaschen aus ihrem Keller. Deshalb haben sich ihr Schwager und einige befreundete Franzosen mit Knüppeln bewaffnet und im Keller Nachtwache bezogen. Schon in der ersten Nacht schnappten sie den Dieb. Es war Maxens Putzer, den die Hotelwirtin in Lannion<sup>338</sup> auch schon des Diebstahls verdächtigt hatte. Max, der gerade aus dem Urlaub zurückgekommen war und die Kompanie wieder übernommen hatte, wollte ihm nur drei Tage Arrest geben. Aber dann ist doch auf Befehl des Bataillons ein Verfahren gegen ihn eingeleitet worden, das mit der Degradierung zum Schützen endete. Das war völlig richtig. Solche Ganoven sind es nämlich, die das Ansehen der Wehrmacht und der Deutschen schädigen. Von den Tausenden von anständigen Soldaten redet niemand, aber die Tat eines einzigen Lumpen geht wie ein Lauffeuer durch die Öffentlichkeit. Dabei ist die Wirtin noch so anständig hinzuzufügen, dass es überall gute und schlechte Menschen gebe. Meine Männer machen ihr jedenfalls keine Unannehmlichkeiten, und wir haben ein sehr freundschaftliches Verhältnis zueinander. Mal bekomme ich Butter von ihr, mal veranlasst sie ihre schwarzhaarige Nichte, etwas für mich zu tun. Eins ihrer Dienstmädchen nähte mir meine Sporthose, und hin und wieder essen wir zusammen in ihrem kleinen Gastzimmer hinter dem Schankraum.

Ebenso freundlich sind meine eigenen Quartiersleute, eine mittelalterliche Witwe, die gemeinsam mit ihrer Schwester eine Weingroßhandlung betreibt. Ihr Mann ist als Reserveoffizier im Krieg gegen uns gefallen. Sie hat einen Sohn in einem [Pariser Internat](#) und zu Hause eine 15-jährige Tochter, in deren Jungmädchenzimmer ich jetzt wohne. Ich habe selten in einem so bequemen Bett geschlafen wie in diesem Doppelbett. Abends nach dem Dienst bin ich oft bei den Quartiersleuten, die übrigens noch ihre alte Mutter bei sich haben.<sup>339</sup> Mme. Jacob ist eine trotz ihres nicht mehr ganz jugendlichen Alters äußerst lebhaft und temperamentvolle Dame. Sie interessiert sich in echt fraulicher Neugierde für alle meine Verhältnisse, Essen, Trinken, Kleidung und scheut sich auch gar nicht, mir sehr temperamentvoll zu sagen, was ihr nicht passt. Sie fragt auch nach meiner politischen Einstellung und erzählt, dass mein Vorgänger, ein junger Leutnant, ein überzeugter Nazi gewesen sei. Kürzlich fragte sie mich, ob die Offiziere dieselbe Verpflegung wie die Mannschaften bekämen und ob wir abends immer nur dieselbe bescheidene kalte Verpflegung bekämen. Als ich beides bejahte, erklärte sie, dass sie das nicht länger mitansehen könne und briet mir einen großen Fleischklops. Sie hatte also auch beobachtet, was mein Bursche mir immer bringt. Als Mme. Jacob mich zum ersten Mal mit Schirmmütze sah, meinte sie sehr lebhaft, diese Mütze solle ich immer tragen. Sie sehe viel besser aus als das Schiffchen. Dann erzählte sie von polnischen Offizieren, die hier mal eine Zeit lang gelegen hatten und mit ausgesuchter Eleganz gekleidet waren. Von den Engländern hält sie übrigens nicht viel, aber für die Amerikaner hat sie eine Schwäche.

Unser Ausbildungsdienst erfolgt hier auf den herbstlich *anmutenden*<sup>340</sup> Weiden in der Umgebung der Stadt. Diese Weideflächen sind von bewachsenen Steinwällen umgeben, wie die Knicks in Schleswig-Holstein oder die Wallhecken Westfalens. Eines Tages beobachtet Mme. Jacob unsere Rückkehr vom Geländedienst und das Wegtreten meiner Kompanie. Als ich in die Wohnung zurückkehre, sagt sie mir, dass sie überrascht gewesen sei über die Schärfe meiner Stimme. Eine solche Kommandostimme habe sie mir gar nicht zugetraut. Ist nicht gerade ein Kompliment. Ein andermal begegnet ihr auf der Straße eine unserer Kompanien, die gerade vom Geländedienst zurückkommt und mit Gesang durch die Straßen marschiert. Dabei wurde eine Strophe gesungen, eine gepfiffen und eine gesummt. Sie hatte so etwas noch nie gehört und war ganz entzückt.

Eines abends stellt mir Mme. Jacob einen Lehrer vor, mit dem wir zu Dritt zusammensitzen. Der Lehrer ist erfüllt von der Idee einer deutsch-französischen Zusammenarbeit und vertritt sie so wortreich, dass ich kaum zu Wort komme. Natürlich habe ich alles verstanden, was er sagte, aber bevor ich eine Antwort formuliert hatte, sprach der Lehrer schon weiter. Als er dann gegangen war, sagte Mme. Jacob zu mir, ich solle es ihr nicht übel nehmen, aber „vous avez été d'un calme désarmant“. Sie waren von einer

---

<sup>338</sup> siehe S. 127

<sup>339</sup> Die erwähnten Verwandten der Mme. Marie-Louise Jacob geb. Le Gall waren Schwester NN, Ehemann Antoine Jacob, Sohn Henri + 2015, Tochter Jeannette und Mutter Marie Anne Lan(n)uzel (1876–1958) (freundliche Mitteilung der Tochter von Henri, Mme. Bénédicte Bulle, 2022); wo war die andere Tochter, Annick? Die Weinhandlung war 1923 gegründet worden und gehörte der Familie bis 2022.

<sup>340</sup> im Original irrtümlich einfach herbstlichen; es gibt in der Tat auch im ausgehenden Winter Wetterlagen, die an den Herbst erinnern

entwaffnenden Ruhe. Einige Tage später treffe ich den Lehrer im Bus. Ich grüße, aber er übersieht mich absichtlich.

Im Quartier meiner Männer treffe ich zuweilen ein Mädchen an. Sie ist Fotografin und lässt sich von den Soldaten Fotos geben, die sie vergrößert und koloriert. Sie erzählt mir von ihrer Arbeit und fragt, ob auch ich etwas für sie zu tun hätte. Ich hatte keine Fotos, die zu bearbeiten sich gelohnt hätten. Aber man braucht ja nicht immer nur geschäftlich miteinander zu verkehren. Darin sind wir uns beide einig. Als sie einmal in meinem Zimmer ist, bringt mir mein Putzer gerade die kalte Verpflegung. Mme. Jacob sieht, dass ich Besuch habe. Das gefällt ihr gar nicht, und als ich abends zu ihr hinüber gehe, hält sie mir eine temperamentvolle Standpauke. Deshalb traf ich mich mit dem Mädchen ein andermal im Quartier von Feldwebel NN, und als der Kamerad das Zimmer verlässt, höre ich plötzlich hinter der Tür zum Nebenzimmer eine aufgeregte Frauenstimme zischeln: „Ils sont seuls maintenant!“ Jetzt sind sie allein! Ich verhängte aus Bosheit das Schlüsselloch mit meinem Waffenrock, bin aber nicht sicher, ob die Tür nicht noch andere Gucklöcher hat.

Natürlich lassen wir keine Gelegenheit aus, um nach Brest zu kommen. Einen Grund finden wir immer. Mit „wir“ meine ich die Offiziere unseres Bataillons, die, mal zu zweit, zu dritt oder zu viert, zu kleinen Unternehmungen starten. Einmal hat uns die Marine eingeladen und ein kleines Besuchsprogramm zusammengestellt. Zunächst besichtigen wir den großen **U-Boot-Bunker**. Es ist ein gewaltiger viereckiger Betonklotz mit einer vier Meter dicken Betondecke. Selbst eine Luftmine, die hier bei einem Angriff drauf geschmettert war, hatte nur eine flache Delle geschlagen. Das Innere ist in sechs große Boxen eingeteilt, in der jeweils zwei, zur Not auch drei U-Boote liegen können. Die Einfahrten werden durch schwere gepanzerte Schiebetore geschlossen.

Jetzt warten wir auf ein U-Boot, das von Feindfahrt zurückkehrt und soeben gemeldet ist. Es erscheint vor der Einfahrt und gleitet langsam in den Bunker hinein. Während eine Kapelle das **Engellandlied** spielt, macht das Boot fest. Dann kommt die Besatzung von Bord. Am Laufsteg steht ein Matrose, der jedem Besatzungsmitglied eine große Tafel Schokolade in die Hand drückt. Als letzter kommt noch ein **Tommy** von Bord, den sie irgendwo aus dem Bach gefischt haben. Er bekommt keine Schokolade. Wir begleiten die Besatzung in den großen Gemeinschaftssaal der Kaserne, der schon für eine kleine Empfangsfeier hergerichtet ist, und lassen uns von ihrem Leben und ihren Erlebnissen erzählen. Aber sie sind nicht sehr gesprächig. Sie brauchen jetzt wohl Ruhe und Schlaf.

Den Abend verbringen wir dann noch als Gäste der Marineoffiziere im „Haus des Seekommandanten“. Wir sitzen gemütlich in der Bar im ersten Stock des Hauses, lassen uns geschmeichelt von der Marine sagen, wie froh sie darüber sind, dass eine kampferprobte Division ihren Raum sichert und bewundern unsererseits die beiden hübschen französischen Barmädchen.

St. Renan. Britische Luftstreitkräfte haben Brest angegriffen.<sup>341</sup> Ein angeschossener Jäger taumelt in großer Höhe dem Kanal entgegen. Plötzlich beginnt die Maschine zu trudeln und schießt dann senkrecht in die Tiefe. In diesem Augenblick bläht sich ein Fallschirm über der stürzenden Maschine auf, und der Pilot pendelt langsam der Erde entgegen. Ich alarmiere sofort unsere Bereitschaftsautos. Das sind requirierte französische Lkws mit französischen Fahrern. Aber die haben plötzlich alle Pannen. Kein einziges Auto springt an! Ich schnauze sie an, aber sie zucken nur mit den Schultern. Sie haben Mut, denn was sie tun, ist glatte Sabotage. Bei den Russen hätten sie so etwas nicht tun können. Die hätten den ersten erschossen, und die anderen hätten ihre Autos sehr schnell in Gang bekommen!

Inzwischen waren einige Männer meiner Kompanie kurz entschlossen mit Fahrrädern losgesaust und folgten dem sinkenden Fallschirm über Straßen und Landwege. Ich fahre hinterher und sehe schon von weitem auf einer Wiese den Fallschirm liegen. Daneben stehen Bauern und Kinder aus den umliegenden Farmen. Auf der Wiese verstreut liegen noch einzelne kleine Wrackteile der abgestürzten Maschine. Als ich ein Gurtstück der 2-cm-Bordkanone aufhebe, laufen die Frauen schreiend auseinander. Den Piloten hatten meine Männer inzwischen auf einen der landesüblichen zweirädrigen Bauernkarren geladen. Der Gefangene ist ein junger, dunkelhaariger Offizier. Er trägt seinen Unterarm, der von einem Flaksplitter verletzt ist, in einem Notverband, den ihm einer meiner Männer angelegt hatte. Auf unserem Rückweg in die Stadt folgte uns ein Menschen Schwarm, der immer größer wurde. Wir halten vor unserer Schreibstube. Ich steige vom Wagen und gehe hinein, um dem Regiment die Festnahme des Piloten zu melden. Draußen hat sich inzwischen eine große Menschenmenge um den Karren versammelt. Es war

---

<sup>341</sup> *möglicherweise am 06.03.1943 (KTB 7. A. Frame 000336): „Gegen 14.30 Uhr etwa 20 Bomber im Raum nördl. Brest. Bombenabwurf am Nordrand der Stadt. [...] 2 Spitfires abgeschossen.“*



keineswegs nur Neugierde, die sie hierher gebracht hatte. In ihren Gesichtern und ihren Zurufen zeigt sich spontan die Sympathie für die Briten. Der Pilot blickt ernst und etwas versonnen über die Menge. Mir scheint, er registriert die Ovationen gar nicht in seinem Bewusstsein. Er steht wohl noch ein bisschen unter Schock. Wir lassen ihn auf einen Lkw umsteigen, um ihn zum Regiment zu bringen. Dem anfahrenden Wagen folgt eine dichte Traube von Franzosen. Viele Winken ihm nach, besonders natürlich junge Mädchen. Diese wenigen Augenblicke haben ein Schlaglicht auf die wirklichen Gefühle der Franzosen geworfen. Wir Deutschen sind eben doch die Okkupanten, die ihr Vaterland besetzt haben. Zwar arrangieren sie sich mit uns, und zwar meist recht freundlich, aber die Briten wollen sie befreien, und das ist ihnen begreiflicher Weise lieber. Unter den Winkenden ist auch ein älterer Mann, der gerade vor mir her geht. Als er dann seinen Hut abnimmt und zu schwenken beginnt, haue ich ihm in einem Anfall von zorniger Enttäuschung den Speckdeckel aus der Hand und führe den Kerl auf die Schreibstube. Ich telefoniere erst, lasse ihn eine Weile zappeln und stelle ihn dann zur Rede. Da fängt er plötzlich an, auf die Engländer zu schimpfen, weil sie die französischen Städte bombardieren. Dann lasse ich ihn laufen. Einen Freund habe ich damit nicht gewonnen, aber auch keinen verloren. Er war sowieso keiner.

Einige Zeit später tauchen wir wieder in Brest auf. Unser Ziel ist das Haus des Seekommandanten, genauer gesagt, die Bar im ersten Stock, wo wir nun auf den Barhockern sitzen und mit den Barmädchen ausgiebig plaudern. Die eine ist schwarz, die andere blond. Max und ich profitieren am meisten von den beiden, weil wir am besten Französisch sprechen. Die anderen halten sich lieber an die vorzüglichen Alkoholika, die die Marine hier anzubieten hat. Meiner Vorliebe für Nordisches entsprechend, habe ich die Blonde mit Beschlag belegt, während Max die Schwarze unterhält. Die Blonde ist mit einem deutschen Unteroffizier verlobt, der hier im Haus die Ordonnanzen kommandiert, als eine Art Oberkellner. Der erscheint einmal, ist offensichtlich eifersüchtig, stellt sich vor mich hin und erklärt mit verbissenem Gesicht, er wolle mich darauf aufmerksam machen, dass er mit dem Mädchen verlobt sei. Ich erkläre ihm kalt, dass mir das bekannt sei, und was er eigentlich beanstanden wolle. Das Mädchen hat aus der Entfernung sofort bemerkt, dass da etwas nicht stimmt. Sie kommt herzu, fasst ihren Verlobten am Arm und fragt mit bösem Gesicht, was er gesagt habe. Da ist er still und entfernt sich wortlos. Beim Abschied stehe ich noch allein mit dem Mädchen auf der Treppe zu ihrem Zimmer. Die anderen waren schon voraus gegangen und riefen schon nach mir. Ich wollte noch etwas sagen, und das Mädchen wartete sichtlich auch noch auf etwas. Dann fiel mir nichts Blöderes ein als der Rat, sie möge ihrem Verlobten treu sein. Ich hätte ihr genau das Gegenteil sagen sollen.

Gestern abend hatte das Offizierskorps des Bataillons ein Fest mit Damen arrangiert. Die Damen waren deutsche Mädchen aus Brest, die dort in allen möglichen militärischen und zivilen Dienststellen arbeiten. Die Veranstaltung fand in einem kleinen Saal eines Hauses statt, das wir als Kasino benutzen und in dem wir auch immer unser gemeinsames Mittagessen einnehmen. Zu Beginn stellte der Bataillonsadjutant, Leutnant Gawletta, die Offiziere einzeln den Damen vor, indem er jeden Offizier mitten in den Saal stellte und mit ein paar witzigen Worten charakterisierte. Mich bezeichnete er als den „schweren Jungen“ des Bataillons, weil ich als Führer des schweren Granatwerferzuges die schwersten Waffen des Bataillons befehligte. Der Abend verläuft recht nett.

Einen kleinen Zwischenfall gab es hinter den Kulissen, als der widerliche, unsympathische Bataillons-(Assistenz-) Arzt<sup>342</sup> mit einem Mädchen plötzlich verschwand. Die Offiziere missbilligten dieses auffällige und deshalb unangemessene Benehmen, und Gawletta, der Theologe, war höchst verärgert und sagte es auch dem Arzt. Da pustet sich dieses fette Schwein auch noch auf und zischt Gawletta an, „er werde ihn mit seinem ganzen Hass verfolgen!“ Der Mann ist hysterisch.

Abends mussten die Mädchen dann wieder nach Brest zurückgefahren werden. Mehrere Offiziere erboten sich sofort „freiwillig“, die Mädchen zu begleiten. Aber der Kommandeur entscheidet, dass nur einer mitfährt. Dieser klettert also auf den bereitstehenden Lkw. Max Müller springt jedoch in einem günstigen Augenblick hinterher und winkt mir zu: „Los, rauf!“ Ich schwing mich also auch noch heimlich hinauf, und plötzlich ist der feiste Assistenzarzt auch noch oben. Nun sind wir vier Begleiter, statt des einen.

In Brest gelingt es uns nach einigen Winkelzügen, den widerlichen Arzt abzuschütteln. Und da sich Oberleutnant X auch schon verkrümelt hat, bleiben nur noch Max und ich mit zwei Mädchen übrig. Die anderen hatten wir schon an ihren Wohnungen abgesetzt. Inzwischen war es schon sehr spät geworden,

---

<sup>342</sup> „Assistenzarzt“ war der einem Leutnant entsprechende Dienstgrad der *Sanitätsoffiziere*.

und die beiden Mädchen, die zusammen wohnen, luden uns zu einer Tasse Tee ein. Sie führten uns in eine sehr geschmackvoll eingerichtete Villa, deren untere Etage sie beide allein bewohnen. Es ergab sich fast von selbst, dass wir hier übernachteten. Meine Partnerin hatte wundervolle lange Zöpfe. —

Im Morgengrauen brachen Max und ich dann auf. Da aber Sonntag war, fuhren keine Busse. So wanderten wir aus der Stadt hinaus und zogen dann auf der Landstraße in Richtung St. Renan weiter. Wir hofften, dass uns irgendein Fahrzeug mitnehmen könnte. Kurz hinter Brest rauscht schon ein schwerer schwarzer Pkw heran, aber da sitzt ein Admiral drin, und den wagten wir nicht anzuhalten. So marschieren wir also weiter auf der leeren Landstraße. Alles atmet friedliche Sonntagsruhe. Weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Die Sonne steigt höher, und uns beginnt warm zu werden. Wir marschieren Stunde um Stunde und haben schon zwanzig Kilometer zurückgelegt.<sup>343</sup> Die Sonne brennt jetzt unangenehm warm. Einen so warmen *Frühlingstag*<sup>344</sup> haben wir bisher noch nicht erlebt. Es geht auf die Mittagszeit zu. Wenn wir zum Mittagessen nicht im Kasino sind, und der Alte merkt was, dann ist der Teufel los. Im letzten Dorf vor St. Renan<sup>345</sup> ruft Max das Bataillonsgeschäftszimmer an und bestellt einen Wagen. Er erhält eine Zusage, und wir schlurfen mit neuem Mut weiter. In der Ferne tauchen schon die ersten Häuser von St. Renan auf, und kurz vor dem Ort kommt endlich ein Beiwagenkrad angebraust, das uns die letzten drei Kilometer bis zum Kasino fährt. Es war buchstäblich die letzte Sekunde. Sie hatten gerade alle Platz genommen, als wir hereingestürzt kamen. Wir entschuldigen uns beim Kommandeur wegen der „Verspätung“, setzen uns auf unsere Plätze und beginnen mit harmloser Mine zu speisen. Der Kommandeur hat nichts bemerkt, nur die anderen wussten Bescheid und grinsen wie die Kobolde.

Wir haben einen Neuen gekriegt. Ich sehe ihn erstmals bei einem Beisammensein unserer Bataillons-offiziere mit dem Regimentskommandeur Haarhaus. Dabei veranstalten wir einen Sängerwettstreit. Jeder Offizier sollte das Lied singen, das ihn in seiner Jugend, der Tanzstundenzeit, am meisten bewegte. Dieser Neue ist ein junger, grüner Leutnant mit einer verdächtig spitzen Nase, die noch nach oben aufgebogen ist, so dass die Nasenlöcher wie Steckkontakte aussehen. Er ist nervös und zappelig, spricht hastig in kurzen, abgehackten Sätzen. Er erzählt uns ungeniert, dass er nach einer Übernachtung in einem Pariser Hotel eine wunderbare Woldecke mitgenommen habe. Es war ein Hotel für Offiziere.

Von diesem Deckenklaue habe ich später in Russland noch einmal gehört. Er befand sich in einem Lazarett, als ein EK I ankam. Da aber das Anschreiben noch fehlte, war zunächst unklar, wem es verliehen war. Es kam da noch ein Feldwebel in Betracht. Der besagte Deckenklaue aber erklärte sich in naiv-frecher Selbstüberschätzung zum mutmaßlichen Empfänger. Er steckte sich das Kreuz an den Rock, stellte sich wie ein Pfau vor den Spiegel und meinte, es stünde ihm gut. Den ganzen Tag stolzierte er damit im Lazarett herum. Als dann am nächsten Tag die Urkunde kam, stellte sich heraus, dass das Eiserne Kreuz dem Feldwebel verliehen worden war. Das erzählte uns ein Mann unseres Bataillons, der damals auch im Lazarett lag.

16.3.43. Ich bin zu einem **Gasschutz-Lehrgang** in **Le Mans** kommandiert. Etwa dreißig Offiziere aus der ganzen Division sind hier zusammengezogen und werden praktisch und theoretisch in der Gasabwehr geschult. Auch Leutnant Baumann ist dabei. Wir haben uns angefreundet und gehen nach Dienstschluss öfter gemeinsam in die Stadt.

Gestern schlendern wir platzsuchend durch ein Café, als ich da einen Nachrichtenleutnant sitzen sehe, der eine bildhübsche Französin neben sich hat. Ich kenne ihn. Auch er erkennt mich sofort, steht auf und begrüßt mich sehr höflich und freundlich. Wir haben seinerzeit beide an dem OA-Feldwebel-Lehrgang in Slawjansk teilgenommen. Er war mir damals schon bei den Diskussionen wegen seines vorlauten und hohlen Geschwätzes aufgefallen. Nun sitzt er hier in der tiefsten Etappe, geschniegelt und gebügelt. Er ist ein hübscher Kerl und sieht gut aus. Der geborene Salonoffizier und Etappenhengst. Wir wechseln ein paar Sätze und verabschieden uns wieder.

Da kein Tisch mehr frei ist, setzen wir uns zu zwei französischen Mädchen, bei denen noch zwei Plätze frei sind. Meine Gesprächspartnerin ist natürlich und unbefangen, und ich habe wieder einmal Gelegenheit, den unnachahmlichen, entzückenden Charme zu bewundern, mit dem die Französin die heikelsten und delikatesten Gespräche und Situationen spielend meistert.

---

<sup>343</sup> geschätzte Strecke; selbst zwischen den entferntesten Punkten beider Orte liegen nur 16 km

<sup>344</sup> im Original wiederum „Herbsttag“; muss man nun doch an der Reihenfolge der Erzählungen zweifeln?

<sup>345</sup> sicher *Guilers*

Als ich heute an der Straßenbahnhaltestelle warte, lacht mir eine junge Frau aus einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses zu. Ich mache mir einige Gedanken. Wie verhasst sind wir nun eigentlich? Wie vertragen sich bei Frauen Nationalstolz und Liebesbedürfnis? Es gibt viele Frauen und Mädchen, an die man leicht herankommt. Ich meine nicht die Damen vom horizontalen Gewerbe, sondern ganz normale Mädchen aus allen sozialen Schichten. Ihre Sympathie gilt nicht dem Deutschen, sondern dem Mann. Oder besser gesagt, ihnen ist es gleichgültig, ob der Mann ein Deutscher ist, wenn er sich als liebenswerter Mensch erweist. Es gibt nicht wenige nationalstolze Frauen, die sich ehrlich in deutsche Soldaten verliebt haben. Hier siegt das Ewig-Menschliche über die Zeitsituation und das Volksbewusstsein.

Ein ortskundiger Kamerad hat in einer Gaststätte am Stadtrand ein großes Essen für uns arrangiert. Wir machten erst einen schönen Spaziergang durch Felder und Wiesen und setzten uns dann zu einem dreistündigen Festessen nieder. Es begann mit Austern und setzte sich über ein Fischgericht und einen Geflügelgang bis zum schweren Braten fort und endete mit Käsebraten und Kaffee, wobei allerdings noch diverse Gemüsebelegen eingeschoben waren. Das ganze Gedeck hat 12,- Mark gekostet.

Am 19.3.43 ist der Lehrgang beendet, und wir fahren nach St. Renan zurück. Wie milde der Winter hier ist! Wir haben nicht einen einzigen Tag mit Schneefall erlebt. Der Wind setzt zwar nie aus, aber er ist nicht kalt. Jetzt geht es dem Frühling entgegen. Aber unsere Freude über das Frühlingserwachen wird durch dunkle Gerüchte getrübt. Man munkelt von einem neuen Russlandeinsatz. Wenn mein Glaube mir nicht eine andere Überzeugung gegeben hätte, könnte man meinen, das Schicksal sei wirklich blind. Ich denke an die vielen Einheiten, die seit Jahren in Frankreich sitzen, z. B. die Marineartillerie. Sie ist gewissermaßen bodenständig mit ihren schweren, einbetonierten Küstenbatterien. Ihr Dienst ist erträglich, und da sie zur Marine gehören, bekommen sie auch noch deren bessere Verpflegung. Aber ich bin nicht neidisch. Ich kenne auch andere Schicksale, wie das eines Kollegen, der zum größten Ärger und Neid seiner Berufsgenossen den ganzen Krieg über in der Heimat zu bleiben verstand, während die anderen an der Front waren. Die Frontsoldaten aber kehrten größtenteils zurück, während der Drückeberger drei Tage vor Kriegsende bei einem Bombenangriff getötet wurde.

In Brest hatte ich noch ein eigenartiges Erlebnis. Als ich das erste Mal in die Stadt kam, erinnerte ich mich an das Brester Mädchen, das ich in Lannion kennengelernt hatte. Da ich ihre Adresse wusste, ging ich los, um sie in den stockfinsternen Straßen der verdunkelten Stadt zu suchen. Die Straße hatte ich schon gefunden. Sie war sehr belebt, aber man sah nur die schemenhaften Schatten der Vorübergehenden. Ich sprach einen dieser Schatten an, um nach der Hausnummer zu fragen. Der Schatten war das Mädchen, das ich suchte. Ich habe sie nur noch einmal kurz gesehen. Sie war in einer Kneipe am Kriegshafen beschäftigt, in der französische Matrosen verkehrten. Das war doch nicht mein Milieu.

Nun ist es endgültig: Wir gehen wieder nach Russland. Es ging alles sehr schnell. Ich stehe feldmarschmäßig vor Mme. Jacob, um mich zu verabschieden. Sie schenkt mir noch ein halbes Pfund Butter und verkauft mir eine Flasche Cognac und den seltenen Benediktiner. Sie möchte, dass ich ihr einmal schreibe, und ich verspreche es ihr. Sieben Jahre später, nach meiner Entlassung aus sowjetischem Gewahrsam, habe ich mein Versprechen eingelöst und eine frohe Antwort erhalten.

Hinter dem „Neuen Staatsbahnhof“ am Hafen von Brest erstreckt sich der Güterbahnhof. Hier ist unser Bataillon aufgefahren und beginnt zu verladen.<sup>346</sup> Trotz der Fliegerdeckung, in der die meisten Fahrzeuge stehen, wimmelt der Verladeplatz von Fahrzeugen aller Art. An manchen Stellen sind die Strohballen zu hohen Bergen getürmt, und zwischen ihnen laufen die Soldaten wie geschäftige Ameisen hin und her, schleppen Geräte in die Waggonen oder führen Pferdegespanne hinein. In wenigen Stunden sind wir fertig. Die Offiziere sammeln sich allmählich und suchen ihre Abteile auf. Einige deutsche und französische Mädchen waren noch gekommen, um uns zum Abschied ein paar Blumen zu bringen. Es sind die beiden Barmädchen aus dem Haus des Seekommandanten und einige von den Mädchen, mit denen wir in St. Renan einmal gefeiert hatten. Jetzt stehen sie etwas verloren auf dem sich leerenden Platz.

Der Lump von Bataillonsarzt, der sich damals so daneben benommen hatte, kommt übrigens nicht mit. Er hat sich, angeblich wegen eines Herzfehlers, frontdienstuntauglich schreiben lassen. Der Arztkollege hat ihm das sicher gern bestätigt. Man soll sich ja gegenseitig helfen und kameradschaftlich zusammenhalten, wir hier unter uns in der Etappe! Man sieht, es lässt sich alles deichseln, wenn man

---

<sup>346</sup> Abtransport in Brest 01.–06.04.1943 (KTB OKW 1943 S. 265 u. 290, KTB AOK 7 Frame 000362–000367)

Beziehungen hat. Aber wir sind nicht böse darum. So ein Drückeberger passt nicht zu uns. An der Front brauchen wir treue Kameraden.

Und noch einer ist zurück geblieben: Oberleutnant Jablonski, der Pferdeknecht mit dem Galgenvogelgesicht, der in Slawjansk und Rai Gorodok unser Chef war. Man hat ihn als Ortskommandanten in einem kleinen französischen Ort zurückgelassen. Diesen unwürdigen und unfähigen Vertreter Deutschlands auf diesen Posten zu setzen, war wieder ein typischer Missgriff. Wenn reichsdeutsche Dienststellen einen Mitarbeiter in die besetzten Gebiete abstellen sollten, schoben sie oft die Unfähigen oder Unbeliebten ab, die sich dann im Ausland genauso unbeliebt machten, zum Schaden unseres Ansehens. Aber die Truppe macht es ebenso. Wer gibt schon gern seine tüchtigen Leute ab?! Und dann geht ein Ruck durch den Transportzug. Langsam fährt er an, rollt an der hohen Steilküste der **Brester Bucht** entlang und biegt dann in eine Kurve, die die Stadt und die winkenden Mädchen unseren Blicken entzieht.

Wir sehen gerade noch einen anglo-amerikanischen Bomberverband anfliegen.<sup>347</sup> Ob er unsere Verladung stören wollte und sich verspätet hat, oder ob er den Hafen anvisiert, wissen wir nicht. Wir spüren noch den leichten Luftdruck der Explosionen, und das ferne Grollen der Detonationen mischt sich in das dumpfe Rummeln des abrollenden Zuges.

Leb' wohl, schöne Zeit!

Nachtrag. Einmal besuchte eine Delegation unserer japanischen Verbündeten unser Gebiet. Um eine große Truppenstärke vorzutauschen, wurden die Einheiten angewiesen, Marschkolonnen auf die Straßen zu schicken, über die die Wagenkolonne der japanischen Delegation fuhr. Auch an unserem Bataillon kamen sie vorbei, aber die Japaner lehnten schlafend im Fond des Wagens und ignorierten uns vollständig. Wahrscheinlich wussten sie, wie man „Türken baut“.

## 5. Teil Zurück zur Ostfront

### Rücktransport nach Russland – Stellungskämpfe am Donez im Sommer 1943 – Sowjetische Sommeroffensive 1943 – Verwundung und Heimataufenthalt

Nun ist es also wieder so weit. Wir rollen nach Russland zurück. Wie ein Traum liegt Frankreich hinter uns.

Frankreich, das ist Zivilisation, ist immer noch christlicher Lebensraum, ist westliche Kultur, in der wir uns heimisch fühlen, ist das gemeinsame Haus Europa.

Vor uns liegt die dunkle Zukunft, die russische Sphinx. Die Sowjetunion, das ist der brutale Bolschewismus, ist das Zentrum der Gottlosigkeit, ist das fremde, unbegreifliche Ungeheuer Asien.

Frankreich war Entspannung, Ruhe, Bequemlichkeit, Freude und auch ein bisschen weiblicher Charme.

Russland bedeutet Gefahr, Strapazen, schlaflose Nächte, Frost und Nässe, Schweiß und Blut, primitives Dasein – und manchmal auch ein bisschen Menschlichkeit.

Von solchen Gedanken und Gefühlen bin ich erfüllt, während wir weiter gen Osten rollen. Man hat es sehr eilig mit uns, denn überall werden wir bevorzugt abgefertigt. Vor acht Tagen blickten wir noch auf die felsige Küste des Atlantik, heute stehen wir schon tief in Russland. Der Zug hält bei einer kleinen Station hinter **Barwenkowo** (?).<sup>348</sup> Wir laden eiligst aus und lassen die Fahrzeuge gleich möglichst weit

---

<sup>347</sup> Gem. KTB OKW 1943 S. 277 und 287 erfolgten Angriffe auf Brest am 3. und 5. April 1943 mit 25 bzw. 18 Flugzeugen. Da das I./477 am mittleren von fünf Tagen ausgeladen wurde, muss hier der Angriff in der Mitte der Verladetage, also der am 03.04.1943 beschrieben sein.

<sup>348</sup> Antransport nahe Barwenkowo 09.–13. (KTB I.PzA, NARA T-313 Roll 48 Frame 7282357, 388, 400, 421, 433, KTB OKW 1943 S. 258 ff.); I./477 traf offenbar – mangels anderweitiger Erwähnung – mit den „restlichen Kampfstaffeln“ am 11.04.1943 ein (KTB I.PzA, NARA T-313 Roll 48 Frame 7282400 i.V.m. 2357, 2388, 2421,



weg vom Bahnsteig in Fliegerdeckung gehen. Unser Schwesterbataillon hat gestern hier beim Ausladen schon die ersten Toten und Verwundeten durch russische Fliegerangriffe gehabt. Russland hat uns wieder!

## Stellungskämpfe am Donez im Sommer 1943

Wir sind noch mitten in der Rasputiza, der Frühjahrsschlammperiode. Unser einziger Trost ist, dass sie allmählich zu Ende geht. Vorerst jedoch marschieren wir noch über morastige Wege durch das schmutzige, schmelzwassergetränkte Land. Trostlos ist der Anblick der grauen Dörfer und der winterkahlen Bäume, die ihre blattlosen Äste in den bleiernen Himmel recken. Das Bild der Landschaft passt genau zu unserer Stimmung. Die erste Nacht verbringen wir in dem Vorratshaus einer Kolchose.<sup>349</sup> In dem uns zugewiesenen Raum liegt ein Haufen von Sonnenblumenkernen. Ich wühle mich hinein und schaffe mir eine kleine Mulde, in der ich weich zu schlafen hoffe. Es war eine falsche Hoffnung, denn die Kerne sind härter, als ich dachte. Vor acht Tagen lag ich noch in dem weichen Federbett eines französischen Jungmädchenzimmers. Heute fröstele ich im Halbschlaf auf einem Haufen harter Sonnenblumenkerne einem trübseligen Morgen entgegen. Landsknechtsleben, Soldatenschicksal!

Wir marschieren in **Petrowskaja** ein, wo wir eine SS-Division ablösen.<sup>350</sup> Ich werde mit meinem Zug an den Südrand des großen Dorfes gelegt, wo ich in der letzten Straße Quartier beziehe, deren Häuser in eine weite Ebene auslaufen. Diese Ebene ist schon Niemandsland, denn am jenseitigen Ende liegt der Feind.<sup>351</sup> Um ihm die Einsicht in die Straße zu versperren, hat die SS eine hohe Schilfblende hinter den letzten Häusern quer über die Straße gezogen.

Bei der Übernahme der Quartiere spreche ich auf einem Hof zwei SS-Leute an, die mir russisch antworten. Der Zugführer erklärt mir, dass die beiden gefangene Russen seien. Sie waren nach der Gefangennahme bei der Kompanie geblieben und hätten sich hervorragend bewährt. Man habe ihnen daher SS-Uniformen gegeben und sie wie Kameraden behandelt. Bei einem überraschenden Vorstoß der Sowjets seien sie einmal hinter die russischen Linien geraten und waren tagelang verschwunden. Man hatte sie bereits abgeschrieben, als sie eines Tages plötzlich wieder auftauchten. Sie hatten sich durch die russischen Linien wieder zu den Deutschen gemogelt. Sie sind fanatische Sowjetfeinde.

Als ich in eine Stube trete, sehe ich einen SS-Mann, der seine Sachen zusammenpackt und bei der Gelegenheit ein schön besticktes Handtuch, das der Bäuerin gehört, mit einpackt.

Petrowskaja liegt in einer weiten und tiefen Mulde, die vom Iwan nicht eingesehen werden kann. Deshalb schießt er auch selten in das Dorf. Obgleich die Straße am Dorfrand, in der meine Quartiere und Feuerstellungen liegen, am ehesten eingesehen werden kann, ist sie noch die ruhigste. Nur in einer Nacht gab es einen kurzen Aufruhr. Ein Spähtrupp der Schützenkompanie war von meiner Straße aus in die weite, freie Ebene hinaus gegangen, um das Gelände zu sondieren. Hier stand in etwa achthundert Metern Entfernung eine hohe Strohmiere. Als der Spähtrupp ahnungslos darauf zuing, erhält er plötzlich Feuer aus der Dieme. Der Spähtruppführer tat das einzig Richtige in dieser Situation. Da die Wiese keinerlei Deckung bot, griff er an, sprang dicht an den Strohhaufen heran und steckte ihn in Brand. Dabei kamen zwei Iwans in den Flammen um. Es stellte sich heraus, dass die Russen in dieser Strohmiere eine B-Stelle hatten und buchstäblich vor unserer Nase doch in das Dorf gucken konnten. Hätten die Iwans nicht geschossen, wäre der Spähtrupp achtlos weiter gelaufen. Da der Trupp aber direkt auf den Haufen zukam, glaubten die Iwans sich entdeckt und schossen.

Die Division hält in Petrowskaja einen dreitägigen Pionierkurs ab, an dem auch ich teilnehme. Wir hören Vorträge über das russische Pionierwesen, über den Bau von Unterwasserbrücken, erhalten Unterweisungen über die wichtigsten Pioniertätigkeiten in Praxis und Theorie, um sie später notfalls

---

2433); damit ist das Eintreffen am Bahnhof gemeint und nicht in der Stellung, wo jeweils 2–3 Tage später die Ablösung vermerkt wird (z.B. Eintreffen bzw. Ablösung II./457 und II./466 in KTB 1.PzA, NARA T-313 Roll 48 Frame 7282357 und 2400)

<sup>349</sup> Am Marschweg liegt einzig der Sowchos VII Sjesda Ssowjetoff (*Heereskarte Russland 1:100 000 Blatt M-37-99 Isjum*).

<sup>350</sup> *SS-Panzergranadierdivision "Wiking"*, liegt später hinter der Front „in Auffrischung“

<sup>351</sup> Die Front war bis zum 22.04.1943 an dieser Stelle unterbrochen und nicht an den Donez angelehnt (vgl. die Lagekarten in KTB 1.PzA, NARA T-313 Roll 48 Frame 7283046–94).

selbst ausführen zu können, wie z. B. Gebrauch von Sprengladungen, **geballten** und **gestreckten Ladungen**, S- (*Schrapnell*-) und T- (*Teller*-) **Minen**, Sprengung von Drahthindernissen oder Panzern im Gefecht. Kursusleiter ist ein Pionierhauptmann.

Der Tross meiner alten 8. Kompanie liegt auch in Petrowskaja. Ich war heute dort und habe die alten Kameraden besucht. Fritz Schulz ist immer noch Spieß. Er hat sich jetzt als Offizieranwärter beworben. Aus diesem Grund muss er noch einmal für zwei Monate zur Frontbewährung nach vorn, obgleich er sich schon im Frankreichfeldzug an der Front das EK II geholt hatte. Er will aber kein Aufhebens machen und geht also in Kürze an die Front.

Dem Iwan scheint aufzufallen, dass wir weniger schießen als unsere Vorgänger. Denn er wird wieder aufdringlicher.<sup>352</sup> Die vor uns hier eingesetzte SS-Division war schwer bewaffnet und gut mit Munition versorgt. Jeden sowjetischen Schuss beantwortete sie mit einem wuchtigen Feuerüberfall. Infolgedessen verhielt sich der Iwan schön still. Jetzt wird sein Feuer wieder lebendiger. Der russischen Bevölkerung gefällt das gar nicht. Sie fühlte sich unter der SS sicherer und war ganz begeistert von ihr. Es kommt hinzu, dass die SS auch mit Verpflegung und Ausrüstung offenbar bevorzugt versorgt wurde, und dass von diesem Überfluss dann oft auch die Bevölkerung profitierte. Pullover, Socken, Zeltbahnen, Kochgeschirre und andere Gegenstände sind der Beweis dieser Freigebigkeit, die in allen Häusern immer wieder anzutreffen sind.

Heute traf ich im Dorf eine so typische altrussische Bauernfamilie, dass ich sie auf der Straße fotografierte. Der Bauer im langen Russenkittel mit Pluderhosen und Schaftstiefeln und langem weißen Bart, die Frau mit dem üblichen Kopftuch und barfuß, wie sie im Sommer überall herumlaufen. Die Familie baute sich mit den Kindern auf, der Bauer stand stramm mit den Händen an der Hosennaht, und dann knipste ich sie.<sup>353</sup>

Unser Bataillon wird von Petrowskaja nach **Sagorodnoje** verlegt. Das Dorf liegt direkt am Donez. Damit sind wir also wieder in unserer altvertrauten Gegend, denn wir liegen jetzt nur etwas nördlich<sup>354</sup> von dem Abschnitt, den unsere Division im ersten Russlandeinsatz besetzt hatte.

Wenn man von Petrowskaja nach Sagorodnoje will, muss man ein Hochplateau ersteigen. Die baumlose Hochfläche trägt ausgedehnte Weideflächen und Kolchosfelder. Nach einstündigem Fußmarsch neigt sich das Plateau mehr oder weniger sanft zum Fluss hin und fällt dann in einem zwanzig bis fünfzig Meter hohen Steilhang zur Donezniederung ab. An einer weniger stark geneigten Stelle liegt Sagorodnoje. Die oberen Häuser liegen noch auf dem Plateau, während die unteren schon am Fluss liegen, der hier dicht am Fuß des Westhanges vorbeifließt.

Das Dorf liegt also an dem steilen Westufer des Doneztales, und von hier hat man einen weiten Blick über die kilometerbreite, dichtbewaldete, flache und stellenweise versumpfte Donezniederung.

Das Dorf, in dem auch der Bataillonsstab liegt, ist der Mittelpunkt des Verteidigungsabschnitts unseres Bataillons. Wir liegen hoch über der Donezniederung und können das gewaltige breite Tal übersehen. Aber es ist dicht bewaldet und undurchsichtig. Der Iwan liegt zwar unten in den Wäldern, aber er kann das ganze Dorf an dem kahlen, schräg zum Tal hin geneigten Hang übersehen. Deshalb können unsere Verpflegungsfahrzeuge, die von Petrowskaja nach vorn kommen, immer nur abends erscheinen. Nur einzelne Fußgänger können es wagen, bei Tage über den Hang zu gehen. Eines Tages wollten Gawletta, Max und ich nach Petrowskaja. Hier liegt das Regiment und die Führer der 13. und 14. Kompanie (Pak und IG). Es war warm, und der einstündige Fußmarsch war uns zu unbequem. Wir wollten deshalb den Bataillons-Pkw nehmen.<sup>355</sup> Da der Russe aber auf lohnende Ziele meist schoss, mussten wir vorsichtig sein. Der VW stand in einem Erdloch hinter dem Haus des Kommandeurs. Wir ließen den Motor anspringen, stiegen ein, rasten im Karacho den Hang hinauf und verschwanden im Schutz einer Buschreihe am Hinterhang.

Die Stellungen der Schützenkompanien liegen vorwiegend unten am Fluss, am unteren Dorfrand am Fuß des Hanges. Die schweren Waffen der MG-Kompanie bilden eine zweite Linie in halber Höhe des

---

<sup>352</sup> Bis zum 25.04.1943 wird nur geringes, schwaches oder gar kein Störungsfeuer gemeldet; am 25. erscheint erstmals (und danach regelmäßig) „Störungsfeuer“ ohne einschränkendes Adjektiv, anschließend eine lebhaftere Nacht und rege Fliegertätigkeit (KTB 1.PzA, NARA T-313 Roll 48 Frame 7282612/19).

<sup>353</sup> Dieses Foto ist leider nicht mehr vorhanden.

<sup>354</sup> 35 km westlich von Tichozki, 60 km nordwestlich von Slawjansk

<sup>355</sup> Fahrten ohne Fahrbefehl, Privatfahrten u.ä. waren nicht zuletzt wegen des Kraftstoffverbrauchs verboten (KTB 1.PzA, NARA T-313 Roll 48 Frame 7282365/79, Roll 58 Frame 7293861).

Hanges mitten durch das Dorf. Die Stellungen meiner Werfer sind über das ganze Dorf verteilt. Die kreisrunden, brusttiefen Löcher der Feuerstellungen sind in den Gärten hinter den Häusern ausgehoben. Die Bedienungen wohnen wie üblich in den Häusern bei den Russen. Hinter dieser zweiten Linie befindet sich noch andeutungsweise eine dritte Linie mit einigen Pak-Stellungen.

Ich selbst wohne in der letzten Dorfstraße, die oben am Rand des Plateaus entlangläuft (Foto<sup>356</sup>). In den ersten Tagen wohne ich in einem kleinen Häuschen, das nur Stube und Küche hat, bei einer ca. 30-jährigen Frau.

Bald aber ziehe ich mit meinem Melder in das Nachbarhaus. Es dient als Lagerhaus der Kolchose, hat aber auch einen großen Wohnraum mit Bett, Tisch und Stuhl. Hier verbringe ich nun mehrere Wochen. Nach einem ruhigen Nachtschlaf unter dem Moskitonetz stehe ich gegen 8 Uhr auf. Nach dem Waschen nehme ich dann mein Frühstück ein. Die Milch hat mein Melder schon aus der Milchsammelstelle der Kolchose geholt. Zuweilen bekomme ich von dort auch Weißkäse. Nach dem Frühstück breite ich hinter dem Haus, gegen Feindsicht geschützt, eine Decke aus, nehme ein Buch oder Leseheft und Sonnenbrille und lege mich in Sporthose in die heiße Sonne. Manchmal spaziere ich auch durch das Dorf, besuche das BGZ<sup>357</sup> oder meine Zugunterkünfte. Erst abends steige ich in die Uniform und mache meinen Rundgang durch die Feuerstellungen. Von diesen Gängen komme ich manchmal erst spät in der Nacht zurück. Eines abends, es war wohl schon Mitternacht, biege ich um die Ecke meines Hauses, als ich in der Tür des Nachbarhauses die junge Frau des Kolchos-Lagerleiters stehen sehe. Sie ist im Unterrock. Wahrscheinlich war es ihr im Haus zu heiß, und sie sucht etwas Abkühlung. Ich gehe zu ihr hin und frage, ob ihr nicht zu kalt sei. Blöde Frage! Denn es ist eine warme Sommernacht. Wir stehen nicht lange, da höre ich in der Stube ein Geräusch. Der Mann ist wohl von meiner lauten Stimme erwacht. (Idiotisch, in solcher Situation laut zu sprechen!) Die Frau hat es natürlich auch gehört. Sie dreht sich abrupt um und geht ins Haus zurück. Sie ist übrigens aus Wladiwostok, wie sie mir einmal erzählt hat. Manchmal, wenn sie mit ihrer Nachbarin, meiner ersten Hasiaika, zusammensitzt und schwatzt, setze ich mich dazu und höre mir den Dorfklatsch an. Das meiste verstehe ich aber nicht.

Das Haus des Bataillonskommandeurs steht am Ende einer Balka, die sich mitten im Dorf in den Hang hinein gefressen hat. In die Seitenwände dieser Schlucht werden jetzt Stollen getrieben, die dem Bataillonsstab als Schutzbunker dienen sollen. Diese Arbeit verrichten Mädchen und Frauen aus dem Dorf. Um ihnen die Arbeit angenehmer zu machen, lässt der Bataillonier seinen Radioapparat laufen, solange die Frauen arbeiten.

Kürzlich trat einer der Bataillonsmelder überraschend in die Stube des Kommandeurs und platzte in ein zärtliches Tête-à-tête des Alten mit einem der Arbeitsmädchen hinein. Der Alte kann übrigens an keinem Mädchen vorbeigehen, ohne ihm einen Klaps auf die Kiste zu geben.

Jetzt werden alle Häuser, in denen Mitglieder des Bataillonsstabes liegen, durch Laufgräben verbunden. Auch diese Arbeit wird von Frauen verrichtet, die von Einbruch der Dunkelheit bis Mitternacht schippen müssen. Manchmal denke ich, der Major hat sich diese Arbeit nur ausgedacht, um die Mädchen um sich zu haben.

Neuerdings schießt der Russe mit einzelnen Gewehrschüssen auf die Dächer der Häuser.<sup>358</sup> Er benutzt Leuchtspurmunition, mit der er versucht, die Strohdächer in Brand zu setzen. Erst hatte er es auf eine Artillerie-B-Stelle abgesehen, die er unter einem Dach erkannt hatte. Jetzt aber schießt er auch auf andere Häuser. Vorgestern zischte eines dieser Phosphorgeschosse in die trockenen Reisigbündel, die an der Wand eines Bauernhauses aufgeschichtet waren. Sie fingen sofort Feuer, aber der Bauer konnte die leckenden Flammen löschen, bevor sie Schaden anrichten konnten.

Heute kommt ein Unteroffizier meines Zuges angerannt und meldet, dass seine Unterkunft in Flammen steht. Als ich ankomme, steht das Dach in hellen Flammen. Verdammt, die Munition! Normalerweise liegen die Werfergranaten vorschriftsmäßig in einem Erdbunker. Ich sehe aber, dass die Männer die Granaten aus dem Haus schleppen. Gestern war frische Munition gekommen, und die hatten sie erst

---

<sup>356</sup> Die Beschriftung des Fotos mit „Mai 1943“ ermöglicht es, die Verlegung nach Sagorodnoje auf Anfang Mai zu datieren.

<sup>357</sup> unbekannte Abkürzung; evtl. Bäuerliches Gemeinschaftszentrum oder Begegnungszentrum? Die russische **БГЦ** Abkürzung passt nicht, sie bedeutet Biogeozänose, eine Art Ökosystem.

<sup>358</sup> Bis zum 03.05.1943 war in den täglichen Meldungen nur von Artillerie-, Granatwerfer- oder allgemein von Störungsfeuer oder Feuer die Rede; ab dem 03.05. wird täglich ausdrücklich Gewehr- oder Infanteriefeuer gemeldet (KTB I.PzA, NARA T-313 Roll 48 Frame 7293795 sowie davor und danach).

einmal kistenweise im Haus abgestellt. Wenn die explodieren, zerreißen sie das ganze Haus. Jetzt schleppen die Männer wie die Verrückten. Der Iwan sieht dieses Hin und Her natürlich und ballert dazwischen. Ein junger Soldat wird getroffen. Steckschuss unter der Achsel. Er schleppt aber weiter seine Kisten, bis ich ihn zum Arzt schicke.

Schon wieder brennt ein Haus, das Nachbarhaus der Werferbedienung. Das Schilfdach ist schon abgebrannt, und die Flammen haben sich in die Holzbalken zwischen den Lehmwänden gefressen. Die Landser gießen Wasser auf die Balken. Aber das glost und glüht und schwelt unter den Lehmwänden weiter. Die Männer reißen ein Stück der Lehmwand auf, um an die glühenden Balken zu kommen. Immer wieder gießen sie Wasser drauf, aber die Schwelbrände fressen sich weiter. Es sind schon mehrere Stellen. Wir reißen ein weiteres Stück Mauer nieder, um an die glimmenden Balken zu kommen. Aber die glimmende Glut frisst sich schneller durch das Holzwerk, als wir löschen können. Da sie innerhalb der Lehmwände schwelt, können wir den Brand weder genau verfolgen noch wirksam bekämpfen. Wir müssen ein Mauerstück nach dem anderen abreißen, bis fast die ganze Wand abgetragen ist. Und als es Abend wurde, war das Haus verglüht und niedergebrannt. Die Geschichte ist auch deshalb so traurig, weil sie gerade während der Abwesenheit der Hausfrau passiert ist. Sie war an diesem Tag zu einer Bekannten nach Petrowskaja gegangen und hatte vor ihrem Weggang den Unteroffizier noch gebeten, auf das Haus gut aufzupassen. Wen mag sie nun wohl beschuldigen?

Sowjetische Granatwerfer belegen das Dorf jetzt häufiger mit Störfeuer.<sup>359</sup> Ich habe mir daher hinter dem Haus ein kleines Deckungsloch gegraben. Eigentlich wollte ich es abwechselnd mit meinem Putzer buddeln, aber der stinkend faule Kerl hat nicht einen Spatenstich daran getan. Da ich aber gern arbeite, hat es mir nichts ausgemacht. Ich merke mir das aber und kriege ihn mal heran, wenn es ihm noch viel unangenehmer ist. Einmal putzte er gerade meine Stiefel, während ich schippte. Als ich ihm dann sagte, sobald er fertig sei, könne er mich ablösen, da hat der Kerl noch eine halbe Stunde an den Stiefeln herumgefummelt, nur um nicht schippen zu müssen.

Diese Putzer oder Burschen waren in ruhigen Zeiten bei den Zug- und Kompanieführern Mädchen für alles. Im Einsatz fungierten sie dann als Melder. Aber mein jetziger war für beide Funktionen ungeeignet. Auch als Soldat taugte er nichts. Ich hatte ihn nur deshalb zu mir genommen, weil keine Gruppe ihn haben wollte. Lange Zeit später – der Kerl war längst nicht mehr bei uns – bekam ich von ihm einen Brief, worin er mir mitteilte, dass er sich als Offiziersbewerber gemeldet hätte und mich bat, eine Beurteilung über ihn zu schreiben und an eine angegebene Dienststelle zu schicken. Ich haben ihm eine Beurteilung geschrieben, korrekt und wahrheitsgetreu, aber für ihn wäre es besser gewesen, er hätte mich nicht darum gebeten.

Ich hatte aus der Heimat Schokoladenpuddingpulver geschickt bekommen und mir ein Kochgeschirr voll von dieser meiner Lieblingsspeise gekocht. Um sie noch etwas abkühlen zu lassen, stellte ich sie in mein Deckungsloch. Als ich den Pudding dann herausholen wollte, sehe ich gerade eine Katze aus dem Loch kommen. Unheil ahnend, steige ich hinunter, und stelle fest, dass dieses Biest von dem Pudding gefressen hatte. Wutschnaubend renne ich ins Haus, hole meine MPi und laufe der Katze nach, um sie zu erschießen. Sie nimmt Reißaus, und ich setze ihr nach. Mehrmals lege ich auf sie an, aber sie verschwindet zwischen dem Gartengemüse. Ich weiß, dass die Russen mich sehen, aber mein Zorn ist größer als meine Vorsicht. Trotzdem muss ich ohne Jagdglück umkehren. Ich bin immer noch wütend. Eine solche seltene Kostbarkeit für die Katze!

Ich bin jetzt Stellungsbau-Offizier und muss in Zusammenarbeit mit dem Bataillonsadjutanten Gawletta den Zustand der Feuerstellungen überprüfen, die Anlagen verbessern, neue Stellungen aussuchen und ausbauen, sowie die Stellungen- und Feuerpläne vervollständigen. Auch müssen Pläne für neu angelegte Minenfelder gezeichnet werden. Meine wichtigste Aufgabe ist im Augenblick der Bau eines Stacheldrahtzaunes, der vor dem gesamten Bataillonsabschnitt entlang laufen soll. Nacht für Nacht bin ich jetzt vor den Stellungen, um mit den Pionieren den Verlauf des Drahthindernisses festzulegen. Unsere Arbeit wird durch einen Schützenschleier gesichert, den ich schon vorher gegen den Feind in das waldige Vorgelände vorgeschoben habe.

---

<sup>359</sup> Bis zum 12.05.1943 wird nur selten vereinzelter, schwaches oder geringes Granatwerfer-Störungsfeuer, manchmal auch nur allgemein Störungsfeuer gemeldet, ab 26.04. überwiegend Granatwerfer-Feuer, was auf höhere Intensität hindeuten kann; am 12.05. wird ausdrücklich verstärktes Granatwerferfeuer genannt (KTB 1.PzA, NARA T-313 Roll 48 Frame 7293926 sowie davor und danach). – Der offizielle Begriff lautet „Störungsfeuer“.



Vor dem Dorf steht der Zaun schon. Er verläuft unten in der Talebene parallel zu dem Steilabfall. Der Hang ist hier fast fünfzig Meter hoch und von tiefen, steilwandigen Schluchten zerschnitten, die das Regenwasser ausgespült hat. Jahr für Jahr fressen sich diese Balkas weiter in den Hang und in das Plateau hinein. **Rückschreitende Erosion** sagt der Geograph dazu. Manche dieser Balkas sind mit Buschwerk bewachsen, andere zeigen ihre kahlen Flanken mit dem nackten Boden wie eine tiefe, klaffende Wunde an den Hängen der grasbewachsenen Hochebene. Eine dieser Schluchten hat sich schon so weit nach rückwärts gefressen, dass sie das erste Haus auf der linken Seite des Dorfes erreicht hat. Die Kate steht schon bedrohlich nahe am Rand der steilwandigen Schlucht, und eines Tages wird das Haus mitsamt dem Garten in die Balka hinabrutschen.

Uns sind diese Balkas zuwider, weil sie unsere Front immer wieder zu Ausbuchtungen zwingen und weil sie das Gelände unübersichtlich machen. Vor allem aber, weil die Russen sie mit Vorliebe benutzen, um sich an unsere Stellungen heranzupirschen.

Die Hänge des Steilufers sind größtenteils mit Gras bewachsen. Nur stellenweise reicht der Wald auch bis an den oberen Rand. Die Hochfläche ist von den Riesenfeldern der Kolchose oder von ausgedehnten Weiden bedeckt. Die Felder werden von der Dorfbevölkerung bearbeitet.

Unser Bataillonsabschnitt reicht nach Nordosten noch einige Kilometer über das Dorf hinaus. Die Stellungen der Schützenkompanien liegen hier am vorderen Rand des Plateaus. Von hier oben blickt man über das mehrere Kilometer breite, dicht bewaldete Donezthal. Wie ein riesiges grünes Moospolster dehnt sich dieser zum Teil versumpfte Wald unter uns bis zum Horizont, wo man gerade noch den jenseitigen Talrand erkennt. Nur stellenweise wird das helle Band des Flusses zwischen dem grünen Wald sichtbar. Ganz hinten in der Ferne erkennt man ein großes Dorf in einer ausgedehnten Rodungsinsel.<sup>360</sup>

Vor unserem Dorf kommt der Donez in einem gewaltigen Bogen dicht an den Talhang heran, fließt eine Strecke daran entlang und entfernt sich dann wieder. Die unteren Häuser des Dorfes reichen bis an den Fluss heran, der hier ca. fünfzig Meter breit ist. In und an den Häusern liegen unsere vorderen Stellungen, denn auf der anderen Flussseite, wo der dichte Wald sofort am Ufer beginnt, liegen nachts schon die sowjetischen Vorposten.<sup>361</sup> Man kann beinahe eine Handgranate hinüberwerfen. In der Nacht kämten unsere MGs von Zeit zu Zeit den Waldrand mit kurzen Feuerstößen ab, um etwaige russische Späher oder Scharfschützen zu verunsichern. In letzter Zeit machen sich unsere Landser schon einen Ulk daraus, indem alle MGs gleichzeitig im Takt zwei längere und drei kürzere Feuerstöße abgeben. Dann dröhnt an der ganzen Front das taktmäßige Rattern der MGs durch den Wald: Rrrrrt-rrrrt-rrt-rrt-rrt, wie die Pauken des **Deutschen Jungvolks** bei ihren Aufmärschen<sup>362</sup>. Diesen Scherz haben unsere Landser von der SS übernommen. Aber die konnten sich das leisten. Für uns ist es Munitionsverschwendung. Auf meine Vorstellung hin wird es vom Bataillon verboten.<sup>363</sup>

Als Führer der schweren Waffen habe ich ein besonders großes und starkes Fernglas. Damit suche ich zuweilen den Wald ab. Manchmal sehe ich braune Gestalten im Wald herumlaufen. Solange sie im Schatten der Bäume bleiben, sind sie nicht zu sehen. Sobald sie aber durch einen Sonnenstrahl laufen oder in der Sonne stehen, leuchtet ihre Uniform auf.

Eine meiner Werfergruppen hat ebenfalls eine Gruppe schanzender Bolschewikis erkannt. Es ist ein eigenartiges Gefühl, den ahnungslosen Gegner so nah durch das Glas zu sehen. Es ist, als ob man ihn mit der Hand greifen könnte. Nachdem die Roten ihre Arbeitsstelle verlassen hatten, schossen sich unsere Werfer auf diesen Platz ein, und als die Iwans am nächsten Morgen wiederkamen, hauten unsere Werfer dazwischen.

Gestern wurde in unserem Divisionsabschnitt eine sowjetische Jagdmaschine so stark angeschossen, dass sie notlanden musste. Daraufhin landeten die beiden anderen Maschinen der Kette ebenfalls, um ihren Kameraden zu retten. Bevor sie aber die Maschine wieder flott hatten, waren unsere Landser heran. Es entspann sich ein kurzes Feuergefecht, bis zwei Piloten gefangengenommen wurden. Der dritte konnte entkommen. Nun haben die vorderen Linien Anweisung, den dritten abzufangen, wenn er durch

---

<sup>360</sup> Wahrscheinlich **Tscherwoniyi** oder **Iwanowka**

<sup>361</sup> Diese hatten sich seit dem 21.04. unauffhaltsam an den Fluss herangeschoben (KTB 1.PzA, NARA T-313 Roll 48 Frame 7282520, 567, 623, 665).

<sup>362</sup> **Ein Dokumentarfilm** zeigt solche Trommler (leider ohne Originalton, ab Minute 00:40).

<sup>363</sup> Ein auf Munitionseinsparung gerichteter Befehl des OB der 1. PzA. erging erst am 25.05.1943 (KTB 1.PzA, NARA T-313 Roll 58 Frame 7293557). Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass es derselbe Befehl ist.

die Front zurückzuschleichen versucht. Die drei Maschinen fielen fast unversehrt in unsere Hand.<sup>364</sup> Die Innenausstattung ist typisch russisch: Im Cockpit ein Gewirr von Kabeln und Drähten, mit Leukoplast an die Wand geklebt oder lose durchhängend. Alles Improvisation. Auch darin sind die Russen Meister. Ohne Rücksicht auf Sicherheit. Aber sie fliegen! Die sowjetischen Piloten sagten u.a. aus, dass unsere Stellungen schlecht getarnt und schon von weitem sichtbar seien.

Auch eine sowjetische Agentin wurde in unserem Abschnitt aufgegriffen. Ihre Aussagen waren ebenfalls bemerkenswert. Sie sagte, dass es schwierig sei, durch die deutschen Linien zu kommen, aber im Hinterland stoße die Arbeit der Spione kaum auf Schwierigkeiten, weil die deutschen Soldaten sehr geschwätzig und vertrauensselig seien und alles erzählten.

Seit einiger Zeit haben die Roten ein Salvengeschütz<sup>365</sup> drüben im Wald. Sie kommen leise und ungesehen heran, feuern ihre Raketenserie ab und sausen dann mit brummendem Motor davon. Die Stalinorgel schießt immer von derselben Stelle, denn man sieht den Rauch der Abschüsse, der weißgrau über den Baumkronen erscheint.<sup>366</sup> Ich gehe einmal zu der Artillerie-B-Stelle, die im Dorf liegt. Der Beobachter sagt mir, dass er die Schießwerte für die Abschußstelle festgelegt habe, und dass bei der Batterie stets ein Geschütz feuerbereit sei, um die Stalinorgel sofort zu fassen, sobald er anruft. Aber bisher waren die Iwans immer schneller.<sup>367</sup>

In meiner Straße wohnt ein alter Russe, der im Ersten Weltkrieg in deutscher Gefangenschaft war. Er spricht ein paar Brocken Deutsch, ist sehr freundlich und bewohnt ein winziges, aber sehr ordentlich und gemütlich eingerichtetes Puppenhäuschen.

In seinem Nachbarhaus wohnt eine alte Frau, die von einer russischen Gewehrkuugel getroffen worden war. Der Schuss war durch die Backe gegangen. Sie klagt mir ihr Leid, zeigt mir das Loch und möchte als Medizin einen Schnaps. Die Schlaue! Aber ich habe keinen Schnaps.

Mein Fernglas dient nicht nur kriegerischen Zwecken. Heute habe ich in friedlicher Absicht von meinem Quartier aus ein paar Mädchen beobachtet, die auf den Feldern arbeiteten. Sie hatten mir den Rücken zugewandt und lockerten mit ihren Hacken in tief gebückter Haltung den Boden auf. Es ist doch ein hervorragend scharfes Glas!

Ich musste dringend zum Zahnarzt und machte mich auf den Weg nach Petrowskaja, um mir dort bei unserem Zahnklempner das Gebiss reparieren zu lassen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er eine Wurzel, die ich schon jahrelang im Kiefer habe, ohne dass sie mir Beschwerden macht. Er guckt sich das Ding an und sagt dann trocken: „Na, reden wir nicht davon.“ Wir hatten beide keine Lust, die nicht ganz einfache Prozedur vorzunehmen.

Jetzt ist die gemütliche Zeit vorbei. Die Sowjets haben schon wiederholt versucht, nördlich des Dorfes, also auf unserem linken Flügel, durch eine bewaldete Schlucht an unsere Stellungen heran zu kommen. Das ist dort eine gefährliche Stelle. Der Wald zieht sich hier den Steilhang hinauf bis an den Plateaurand. Und direkt am Ende der Schlucht, die die Russen immer benutzen, liegt der Bunker des Kompaniechefs, dem dieser Frontabschnitt untersteht. Der ist nun dauernd von Überfällen bedroht. Um den Russen von dieser Schlucht abzudrängen, soll unten im Wald eine Stellungslinie aufgebaut werden, die diese Schlucht halbkreisförmig abschirmt. Diese vorgeschobene Stellungslinie wird in den Wald hinein bis an einen toten Flussarm des Donez gelegt. Dieser tote Flussarm besteht aus einer Kette von zum Teil schon versumpften Teichen, die einen gewissen natürlichen Schutz bieten, obgleich zwischen den Teichen trockene Stellen liegen, die begehbar sind. Diese vorgeschobene Sumpfstellung soll von einem Zug in Stärke von etwa 30 Mann besetzt werden. In Anbetracht der Gefährlichkeit dieser Stellung werden zwei Züge aufgestellt, die sich im Wechsel von 24 Stunden ablösen. Außerdem sollen sie von Offizieren geführt werden. Den einen Zug übernehme ich, den anderen ein Offizier der Schützenkompanie, der fließend russisch spricht. Die Ablösung erfolgt jeweils abends nach Einbruch der Dunkelheit.

---

<sup>364</sup> KTB 1.PzA, NARA T313 Roll 58 Frame 7294650

<sup>365</sup> *Mehrfachraketenwerfer* wie die sog. *Stalinorgel* wurden auch als *Salvengeschütz* bezeichnet.

<sup>366</sup> Am 13.05.1943 wird das Feuern des Salvengeschützes gemeldet, das der Autor ja offenbar selbst beobachtet hat (KTB 1.PzA, NARA T313 Roll 58 Frame 7293945). Die anderen gemeldeten Daten (10., 11., 14., 15.05. und Daten im Juni) passen nicht in die Abfolge der Berichte im Vergleich zu den dokumentierten Ereignissen.

<sup>367</sup> Das Salvengeschütz feuerte seit dem 10.05.1943 (KTB 1.PzA, NARA T313 Roll 58 Frame 7293909 ff.), konnte erst am 09.07. vernichtet werden (Frame 7293601).

Heute ist es soweit. Ich löse das erste Mal ab. Als es zu dämmern beginnt, nehme ich Stahlhelm und Maschinenpistole vom Haken an der Wand, schnalle die schweren Magazintaschen um, ergreife mein Fernglas und verlasse das Haus, um mich bei meinem Kompaniechef Max Müller und beim Bataillon abzumelden.

Das Dorf bereitet sich schon auf die Nachtruhe vor, als ich die Dorfstraße hinunter zum Sammelplatz gehe. Der Zug sammelt bei einem der letzten Häuser am Rand der offenen, baumlosen Hochebene. Es ist nun fast dunkel geworden. Halblaute Gespräche, und hier und da das Klappern von Geräten. In den Haustüren stehen Frauen und gucken uns zu. Der Feldwebel meldet mir die Vollständigkeit des Zuges, und dann verlassen wir in langer Reihe – Zivilisten sagen Gänsemarsch – das Dorf. Im Bogen umgehen wir das letzte Haus, das dicht an der Schlucht steht und bald abzurutschen droht. Dann ziehen wir in die weite, kahle Hochebene hinaus. Es ist dunkel. Nur die Stahlhelme glänzen im schwachen Schein der Mondsichel. Ich lasse die Abstände vergrößern, und damit auch unsere Silhouetten nicht zu erkennen sind, gehe ich in einigem Abstand vom Plateaurand.

Nach knapp halbstündigem Marsch erreiche ich den Gefechtsstand der 2. Kompanie am Ende der gefährdeten Schlucht. Ich melde mich beim Kompanieführer und steige dann gleich in die Schlucht hinunter. Ein schmaler Pfad führt zwischen Jungwald und Unterholz hinab. Die Schlucht ist kurz. Die steilen Wände treten plötzlich zurück, und der Pfad läuft in die bewaldete, ebene Talsohle hinaus. Wir stehen unten in der Talebene der Donezniederung. Hier am Rand des Talhanges ist der Boden noch sandig und trocken. Lichter Hochwald gestattet einen freien Blick in fünfzig bis hundert Metern Umkreis.

Unweit vom Ausgang der Schlucht liegt auch das Erdloch, das nun mein Zuggefechtsstand sein wird. Hier erwartet uns auch schon Leutnant A., der uns in die einzelnen Stellungen einweist. Dann sammelt er seine Leute und verschwindet nach hinten in der dunklen Schlucht. Ich bin mit meinem Melder (es ist nicht mehr der alte Blindgänger) in das Erdloch gekrochen. Es ist eine rechteckige, einen halben Meter tiefe Grube. Den Fußboden bildet eine Strohschicht. Als Dach dient eine Zeltbahn. Während der Melder mit dem **Feldfernsprecher** hantiert, orientiere ich mich über die Lage. Der runde Lichtkreis der Taschenlampe gleitet über die Karte. Durch das Licht angelockt, kommen Schwärme von Mücken herein und erfüllen die Luft mit ihrem feinen, leisen Singen, womit sie mir eine genussreiche Nacht verkünden wollen.

Draußen ist stockdunkle Nacht. Mitternacht ist längst vorüber. Es wird kühl. Ich wickele mich in meine Decke, um noch ein paar Stunden zu schlafen.

Es ist heller Tag. Ich gehe die Stellungen ab, kehre in mein Loch zurück, telefoniere mit dem Chef oben am Ende der Schlucht und baue dann mein Loch etwas aus. Vor allem kann man jetzt den Eingang verhängen, so dass nicht allzu viele Mücken hineinkommen. Oben im Dorf habe ich mein Quartier gewechselt. Da ich jetzt eigentlich nur noch zum Schlafen hinaufkomme und meinen faulen Putzer an den Zug abgegeben habe, brauche ich das geräumige Zimmer nicht mehr. Ich wohne jetzt zwei Häuser nebenan in einer kleinen Kate, die nur von einer Frau mit ihrer kleinen Tochter bewohnt wird.

Als ich heute abend zur Sammelstelle komme, höre ich von dem Feldwebel eine erschütternde Geschichte. Heute mittag war eine Gruppe von Mädchen von der Feldarbeit zurückgekommen, um die Mittagspause im Dorf zu verbringen. Sie gingen im Gänsemarsch. Die Sowjets haben das natürlich gesehen und die Mädchengruppe mit einem Granatwerferfeuerüberfall zusammengeschossen. Dabei wurden mehrere Mädchen getötet. Eine von ihnen galt als das schönste Mädchen im Dorf.

Manchmal kann man die Wut kriegen über die Sturheit der Landser. Wie ich heute am Tage die Stellungen ablaufe, treffe ich einen Posten an, der sich gemütlich an den Fuß eines Baumes gesetzt hat, den Rücken an den Stamm gelehnt, und die Knarre zwischen den Beinen. So sitzt er da und bietet den Russen eine willkommene Zielscheibe. In seinem Erdloch war es ihm zu unbequem, und deshalb lässt er sich lieber abknallen. Ich weiß wohl, dass das tage- und wochenlange Stehen in den engen Schützenlöchern anstrengend ist, aber die zwei Stunden muss er eben durchhalten. Es geht ja ums Leben!

Entweder können die Landser nicht gucken, oder sie passen nicht auf. Heute komme ich zu einem Schützenloch, in dem der Posten seine Wache steht. Ich springe zu ihm ins Loch, stelle mich neben ihn und beobachte auch eine Weile den feindlichen Wald. Da sehe ich auch schon einen erdbraunen Iwan im grünen Gras herumschleichen. Der Posten hatte nichts gesehen.

Gewiss sind unsere Landser durch das jahrelange Postenstehen in den Schützenlöchern gleichgültig und abgestumpft. Aber es fehlt ihnen auch die Beobachtungsgabe. Sie können nicht mehr unterscheiden, ob die Bewegung des Grases vom Wind oder von einer schleichenden Gestalt verursacht ist. Sie sehen nicht, dass der Busch da drüben heute viel dichter ist als gestern. Dass der Reisighaufen da hinten höher ist als gestern. Dass die Baumkrone dort von Tag zu Tag undurchsichtiger wird (weil die Russen dort eine B-Stelle einrichten, indem sie Tag um Tag, langsam und unauffällig, die Baumkrone durch zusätzliche passende(!) Äste verdichten). Uns Kulturmenschen, vor allem den Großstädtern, ist diese Fähigkeit verloren gegangen. Der Russe hat sie noch. Er hat Augen wie ein Adler. Er schleicht sich wie ein Indianer am helllichten Tag bis auf dreißig Meter an unsere Stellungen heran. Er kann graben wie ein Maulwurf und hat sich in unglaublich kurzer Zeit in die Erde gewühlt. Unsere B-Stellen hat er oft in kurzer Zeit erkannt. Er passt sich hervorragend dem Gelände an und tarnt sich und seine Stellungen phantastisch gut. Ein Meister der Tarnung und Täuschung. Er scheut nicht Wind noch Wetter und greift oft dann an, wenn unsere Landser sich zum Schutz gegen Schnee und Regen die Zeltbahn über den Kopf ziehen.

Das Tollste ist heute passiert:

Ich sitze hinten in meinem Bunker, als ich vorn plötzlich Schüsse knallen höre. Ich renne sofort die etwa hundert Meter zu den Stellungen, finde dort aber alles wieder ruhig und friedlich vor. Es war folgendes geschehen: Ein Posten hatte in seinem Schützenloch im Halbschlaf vor sich hingeduselt, als er Schritte in der Nähe hörte. Wie er nun verschlafen aufblickt, steht ein Russe vor seinem Loch. Beide sind vor Schreck erst wie gelähmt. Dann aber macht der Iwan blitzschnell kehrt, watet durch einen flachen Tümpel und verschwindet im Gebüsch. Der Landser hatte inzwischen sein Gewehr hochgerissen und dem Iwan blindlings zwei Schüsse hinterher gefeuert, natürlich ohne zu treffen, denn er schlief ja noch halb. Ich nahm schnell einige Leute und lief in Richtung des geflüchteten Russen in den Wald, fand aber keine Spur mehr. Der Iwan hatte aber auch ein unwahrscheinliches Glück gehabt: Er war auf den größten Trottel des Zuges gestoßen.

Diese verfluchten Mücken! Wir tragen zwar Mückenschleier vor dem Gesicht, aber diese Biester finden immer einen Zugang, meist am Hals. Wenn die Posten den Schleier tragen, können sie nicht richtig sehen, weil die Mücken massenweise vor ihrem Gesicht auf dem Schleier herumkrabbeln. Wenn sie aber, um besser beobachten zu können, den Schleier hochschlagen, zerstechen die Mücken ihnen das Gesicht. Wenn man sie dann verjagt, verrät sich der Posten durch seine dauernden Bewegungen. Heute stand ich neben einem Posten, der in seinem Loch stand und die Hand auf dem Gewehrkolben hatte. Die Hand war schwarz von Mücken! Die armen Schweine hier vorn. Wenn sie nicht ein dickes Fell haben, werden sie verrückt vom Juckreiz. Und zu dem Fleckfieber, das uns die Läuse bringen, kommt die Malaria als Geschenk der Mücken. Auch das [Atebrin](#), das wir dagegen schlucken, hilft nicht immer, obgleich es sehr wirksam ist. Aber die Mücken und der Juckreiz ihrer Stiche, die uns den Schlaf rauben, belasten unsere Nerven mehr als die Gefahr hier unten.

Eben war Oberleutnant NN, der Kompanieführer aus dem Bunker oberhalb der Schlucht, hier unten, um sich einmal die Stellungen anzusehen, die ja wie ein Schutzschild vor seinem Gefechtsstand liegen. Donnerwetter, der ist aber vorsichtig! Wir gehen von meinem Bunker nach vorn zu den Stellungen. Da lässt der doch tatsächlich einen Kranz von Soldaten als Schützenschleier vor sich her gehen! So im Halbkreis wie ein Schirm! Und dabei sind wir doch hinter der eigenen Linie. Diesen Weg gehe ich Tag und Nacht mehrmals, aber allein!

Ich habe den Eindruck, dass wir von den Russen intensiv beobachtet werden. Kürzlich war eine von den Schützenminen, die vor unseren Stellungen liegen, in der Nacht hoch gegangen. Als wir die Stelle am nächsten Morgen aufsuchten, fanden wir im hohen Gras eine Schleichspur, die in einem Gebüsch fünfzig Meter vor unseren Stellungen endete. Hier hatte also ein russischer Späher gelegen und aus nächster Nähe unseren Verkehr, die Lage unserer Stellungen, Feuerstellungen und Schützenlöcher, sowie die Stärke unserer Besatzung beobachtet.

Ein Soldat kommt angesaust und meldet, dass sich Russen vor den Stellungen befinden. Ich laufe mit nach vorn, fasse eine Gruppe zusammen und stoße in den Wald vor, obgleich im Augenblick kein Russe mehr zu sehen war. Wir laufen über eine trockene Bodenwelle, durchwaten in langen Sprüngen einen schmalen, versumpften Bachgrund und gelangen wieder auf trockenen Boden. Hier steht lichter Kiefernwald. Der Boden ist von einer dicken Schicht trockener Äste bedeckt, die das Laufen erschweren. Aus dem Gewirr ragen einzelne Baumstümpfe heraus. Ich ducke mich hinter einen Baumstumpf, um einen Augenblick zu beobachten. Da bewegt sich etwas! 25 Meter vor mir hockt ein



Russe genau wie ich hinter einem Baumstumpf und guckt hervor. Er scheint mich nicht gesehen zu haben, denn er pendelt mit dem Kopf hin und her, als wenn er etwas genauer sehen möchte und nicht erkennen kann. Hätte er sich nicht bewegt, dann hätte ich ihn auch nicht erkannt. Wie ich mich aber zum Sprung etwas aufrichte, erkennt er mich durch meine Bewegung. Eine Sekunde lang sehen wir uns in die Augen, abwartend, mit größter Spannung. Dann schnelle ich vor und springe auf ihn zu. Da wendet er sich blitzschnell um, verliert bei dieser Bewegung seine Wattejacke und läuft wie ein Wiesel davon. Ich brülle: „Stoi, stoi!“<sup>368</sup>, jage ihm im Laufenden ein paar Feuerstöße aus meiner MPi nach, stolpere über dieses verdammte Astwerk – und sehe plötzlich 30 Meter links von mir ein ganzes Rudel erdbrauner Gestalten aufspringen und in geducktem Lauf davoneilen wie ein Rudel aufgescheuchter Rehe. Es waren mindestens zehn Mann. Die hätten mich ja spielend abknallen können, bevor sie fortliefen! Ich war meinen Männern im Eifer des Gefechts voraus geeilt, ohne darauf zu sehen, ob sie mir auch folgen. Zwar ist das eigentlich selbstverständlich, aber was heißt das schon. Sie müssen aber wohl dicht hinter mir gewesen und bei meinem Aufspringen auch mitgesprungen sein, denn ich kann mir nicht denken, dass der ganze Russenhaufen vor mir allein weggelaufen wäre. Wie sie laufen! Sie huschen durch das Unterholz. Ab und zu sieht man einen braunen Rücken auftauchen, aber gleich schlagen die Büsche wieder hinter ihm zusammen. Sie flitzen fast lautlos, sie sind schneller als wir. Ich gebe die Verfolgung auf, noch einmal sehen wir sie auf einer Schneise auftauchen. Sie blicken zurück, als ich mit meiner ganzen Gruppe auf dem Waldweg stehe und ihnen nachschaue. Da schießt einer noch einmal zurück, bevor sie endgültig verschwinden.

Da wir nun schon einmal hier sind, beschließe ich, mir die Gegend etwas genauer anzusehen. Wir folgen dem Waldweg, der auf den Donez zu verläuft und erreichen nach einiger Zeit einen kleinen versumpften Wasserlauf, in dem zwei russische Panzer versackt sind. Ich präge mir die Gegend ein, und dann kehren wir zurück. Unser einziges Beutestück ist eine Wattejacke. Leider hatte der Iwan keine Papiere bei sich. Aber russische Späh- oder Stoßtrupps haben das nie.

Einige Tage später werden mir noch einmal Russen vor der Stellung gemeldet. Diesmal will ich es schlauer anfangen. Ich teile zwei Gruppen ein, die links und rechts von den gemeldeten Russen in den Wald eindringen. Wir wollen uns dann nach einer Zangenbewegung hinter den Russen treffen und ihnen den Weg abschneiden. Aber sie haben den Braten wohl gerochen und ziehen sich fluchtartig zurück.

Es ist auffallend, dass sich die Sowjets nie auf ein Gefecht eingelassen haben. Sie haben nicht einmal aus nächster Nähe geschossen, was sie mehrmals mit Erfolg hätten tun können. Sie haben zweifellos den Auftrag, nur zu beobachten.

Selbstverständlich versuche ich, das Verhalten der Russen zu analysieren und daraus Schlüsse zu ziehen, soweit das beim Russen möglich ist. Auch mein eigenes Verhalten unterziehe ich einer nachträglichen „Manöverkritik“. Als ich mir die Scharmützel hier unten in unserem Buschkrieg in Ruhe durch den Kopf gehen lasse, schien mir doch, als wenn ich bei dem ersten Zusammenstoß etwas unvorsichtig war. Was wäre, wenn mir die Männer nicht schnell genug gefolgt wären? Vorsicht ist natürlich gut, aber ein Schutzengel ist besser. Und dass ich einen Schutzengel habe, ist mir unumstößliche Gewissheit. Das bedeutet natürlich nicht, dass ich mich im Vertrauen auf ihn unnötig in Gefahr begeben. Nur bei Dummheit hilft er, wie bei Kindern, die ahnungslos in eine Gefahr rennen. Und dazu hat er bei mir oft genug Gelegenheit.

Vorsicht hat mit Feigheit nichts zu tun. Aber Tollkühnheit hat auch nichts mit Mut zu tun. Mut ist jedoch eine unbedingte Forderung für den militärischen Führer. Ich denke da an einen Fall. Ein junger und noch wenig fronterfahrener Leutnant wird mit einem Melder nach vorn in die Stellungen geschickt, um Befehle zu überbringen. Auf dem Gelände liegt Streufire der feindlichen Artillerie. Der Melder merkt, dass der Leutnant etwas zögert und erbietet sich, das letzte Stück bis nach vorn allein zu gehen und den Leutnant hier wieder zu treffen. Der Leutnant ist einverstanden und bleibt zurück, um auf die Rückkehr des Melders zu warten. So geschah es auch. Aber später erzählte der Melder, dass der feige Leutnant zurückgeblieben sei und er allein nach vorn gegangen sei. Nein, da will ich mich lieber an den Grundsatz eines französischen Militärs halten: „Périssez dans le combat plutôt que de faire douter de votre courage!“ Lieber im Kampf umkommen als Zweifel an seinem Mut aufkommen lassen. Zugegeben, es ist leichter gesagt als getan, wenn es soweit ist. Aber manchmal denkt man in der Hitze des Gefechts gar nicht an die Gefahr und ist hinterher erstaunt, dass man eine mutige Tat vollbracht hat.

---

<sup>368</sup> Стой! oder Стои! Warte! Bleib (stehen)!

Der Russe verstärkt seine Spähtrupptätigkeit,<sup>369</sup> aber auch unsere Männer sind aufmerksamer geworden. Sie melden öfter ganze Trupps von Russen, die sich – in respektvoller Entfernung – im Wald vor unseren Stellungen herumtreiben. Ich bin deshalb auch von jetzt an häufiger vorn.

Die Männer haben sich für ihre wachfreien Stunden Laubhütten gebaut, denn wegen des feuchten Bodens kann man hier keine Bunker ausheben. Und kalt ist es ja nicht. Wir haben ja Sommer.

Jetzt ist es passiert! Die Russen haben einen unserer Posten ausgehoben! Das Pech ist dem anderen Zug zugestoßen, und der Leutnant erzählt mir den Hergang bei der Ablösung: Es war pechschwarze Nacht. Plötzlich zerreißt ein Knattern und Krachen die nächtliche Stille. MG-Garben zischen und Handgranaten explodieren mit dumpfem Knall. Trotz der absoluten Finsternis liegen die Garben haargenau auf drei nebeneinander liegenden Schützenlöchern. Sie streichen so dicht über die Löcher hinweg, dass die Männer die Köpfe nicht hochnehmen können und volle Deckung nehmen. Plötzlich hallt ein lauter Hilferuf durch die Nacht. Die Russen waren im Schutz des MG-Dauerfeuers, das die beiden äußeren Schützenlöcher eindeckte, an das mittlere Schützenloch herangekrochen und hatten den Posten aus seinem Loch gezogen. An seinen Hilferufen konnte man erkennen, dass sie ihn mit Gewalt wegschleppten. So plötzlich, wie der Überfall kam, war er auch beendet. Als man am nächsten Morgen das Gelände absuchte, fand man nur noch die Mütze des Verschleppten.<sup>370</sup>

Dieses sowjetische Stoßtrupunternehmen war ein Husarenstück, das größte Anerkennung abnötigt. Es war nur möglich durch vorherige genaueste Auskundschaftung des Geländes, des Anschleichweges und der Lage unserer Stellungen. Es mussten ferner die genauen Standpunkte der Angreifer und die Aufstellung und Schussrichtung der Waffen so exakt festgelegt werden, dass sie auch bei stockfinsterner Nacht ihr Ziel genau trafen. Nicht zuletzt waren auch Männer mit Mut gefordert. Es war eine Meisterleistung.

Die roten Spähtrupps waren in letzter Zeit immer häufiger, immer größer und immer aufdringlicher geworden. Deshalb bekomme ich den Auftrag, mit einem Spähtrupp in den Wald vorzustößen und festzustellen, was sich dort in der Tiefe des Waldes eigentlich tut, und ob sich der Russe etwa schon diesseits des Donez festgesetzt hat. Der Fluss entfernt sich hier nämlich in einem großen Bogen von dem Steilhang, und dieser etwa zwei Kilometer tiefe Bogen ist von dichtem Sumpfwald bedeckt, in den ich nun mit meinen sechs Männern vordringe. Ich benutze zunächst den Waldweg, auf dem wir kürzlich dem russischen Spähtrupp gefolgt waren. Er zieht sich in langen, schwachen Windungen durch das Unterholz dem Donez entgegen. Der feuchte Boden lässt die Vegetation üppig gedeihen. Das Unkraut wächst hoch, und Buschwerk und Niederwald sind so dicht, dass man stellenweise keine fünfzig Meter weit sehen kann. Die beiden Panzerwracks, an denen wir wieder vorbeikommen, lasse ich diesmal untersuchen. Sie sind leer. Nun lasse ich hier zwei Mann zurück und gehe rechtwinklig vom Weg ab nach links, indem ich einem sumpfigen Bachlauf folge, der etwa parallel zu unseren Stellungen verläuft. Ich finde aber weder Russen noch Spuren von ihnen. Deshalb kehre ich zu den Panzerwracks zurück. Wir folgen nun wieder dem Weg, der auf den Donez zuläuft. Nach einiger Zeit wird der Wald lichter, das Unterholz spärlicher. Bald haben wir den Waldrand erreicht und stehen vor einer breiten Wiesenfläche, die nur mit einzelnen Buschgruppen bestanden ist. Wir sind an den Auwiesen des Donez. Der Fluss ist immer noch einige hundert Meter entfernt und nur an einigen Stellen zu sehen. Auf der anderen Seite des Flusses reicht der dichte Wald bis an das Ufer heran. Von Russen ist nichts zu sehen, aber zweifellos beobachtet er uns von der anderen Flussseite. Ich kehre zurück und melde dem Bataillon meine Beobachtungen: Der Wald ist feindfrei. Der weitgehend feuchte Untergrund lässt vermutlich keinen Stellungsbau zu. Demnach kommen die feindlichen Spähtrupps vom jenseitigen Ufer des Donez herüber, durchqueren den Sumpfwald und legen sich vor unseren Stellungen auf die Lauer.

Nach dem Spähtrupüberfall sind die Nächte noch mehr als bisher voller Spannung. In den Abendstunden wabern Myriaden von Mücken in dunklen Wolken zwischen den Baumkronen und erfüllen die dämmrige Stille mit ihrem Singen. Dann aber senkt sich die unheimliche Nacht über den Wald. Die Baumkronen sind nicht mehr zu erkennen. Es ist wie eine schwarze Decke, die über uns

---

<sup>369</sup> Vor dem 16.05.1943 traten sowjetische Späh- und Stoßtrupps etwa einmal wöchentlich auf, ab 16. jedoch täglich (KTB 1.PzA, NARA T-313 Roll 58 Frame 7293545/996 sowie davor und danach).

<sup>370</sup> Das XXXX. Pz.K. meldete diesen Vorfall im Rahmen seiner Zwischenmeldung am 17.05.1943 um 15:15 Uhr: „257.I.D.: Bei Abwehr eines in den Morgenstunden nördl. Sagorodnoje vorführenden Spähtrupps fiel 1 O-Gefr. verwundet oder tot in russ. Gefangenschaft.“ (KTB 1.PzA, NARA T-313 Roll 58 Frame 7294010) Ein ähnliches Vorkommnis am 27.04.1943 (KTB 1.PzA, NARA T-313 Roll 48 Frame 7282638) passt nicht in die Abfolge der Ereignisse.

gebreitet ist. Aber die Nacht ist nicht still. Sie ist voller Unruhe. Es raunt im Wald. Die Sommerwärme brütet noch unter den Baumkronen und im Unterholz. Feuchtwarme Luft lastet über dem Boden. Es wispert im Dickicht und gluckst in den Tümpeln. Es raschelt im Laub, dass der Posten erschrickt. Vielleicht war es nur ein Tier auf nächtlichem Beutezug. Vielleicht war es aber doch ein Russe? Die Geräusche sind leise, aber zahllos und beunruhigend. Nachts wird hier unten nicht geschlafen. Alle Mann sind auf Posten. Gegen drei Uhr morgens wird es kühl. Müde lehnen die Männer an der erdigen Wand ihrer Schützenlöcher.

Endlich graut der Morgen. Fast unmerklich weicht die finstere Nacht. Noch ist es dunkel, aber der Himmel ist nicht mehr ganz so schwarz. Schon heben sich die Schatten der Baumkronen vorn Himmel ab. Voll Ungeduld blicke ich zum östlichen Horizont und dann auf das Zifferblatt meiner Uhr, das schwach phosphoresziert. Kurz vor drei Uhr. Um diese Zeit beginnt es hell zu werden. Und dann nimmt der schwarze Himmel allmählich eine bläuliche Farbe an, die immer heller wird. Der Morgen naht. Es wird Licht. Zwar beginnt jetzt eigentlich die gefährlichste Zeit, denn Angriffe beginnen meist im Morgengrauen. Aber man kann den Angreifer wenigstens sehen. Und dann ist die Sonne da! Der Tag hat begonnen.

Mein Bunker am Fuß des Steilhanges liegt in einem Hochwaldstück. Man kann hier frei herumlaufen. Der Unterstand liegt am Rand eines hellen Sandweges. Seit langem unbenutzt, beginnt das Gras, ihn allmählich von beiden Rändern her zu überwachsen. Still und verträumt liegt dieser Waldweg unter den leise rauschenden Kronen der hohen Bäume, mit deren Blätterwerk die warme Sommersonne ihre Schattenspiele auf den Weg wirft.

Und dann neigt sich wieder ein Tag dem Ende zu. Das Blau des Himmels und das Grün des Waldes werden immer dunkler. Aber heute schreckt die Dunkelheit nicht. Bald wird die Ablösung kommen. Halb unbewusst lauscht das Ohr, ob nicht schon das Geräusch der trappelnden Schritte und das fast unvermeidliche Klappern der Geräte zu hören ist. Wieder ein Blick auf die Uhr. Kurz vor zehn Uhr. Bald müssen sie hier sein. Ablösung! Das Herz scheint etwas erleichtert zu schlagen. Eine Nacht in einem richtigen Bett schlafen, ohne Unruhe. Raus aus diesem Wald und einen Tag wieder unter Menschen im Dorf sein. Ein Feldbett in einer Lehmkate ist schon eine kleine Seligkeit. Wie wenig braucht der Mensch, um glücklich zu sein!

Später erhalte ich unten im Wald einmal Besuch von einem Leutnant unseres Nachbarbataillons. Es ist Leutnant Baumann, den ich in Frankreich kennengelernt und in Paris und Le Mans getroffen habe. Er wollte mal Verbindung zum Nachbarn aufnehmen und ist selbst überrascht, mich hier unten im Wald zu treffen. Er ist lustig wie immer und meint, für diese Waldstellung würden sicher einige Ritterkreuze ausgeworfen.

Drüben singen die Russen. Wenn die Iwans singen, dann empfiehlt es sich, die Wachsamkeit zu erhöhen. Häufig steht dann ein Angriff bevor. Die Russen bekommen vor solchen Unternehmen oft Schnaps, und wenn sie Schnaps getrunken haben, dann singen sie.

Offenbar sind russische Angriffsabsichten bekannt geworden<sup>371</sup>, denn unsere Vorpostenlinie hier unten, die ja nur von einem Zug besetzt war, soll zu einer Dauerstellung ausgebaut werden und mit einer verstärkten Kompanie besetzt werden. Seit einigen Tagen wird hier wie toll geschantzt. Neue Stellungen werden ausgehoben und alte verbessert. Pioniere ziehen vor den Stellungen einen Drahtverhau. Mein bisheriger Unterstand wird zum Kompaniegefechtsstand ausgebaut und erhält als Decke eine vierfache Balkenlage. Ich selbst erhalte einen neuen Bunker fünfzig Meter rechts davon. Auch meine Werferbedienungen wühlen sich schon Feuerstellungen in den sandigen Boden. Ich soll nämlich zur Verstärkung der Schützenkompanie gleich mit unten bleiben, zumal ich die Gegend ja schon so gut kenne. Herrliche Aussicht! Immer dieselben!<sup>372</sup>

Der Russe hat unsere Geschäftigkeit natürlich längst beobachtet und schießt erstmalig mit Granatwerfern in den Wald. So ist das nun, seit die verstärkte Kompanie hier unten liegt, haben wir nachts zwar mehr Sicherheit, dafür ist es aber mit der Ruhe am Tage vorbei.

Max kommt mit dem Kommandeur herunter, und wir erkunden weitere MG-Stellungen.

Ich muss hier mal etwas anderes einschalten. Ich habe zufällig den Bericht eines Kompanieführers gelesen, der denselben Abschnitt befehligte, den ich dann übernahm. Es war ein ausgesprochen ruhiger

<sup>371</sup> Am 07.06.1943 werden Angriffsabsichten vermutet (KTB I.PzA, NARA T-313 Roll 58 Frame 7293568), aber auch später, vgl. z.B. Feindbeurteilung durch H.Gr. Süd vom 18.06.1943 (KTB OKW 1943 S. 662 f.).

<sup>372</sup> *Semper talis*, Wahlspruch und Schlachtruf des 1. Garde-Regiments zu Fuß, oft als Seufzer geäußert

Abschnitt. Was der aber daraus gemacht hatte! Jeden auftauchenden Russen und jeden Schuss hat der zu einem Feuergefecht hochstilisiert. Und wie eisern er die furchtbar bedrohte Stellung gehalten hat! Oh, Leutnant Schrödter, Sie ahnungsloses Kind! Wann werden Sie endlich lernen, sich ins rechte Licht zu setzen?

Mein neuer Bunker ist nicht dicht. Es regnet durch. Da war mir der alte lieber, obgleich der nur ein Zeltdach hatte.

Die Verteilung der Marketenderware hat nicht geklappt. Das nächste Mal übernehme ich die Verteilung selbst. Mit der Marketenderware ist es wie damals mit den Wintersachen. Bevor sie nach vorn kommt, ist sie schon durch viele Siebe gegangen. Die besseren Sachen, wie Hautcreme, Cognac usw., sind ohnehin selten und bleiben gleich hinten hängen. Den Rest der brauchbaren Dinge vereinnahmt dann die Kompanieführung, und der übrig bleibende Bräsel erreicht dann schließlich die Front. Hier nehmen sich dann die Gruppenführer noch zuerst, und den letzten Rest bekommt der Landser. Meist ist es nur noch Briefpapier.

Unser Adjutant, Leutnant Gawletta, hatte Krach mit dem Bataillonskommandeur. Es ist immer noch derselbe, Major Glaser, den wir schon in Frankreich hatten und mit dem die Offiziere öfter Meinungsverschiedenheiten hatten. Gawletta hat jetzt die Nase voll. Er meldet sich freiwillig zur Front und fällt vierzehn Tage später als Zugführer.<sup>373</sup> Ich werde zum **Feldersatz-Bataillon** abkommandiert<sup>374</sup>, das auf dem Hochplateau hinter unserer Sumpfstellung Artillerieschutzstellungen baut. Endlich komme ich mal aus diesem Sumpfwald heraus in freies, offenes Gelände. Ich hatte mir bei unserem Tross in Petrowskaja ein Pferd geholt und reite nun über die weite, sommerwarme Hochfläche meinem neuen Ziel entgegen. Ich genieße die freie Weite hier oben. Vor mir liegt der Feldweg, der sich in leichten Windungen in die Ferne zieht. Beiderseits des Weges dehnen sich riesige Großfelder, die schon bearbeitet sind. Nach längerem Ritt beginnt das Gelände in eine Senke abzufallen, die mit Strauchwerk bewachsen ist. Der Weg biegt scharf nach links und führt langsam in die Senke hinunter. Am Wegrand zieht sich jetzt eine Buschreihe entlang. Im Schatten des Gebüschs liegt eine Gruppe von Frauen und Mädchen, die hier die Feldarbeit besorgen und jetzt ihre Mittagspause machen. Eine von ihnen erkenne ich. Es ist meine Nachbarin aus Sagorodnoje, die junge Frau aus Wladiwostok. Sie liegt ausgestreckt im Gras und hat die Augen geschlossen. Durch den Hufschlag meines Pferdes aufmerksam gemacht, schlägt sie die Augen auf, erkennt mich und lächelt mich an. Ich grüße lächelnd zurück. Was für weite Wege diese Mädchen bei der Arbeit auf diesen riesigen Großfeldern machen müssen. Aber sie sind es gewöhnt, und sie sind ein kräftiges Volk.

Dazu erzählte Max Müller mal von der Tochter seiner Quartierswirtin. Es war schon im Sommer 1941 bei Slawjansk. Eines Tages war das Mädchen verschwunden und kehrte erst nach einer Woche zurück. Als Max sie fragte, wo sie so lange gewesen sei, antwortete sie: „In Charkow. Ich war drei Tage bei meiner Tante.“ Max fiel auf den Rücken. Charkow ist über 160 Kilometer entfernt. Er hielt ihr dann vor, dass sie täglich 40 bis 50 Kilometer gelaufen sein muss. Ihre lakonische Antwort war nur: „Nu da!“<sup>375</sup> (sinngemäß: „Na und?“ – was sind schon 50 Kilometer!)

An einer Wegkreuzung steht ein Richtungsschild, das auf den Regimentsgefechtsstand hinweist.<sup>376</sup> Dort muss ich mich erst melden. Die Bunker des Regiments liegen in einem kleinen Wald. In der Nähe befindet sich auch ein kleines Dorf.

Ich steige in den stabilen Bunker hinunter und stehe vor dem Regimentskommandeur. Laut Vorschrift muss Offizieren, die ihre Dienststelle wechseln, Nachteiliges aus ihrer Beurteilung mitgeteilt werden. Haarhaus überfliegt meine Papiere und sieht mich dann an. „Man bemängelt an Ihnen einen gewissen Hang zum Einzelgänger.“ Ich sage nichts und sehe ihn nur fragend an. Ich dachte, es käme noch mehr, denn mein Bataillonskommandeur, dieses Ekel, hat mir doch bestimmt noch mehr angehängt. Aber Haarhaus sagt nichts mehr dazu. So ganz Unrecht hatte er vielleicht nicht. Ich habe mit gewissen

---

<sup>373</sup> lt. **Gräbersuche online** gefallen am 28.07.1943 als Oberleutnant in **Andrejewka**

<sup>374</sup> Am 15.06.1943 wurde das **Feldersatz-Bataillon 257** neu aufgestellt. Am 18.06.1943 stellt H.Gr. Süd sowie Offensivabsichten fest (KTb OKW 1943 S. 662 f.); am 24.6. lag der Plan für den Bau von Stellungen für die sPzJägAbt B vor (KTb I.PzA, NARA T-313 Roll 58 Frame 7294538). Es müssen diese Stellungen sein, zu deren Bau das FErsBatI herangezogen wurde; der Autor kam höchstwahrscheinlich zur Stellungsgruppe B6 ostwärts **Woljwenkowo**, die auf der Hochfläche liegt und bis zum 4.7. fertiggestellt werden sollte. Der Weg von Sagorodnoje bzw. Petrowskaja dorthin weist viele der geschilderten Merkmale auf.

<sup>375</sup> ну да? Ach ja?

<sup>376</sup> Der Regimentsgefechtsstand müsste dann bei **Berestjanka** gewesen sein; Mitte Mai war er noch in Petrowskaja.



Offizieren weder gesoffen noch Karten gespielt, weil ich beides nicht kann und nicht leiden kann. Aber das kann man, wenn man will, vielleicht als Einzelgängerei ansehen. Hinzu kommt noch, dass ich zu bescheiden, zu zurückhaltend und manchmal auch zu schüchtern bin. Ich dränge mich nicht auf. Mir fehlt einfach das Geschick, mich wichtig zu machen. Nach einigen Bemerkungen schließt Haarhaus: „Das müssen Sie sich abgewöhnen.“

Ich setze meinen Weg fort. Wieder geht es über weite, baumlose Flächen, und dann bin ich am Ziel. Vor mir liegt wieder eine flache, mit Büschen und Bäumchen bewachsene Senke. Im Schatten der Gebüsche sind einige Fahrzeuge zu erkennen. Ich steige ab und melde mich beim Bataillonsführer, einem ruhigen, freundlichen Hauptmann mit gutmütigem Gesicht. Er ist im Zivilberuf höherer Beamter. Da das Bataillon erst kürzlich hier eingetroffen ist<sup>377</sup>, sind noch keinerlei Unterkünfte vorhanden. Die Soldaten kampieren in Laubhütten, die sie aus den Zweigen der Bäume hergestellt haben. Manche haben sich ein kleines Erdloch gebuddelt, andere haben einen Erdwall aufgeworfen und ein paar Bretter darüber gelegt. Ich selbst verbringe die erste Nacht auf der blanken Erde unter einem Planwagen. Ausgerechnet in dieser Nacht regnet es<sup>378</sup>, aber sonst ist es erträglich.

Es ist ja Sommer, und die Sommer in Russland sind meist warm und trocken. Trotzdem ziehe ich in eine leere Schützenmulde um, aber auch die ist auf die Dauer nicht bequem. Deshalb ziehe ich kurz entschlossen in einen Erdbunker um, den sich russische Feldarbeiterinnen gebaut hatten, und der in der Nähe unseres Lagers war. Er ist geräumig und hat ein Dach aus einer Bretterlage mit Sandabdeckung. Mein Melder hat ein Bund Stroh beschafft, mit dem er den Boden bedeckt hat. Hier hausen wir nun tagsüber. Nur zur Mittagszeit sammelt sich hier eine Frauenbrigade, die auf den Feldern der Hochfläche arbeitet. Sie essen hier zu Mittag und kommen dann zu einem kurzen Mittagsschlaf in den Bunker. Der kühle Unterstand schützt vor den heißen Strahlen der Junisonne. Hier liegen wir dann allesamt in trautem Verein dicht bei dicht und halten Mittagsruhe. Einmal liegt das Mädchen neben mir, das in Sagorodnoje mit dem Kommandeur von einem Melder überrascht wurde. Die Brigadeführerin ist brummig. Entweder ist sie böse, weil wir ihren Bunker belegt haben, oder sie muss ihren Schäfchen ein gutes vaterländisches Vorbild gegen den Feind sein, oder sie ist wirklich überzeugte Kommunistin.

Bei Einbruch der Dunkelheit ziehen wir mit unserem Schanzzeug auf die Höhen, wo wir eine neue Auffanglinie aufbauen. Von der Front her sind wir zwar nicht einzusehen, aber wegen der Flieger müssen wir nachts arbeiten. Man bereitet sich wohl doch auf einen größeren Angriff vor.

Als ich unseren Bunker vor acht Tagen bezog, war der einzige Komfort eine Strohschütte, die meinem Melder, einem ostpreußischen Bauernsohn, und mir als Bett diente. Ich stellte meinen Rucksack ans Kopfende, und die Wohnung war fertig. Seit heute habe ich einen neuen Melder. Ein lebhafter, hellblonder Kaufmannssohn aus Hamburg. Der ging ohne Aufforderung sofort an die Verschönerung des Bunkers. Das Strohlager wurde mit einem Gehege aus Zweigstücken eingefasst, damit die Strohhalme nicht wegrutschen konnten. Dann schmückte er die Wände mit kleinen Bildern, die er mit kleinen Stöckchen einrahmte. Zum Schluss baute er vor dem Unterstand draußen noch eine Laubhütte als überdachte Veranda. Er hatte sogar noch einen Tisch und eine Bank gebastelt, wo ich heute einen Brief an meine Eltern geschrieben habe. Die russischen Mädchen sind ganz entzückt von dem „kulturalny Bunker“<sup>379</sup>.

## Sowjetische Sommeroffensive 1943

17.7.43, morgens 3 Uhr. An der Front setzt schlagartig ein rollendes Donnern ein. Ich horche auf, denn das klingt anders als die üblichen Artilleriefeuerüberfälle. Es zieht sich an der ganzen Front entlang und ist ein pausenloses rumpelndes Grollen. Das ist kein Feuerüberfall und kein örtliches Artillerie-Duell. Das ist massiertes Feuer aller Kaliber auf breiter Front. Das ist der Auftakt zu einem Großangriff.

Die **große sowjetische Donezoffensive**, die große russische Sommeroffensive 1943 hat begonnen. Daher also der forcierte Stellungsbau mit einem ganzen Bataillon. Man hat also mit der Offensive gerechnet. Eben brausen drei russische Schlachtfieger über uns hinweg.

<sup>377</sup> Es war erst am 15.06.1943 aufgestellt worden (LdW), vermutlich zunächst im Kommandowege.

<sup>378</sup> Am 21. regnete es nachts (KTB 1.PzA, NARA T-313 Roll 58 Frame 7293581), am 25. strichweise (7293585).

<sup>379</sup> культуральный бункер, wahrscheinlicher культурный бункер, kultivierter Bunker

Es dauert keine zwei Stunden, da ist der Einsatzbefehl für uns da. Wir sollen mit Lkws eilig an die Front ostwärts Petrowskaja geworfen werden. Hier ist der Russe über den Donez gekommen und in unsere Stellungen eingebrochen. Ich habe meine wenigen Habseligkeiten schnell zusammengepackt. Nun warten wir auf die Lkws. Der Bataillonsführer<sup>380</sup> ist schon vorausgefahren, und ich soll die Kompanien nachführen. Gegen Mittag kommen die Lkws angerattert. Die Soldaten klettern gruppenweise auf die Wagen, ich steige zum Fahrer ins Führerhaus, und dann rollt die Wagenkolonne in Fliegermarschtiefe in Richtung Petrowskaja davon.

Im Ort ist Ruhe. Wir sind etwas dichter aufgefahren, unser Vordermann fährt dichter an den Straßenrand. Plötzlich rutscht der vollbesetzte Wagen mit den Vorderrädern in den Straßengraben, neigt sich langsam zur Seite und kippt um. Die Kolonne stoppt. Ich laufe zu dem umgestürzten Wagen. Die Männer sind mit dem Schrecken davon gekommen. Nur einer liegt stöhnend am Boden. Ich lasse ihn ins Lazarett abtransportieren, während die Männer darangehen, dem Lkw wieder flott zu machen.

Währenddessen unterhalte ich mich mit einem Artillerie-Offizier, dessen Batterie unweit unserer Unfallstelle in den Gärten steht. Er berichtet, dass die Artillerie auf beiden Seiten eine Feuerpause macht. Hier vor unserem Frontabschnitt hat der Russe noch keine Erfolge. Er bestätigt meine Vermutung, dass es sich um eine großangelegte Offensive handelt, die die Sowjets an der ganzen Donezfront eingeleitet haben. Allerdings seien die Offensivpläne bekannt gewesen. Unsere Luftaufklärung hatte z. B. in der Donezschleife bei Isjum sieben Unterwasserbrücken erkannt, die die Russen innerhalb einer einzigen Nacht gebaut hatten. Diese Laufstege für Infanteristen liegen dicht unter der Wasseroberfläche und sind von Land aus fast nicht zu sehen. Eine Meisterleistung sowjetischer Pioniere!

Inzwischen haben wir mit Hilfe der Artilleristen unseren Lkw aus dem Graben gezogen, steigen wieder auf und setzen die Fahrt fort. In großem Bogen umgehen wir die freie Ebene ostwärts Petrowskaja und erreichen dann von Süden her den Ort, in dem unser Divisionsgefechtsstand liegt (**Gruschewacha** oder Bolschaja Kamischewacha<sup>381</sup>). Wir durchfahren den Ort und rollen dann vorsichtig so weit an den Dorfausgang heran, dass wir vom Russen nicht gesehen werden. Hier warte ich auf weitere Order. Inzwischen ist es Nachmittag. Da erscheint ein Offizier und gibt mir Anweisung, bis zum nächsten Dorf weiterzufahren. Dort würden wir dann eingewiesen. Nun prescht die Wagenkolonne los und saust über die Straße, die durch offene Landschaft führt, der Front entgegen. Vor uns taucht **Welikaja Kamischewacha** auf. Ich sitze vorn im ersten Wagen. Als wir den Ortseingang erreicht haben, werde ich von einem Offizier empfangen, der winkend auf der Straße steht. Ich lasse die Kolonne halten, steige aus und begrüße den Hauptmann, der sich als Einweiser vorstellt. Er gibt mir eine kurze Lageschilderung: Im Schutz der Feuerglocke seiner Artillerie ist der Russe über den Donez gekommen, hat unsere vordere Linie durchstoßen und einen kleinen Brückenkopf gebildet. Der Einbruch ist etwa zwei Kilometer breit und einen Kilometer tief. Nun soll unser Bataillon im Gegenangriff den Russen wieder über den Donez zurückwerfen.

Ich fahre mit der Kolonne ins Dorf, wo wir noch einmal halten müssen. Das Dorf wimmelt von Soldaten. Auf der Straße stehen lange Fahrzeugkolonnen, Munitionsstaffeln und Nachschub aller Art. Fahrer hantieren am Geschirr ihrer stämmigen Zugpferde, Kradmelder schlängeln sich durch das Gewimmel, Soldaten laufen hin und her, andere stehen wartend herum, und über allem liegt der Lärm eines aufgeschreckten, zum Kampf rüstenden Kriegshaufens. Die russischen Zivilisten stehen in ihren Haustüren und sehen diesem Treiben unruhig zu. Wieder einmal droht die Kriegsfurie ihr Dorf zu überrollen.

Ich habe neue Befehle bekommen und setze die Wagenkolonne wieder in Marsch. In den späten Nachmittagsstunden erreichen wir unseren Bestimmungsort (Baraschewka<sup>382</sup>). Hierher war der Bataillonsführer vorausgefahren. Das kleine Dorf liegt hinter einem gewaltigen, weiten, gewölbten Höhenzug, der uns von der Front trennt. Wie ein riesenhafter, langgestreckter Buckel liegt er schützend vor dem Dorf. Hinter diesem Höhenzug tobt die Schlacht.

Ich melde dem Bataillonsführer die Ankunft der Wagenkolonne und gehe dann in eines der Häuser, in denen wir alle unsere Rucksäcke ablegen. Ich setze mich hin, um erst einmal etwas zu essen, denn ich

---

<sup>380</sup> Engel (Benary S. 212)

<sup>381</sup> Bolschaja Kamischewacha ist weder auf alten noch auf neuen Karten zu finden. Da der Name das gleiche bedeutet wie Welikaja Kamischewacha, mit dem er aber nicht identisch sein kann, liegt eine Verwechslung nahe oder eine ortsübliche Namensgebung.

<sup>382</sup> Baraschewka, vom Autor richtigerweise mit einem Fragezeichen versehen, gibt es nicht, jedoch ein **Barabaschewka** und ein **Garaschewka**.

habe seit heute Morgen noch nichts im Magen. Während ich kaue, höre ich draußen den Donner der Geschütze. Durch das Fenster kann ich die Höhe sehen, auf der schwarze Rauch- und Erdfontänen hochspritzen. Auf der Höhe liegt Störfeuer.

Ich werde zur Einsatzbesprechung gerufen. Wir versammeln uns im Haus des Bataillonsführers und hören uns den Kampfauftrag des Bataillons an. Dann werden die Befehle für die Kompanien ausgegeben. Ich übernehme den Granatwerferzug. Bei Einbruch der Dunkelheit soll das Bataillon den Höhenzug überschreiten und jenseits davon in Bereitstellung gehen. Im Morgengrauen wird es dann zum Gegenangriff antreten.

Es wird dunkel. Der erste Tag der Schlacht geht zuende. Aber noch einmal schwillt das Grollen der Geschütze an. Der Feind will den Nachschub zerschlagen, von dem er weiß, dass er jetzt an die Front rollt. Ich gehe vor das Haus und blicke zu der Höhe hinauf. In der fahlen Dunkelheit liegt dieser mächtige Höhenzug vor mir, und auf seinem Rücken tanzt ein Inferno von Feuer und Rauch. Der dunkle Himmel zuckt und flammt von den glutroten Blitzen der krepierenden Granaten. Die rollenden Einschläge lassen die Luft vibrieren. Schwarze Rauchwolken quellen haushoch und drohend empor, den dunklen Himmel vollends verfinsternd. 12-cm-Granatwerfer decken die ganze weite Fläche des breiten Höhenrückens ab. Es ist mindestens ein Werferregiment, wenn nicht gar eine ganze Division, die ihre Granaten auf die Höhe schmettern. Feuer, Rauch und spritzende Erde quirlen in der Luft, und die Erde zittert unter diesem gigantischen Flächenbrand. Beklemmung legt sich auf unsere Herzen. Durch dieses Feuer kommt niemand lebend hindurch. Und da müssen wir hinauf! Durch eine Wand von Feuer und schwarzem Rauch! Da ist schon das Kommando: „Bataillon fertigmachen!“ Es ist soweit. Wir treten an, und dann bewegen sich die Kompanien langsam den Hang hinauf. Herrgott, sie können doch nicht pausenlos so weiter trommeln. Lass sie aufhören!

Und wir haben wirklich Glück. Während wir die Höhe hinaufsteigen, lässt das Feuer nach, und als wir die Höhe erreichen, hat der Russe den Beschuss eingestellt. Nur ein brennendes Haus lodert als Fanal zum Himmel und erhellt die nachtschwarze Umgebung mit flammend rotem Licht. Vor uns taucht plötzlich eine Gestalt aus dem Dunkel. Es ist ein Hauptmann, der uns in die Stellungen führen soll. Er gibt uns schnell noch einen Lagebericht: Der Russe hat im Laufe des Tages vier Panzer über den Donez gebracht. Möglicherweise setzt er während der Nacht noch mehr über, so dass wir morgen mit einem Panzerangriff rechnen müssen. Die Lage ist etwas unklar. Auch der Verlauf der Front ist im Augenblick nicht genau bekannt. Wir müssen uns also vorsichtig an die Frontlinie heranpirschen, bis wir auf eigene Leute stoßen.

Das Bataillon entfaltet sich und geht nun in breiter Front tastend durch die Dunkelheit vorwärts. Wir sind bereits den Vorderhang hinabgestiegen und haben den Fuß des Hanges erreicht. Nun geht es weiter in flachem Gelände, und dann stoßen wir auf die ersten Stellungen unserer dünnen, stellenweise abgerissenen Verteidigungslinie. Ich stehe oben am Grabenrand, während unten ein paar Pioniere hocken, die uns mit einem Schnaufer der Erleichterung empfangen. Ablösung! Mit sieben Mann haben sie – wie sie sagen – den ganzen Kompanieabschnitt gehalten. Wir besetzen denselben Abschnitt mit 40 Mann. Außerdem gehe ich hundert Meter hinter dieser Linie mit meinen Granatwerfern in Stellung. Oben auf der Höhe fährt inzwischen unsere Pak auf, die dort einen dritten Abwehrriegel aufbaut. Iwan wird morgen auf harte Abwehr stoßen. Wir sollen ihn ja sogar über den Fluss zurückwerfen.

## Verwundung und Heimataufenthalt

18.7.43. Für meine Granatwerferstellungen habe ich mir eine Heckenreihe ausgesucht, die vom Schützengraben aus schräg nach hinten verläuft. In der Hecke befinden sich schon einige Erdbunker. Wir brauchen nur noch die Löcher für die Feuerstellungen auszuheben. Meine Gruppen gehen mit Feuereifer an die Arbeit, denn bis zum Morgengrauen müssen sie fertig sein. Die Hecke ist drei Meter breit und ebenso hoch. Zwanzig Meter vor mir bezieht der Bataillonsführer mit seinem Stab einen Unterstand.

Als es zu dämmern beginnt, sind wir gefechtsbereit. Da die Russen inzwischen Panzer über den Fluss gebracht hatten, sind uns zur Unterstützung unseres Angriffs noch schwere Waffen zugeteilt worden. Nun warten wir noch auf sie, um den Angriff beginnen zu können. Es ist 4 Uhr morgens und schon ganz hell. Endlich hören wir von hinten ein Kettenfahrzeug heranrasseln. Es ist eine Vierlingsflak auf Selbstfahrlafette mit einem Zug SS-Begleitinfanterie. Jetzt sind sie auf fünfzig Meter heran. Ich war mit

einem Soldaten die Bunkertreppe hinauf gestiegen, sehe den Ankommenden entgegen und will ihnen Zeichen geben, damit sie erkennen, dass sie unsere Bereitstellungslinie erreicht haben. Denn ihnen ist der Frontverlauf genauso unklar, wie er uns gewesen war. Da höre ich das Kommando: „Feuer frei!“ Und schon prasselt das Fla-MG los, dass die Fetzen fliegen. Die Fetzen fliegen uns um die Ohren. Ich will ihnen zuwinken – patsch! Ich fühle einen Schlag gegen meinen Unterarm, als wenn ein harter Kieselstein dagegen geflogen wäre. Meine Finger krümmen sich im Krampf zusammen wie Raubvogelkrallen. Aber ich fühle keinen Schmerz. Im ersten Augenblick dachte ich, meine Hand wäre durchschossen, jetzt aber läuft mir das warme Blut am Arm herunter. **Verwundet!**

Der Soldat, der neben mir auf der Treppe gestanden hatte, war mit einem Bauchschuss die Treppe herunter gerutscht. Auch im Bataillonsgefechtsstand hatte es Verwundete gegeben.

Die Kameraden im Bunker haben uns auf die Pritschen gelegt. Ein Soldat kniet neben mir und verbindet meinen Arm mit seinem Verbandspäckchen. Es ist nur der Einschuss zu sehen, also steckt der Splitter noch im Arm. Diagnose: Unterarmsteckschuss durch Granatsplitter. Während der Landser noch den Verband um meinen Arm wickelt, verliere ich das Bewusstsein, bin aber gleich wieder da. Ich bedanke mich bei dem Mann und schicke ihn zum Bataillon, um die zwei Ausfälle zu melden. Nach wenigen Minuten kommt er mit der Nachricht zurück, dass der Bataillonsgefechtsstand fünf Verwundete hat, darunter der Adjutant mit einer schweren Kopfverletzung.

Das Fla-MG hatte nur zwei kurze Feuerstöße abgegeben, und sieben Mann waren verwundet! Wenn die beim Iwan auch so dreindreschen, dann ist mir um den Erfolg nicht bange.

Ein Fahrzeug soll die Verwundeten mit zurücknehmen. Ich blicke auf die Uhr. 4.45 Uhr. Also wurde ich 4.30 Uhr verwundet. Jetzt beginnt die Wunde zu schmerzen. Der Wundschock ist vorbei. Bleischwer liegt mir der Arm auf dem Körper. Das Blut ist durch den dünnen Mullverband gesickert und färbt den Uniformrock rot. Der Ärmel hat ein Loch. Ich lege eine Drillichhose unter dem Arm, die auch bald Blutflecken bekommt. So liege ich längere Zeit im Dämmerzustand zwischen Schlaf und Schmerzen.

Der Kamerad mit dem Bauchschuss ist ruhig. Er scheint keine Schmerzen zu haben. Hin und wieder wechseln wir ein paar Worte. Ich mahne ihn, ruhig zu liegen.

Draußen rattert wieder ein Kettenfahrzeug heran und hält in unserer Nähe. Ich erhebe mich von meiner Pritsche und klettere hinaus. Es ist ein **Raupenschlepper-Ost**. Er hat Sprit gebracht. Ich möchte, dass er den Bauchverletzten mit zurücknimmt, aber er hat keine geeignete Liegefläche. Neben dem Fahrersitz ist jedoch noch ein Sitzplatz, auf dem er mich mitnehmen will. Ich warte deshalb nicht erst auf den Sankra, sondern klettere auf den Beifahrersitz, und dann geht es schon zurück. Der Fahrer hat es eilig, von hier unten wegzukommen, mit Recht. Er rasselt eilfertig (schneller als 20 km/h können diese Schlepper nicht fahren, dafür kommen sie aber durch jeden Dreck) den Vorderhang hinauf und verschwindet hinter der Höhe, wo wir vor direktem Beschuss sicher sind.

Oben rumpeln wir an unseren Pak-Stellungen vorbei. Diese furchtlosen Männer liegen auf freiem Feld, und ihr einziger Schutz ist die Mulde, in der das Geschütz steht. Einer der Geschützführer steht neben seiner Stellung. Ich kenne den Feldweibel von früher. Ich winke ihm zu und hebe meinen verbundenen Arm. Er erkenn mich und grüßt mit einer bedauernden Gebärde zurück.

Der Raupenschlepper-Ost setzt mich am **Truppenverbandplatz** ab. Es ist ein Bunker, etwa ein Kilometer hinter der Front. Ich steige hinunter. In dem Bunker ist eine stickige Luft, dass einem übel werden kann. Der Raum ist überfüllt und hat keine Lüftungsmöglichkeit. Der Arzt besieht sich meinen Verband und schickt mich dann gleich zu seinem Volkswagen, der draußen fahrbereit steht. Hinten hocken schon zwei Schwerverwundete, die dringend operiert werden müssen, und deshalb schnellstens zum Hauptverbandplatz der Division gebracht werden sollen. Der Sani heftet mir noch den rotgeränderten Verwundetenzettel ins Knopfloch, und dann setze ich mich vorn neben den Fahrer, der sofort losbraust. Der Wagen surrt auf dem gelben Weg entlang, der durch die weite, kahle Ebene führt. Wir sind nur ein Pünktchen in dieser endlosen Weite, aber die dicke, gelbe Staubwolke, die der dahinbrausende Wagen hinter sich aufwirbelt, zeigt unsere Anwesenheit unübersehbar.

Das fanden auch die drei sowjetischen Schlachtfieger, die plötzlich vor uns am Himmel auftauchen. Was sie wohl machen werden? Denn der rasende Punkt mit der großen Staubfahne hinter sich ist nicht zu übersehen. Sie fliegen zur russischen Front zurück, also werden sie ihren Auftrag wohl schon erfüllt haben. Jetzt sind sie schon seitlich von uns. Vielleicht sind wir für sie kein lohnendes Ziel. Jetzt sind sie schon hinter uns. Doch da kurvt der erste schon ein, senkt seine Nase und schießt wie ein Pfeil von hinten auf uns herab. Unser Fahrer wollte erst weiterrassen, doch auf meinem wiederholten energischen



Befehl stoppt er den Wagen. Und während wir noch aus dem Fahrzeug stürzen, prasselt schon die erste Garbe klatschend und puffend um unseren Wagen herum, dass der Sand des Weges aufspritzt. Ich ducke mich hinter den Wagen. Der Fahrer und die zwei Verwundeten laufen seitlich ins freie Feld. Ein neuer Kugelregen der zweiten Maschine hagelt herab, ohne zu treffen. Verflucht nochmal, sehen die denn nicht unsere weißleuchtenden Verbände? Sie sind doch keine achtzig Meter hoch! Endlich lassen sie von uns ab. Wir steigen wieder ein und fahren weiter. Aber da kommen die Schlächter<sup>383</sup> noch einmal zurück. Wir stoppen wieder. Der eine Kamerad klettert stöhnend heraus. Er hat eine Schlagaderverwundung und trägt mehrere Klammern am Hals. Wieder stürzen sich die großen Maschinen auf den kleinen Wagen. Wieder schießen sie daneben. Drei Angriffe im Tiefflug, und dreimal nichts getroffen. Und das bei allen drei Maschinen. Nun haben sie endlich genug und drehen ab. Wir klettern wieder in den VW und erreichen schließlich den Hauptverbandplatz der Division in **Barwenkowo**. Er ist am Ortsrand in einer Schule untergebracht.

Im Hauseingang steht ein Oberarzt<sup>384</sup>, der wohl gerade eine Pause macht, um zwischen den Operationen kurz Atem zu schöpfen. Wir begrüßen uns, er fragt nach meiner Verwundung und nimmt mich gleich mit. Ich folge ihm durch den Hausflur, der als Aufnahmerraum dient. Auf dem Fußboden steht Bahre neben Bahre. Da liegen die Frontkameraden in ihren verstaubten, blutbefleckten Uniformen und warten geduldig, bis sie an der Reihe sind und auf die Schlachtbank gelegt werden. Die Leichtverwundeten müde oder schlafend, die Schwerverwundeten apathisch in halbwacher Benommenheit. Manche stöhnen leise. Dort liegt ein junger Soldat. Sein Blick ist trübe, sein Gesicht fahlgelb. Offenbar empfindet er keine Schmerzen mehr. Er hat die Schwelle der Gefühlsfähigkeit schon überschritten. Er ist schon vom Tod gezeichnet. Armes junges Blut!

Schwestern laufen zwischen den Bahren hin und her, um zu helfen, wo es möglich ist. „Trinken, trinken“ ist hier der häufigste Wunsch. Der Blutverlust macht durstig. Dazu kommt noch die sommerliche Hitze. Welch ein Bild, wenn die Schwester sich neben den Verwundeten kniet, ihm vorsichtig den Kopf aufrichtet und ihm dann den Becher sanft an die Lippen setzt! Hier schreit keiner und hier kreischt keiner. Was ich hier sehe, sind nur Bilder tapferen Duldens und helfender Liebe.

Der Oberarzt führt mich in einen Raum und lässt mich auf einem Stuhl Platz nehmen. Ein Sanitätsgefreiter nimmt mir den Verband ab, und der Arzt besieht sich die Wunde. Der Splitter ist an der Vorderseite des rechten Unterarms eingedrungen, hat den ganzen Unterarm quer durchschlagen und ist an der Rückseite dicht unter der Haut stecken geblieben. Wenn der Oberarzt mit dem Finger über die Stelle streicht, kann er ihn deutlich fühlen. Und ich spüre es auch. „Das werden wir gleich haben,“ meint er. Inzwischen hat die Operationsschwester schon eine Spritze fertig gemacht, die der Oberarzt zur örtlichen Betäubung in die Nähe des Splitters sticht. Die Stelle schwillt zusehends an und formt sich zu einer flachen Beule. „Wir nehmen den Splitter gleich raus,“ sagt der Arzt. „Können Sie dabei sitzen?“ Ich bin mir nicht so ganz sicher und erwidere, dass ich möglicherweise umkippe. Da stellt sich die Operationsschwester hinter meinen Stuhl, schlingt ihre Arme fest um mich und hält mich fest. So geht es natürlich wunderbar.

Der Arzt greift zum Skalpell und fasst meinen Arm. Ich wende den Blick ab, fühle aber doch den Schnitt. Es schmerzt überhaupt nicht. Nach einigen Hantierungen schiebt der Arzt seine Brille auf die Stirn. Er kann in dem stark geschwellenen Gewebe den Splitter nicht finden. Noch einmal setzt er das Messer an. Ich fühle den tieferen Schnitt, und da kratzt das Skalpell schon über den Splitter. Mir wird doch etwas mulmig, aber die Schwester hält mich mit ihren Armen und ihrer Brust aufrecht. Da kamen meine Lebensgeister schnell wieder. Der Splitter ist raus. Der Oberarzt hält mir einen kirschkernegroßen, zackigen Granatsplitter vor die Nase und legt ihn dann aufs Fensterbrett. Die Schwester legt mir noch einen neuen Verband an. Da der zackige Splitter wahrscheinlich auch Uniformteile mit in die Wunde gerissen hat, wird ein kleines Schlauchstück in die Wunde geführt, durch das der Eiter die Stoffteilchen mit herausspülen kann. Nun habe ich einen frischen, blütenweißen Verband, und die Prozedur ist beendet. Es hat keine halbe Stunde gedauert, und umgekippt bin ich auch nicht. Ich verabschiede mich mit herzlichem Dank. Im Nebenzimmer bekomme ich noch eine Tetanusspritze ins Gesäß, und dann ist alles überstanden.

---

<sup>383</sup> gängige Kurzform für **Schlachtflieger**

<sup>384</sup> **Sanitätsoffizier** im Rang eines Oberleutnants

Sobald eine genügende Anzahl von Verwundeten versorgt ist, werden sie mit dem bereit stehenden Autobus ins Feldlazarett nach Barwenkovo<sup>385</sup> gefahren. Bis dahin ist es aber noch Zeit. Deshalb gehe ich erst einmal in die Küche und lasse mir etwas zu trinken geben. Ein bildhübsches russisches Mädchen reicht mir mit gewinnender Herzlichkeit einen Becher Tee, und als ich ihn nach dem Trunk mit einem dankbaren „bolschoi sspassiba“<sup>386</sup> zurückreiche, strahlt sie mich mit ihren hübschen Augen immer noch an. Sie ist doch ein verdammt reizendes Mädchen!

Ich gehe auf den Hof und blicke zur Front hinüber. Von hier hinten bekommt man erst eine Ahnung von dem gewaltigen Ausmaß dieser Offensive. Die ganze Front ist in Aufruhr. Unaufhörlich rummeln und grollen die Artillerieduelle und vermischen den Donner der Abschüsse mit dem dumpfen Krachen der Einschläge. Über den Fronten stehen Wolken von schwarzem Rauch, hier als dünner Staubschleier, dort zu dickem Qualm geballt.

Jetzt braust ein deutscher Stuka-Verband heran. Es sind zwanzig Maschinen. Sie kurven kurze Zeit über der Front herum, und dann schießt einer nach dem andern senkrecht in die Tiefe, um nach dem Bombenabwurf wieder steil hochzuziehen. Und nach jedem Sturz springt ein riesiger, gelber Rauchpilz in die Höhe, bis der ganze Frontabschnitt in einem Meer von Qualm erstickt. Kaum ist der Verband abgeflogen, da erschüttert ein neues Dröhnen die Luft. Ein deutscher Bomberverband mit 250 Maschinen fliegt an, wirft Tod und Verderben in die rote Front, dass der Boden erzittert und selbst hier hinten meine Uniform noch flattert. Einen Bomber hat die rote Flak erwischt. Beim Rückflug beginnt er zu qualmen, schert aus dem Verband aus und verliert an Höhe. Er kommt im Gleitflug herunter und geht beim Aufsetzen mit einer gewaltigen schwarzen Qualmwolke in Flammen auf.

Da taucht ein Verband sowjetischer Jäger auf. Etwa 150 Maschinen kurven wie ein Krähenschwarm durcheinander, wobei sich dieser Schwarm insgesamt langsam im Kreise dreht und allmählich die Front überfliegt. Sie sichern den Luftraum über der Offensivfront und sollen weitere deutsche Luftangriffe abwehren.

Nicht nur die Erde zittert und dröhnt. Auch die Luft ist erfüllt von heulendem und brausendem Getöse. Bomben und Granaten zerfetzen den Boden und schleudern das dunkle Erdreich in die Luft, und auch die Luft wird zerrissen durch den Druck der Explosionen. Die Elemente werden durcheinander gewirbelt und vermischen sich in einem Strudel der Vernichtung. Und auch der Mensch geht in diesem Strudel der Vernichtung unter, sein Körper wird zerfetzt und die Seele aus dem Leib gerissen.

Die Front ist eine Mauer von gelbem Qualm. Großkampf! **Asenkampf!** Hier prallen zwei gewaltige Armeen in verbissenem Kampf aufeinander. Von Zeit zu Zeit lässt das Rasen nach, als wenn die Kämpfer Atem holen müssten. Dann lüftet sich der Schleier von Rauch und Dunst über dem zermarterten Schlachtfeld und gibt den Blick frei auf schwelende und glimmende Schutthaufen, die einmal freundliche Dörfer waren.

Was mag wohl aus unserem Angriff geworden sein? Wir waren ja noch nicht einmal aus unseren Löchern heraus. Arme Kameraden da vorn! Ja so ist das mit den Frontsoldaten: Einerseits ist man froh, dem Inferno entgangen zu sein. Andererseits hat man ein schlechtes Gewissen, weil man die Kameraden da vorn jetzt allein lässt. Wenn ich später wieder zur Truppe zurückkomme, werden die Überlebenden stolz von ihrem Kampf erzählen, und ich werde stumm daneben sitzen, denn ich war ja „hinten“. Und es wird Überlebende geben, denn es ist erstaunlich, wie viele Kameraden selbst nach einem wüsten Trommelfeuer auf den Graben wieder aus ihren Löchern heraus geklettert kommen.

Eben treffe ich unseren Divisionspfarrer, den ich lange nicht gesehen habe. Sein Platz ist jetzt hier bei den Verwundeten und Sterbenden. Während wir uns noch unterhalten, kommt die Besatzung des abgeschossenen Bombers an. Sie sind alle unversehrt. Der Pfarrer spricht einen von ihnen an, aber der reagiert abweisend. Steht er noch unter Schock, oder ist er ein Nazi?

Der Autobus nach Barwenkovo fährt ab. Es ist nicht weit zum Feldlazarett, und wir sind bald am Ziel. Hier erfahre ich, dass gleich ein Zug nach **Dnjepropetrowsk** abgeht, der noch eine Anzahl von Verwundeten mitnehmen kann. Ich lege mich auf eine Pritsche, um bis zur Abfahrt des Zuges noch ein wenig zu ruhen. Dann rollt der Zug ein. Ich klettere mit noch anderen Soldaten auf einen offenen Plattenwagen, und bald setzt sich der Zug in Bewegung. Wir fahren die ganze Nacht durch und kommen im Morgengrauen hundemüde in Dnjepropetrowsk an, wo wir mit Sankras ins Lazarett gefahren werden.

---

<sup>385</sup> Barwenkovo war ein wichtiger Etappen-Ort; es ist möglich, dass sich sowohl der Hauptverbendplatz als auch das Feldlazarett dort befanden.

<sup>386</sup> большое спасибо, vielen Dank

19.7.43.<sup>387</sup> **Kriegslazarett 905 Djepropetrowsk.** Ich sitze in einem blütenweiß bezogenen Bett. Außer mir liegen noch fünf Offiziere in dem Zimmer. Gerade hat mir ein russisches Mädchen meinen wüsten Bart abgehackt. Als sie an mein Bett trat und den mehrere Tage alten Bart sah, stieß sie einen leisen Schreckensruf aus, und beim Rasieren prüfte sie immer wieder ihr armes Messer, ob es auch keine Scharn bekommen hat. Sie tat mir leid, denn dieses Messer ist ihr ganzer Reichtum, mit dem sie hier etwas Geld verdient. Wenn das Messer nicht mehr taugt, ist sie hier ihre Beschäftigung los.

Nun bin ich wieder frisch rasiert. Anschließend hatte ich noch einem Schreibstubegefreiten einen Brief an meine Eltern diktiert, und nun genieße ich in Ruhe das wunderbare Frühstück: Weißbrot mit guter Butter, Wurst, Marmelade, Obst und eine ganze Flasche Obstsaft, der bei der herrschenden Julihitze besonders wohltut.

Die Verpflegung ist phantastisch. So etwas habe ich seit Kriegsbeginn in Russland noch nicht erlebt. Das Essen ist sehr reichlich, wohlschmeckend und abwechslungsreich. Dazu täglich eine Flasche erfrischenden Saftes. Die Betreuung ist sehr ordentlich, und die Schwestern sind nett. Eine russische Angestellte kommt öfter in unser Zimmer, um mit einem Offizier zu schäkern, den sie in ihr Herz geschlossen hat. Die Russin ist ein bildhübsches Teufelsmädchen mit kohlschwarzen Augen und pechschwarzem Haar. Jetzt steht sie am Fußende des Bettes und kitzelt den jungen Offizier an den Füßen. Als dem die Krabbelei zu viel wurde, will er sie rausschmeißen und schimpft in scherzhaftem Ton: „Hörst Du jetzt endlich auf! Was willst Du überhaupt hier?“ Da beugt sie sich über das Fußende, blitzt ihn mit ihren schwarzen Augen schelmisch an und entgegnet spitzbübisch: „Ssspiilen mit deutsche Soldaten!“ Sie ist ein mutwilliger Kobold.

Heute haben sie mir einen neuen Gummischlauch in die Wunde gesteckt. Nur vier Tage habe ich hier gelegen. Hier hätte ich es noch länger ausgehalten. Aber heute<sup>388</sup> geht es mit einem Lazarettzug in die Heimat. Wieder werde ich in einen Sankra verladen und zum Bahnhof gefahren. Leider kann ich durch die Milchglasscheibe nichts sehen. Auf der Bahre liegend, spüre ich nur die Kurven, wenn der Wagen um eine Ecke fährt. Dann werde ich in einen Zug verladen und verlasse die Stadt.

Es ist ein schöner, luftiger D-Zug-Wagen, der zum Lazarettwagen umgebaut ist. In der Mitte ein Gang, rechts und links an den Fenstern Doppelbetten. Ich liege in einem Oberbett am Fenster. Der Zug rollt aus der Stadt heraus über die Brücke, die den gewaltigen Strom überspannt. Es ist der einzige Moment, wo ich einen Blick auf die Stadt und den Strom werfen kann. Und dann rollt der gut gefederte Zug in das weite ukrainische Land hinaus. Tagelang und nächtelang rattert der Zug nun der Heimat entgegen. Pausenlos und eilfertig klopfen die Räder. Heimwärts! Draußen fliegt die sonnige Ukraine vorbei. Wie zum Abschied lachen ihre goldgelben Weizenfelder zu uns herein. Immer wieder schweift mein Blick über dieses unendlich weite Land, das unter der brennenden Julisonne flimmert.

Auch wir spüren die Hitze, aber der Luftzug des fahrenden Zuges fächelt uns angenehme Kühlung zu. Die Schwester, die unseren Wagen betreut, ist sehr freundlich, aber die Verpflegung ist mäßig. Die Schwester erklärt, dass das Essen dafür aber nahrhaft und kräftig gekocht sei, womit sie von den rauhbeinigen Landsern noch öfter gefoppt wird.

Wir halten in Lemberg. DRK-Schwestern kommen in den Wagen und verteilen Geschenktüten mit dem Aufdruck: „Der Führer grüßt seine Verwundeten“. In den Tüten sind Kekse, Bonbons und einige Zigaretten.

Neben dem Bahnkörper am Bahnhof steht ein großes Verwaltungsgebäude. An vielen Fenstern des mehrgeschossigen Gebäudes stehen Mädchen. Sie gucken alle in unseren Zug. Die Verwundeten gucken hinüber. Erst gehen Blicke hin und her, dann freundliches Lächeln, dann Winke und Grüße. Die Landser locken mit ihren Geschenktüten, aber sie winken dankend und lächelnd ab.

25.7.43.<sup>389</sup> **Krakau.** Der Zug fährt langsam an die Pilsudski-Rampe, wo schon ganze Kolonnen von Sankras stehen, die uns erwarten. Wir werden auf die einzelnen Lazarette der Stadt verteilt und dann, je nach Art und Schwere der Verwundung, entweder hier ausgeheilt oder in ein Heimatlazarett weitergeleitet.

---

<sup>387</sup> Soldbuch S. 12/13

<sup>388</sup> 22.07.1943 gem. Soldbuch S. 12/13

<sup>389</sup> Soldbuch S. 12/13

Ich liege im **Reservelazarett I**. Am nächsten Tag nehme ich schon meine erste selbständige Rasur vor. Da ich den rechten Arm in der Binde trage und nur eine Hand frei habe, dauert die Prozedur sehr lange, und der Erfolg war auch recht mäßig.

Anschließend versuche ich ein Telefongespräch mit Krynica zu bekommen, wo Sofia jetzt in einer Buchhandlung beschäftigt ist. Es gelingt auch nach längerem Bemühen, eine Verbindung herzustellen, aber als ich zu sprechen anfangen will, wird die Leitung unterbrochen.<sup>390</sup>

Heute habe ich einen neuen Verband bekommen. Diese elenden Verbandswechsel! In einem stickigen Kellerraum des Lazarets geht diese Marter vor sich. Vor mir sind noch einige Kameraden dran. Wir sitzen wartend auf einer Bank, und die Schmerzenslaute, die die Verwundeten beim Ablösen der alten Verbände ausstoßen, machen uns ganz kleinlaut. Als dann mein Vordermann auch noch ohnmächtig wird, erfasst auch mich eine leichte Übelkeit. Dann bin ich dran. Der Sani wickelt den alten Verband ab und kommt nun an die Stelle, wo die Binde zu kleben anfängt. Ich will gerade noch ganz bescheiden zur Vorsicht mahnen, da hat er den Verband auch schon heruntergerissen, und mein angefangener Satz erstirbt in einem ziehenden Zischen zwischen den Zähnen. Der Gummischlauch ist natürlich auch mit herausgeglitten und klebt nun an dem blutiggelben Verband. Aber nun ist alles überstanden. Mein Arm bekommt einen frischen, blütenweißen Verband und wird kunstgerecht wieder in ein Dreieckstuch gelegt. Ich kann wieder gehen. Bis zum nächsten Verbandswechsel!

In meinem Zimmer liegen noch zwei ältere Hauptleute. Der eine hat einen Hodenbluterguss und muss gerade wieder zur Punktion. Da möchte ich doch lieber meine Verwundung behalten als so eine Verletzung.

Morgen soll ich ins Reich verlegt werden. Dann war ich also drei Tage hier.<sup>391</sup> Wieder liege ich im Lazarettzug. Wir sind schon auf Reichsgebiet. Der Zug passiert Dresden und fährt weiter nach Pirna. Auf allen Stationen werden schon Verwundete ausgeladen. Jetzt beginnt im Zug das große Rätselraten. Wo werden wir ausgeladen? Die Ärzte werden mit Fragen und Wünschen bestürmt. Der eine möchte hierhin, der andere dorthin.

### **Bad Schandau – Carola**

29. (30.?) 7.43.<sup>392</sup> Ich bin im **Reservelazarett Bad Schandau** gelandet. Ich werde in eine ehemalige Pension<sup>393</sup> eingeliefert, die direkt an der Elbe liegt. Jetzt dient sie als Lazarett. Von unserem Balkon aus haben wir einen herrlichen Blick auf das steilwandige, romantische Elbtal und auf den Fluss. Es ist ein warmer Sommertag, und auf der Uferpromenade flanieren viele Frauen und Mädchen in bunten, luftigen Sommerkleidern. Ein Bild, das ich seit Jahren nicht mehr gesehen habe. Raddampfer schaukeln sich rauschend durch das Wasser, während kleine Motorboote den Fährverkehr zwischen den Ufern betreiben. Schräg unter uns befindet sich eine Anlegestelle, an der sich die Menschen sammeln und eine bunte Traube bilden. Wir aber sitzen hier oben und blicken sehnsüchtig auf dieses bunte Treiben herunter, denn wir dürfen noch nicht heraus.

Außer mir liegen noch zwei junge Leutnants auf dem Zimmer. Ein hübscher, blutjunger Österreicher und ein dunkler, lebhafter Artillerie-Leutnant, dessen stehende Redensart ist: „Ich komme soeben aus Orel.“<sup>394</sup> Er hatte einen Schuss vor die Brust bekommen, aber seine Erkennungsmarke hatte die Kugel abgefangen.

Dass wir das Haus noch nicht verlassen dürfen, ist angesichts des warmen Sommerwetters und der vielen kleidertragenden Menschen auf der Promenade wirklich hart. Zu allem Überfluss habe ich noch Ischias bekommen. Wenn ich aufrecht stehe, merke ich nichts, aber sobald ich mich abends in das weiche Bett

---

<sup>390</sup> Möglicherweise hatte die Fernsprech-Vermittlung mitgehört und die Verbindung mit dem Hinweis „Privatgespräche sind nicht gestattet!“ getrennt. So einen Fall gab es jedenfalls, denn der Autor spielte eine derartig Szene mit Ehefrau (als Gesprächsteilnehmerin) und Sohn (als Vermittlung und zu dessen größtem Vergnügen) gerne nach.

<sup>391</sup> bis 27.07.1943 gem. Soldbuch S. 12/13

<sup>392</sup> ab 29.07.1943 gem. Soldbuch S. 12/13

<sup>393</sup> heute **Hotel Elbresidenz an der Therme**

<sup>394</sup> Am 12.7. begann bei **Orel** der **sowjetische Gegenangriff** gegen das seit 5.7. laufende **Unternehmen Zitadelle**. Am 5.8. wurde Orel nach umfangreichen Zerstörungen geräumt (unidentifiz. KTB bei NARA, Frame 7428624).



lege, setzen die verdammten Schmerzen ein. Dann steh ich mitten in der Nacht auf und humpele am Stock im Zimmer auf und ab, weil ich vor Schmerzen nicht schlafen kann. Jetzt bekomme ich zweimal täglich Bestrahlungen unter dem Lichtkasten. Nach einigen Tagen bin ich die Schmerzen los.

In der Verwaltung fiel mir heute eine Stenotypistin auf. Drall und rotwangig, mit hellblondem Haar und blitzblauen Augen, die mich auffallend freundlich ansahen.

Heute hat der Österreicher Besuch bekommen. Seine Mutter und seine 15-jährige bildhübsche Schwester sind hier. Sehr gepflegt und kultiviert. Gute Wiener Gesellschaft.

(Wenn ich häufiger von bildhübschen Mädchen rede, dann waren sie wirklich bildhübsch. Von den vielen anderen weniger hübschen rede ich erst gar nicht.)

15.8.43. Vor einigen Tagen hatte ich mit dem Österreicher beschlossen, am Sonntag zum Gottesdienst zu gehen. Da er dann aber plötzlich keine Lust hatte, ging ich allein. Ich war etwas zu früh an der Kirche, und deshalb stellte ich mich vor der Kirche auf die Straße, um mir die Menschen anzusehen, die hier zur Kirche kamen. Da kommt eine junge Frau mit schnellen Schritten die Straße herauf. Sie hat eine Regenhaut übergeworfen und die Kapuze über den Kopf gezogen. Unter der spitzen Heinzelmännchen-Haube guckt ein hübsches, frisches Gesicht hervor. Sie klappert an mir vorbei, ohne mich zu beachten. Dann verschwindet sie in der Kirche. Da es jetzt sowieso Zeit ist, gehe ich gleich hinterher. Sie hat sich in einer Bank gleich auf den ersten Platz am Mittelgang gesetzt, und ich stelle mich ungerührt einfach daneben, obgleich noch viele Plätze frei waren. Sie singt fleißig mit, und während sie in ihrem Gebetbuch blättert, sehe ich, dass sie einen Witwenring trägt.

Nach der Messe gehe ich ihr nach. Sie läuft furchtbar schnell. Ich habe Mühe, ihr mit meinen Reitstiefeln zu folgen. An einem Aushangkasten hole ich sie ein. Da macht sie plötzlich eine kurze, schnelle Wendung zu dem Kasten hin, um die Anzeigen zu lesen. Auf diese plötzliche Wendung war ich nicht gefasst, konnte sie nicht mitmachen und schoss an ihr vorbei. Ich musste wohl oder übel weitergehen. Aber an der nächsten Ecke bleibe ich stehen und lasse sie dicht an mir vorbei gehen, um sie noch einmal genau anzusehen. Sie ist hübsch. Also hänge ich mich wieder an ihre Fersen und hole sie am Kurpark ein. Ich spreche sie an, aber in meiner Aufregung muss ich wohl sehr undeutlich gesprochen haben (oder war ich so außer Atem?), denn sie fragt, was ich gesagt hätte. Ich wiederhole, und in dem folgenden Gespräch erklärt sie mir, dass sie das gleich beginnende Konzert besuchen wolle. Ich schließe mich an, aber sie nimmt die Treppe zum Konzertsaal wieder in solchem Tempo und rauscht mit einem Elan in den Saal, dass ich den Eindruck habe, sie will mich abschütteln. Ich bin in Uniform und kann mir in der Öffentlichkeit keinen demütigenden Korb geben lassen. So bleibe ich zunächst am Eingang stehen und beobachte sie weiter. Sie hatte Platz genommen und sieht sich plötzlich suchend um. Also hat sie wohl doch erwartet, dass ich ihr folge. Ich will aber sicher gehen und mich in Uniform keiner Blamage aussetzen. Da mein Lazarett nur wenige Häuser entfernt ist, laufe ich schnell zurück, um mir Zivil anzuziehen. In fliegender Hast kehre ich zum Konzert zurück, aber sie ist nicht mehr dort.

Meine Genesung macht Fortschritte. Zwar trage ich den Arm noch in der Binde, habe aber keine Beschwerden mehr. Jetzt ist eigentlich die schönste Phase in der Lazarettzeit. Man hat keine Schmerzen und Beschwerden mehr, kann sich frei bewegen und ist doch noch der bemitleidete, überall bevorzugt behandelte Verwundete. Trotz der schlechten Verpflegung hier in der Heimat haben sich die Körperkräfte regeneriert, Ruhe und Schlaf haben die Nerven gestärkt. Der warme Sommer und anregende Bekanntschaften fördern die neu erwachte Lebenslust. Das Genesungstemperament macht sich bemerkbar. Ein lange vermisster Bekannter stellt sich ein: Der Flirt. Er taucht jetzt öfter auf. Er wechselt die Bekanntschaften oder pflegt sie gleichzeitig. Sie sind teils harmlos, teils sehr intensiv. Ich traf ihn einmal am Talhang mit einer DRK-Schwester und häufiger mit der Angestellten des Lazarettbüros, Käthe aus **Königstein**.

Heute mache ich mit Leutnant Menzinger einen Spaziergang nach **Rathen**, wo wir uns in einer kleinen Kaffeewirtschaft an der Elbe niederlassen. Wir sitzen kaum, als ich die junge Witwe aus der Kirche bemerke. Auch sie hat mich erkannt. Wir grüßen uns. Da steht sie auf, kommt an unseren Tisch heran und fragt mich mit ihrer lebhaften Stimme: „Sind Sie nicht der Herr, der mich am Sonntag auf der Straße angesprochen hat?“ Ich weiß nicht, wie viele Gäste an den Nebentischen die Frage mitgehört haben. Eigentlich war sie nicht zu überhören. Ich wollte am liebsten im Boden versinken, aber das klappte nicht. Ich wagte nicht, mich umzusehen. So lud ich sie schnell ein, an unserem Tisch Platz zu nehmen, was sie auch tat.<sup>395</sup>

---

<sup>395</sup> Was ihn zusätzlich ärgerte, war die Anrede als „Herr“, wo er doch Offizier war.

Und dann nahm das Schicksal seinen Lauf. Wir trafen uns abends wieder auf einer Bank am Elbufer. Beim Abschied verabredeten wir ein Treffen für den nächsten Nachmittag, dort wieder für den Abend, und so ging das weiter. Einmal hatte ich eine Verabredung vergessen. Am nächsten Tag begegnete ich ihr auf einer Bank im Kurpark, wo sie neben anderen Kurgästen saß. Ich ging zu ihr hin, und sie begann sofort vor allen Leuten ein hochnotpeinliches Verhör wegen meines gestrigen Fernbleibens. Dabei sah sie mich mit ihren großen, offenen Augen strafend an. Sie hat schöne Augen, aber dieser Blick war mir sehr peinlich.

Eines Nachmittags gingen wir in ein Eiscafé. Auch Speiseeis war rationiert, aber Soldaten bekamen die doppelte Anzahl von Portionen. Meine Begleiterin nutzte das schamlos aus. Sie aß vier Portionen. Es wurde mir schon peinlich, immer wieder zur Theke zu laufen. Als sie dann aber noch eine fünfte Portion haben wollte, da streikte ich.

Einmal waren wir zum Abendessen in einem Hotel. Da saß so ein besserer älterer Herr mit angegrauten Schläfen und machte meiner Dame schöne Augen. Ich war drauf und dran, ihn auf die Hörner zu nehmen, aber da meine Partnerin behauptete, sie könne diesen selbstgefälligen Stutzer überhaupt nicht leiden (o. ä.), war ich einigermaßen besänftigt. Der Kerl sah nämlich gut aus. Sie will mich immer mitschleifen, wenn sie ihre Wanderungen macht. Sie läuft gern und viel und schnell, aber ich will nicht immer die Berge raufklettern. Ihr sprühendes Temperament und ihre Vitalität sind geradezu entsetzenerregend.

Ich glaube, wir lieben uns wirklich. Trotzdem gab es schon ernsthaften Krach. Es war am Tag vor ihrer Abreise, und ich hatte mir vorgenommen, sie nicht zum Schiff zu bringen. Aber das Schicksal wollte es anders, denn am nächsten Morgen blickte ich just in dem Augenblick aus dem Fenster, als Carola mit Janna<sup>396</sup> unten vorbei ging. Da brach mein Trotz zusammen. Ich zog eilig meinen Rock an und lief – noch unrasiert – zur Anlegebrücke, um mich doch noch zu verabschieden.

Während meiner Liegezeit habe ich übrigens das Haus einmal gewechselt. Erst wohnte ich direkt an der Elbpromenade und dann am Kurplatz.

Im Behandlungsraum des Lazarets ist eine sehr aparte junge Frau als Hilfskraft tätig. Man munkelt, dass sie ein Techtelmechtel mit einem jungen Artillerie-Offizier hat. Ich habe mich darüber mal missbilligend geäußert, und das war ihr zu Ohren gekommen. Eines Tages legte sie mir einen neuen Verband an. Sie war außerordentlich geschickt und hatte eine sehr leichte Hand. Ich machte ihr deswegen ganz ehrlich ein Kompliment, aber sie strafte mich mit einem kalten Schweigen. Übrigens soll man nicht mit Steinen werfen, wenn man im Glashaus sitzt.

Acht Tage später<sup>397</sup> werde ich entlassen und auf einen **Lehrgang für genesende Offiziere** nach **Spandau** geschickt. Auf diesen Lehrgängen werden Offiziere zusammengezogen, die zwar aus dem Lazarett entlassen, aber noch nicht ganz ausgeheilt sind. Die Heilbehandlung wird hier fortgesetzt, beschränkt sich aber im Wesentlichen auf Bestrahlungen und Massagen. Daneben aber läuft der Kursus mit festem Stundenplan, in dem alle Gebiete des militärischen Wissens praktisch und theoretisch aufgefrischt werden. Es ist obligatorischer Dienstbetrieb. Dienstschluss fünf Uhr nachmittags. Die Berliner dürfen zuhause wohnen und schlafen. Für mich aber ist die Fahrt von Spandau bis nach Friedrichshagen zu weit und zeitraubend, so dass ich immer nur mittwochs und übers Wochenende im Elternhaus bin.

Zwischendurch erwirke ich mir einmal Urlaub nach **Stettin**, wo ich mich mit Carola treffe. Vor der Abfahrt lerne ich auf dem **Stettiner Bahnhof** Fräulein X kennen, die denselben Zug benutzen will. Sie ist eine große, gertenschlanke, hellblonde, blauäugige Gutsbesitzertochter aus dem **Kolberger** Raum. Der Zug war sehr voll, und das gab uns einen hinreichenden Vorwand, dicht beieinander zu stehen. Das stattliche Mädchen war von einem mühsam verhaltenen Entgegenkommen. Sie hat sich einige Monate später, wie sie mir schrieb, mit einem Hauptmann verlobt.

In Stettin steht Carola auf dem Bahnsteig. Sie blickt mit hellem, aufmerksamen Augen um sich, bemerkt mich aber erst, als ich vor ihr stehe. Sie sieht verdammt attraktiv aus in ihrem gutsitzenden grünen Kostüm und dem kecken Hütchen.

Noch einmal habe ich mir Urlaub nach **Cammin** genommen. Es ist eine entscheidende Reise, denn wir wollen uns vielleicht verloben. Ich komme ohne festen Entschluss und weiß bei meiner Ankunft noch nicht, wie es ausgehen wird. Ich schlafe im Kurhotel. Der nächste Tag ist ein Sonntag. Wir gehen zum

---

<sup>396</sup> eine ihrer vier Stieftöchter

<sup>397</sup> am 11.09.1943 gem. **Soldbuch S. 12/13**

Gottesdienst und kommunizieren auf Carolas Vorschlag, um Gottes Gnade und Erleuchtung für unseren lebenswichtigen Entschluss zu erbitten. Nachmittags gehen wir dann spazieren. Es ist ein trüber, regnerischer Tag. Nach vielen Kreuz- und Quergängen durch die Stadt stehen wir dann auf der Landungsbrücke am **Bodden** und ringen um die Entscheidung. Carola drängt zur Verlobung, ich aber bin mit meinen Gefühlen noch im Zwiespalt. Ist es nicht unklug, mitten im Krieg zu heiraten? Oder wollte ich nur meine Freiheit noch nicht verlieren? Oder stand noch eine andere Person dazwischen, von der die Trennung schwerfiel? Oder bin ich einfach nur schwer von Entschluss? Am Ende habe ich dann doch eingewilligt, ohne es eigentlich deutlich auszusprechen. Am Spätnachmittag muss ich wieder nach Berlin zurück. Carola bringt mich zum Bahnhof. Wir stehen am Zug. Und während ich beim Einsteigen mit den Füßen schon auf dem Trittbrett stehe, vergewissert sich Carola noch einmal: „Sind wir nun verlobt?“ Als ich ihr dann ein „Ja“ zulächele, leuchtet Freude in ihrem Gesicht auf.

Der Lehrgang findet in einer Spandauer Kaserne statt. Als ich das erste Mal auf das Kasernentor zugehe, eilt der Posten schnellen Schrittes zu seinem Platz neben dem Schilderhaus und macht einen zackigen Präsentiergriff vor mir. Das ist bei Offizieren üblich, ich aber erlebte es zum ersten Mal. Nun ist es ein alter Brauch, dass Offiziere, die erstmals mit einem Präsentiergriff begrüßt werden, den Posten ein Geldstück zustecken. Das tat ich nun auch, und als ich das verständnislose Erstaunen des Postens sah, musste ich ihm diese ihm unbekannte Sitte erklären.

Der Lehrgangsleiter in Spandau ist ein beinamputierter Oberst. Auf der Unterrichtsbank neben mir sitzt ein Leutnant von Schlieffen, ein Enkel des großen Strategen.<sup>398</sup>

Der Lehrgang ist beendet. Heute<sup>399</sup> ist die spannungsvolle Abschlussuntersuchung, bei der sich entscheidet, ob der Oberfeldarzt noch vierzehn Tage Genesungsurlaub genehmigt, oder ob er die Offiziere gleich „kv“<sup>400</sup> schreibt und zum Ersatzbataillon zurückschickt. Mir gewährt er noch vierzehn Tage Genesungsurlaub, den ich in Friedrichshagen bei den Eltern verbringe.

In dieser Zeit kommt Carola öfter nach Berlin. Wir treffen uns an verschiedenen Orten, machen Spaziergänge, fahren nach **Potsdam** und besuchen **Sanssouci**. Im Verlauf unserer Treffen kommt es fast regelmäßig zu heftigen Auseinandersetzungen. Ich habe mich nie so viel gestritten wie in meiner Verlobungszeit mit meiner Verlobten. Carola vergießt viele Tränen, und ich bin manchmal so wütend, dass ich noch am folgenden Tag verärgert zum nächsten Treffen fahre. Aber wir haben uns immer wieder verabredet. Wir waren ja beide nicht mehr ganz jung und hatten ganz bestimmte Überzeugungen und klare, festgeformte Grundsätze. Die Anpassung an den Partner und das Abschleifen von Gegensätzen sind dann oft schmerzliche Reibungen. Carola ist lebhaft, rasch, von schnellem Entschluss und noch schnellerem Wort, das mir manchmal verletzend erscheint. Sie hat rheinisches Temperament, ist sehr energisch und eigenwillig. Ich bin langsamer, bedächtiger, manchmal auch dickköpfig. Hinzu kommt, dass wir uns noch gar nicht richtig kennen. In Schandau hatten wir uns zehn Tage gesehen. Hier in Berlin und Cammin waren es auch nicht mehr. Als ich am Abend unseres Verlobungstages aus Cammin zurückkam und meinen Eltern eröffnete, dass ich mich verlobt hätte, schwiegen sie ganz betreten ob dieser völlig unerwarteten Überraschung. Als mein Vater dann nach einer langen Pause fragte, welchen Beruf ihr Vater hätte und wie ihre finanzielle Lage sei, musste ich ihm die Antwort schuldig bleiben, denn ich wusste über Carolas Verhältnisse tatsächlich absolut nichts, außer dass mehrere Kinder da waren.<sup>401</sup> Vielleicht war auch dies ein Umstand, der zu all dem anderen mich zögern ließ, den entscheidenden Schritt zur Heirat – wenigstens zu diesem Zeitpunkt – zu wagen. Aber Carola drängte auf schnellen Entschluss und ließ nicht locker. Ich wich immer aus und suchte Ausflüchte. Sie nannte mich wankelmütig und war sehr unglücklich. Trotz allem begannen schon die Hochzeitsvorbereitungen. Carola ließ sich ein Kostüm anfertigen und ich die Ausgeh-Uniform, zu deren Anprobe Carola einmal mitgekommen war.

Der Genesungsurlaub ist abgelaufen, aber ich bekomme noch vierzehn Tage Einsatzurlaub. In dieser Zeit fahre ich drei Tage nach **Oybin**, wo auch meine Eltern und Großeltern einmal waren. Hier treffe ich

---

<sup>398</sup> **Alfred von Schlieffen** hatte **keine Enkel namens Schlieffen**; Neffe Eberhard war zu dem Zeitpunkt 58 Jahre alt, Großneffe Ernst-Albrecht bereits 1942 verstorben, andere nicht gefunden

<sup>399</sup> 09.10.1943 gem. **Soldbuch S. 24**

<sup>400</sup> **kriegsverwendungsfähig**

<sup>401</sup> Carola stammte aus dem gehobenen Bürgertum (ihr Vater Josef Rommeler war Direktor bei der **AEG** bzw. beim **Kabelkartell** gewesen), war Gewerbelehrerin und hatte aus ihrer ersten Ehe mit dem Gutsbesitzer Dr. Georg Selle 4 Stieftöchter und 2 Söhne.

auf Lotte. Aber da ich nun verlobt bin, wird diese Begegnung für sie zu einer schmerzlichen Enttäuschung.

Nun sind auch die letzten Urlaubstage vorüber.<sup>402</sup> Es ist soweit. Ich packe meinen Rucksack und fahre zum **Bahnhof Charlottenburg**, von wo mein Zug nach **Meseritz** abgeht. Ruth gibt mir das Abschiedsgeleit. Wir sitzen auf einer Bank des Bahnsteigs und sprechen davon, dass wir uns einmal heiraten wollten. Ruth hatte sich inzwischen verlobt. Jetzt erklärt sie mir, dass sie die Verlobung gelöst habe und mich nun doch heiraten wolle. Ich bin leicht verdutzt. Jahrelang haben wir uns gekannt, und in dieser Zeit habe ich ihr mehrmals die Heirat angeboten. Sie wollte nicht, weil ich katholisch war. Nun ist es zu spät. Ich setze ihr in aller Ruhe auseinander, dass ich mich vor drei Wochen verlobt hätte und das einmal gegebene Wort nicht zurücknehmen wolle. Sie fügt sich erstaunlich gelassen in das Unvermeidliche. Dann ist es Zeit zum Einsteigen. Der Zug fährt ab.

Ich bin beim Ersatztruppenteil<sup>403</sup> **Meseritz**. Am ersten Tag gehe ich zur vorgeschriebenen ärztlichen Untersuchung. Wie ich in das Wartezimmer trete, sehe ich Feldwebel Gartschock auf der Bank sitzen. Er guckt mich erst etwas unsicher an, denn wir haben uns seit der Besatzungszeit in Jasło nicht mehr gesehen, und ich bin inzwischen Leutnant geworden, so dass er nicht recht weiß, wie er mich begrüßen soll. Ich nehme diesem sympathischen Kameraden schnell die Verlegenheit und begrüße ihn herzlich wie zu unserer gemeinsamen Feldwebel-Zeit. Ich erfahre von ihm, dass auch Obergefreiter Neuhaus, Bierfahrer aus Berlin, sich hier befindet. Der arme Kerl hat ein Auge verloren. Nach der Untersuchung begeben wir uns sofort in dessen Stube, um auch ihn zu begrüßen. Von ihm höre ich, dass sich fast die halbe Kompanie, der alte Haufen von damals im ersten Vormarsch-Sommer, hier eingefunden hat. Sie waren alle im Verlauf der russischen Offensive verwundet worden, und treffen nun allmählich hier wieder ein, nachdem ihr Genesungsurlaub abgelaufen ist. Einer aus Neuhaus' Gruppe kommt nicht wieder: Sein Ladeschütze, ein schmalwangiger, blasser, echter Berliner. Bei einer Abwehr eines russischen Angriffs schossen auch die Granatwerfer. Der Kamerad wollte zu schnell feuern. Er lud schon die nächste Granate, bevor die erste das Rohr verlassen hatte. Es gab einen Rohrkrepiere, bei dem er getötet wurde. Auch Feldwebel Brüggemann war gefallen. Er sollte kurz vor einem erwarteten russischen Angriff in Urlaub fahren. Er blieb aber, weil er diesen Angriff erst noch gemeinsam mit den Kameraden abwehren wollte. Bei diesem Kampf ist er dann gefallen.<sup>404</sup> Der Bataillonskommandeur, Major Glaser, ist ebenfalls bei diesen Kämpfen während der russischen Donez-Offensive gefallen. Als sich ein russischer Panzer seinem Bunker näherte, sprang er hinaus und lief dem Tank mit einer Handgranate entgegen. Aber bevor er ihn erreichte, wurde er von dessen MG niedergestreckt.<sup>405</sup>

Ich kann meinem Schicksal nur danken, dass ich damals schon am zweiten Tag der Offensive verwundet wurde und auf diese Weise den folgenden furchtbaren Kämpfen entgangen bin.

Ich wollte Carola für ein paar Tage nach Meseritz kommen lassen und habe am Bahnhof schon ein Hotelzimmer reserviert. Carola möchte gern, dass wir noch vor meiner Frontabstellung heiraten. Aber bevor sie hier eintrifft, ist mein Abstellungsbefehl schon da.

### **Zurück zur Front**

Am Montag bin ich hier angekommen, und heute, Samstag habe ich meinen Marschbefehl schon in Händen. Sie arbeiten hier schnell, um die Frontsoldaten bald wieder loszuwerden. Die Garnison in Meseritz gefällt mir überhaupt nicht. Der Etappengeist ist hier besonders unerfreulich. Dazu kommt noch das missglückte Wiedersehen mit Carola und diese ganze elende Weltschmerzstimmung, die den Soldaten doch zuweilen packt, wenn er nach langer Urlaubszeit wieder an die Front muss. Denn je länger der Urlaub dauert, umso mehr hat man sich wieder an all die friedensmäßigen Annehmlichkeiten gewöhnt, und umso schmerzlicher wird dann der Abschied.

---

<sup>402</sup> letzter Urlaubstag 07.11.1943 gem. **Soldbuch S. 24**

<sup>403</sup> vermutlich **Grenadier-Ersatz-Bataillon 477**

<sup>404</sup> Bei **Gräbersuche online** findet man einen **Oberfeldwebel Alfred Brüggemann**, der am 23.08.1943 in Permoga (**Перемога?**) gefallen ist.

<sup>405</sup> „Der Kdr. des I./Inf.Rgt. 477, Major Glaser, ist gefallen, als er sich mit der Pistole in der Hand, den seinen Gef.-Stand überrollenden Panzern entgegenwarf“ (Uffz. Schulz, 14./Inf.Rgt. 477, in Benary S. 134), und zwar offenbar am 21.07.1943 in **Sawodskoje**.



Und in dieser Niedergeschlagenheit platzt zu allem Unglück noch die letzte Post mit einem Brief von Käthe Mühle aus Königstein.

Am letzten Tag gehe ich noch zum Friseur. Während ich da so zwischen all den Wohlgerüchen und dem weißgekleideten Personal sitze und meine Lage überdenke, kommt mir der ganze Katzenjammer meiner Situation zum Bewusstsein.

Außer mir wird noch ein Leutnant abgestellt. Nachts um ein Uhr stehen wir beide auf der Straße und warten auf das **Holzgasauto**<sup>406</sup>, das uns nach Deutsch Krone<sup>407</sup> bringen soll. Wir warten lange, bis es endlich kommt. In zweistündiger Fahrt erreichen wir dann den Bahnhof und steigen in den bereitstehenden Zug. Er ist unbeleuchtet und ungeheizt. Wir versuchen noch etwas zu schlafen, bis der Zug dann gegen Morgen abfährt.<sup>408</sup>

Wir sind in Cottbus eingetroffen und begeben uns in die SS-Kaserne<sup>409</sup>, in der ein Offizierstransport an die Ostfront zusammengestellt wird. Unser Aufenthalt dauert nur vierundzwanzig Stunden. Ich besuche eine Kirche zu einem kurzen Gebet und setze mich dann in ein Café. In der Bahnhofshalle treffe ich Unteroffizier X, einen rothaarigen Sachsen, der in Jasło einmal mein Putzer war. Jetzt ist er Truppführer in einem Granatwerferzug. Ich habe ihn damals bei verschiedenen Gelegenheiten furchtbar angeschnauzt und glaube, dass er mir nicht besonders zugetan ist. Aber er ist sehr freundlich und scheint es ehrlich zu meinen.

In **Krakau** werden wir noch einmal eingeladen. Hier sollen noch weitere Offiziersgruppen aus anderen Teilen des Reiches zu uns stoßen. Man rechnet mit einem Aufenthalt von mehreren Tagen, bis der Transport vollzählig beisammen ist. Wir sind für diese Zeit in einer Wehrmachtsunterkunft einquartiert. Ich überlege, ob ich schnell mal nach Krynica fahren soll, wo Sofia in einer Bücherei arbeitet. Das ist mir aber doch zu riskant. So suche ich denn die Dienststelle der Reichsgetreidekammer auf, bei der Hilde Voß beschäftigt ist. Wir haben uns jahrelang nicht gesehen, und so wird mein Erscheinen hier in Krakau völlig überraschend kommen. Sie lädt mich zum Abend in ihre Wohnung ein, die sie mit noch zwei deutschen Mädchen gemeinsam bewohnt. Ich bekomme ein reichhaltiges Abendessen mit Kartoffelpuffern. Dann plaudern wir von jetzigen und vergangenen Zeiten, bis es für mich Zeit ist, meine Unterkunft aufzusuchen. Eine zweite Verabredung hat sie aus unbekannten Gründen nicht eingehalten. Im Verlauf der letzten vier Tage sind etwa 200 Offiziere hier eingetroffen. Wir sind vollzählig. Der Transport wird je nach Bestimmungsort in Gruppen eingeteilt. Abends um zehn Uhr rollt der Zug aus dem Bahnhof Krakau nach Osten.

## 6. Teil Dritter Einsatz in Russland

### Hinein in den Sack - harte Rückzugskämpfe vom Dnjepr bis Kriwoi Rog - zweite und dritte Verwundung.

Kurz hinter der alten polnisch-russischen Grenze werden wir schon wieder eingeladen. Wir sind in **Proskurow**, dem Standort der Führerreserve der Heeresgruppe Süd. Von hier aus sollen wir zu unseren alten Truppenteilen geschickt oder je nach Bedarf anderen Einheiten zugeteilt werden.

Die sowjetische Offensive hat gewaltig an Boden gewonnen. Die Front rückt näher. Lange Flüchtlingstrecks russischer Zivilisten ziehen durch Proskurow nach Westen. Sie führen ihre armselige Habe auf

---

<sup>406</sup> Man darf annehmen, dass sie auf der Straße nicht auf einen (Dienst-) Kraftwagen, sondern auf einen Autobus warteten, vgl. die schweizerische Bezeichnung „Postauto“ für eine Postbus. Auf einen Dienstwagen hätte man wohl auch innerhalb der Kaserne warten können.

<sup>407</sup> Der Bahnhof war sicher nicht Deutsch Krone, das 140 km in entgegengesetzter Richtung liegt, sondern wohl **Neu Bentschen**, 30 km von Meseritz an der Strecke Posen–Cottbus.

<sup>408</sup> Es muss sich um den **Zug 604**, Neu Bentschen ab 5.30, Cottbus an 8.46 gehandelt haben.

<sup>409</sup> In Cottbus gab es vier Kasernen. Es gibt Hinweise auf zwei SS-Bataillone, aber eine SS-Kaserne lässt sich nicht identifizieren. Vielleicht ist die **SA-Kaserne Ostrower Damm Ecke Wasserstraße** gemeint, die nicht weit vom Bahnhof entfernt war.

kleinen Panjewagen mit, die bei der Winterkälte auf knarrenden Rädern über die schneebedeckten Straßen rollen. Die Russen fliehen vor ihrer eigenen Armee!<sup>410</sup>

Wir sind in einer Kaserne untergebracht und warten auf unseren Weitertransport. Ich begucke mir inzwischen die Stadt oder sitze lesend auf der Stube und gehe zwischendurch zum gemeinsamen Essen. An einem Abend habe ich den Standortpfarrer aufgesucht und die heiligen Sakramente empfangen.

Nach acht Tagen erhalten wir unseren Marschbefehl. Eine kleine Gruppe von Offizieren (darunter auch ich) wird zu unserer alten 257. Infanterie-Division in Marsch gesetzt.

Inzwischen hatten wir uns über die Lage informiert. Das gesamte Gebiet ostwärts des Dnjepr ist bereits verloren gegangen. Darüber hinaus hat die Rote Armee im Mittelabschnitt gewaltige Geländegewinne erzielt und ist weit nach Westen vorgestoßen. In der Ukraine jedoch haben sich unsere Truppen am Dnjepr gehalten, so dass unsere Front hier in einem gewaltigen Bogen wie ein Schlauch nach Osten hineinragt. Die äußersten ostwärtigen Stellungen dieses Schlauches halten sich noch im östlichsten Bogen des Dnjeprknies gegenüber Saporoshje, während der Iwan mit haushoch überlegenen Kräften versucht, in unserem Rücken den Sack von Norden und Süden zuzuschnüren.<sup>411</sup>

Trotz hoher blutiger Verluste bringt der Iwan immer neue Kräfte und neues Material heran. Seine Reserven scheinen unerschöpflich, während unsere abgekämpften und übermüdeten Soldaten kaum noch Ersatz bekommen. Eine Frontbegradigung würde sie entlasten, aber Hitler lehnt jede Änderung ab. An der Südfront dieses Sackes ist **Nikopol** das letzte Bollwerk unserer Front, das von den Sowjets in wütenden Angriffen berannt wird. In diesem Raum liegt auch unsere Division.

In diesen äußersten Zipfel des Schlauches sollen wir also hinein wie die Katze in den Sack. Unsere Reise geht erst in mehrtägiger Bahnfahrt nach **Odessa**, wo wir aussteigen und übernachten. Unser Quartier liegt in einer großstädtischen Straße mit dreistöckigen Häusern. Ich kann von meinem Zimmer in die Wohnung auf der gegenüberliegenden Straßenseite gucken. Sie ist – wie viele russische Stadtwohnungen – spärlich, etwas hausbacken, aber sauber möbliert. Am Fenster steht der obligate Gummibaum. Wir besuchen ein Café, schlendern durch die Straßen und genießen den prächtigen Blick von der Großen Hafenterrasse<sup>412</sup> auf die Bucht von Odessa. Odessa ist Großstadt, deren schöne öffentliche Bauten und solide Wohnhäuser noch einen leisen Hauch des alten, wohlhabenden Bürgertums dieser großen Handelsstadt aus der Zarenzeit bewahrt haben.

Von Odessa setzen wir die Fahrt in Autobussen fort, immer an der Küste des Schwarzen Meeres entlang.<sup>413</sup> In großen Windungen führt die Straße nach Osten, nähert sich von Zeit zu Zeit der Küste und führt dann wieder tief ins Land hinein, wenn sie die Schlauchmündungen der Flüsse und die großen Buchten der **Limanküste** umgehen muss. Wir fahren über weite Felder und kahle Flächen der südukrainischen Steppe, tauchen in die oft steilwandigen Täler der tiefeingeschnittenen Flüsse, klettern auf der anderen Seite den Hang wieder hinauf, um oben die endlose, wellige Hochfläche weiter zu durchheilen, bis uns das nächste Flusstal wieder verschluckt. Wir setzen in einer Fähre über den **Bug** und machen bei einem kleinen Bahnhof in der Nähe eine kurze Rast. Nun wenden wir uns landeinwärts und nehmen Kurs auf die Hafenstadt **Nikolajew**, die aus dem Dunst der Ferne auftaucht. Unten am Ufer der großen Bucht erheben sich die Werftanlagen und das würfelförmige Eisengestänge der Docks.

In *NN* stoßen wir schließlich auf Teile unseres Divisionsstabes. Hier übernachten wir und fahren am nächsten Morgen durch grundlosen Schlamm und Schneematsch weiter zum Quartierort des **Divisionskommandeurs, General Freiherr von Mauchenheim genannt Bechtolsheim**. Es ist schon dunkel, als wir in dem Dorf<sup>414</sup> ankommen. Eine Ordonnanz führt uns in die Kate, die der General bewohnt. Nach kurzer Zeit erscheint er selbst und heißt uns herzlich willkommen. (Wir sind nur noch die zwei, die in Meseritz zusammen abgefahren sind: Der dunkelhaarige Pionier-Leutnant mit dicker Hornbrille, und ich). Da gerade Tischzeit ist, lädt uns der General zum Abendessen ein, an dem auch der Ic<sup>415</sup> teilnimmt. Nach dem Essen sitzen wir noch längere Zeit bei besinnlichem Gespräch zusammen. Der General ist eine schlanke, große Erscheinung mit gutgeschnittenem Gesicht. Er spricht wenig, mit

<sup>410</sup> Es sind Sowjetbürger, aber höchstwahrscheinlich keine Russen, sondern Ukrainer.

<sup>411</sup> Der Begriff „Sack am Dnjepr-Knie“ findet sich z. B. im KTB AOK 6 Frame 000782 f.

<sup>412</sup> Was könnte gemeint sein? Die **Potemkinsche Treppe**?

<sup>413</sup> Genau in dieser Zeit (Oktober 1943–März 1944) betrieb der Kraftwagen-Transport-Regimentsstab z.b.V. 622 als Wehrmachtumschlagstab „Land“ Odessa den **Personaltransport** auf der **Strecke Odessa–Nikolajew** mit den **Kraftomnibus-Kolonnen (Kom.Kol.) 1021, 1026 und 1033**.

<sup>414</sup> **Kitaigorodka** (KTB PzAOK 1, NARA T-313 Roll 65 Frame 7301103/4)

<sup>415</sup> gesprochen Eins-C, für Feindnachrichten zuständiger Generalstabsoffizier (heutige Bezeichnung: G2)

sparsamen Bewegungen und macht einen außerordentlich gewinnenden Eindruck. Nach einiger Zeit ziehen wir uns zurück und suchen unsere Quartiere auf.

Am nächsten Morgen suche ich Feldwebel NN auf, mit dem ich die Rekrutenzeit in Zerbst vor dem Krieg verbracht habe, und den ich zuletzt in Slawjansk gesehen habe. Er ist – wie schon in Slawjansk – erster Schreiber im Divisionsstab. Von ihm erfahre ich, dass ich als Kompanieführer für die 12./477 vorgesehen bin. Meine alte MG-Kompanie!<sup>416</sup>

Nachmittags erscheint ein Pkw des Regiments Haarhaus<sup>417</sup>, um uns beide abzuholen. Der Regimentsstab liegt in einem einsamen Haus am Rand einer kleinen Mulde. Bei meiner Ankunft stoße ich auf Leutnant NN, einen tüchtigen Soldaten, der während unseres Vormarsches auf den Don noch MG-Schütze in meinem Zug war. Er erinnert mich lachend an die Strafwache, die ich ihm damals in Dimitrijewka wegen nachlässiger Wachpflicht aufgebremst habe.<sup>418</sup> Zur Zeit ist er Führer des Pionier-Zuges.

4.12.43. nachmittags. Der Leutnant mit der Hornbrille bleibt beim Regiment. Ich fahre mit einem Verpflegungsfahrzeug zu meinem Bataillon nach Michailowka. Bei meiner Ankunft ist es schon wieder dunkel. Ich suche den Bataillonsgefechtsstand und melde mich dort. Der Kommandeur ist Hauptmann<sup>419</sup> Gust. Ich habe ihn zuletzt in Siderowo gesehen. Damals war er Oberleutnant und Bataillons-Führer<sup>420</sup>, während ich ihm als Feldwebel mit einem MG-Zug unterstellt war. Er hat mir das Infanteriesturmabzeichen damals überreicht.<sup>421</sup>

Gust ist gerade unterwegs, und so unterhalte ich mich mit seinem Stellvertreter. Dieser teilt mir mit, dass ich die 12. (MG-) Kompanie übernehmen soll, was ich ja schon wusste. Dann kommt Hauptmann Gust, und seine Begrüßung ist typisch: Kurz, aber herzlich. Anschließend beziehe ich mein Quartier. Das Haus liegt neben dem Bataillonsgefechtsstand, denn als Führer der schweren Waffen muss ich in der Nähe des Bataillons sein.

Zu meinem Erstaunen stellt sich heraus, dass ich Max Müller ablöse, der die Kompanie bisher geführt hat. Er soll auf einen Lehrgang und fährt in die Heimat. Gleich am nächsten Morgen suche ich ihn auf. Er übergibt mir die Kompanie zu treuen Händen. Es sind zur Zeit nur noch 60 Mann. Als ich leichthin bemerke, dass meine Granatwerferzüge früher fast ebenso stark waren, weist er auf den umfangreichen Tross der Kompanie hin. „Nimm es nicht zu leicht!“, mahnt er mich beim Abschied.

## Rückzugskämpfe vom Dnjepr bis Kriwoi Rog

Mein neues Quartier scheint recht nahrhaft zu sein. Mein Melder hat mir heute Bratkartoffeln mit Speck gemacht. Vielleicht will er sich auch nur einen guten Einstand bei mir verschaffen.

In den letzten Tagen war ich ständig unterwegs, um meine Männer kennenzulernen und mir einen Überblick über den Stellungsverlauf zu verschaffen. Es liegen hier zwei Dörfer dicht beieinander. Das größere, in dem wir liegen, ist Michailowka. Das kleinere<sup>422</sup> schließt sich im Nordosten als Reihendorf an. Die Front verläuft am Nord- und Nordostrand beider Dörfer entlang und verliert sich dann, schräg nach rückwärts in westlicher Richtung vom Dorf weglaufend, in der endlosen, verschneiten Ebene. Auch auf der Ostseite biegt die Front allmählich schräg nach hinten ab. Die beiden von uns gehaltenen Dörfer liegen also in der äußersten Spitze eines Keiles, der in die russische Front hineinragt. Hier ist Hauptmann Gust gerade am rechten Platz. Er ist ein eiserner Soldat, der so leicht keinen Boden preisgibt. Wegen ihrer gefährdeten Lage bilden die beiden Dörfer den Schwerpunkt unserer Bataillonsfront. Deshalb ist hier auch die Masse meiner schweren Waffen konzentriert. Die Stellungen meiner sMGs liegen am nordöstlichen Dorfrand, und die dortigen Häuser sind gleichzeitig die Quartiere für die Bedienungen.

---

<sup>416</sup> Unerklärlich, da er zuvor offenbar nur in der 8. und der 4. Kompanie war.

<sup>417</sup> Grenadier-Regiment 477

<sup>418</sup> Diese Episode findet sich auf S. 113.

<sup>419</sup> Kommandeur: Benary S. 211; Dienstgrad: Im Original und im LdW („seit 01.11.1943“) irrtümlich „Major“, im Tagesbefehl der Division vom 14.01.1944 (Benary S. 151) und nach allen Quellen zur Verleihung des Ritterkreuzes am 07.02.1944 noch Hauptmann

<sup>420</sup> im Original „Kompanie-Chef“, vgl. Fußnote 260

<sup>421</sup> Diese Episode findet sich auf S. 96.

<sup>422</sup> das weiter unten erwähnte Frunse

Als ich die dortigen Stellungen besuche, lerne ich den Führer der hier eingesetzten Schützenkompanie kennen. Es ist Leutnant von Arnim. Während wir uns noch unterhalten, krachen plötzlich Granatwerferexplosionen um das Haus. Ein Feuerüberfall. Klirrend und splitternd zerspringen Fensterscheiben, und der Qualm der krepierenden Granaten zieht in dünnen Schwaden durch das zertrümmerte Fenster. Ein Landser schreit auf. Er quiekt wie ein Schwein. Wir wenden uns zu ihm. Er hat eine harmlose Kratzwunde am Ohr. Sein Gesicht ist noch blass. Der Schreck war größer als der Schmerz. Nach dem Überfall verabschiede ich mich von Leutnant Arnim mit dem Bemerkung, dass es mir bei ihm zu ungemütlich ist. Beim Weggehen bemerke ich, dass das Gelände hier ziemlich gut einzusehen ist. Möglicherweise hat der Iwan mich kommen sehen und ein paar Lagen herübergepfeffert. So versuche ich also, möglichst un gesehen hier wegzukommen, durchquere eine kleine Mulde und erreiche **Frunse**, wo sich noch eines meiner schweren MGs in Stellung befindet. Die Feuerstellung liegt in einem Pferdestall. Die Bedienung besteht zum Teil aus Fahrern, weil wir nicht mehr genug Leute haben. Aber sie tun treu ihren ungewohnten Dienst und sind überraschenderweise fröhlich und guter Dinge.

Heute habe ich meine Granatwerferstellungen besichtigt. Die Granatwerfertrupps haben es besser als die MG-Bedienungen. Ihre Stellungen liegen mitten im Dorf, und sie können sich auch tagsüber, vom Feind un gesehen, ungehindert bewegen. Sie sind von direktem Beschuss weniger gefährdet. Bei Alarm springen sie aus den Häusern in die runden Löcher der Feuerstellungen, die in den Gärten hinter den Häusern ausgehoben sind.

Der einzige Kompanieangehörige, der mir gar nicht gefällt, ist der Führer des Granatwerferzuges. Schon in den ersten Minuten unseres Zusammenseins erkenne ich, dass ich es mit einem unzuverlässigen und unerträglich eigensinnigen Mann zu tun habe. Bald höre ich auch von seinen Kameraden, dass er sich den Posten des Granatwerferzugführers, der zur Zeit der angenehmste ist, durch rücksichtslose Intrigen ergattert hat. Bei einem Disput über einige von ihm ausgesuchte Feuerstellungen zeigt sich deutlich, dass er dabei mehr die Rückzugsmöglichkeiten als den wirksamsten Feuereinsatz im Auge hatte.

Heute schießt der Iwan stärker als sonst ins Dorf. Da kommt auch schon die Meldung, dass die Bolschewisten die freien Feldstellungen in der westlichen Flanke unseres Dorfes angreifen. Ihre Absicht ist unverkennbar: Sie wollen die Spitze unseres Frontkeiles – unsere beiden Dörfer – abschnüren. Das Unternehmen bekommt ihnen aber schlecht. Ein Gegenstoß unter Führung eines jungen Leutnants wirft sie mit Elan zurück.

Der Melder des 4. Zuges (Granatwerfer) kommt zu mir. Sie suchen schon seit Stunden ihren Zugführer. Ich gehe selbst los und suche Haus um Haus ab. Schließlich finde ich ihn in einem Quartier des IG-Zuges, wo er ganz gemütlich zwischen den IG-Männern sitzt. Seine B-Stelle hatte er verlassen, weil sie zu stark beschossen wurde. Es war ein alleinstehendes Haus, das er sich seinerzeit selbst als Zuggefechtsstand ausgesucht hatte. Meine Geduld ist nun am Ende, aber zur Zeit habe ich keine Disziplinierungsmöglichkeit. Ich habe manchen Feigling im Krieg gesehen, aber dieser Feldwebel ist der schamloseste Drückeberger, den ich kennengelernt habe. Besonders verabscheuungswürdig noch deshalb, weil er mit lässiger Dreistigkeit nicht einmal versuchte, es zu verbergen. Charakterlos und als Unterführer untauglich. Die einzige Konsequenz wäre die Degradierung. Aber bei unserem bedrohlichen Kräftenmangel undurchführbar.

Ich meine damit nicht, dass jeder, der einmal kneift, gleich degradiert werden soll. Gerade wir Frontkämpfer wissen, wie viel Tapferkeit zum Durchhalten im Kampf gehört, und dass man jedesmal von neuem den „inneren Schweinehund“ überwinden muss, d. h. den Selbsterhaltungstrieb, die Angst und den Wunsch, sich in Sicherheit zu bringen und die anderen allein weitermachen zu lassen. Auch der Tapferste hat mal eine schwache Stunde und bekommt Angst, ganz ordinäre Angst. Er verliert die Nerven und gerät in Panik. Wegen eines einmaligen Versagens soll man niemand verurteilen.

Umso mehr gilt unsere Hochachtung jenen braven und anständigen Soldaten, die ihr eigenes Leben nicht für kostbarer halten als das der Kameraden, und die ihr Leben wagen, um das der anderen zu schützen. „Niemand hat größere Liebe, denn der, der sein Leben hingibt für seine Freunde.“ Das sind Worte des HERRN. Wahrlich, es gibt höhere Werte als unser bisschen Leben.

Die allgemeine Frontlage muss ungünstig sein, denn wir erhalten Befehl, die beiden Dörfer **Michailowka** und **Frunse** aufzugeben und auf eine rückwärtige Stellungslinie auszuweichen.<sup>423</sup> Damit wird der Frontkeil zurückgenommen und wir erreichen eine Frontbegradigung und -verkürzung. Ich

---

<sup>423</sup> KTB PzAOK I, NARA T-313 Roll 64 Frame 7300068/79



fahre im Pkw zurück, lasse mir die neuen Stellungen zeigen und erwarte dann das Bataillon, um es in den neuen Abschnitt einzuweisen. Es ist schon dunkel. Ich stehe auf der weiten, kahlen Anhöhe und warte. Da kommt ein VW querfeldein angerumpelt und hält vor mir an. Der Bataillons-Adju springt heraus. „Da sind Sie ja! Ich suche Sie schon eine ganze Weile! Das Bataillon ist schon im Anmarsch!“ Wir gehen auf die rechte Seite der Hochfläche, von der wir in eine Talmulde hinunter blicken können. Dort unten rückt das Bataillon schon an. Die langen schwarzen Kolonnen heben sich deutlich von der hellen Schneedecke ab. Die Einweisung geht schnell.

Und nun erwarten wir das Nachrücken des Feindes. In dieser Nacht wird er noch nicht kommen, aber für die nächste Nacht werden wir uns rüsten. Die Stellungen der Schützenkompanien ziehen sich hier oben kilometerweit über die kahle Höhe hin. Dieser Höhenzug wird rechtwinklig durchschnitten von einem steilwandigen Tal, das sich hinter dem Höhenzug in einer riesigen, weiten Ebene verliert. Dort, wo das Tal in die Ebene einmündet, am Fuß des weiten, sanft ansteigenden Hanges, liegt das kleine, nur aus einer Häuserzeile bestehende Dörfchen **Boshidar**, in dem sich der Bataillonsgefechtsstand einquartiert. In unserem Rücken, weit hinten am Horizont der flachen Ebene, sieht man die Häusersilhouette von **Kitaigorodka**, dem Sitz des Regimentsstabes.

Die Häuserzeile von Boshidar ist etwa dreihundert Meter lang. Sie liegt praktisch zwischen der Dorfstraße und einem jetzt zugefrorenen Bach. Die Bauernhäuser liegen an der Dorfstraße und die hinter den Häusern liegenden Gärten enden an dem Bach. Nur am *nördlichen*<sup>424</sup> Ende des Dorfes stehen auch auf der anderen Seite des Weges noch drei Häuser.

Kurz vor dem Dorf führt eine kleine Holzbrücke über den Bach, der aus dem nahen Taleinschnitt kommt. In der Dorfmitte hat der Kommandeur ein Haus als Bataillonsgefechtsstand belegt. Im übernächsten Haus wohne ich. Die übrigen Häuser sind von den Bedienungsmannschaften eines IG-Zuges, einer 3,7-Pak, einiger sMGs und Werfer meiner Kompanie belegt. Außerdem steht gleich hinter dem Dorf eine LFH-Batterie (= *leichte Feldhaubitzen*). Hier im Dorf befinden sich also schwere Waffen, während die Schützenkompanien oben auf den Höhen mit ihren leichten Infanteriewaffen auskommen müssen. Nur einige meiner schweren Maschinengewehre geben ihnen eine etwas größere Feuerkraft.

Die Stellungslinie der Schützenkompanien besteht aus einer dünnen Reihe von einzelnen Schützenlöchern und MG-Stellungen, die im Abstand von fünfzig bis hundert Metern voneinander entfernt liegen. Die MG-Stellungen sind meist mit vier Mann besetzt. Die Schützenlöcher sind eigentlich Panzerdeckungs Löcher: Zwei Meter lang, einen halben Meter breit und brusttief. Sie sind mit zwei Mann besetzt. Eine Verdichtung der Stellungen ist wegen der geringen Mannschaftsstärke nicht möglich. Aber wir sind schon seit langem daran gewöhnt, mit so schwachen Kräften auszukommen.

Diese Stellungen ziehen sich über den ganzen weiten, kahlen, verschneiten Höhenzug, über Grasflächen oder abgeerntete Mais- und Sonnenblumenfelder, deren Stengel stellenweise noch stehen geblieben oder von Wind und Landserstiefeln niedergedrückt sind. Etwa drei Kilometer weit verläuft diese Linie über die offene Hochfläche, bis sie das nächste Dorf erreicht, das ebenfalls noch zu unserem Bataillonsabschnitt gehört. Dort liegt Leutnant von Arnim mit seiner Kompanie.<sup>425</sup>

Die ersten Meldungen über Feindberührungen laufen ein. Der Russe ist da. Er ist nachgerückt und beginnt unsere neue Front abzutasten. Von jetzt ab kann ich meine Kontrollgänge immer nur bei Dunkelheit vornehmen. Ich gehe dann den ganzen Frontabschnitt entlang, in dem meine MG-Züge eingesetzt sind, von Stellung zu Stellung, von Loch zu Loch. Da stehen dann die armen Kerle in ihren Löchern. Einer steht Wache, der andere liegt unten am Boden und schläft oder versucht zu schlafen, soweit Enge und Kälte es zulassen. Viele haben sich die Hälfte des Loches mit einer Lage von Mais- oder Sonnenblumenstengeln abgedeckt und darüber noch eine dünne Schicht von Erde gestreut, soviel die Stengel noch tragen konnten. Der Frost hat diese Decke dann erstarren lassen. Unter dem auf diese Weise abgedeckten und mit einer vorgehängten Zeltbahn abgeschlossenen Teil liegt dann der wachfreie Soldat. Da das ganze Loch aber nur zwei Meter lang ist, und der Posten auch noch darin steht, muss der Liegende seine Beine noch anziehen. Trotzdem gucken seine Filzstiefel bis zu den Knien noch aus der

---

<sup>424</sup> Im Original „ostwärtigen“, eine erklärliche Verwechslung, weil der Feind generell im Osten, jetzt aber im Norden steht; schließlich erstreckt sich Boshidar in nord-südlicher Richtung.

<sup>425</sup> Auf S. 173 wird es als links, also westlich liegend beschrieben. Das dort gelegene *Ljubimowka* gehörte aber gem. Benary S. 151 zum Abschnitt des II. Bataillons unter Hauptmann Schlegtendal. Es wäre noch möglich, dass nur ein Teil des recht großen Dorfes zum Abschnitt der 9. Kompanie von Arnims gehörte. Ansonsten könnte es sich nur noch um das nordostwärts, d. h. rechts gelegene *Tscherwonij Lug* handeln.

herunterhängenden Zeltbahn hervor. So leben sie hier – und in anderen ähnlichen Stellungen – Woche für Woche, zwei Stunden Wache, zwei Stunden „Schlaf“, bei 20 Grad Kälte und mehr. Vor sich den Feind, über sich den froststarrenden Himmel. Tagsüber können sie aus dem Loch nicht heraus. Sie sind müde und hungrig. Sie stehen und frieren, fluchen und schweigen und kämpfen. Nur abends nach Einbruch der Dunkelheit kommen sie heraus, um sich Bewegung zu machen und die steifen Glieder zu erwärmen. Abends kommt auch die Verpflegung heran, entweder mit Fahrzeugen oder Essenholern, und wenn letztere sie holen müssen, ist sie manchmal auch schon kalt. Hin und wieder wird auch mal einer krank, jedoch erstaunlich selten.

Den Russen geht es nicht besser, aber sie ertragen es leichter, weil sie die Kälte gewöhnt sind. Ich habe einmal von einer B-Stelle aus einen russischen Posten in seinem Loch beobachtet. Der Kerl saß bei schneidender Kälte zwei Stunden in seinem Loch, ohne sich zu rühren.

Boshidar liegt unter Artillerie-Beschuss.

An dem feindwärts gelegenen Dorfausgang bauen wir jetzt noch einige Stellungen aus, um uns vor Überraschungen aus dem Tal zu sichern, das hier den Höhenrücken durchbricht. Diese Stellungen schützen gleichzeitig die kleine Holzbrücke, die hier über den Bach führt. Für diese Bauarbeiten steht uns eine „Schlusen“-Kompanie<sup>426</sup> zur Verfügung, die von einem russisch sprechenden deutschen Leutnant beaufsichtigt wird. Ob es sich um Gefangene oder Zivilisten handelt, weiß ich nicht. Wie ich abends vom Bataillonsgefechtsstand komme, um in mein Quartier zu gehen, da steht die Kolonne auf der Dorfstraße. Es ist bitterkalt. Während ich an den dunklen, schweigenden Reihen vorbei gehe, höre ich sie mit den Füßen trampeln und die Hände zusammenschlagen, um sich zu wärmen. Eine Stunde später komme ich an ihrer Arbeitsstelle vorbei. Einige buddeln, andere stehen herum. Große Arbeitslust haben sie nicht.

Heute hat der Russe unseren rechten Bataillonsabschnitt mit vier Panzern angegriffen. Dabei hat er zwei Panzer durch Glaskörper (*Blendkörper BK 2H*) verloren. Diese gläsernen Wurfkörper haben die Form und Größe einer Eierhandgranate und sind mit einer Flüssigkeit gefüllt, die beim Zerspringen der Glashülle in Dampf übergeht, der kurzfristig eine starke Atemnot verursacht. Wirft man dieses Ding gegen den Panzer, dann saugt der Panzer den entstehenden Dampf mit der Frischluft in sich hinein. Der Besatzung bleibt bei der entstehenden Atemnot nichts weiter übrig als schleunigst auszusteigen. Eine fantastische Waffe! – wenn man den Mut hat, den Panzer anzugehen.

Einer der Panzer wollte gerade über den Graben rollen, als ihm ein Feldweibel einen Glaskörper an den Turm warf. Der Panzer stoppte auf der Stelle, die Besatzung sprang heraus und suchte das Weite. Die anderen drei waren inzwischen weitergerollt und näherten sich unserem Dorf. Aber da ballerte unsere Pak los und schoss den zweiten kampfunfähig. Er blieb liegen. Da verloren die beiden letzten den Mut und kehrten um. Bei dem Scharmützel hatte die Kompanie nur einige wenige Verwundete, darunter der Kompanieführer, ein Oberleutnant, der einen Steckschuss ins Knie bekommen hatte.

Die Sowjets scheinen etwas vorzuhaben. **Boshidar liegt unter schwerstem Beschuss.** Schwere 17-cm-Artillerie<sup>427</sup> und Salvengeschütze decken unser kleines Dörfchen mit einem Hagel von Granaten ein. Es heult und faucht heran und erschüttert die Erde mit Serien von Explosionen. Die Scheiben klirren und scheppern, der Luftdruck fegt Staub und Papier durch die Stube, und dann klatschen Splitter und Erdbrocken herunter. Dazwischen brummen in größeren Abständen die 17-cm-Granaten heran. Wenn sie in die Erde hauen, dann wankt das Haus und der Erdboden schaukelt. Die Explosion ist dumpf und reißt eine dunkle Säule von Erde steil in die Höhe. Sie haben Verzögerungszünder, bohren sich tief in die Erde und reißen gewaltige Trichter auf, Haus um Haus bricht unter den fauchenden Schlägen dieser Giganten zusammen.

---

<sup>426</sup> wahrscheinlich die im Tagesbefehl der Division vom 14.01.1944 erwähnte 3./Bau-Batl. (K) 161 (KTB XXX. A.K., NARA T-314 Roll 833 Frame 0004870, Benary S. 152). Bau-Bataillone (K) bestanden aus Kriegsgefangenen. Das *Bau-Bataillon 161* (hier ohne (K)) war im September in Bau-Pionier-Bataillon 161 umbenannt worden, wobei eine *andere Quelle* aus Dokumenten die kombinierte Bezeichnung Bau-Pionier-Bataillon (K) 161 zitiert. Ein *Bau-Bataillon (K)* dieser Nummer (ohne -Pionier-) ist nicht zu finden. Die häufigen Umbenennungen wurden wahrscheinlich vom Verfasser des Tagesbefehls schlichtweg nicht beachtet.

<sup>427</sup> Die Rote Armee hatte keine 17- (oder 17,2-) cm-Geschütze, auch wenn sie immer wieder Erwähnung finden; gem. *Forum der Wehrmacht* sind damit die in der Permer Fabrik Nr. 172 produzierten *152-mm-Kanonenhaubitzen M1937* gemeint, die gebräuchlichsten Geschütze bei der Artillerie-Vorbereitung, neben der „Stalinorgel“, die beim hier geschilderten Angriff in der Tat ebenfalls zum Einsatz kam.

Ich sitze in meinem Quartier und warte zunächst ab. Eine neue Salve jault heran. Stalinorgeln! Rumrumrumms – bruuuch – brrraach. Das war nahe! Ich stürze aus dem Haus. Bevor die nächste Salve heranheult, will ich den Deckungsgraben erreichen, der hinter dem Nachbarhaus ausgehoben ist. Ich renne hinüber und stehe vor einem halben Haus. Man kann direkt in die Stube gucken. Der Luftdruck einer Rakete hat die Wand herausgedrückt und umgeworfen. Dabei war die dicke, steinharte Lehmwand mit ihrer ganzen Wucht auf den Deckungsgraben gestürzt und hat die darin hockenden Männer zerquetscht. Einige andere Männer waren verwundet. Wir tragen sie ins Nachbarhaus, wo schon einige verwundete Rotarmisten liegen. Die hatten versucht, während des Trommelfeuers ins Dorf einzudringen. Die Bolschewisten greifen nämlich vorn unsere Höhenstellungen an und belegen nach üblicher Taktik das Dorf mit Artilleriefeuer, um das Heranführen von Reserven zu verhindern. Wenn die wüssten, dass wir gar keine Reserven haben!

Es kracht und splittert, heult und dröhnt, jault und zischt, schüttert und scheppert. Da brummt wieder so ein schwerer Brocken heran. Ich rutsche blitzschnell in ein Loch, das mal ein Bunker werden sollte. Da sitzen schon vier Kanoniere vom IG-Zug drin. Während ich auf den Boden plumpse, wankt und schwankt das ganze Loch. Dass es nicht einstürzt, haben wir dem Frost zu verdanken, der die Wände steinhart hat gefrieren lassen. Ich blicke schnell über den Rand und sehe wieder die schmale, schwarze Säule senkrecht empor schießen. Da es sinnlos ist, bei diesem Feuer etwas zu unternehmen, bleibe ich vorerst hocken. Endlich, nach zwei Stunden, lässt das Trommelfeuer nach. Ich klettere aus dem Loch und springe von Haus zu Haus, immer lauschend, ob der dumpfe Abschuss der 17er oder das anschwellende Jaulen der Stalinorgel zu hören ist. Ich will zum Bataillonsgefechtsstand, gehe aber erst noch einmal zu den Verwundeten, an deren Haus ich gerade vorbeikomme. Ich trete in die Stube. Sie liegen alle noch da, mit Kalkstaub bedeckt – tot. Ein Salvengeschoss war draußen dicht neben dem Haus krepirt, hatte die Hauswand durchsiebt und zerrissen und die Verwundeten – Deutsche und Russen – getötet. Auch die letzten Habseligkeiten der Toten, Brieftaschen, Uhren, Ringe, die vorher auf dem Tisch gelegen hatten, liegen zerfetzt und zerstreut auf dem Fußboden herum.

Ich laufe ein paar Häuser weiter zum Bataillonsarzt. Die Stube ist voller Verwundeter. Er selbst steht über einen Tisch gebeugt, auf dem ein Soldat liegt. Der Arzt hat trotz des wackelnden Hauses und des schwankenden Bodens während des ganzen furchtbaren Beschusses operiert. Er sagt es nicht ohne leisen Stolz, und er hat Grund dazu.

Mit Einbruch der Dunkelheit stellt der Russe das Feuer ein. Die Nacht bleibt ruhig. Am nächsten Morgen höre ich die wohlbekannten Kettengeräusche, aber sie kommen von hinten. Ich trete vor das Haus und sehe drei Panzerfahrzeuge heranrollen. Es sind zwei Sturmgeschütze und eine **Hornisse** (das ist eine 8,8-Flak auf gepanzerter Selbstfahrlafette).<sup>428</sup> Die schickt uns das Regiment zur Verstärkung und Beruhigung. Das ist auch nötig, denn an der russischen Front werden ebenfalls Panzer gemeldet. Leutnant von Arnim hat 60 Stück gezählt, die bei hellichtem Tag in endlos langer Reihe auf der Straße von Michailowka heranrollten und vor seinem Dorf aufmarschierten. Ein ganzes Panzerkorps vor einem Kompanieabschnitt!

19.12.43 (?). Wieder bricht ein klarer, kalter Wintertag an. Ich bin gerade beim Bataillonskommandeur. Da bricht es los!<sup>429</sup> Panzer von links! Sie tauchen oben am Rand der Hochfläche auf und beginnen, den Hang herunterzurollen. 3 – 5 – 8 Stück. Sie rasseln direkt auf das Dorf zu. Wenn die Panzer da oben schon sind, dann müssen sie ja die Stellungen der 9. Kompanie schon überrollt haben! Da von Arnim nichts gemeldet hat, ist er wahrscheinlich überrumpelt worden. Immer noch mehr: 10 – 12 – 15. Wieder so ein Überraschungserfolg der Sowjets! Es nimmt gar kein Ende da oben: 18 – 22 – 25! In ganzen Rudeln kommen sie den weiten, flachen Hang herunter gerasselt. Die erste Welle ist noch einen Kilometer entfernt.

Ich hatte diesen Auftakt durch das Fenster beobachtet und wende meinen Blick zum Bataillonskommandeur, irgend eines Befehls gewärtig. Seine Hände zittern, aber er denkt nicht daran, das Dorf aufzugeben. Er ist unbeugsam und nimmt den ungleichen Kampf auf. Auf dem Tisch steht ein kleiner Rahmen mit der Fotografie seiner Frau und zwei Kindern.

---

<sup>428</sup> *Der Divisions-Tagesbefehl vom 14.01.1944 erwähnt Sturmgeschütze und „Hornissen“ der **Sturmgeschütz-Abt. 278**, 210 und der **s.Pz.Jäg.-Abt. 560** (Benary S. 152).*

<sup>429</sup> *Großangriff auf die Front des XXX. A.K. führt zu örtlichem Einbruch bei Mendelejewka (KTB PzAOK 1, NARA T-313 Roll 62 Frame 7297715, ist wie im KTB OKW der Vortag gemeint?). Nahkampftage am 19. und 21.: **Soldbuch Vordruck II**, s. a. Benary S. 151 f.*

Die Panzer – alles T-34 – rollen den Hang in Wellen herunter. Jetzt eröffnen die ersten das Feuer, ohne stehen zu bleiben. Sie rasseln in voller Fahrt heran und schießen, was aus den Rohren geht. Sie ballern blindlings in das Dorf und die Häuser hinein. Die vordersten Kampfwagen sind noch vierhundert Meter entfernt, da setzt unsere Abwehr ein. Die ersten Einschläge spritzen zwischen den stählernen Kästen auf. Rums! der erste Panzer ist getroffen und bleibt qualmend liegen. Ein zweiter stoppt plötzlich und steht still. Brrruuchch – der dritte Treffer! Mit ohrenzerreißender Explosion schießt eine haushohe Stichflamme aus dem Panzer und entwickelt sich in Sekundenbruchteilen in einen weißglühenden Feuerpilz. Der tonnenschwere Turm schleudert in einem Rauchpilz in die Höhe, wirbelt durch die Luft und schlägt dumpf auf die Erde.

Ich kann nicht erkennen, wer die Treffer erzielt. Ich weiß nur, dass am Dorfende eine Haubitzbatterie mit drei Geschützen steht, dass unsere drei Panzerfahrzeuge irgendwo zwischen den Häusern aufgefahren sind, dass eine 3,7-Pak und vier IG-Geschütze in den Gärten stehen. Und die dreschen erbarmungslos auf die sowjetischen Panzerrudel ein. Schon brennen zwei weitere Tanks, und noch einer explodiert in einem Feuerpilz mit dröhnendem Donner. Aber es sind zu viele. Jetzt haben die vordersten Panzer das Dorf erreicht. Zwei von ihnen kommen nebeneinander mit voller Fahrt herangerasselt, Schnellfeuer schießend. Da brechen sie beide gleichzeitig durch das Eis des verschneiten Baches, der dicht hinter den Gärten vorbei fließt. Ihre Geschützrohre bohren sich in den Boden, und sie stecken hoffnungslos fest. Und zwanzig Meter vor ihnen steht eines unserer Infanteriegeschütze. Die Luken der Panzer fliegen auf, die Besatzungen booten blitzschnell aus und rennen eilig zurück. Da sehe ich plötzlich ein paar deutsche Landser aus dem Garten flitzen und den Iwans hinterher laufen. Es sind Männer unseres IG-Zuges. Sie rennen wahrhaftig zwischen den zertrümmerten, brennenden und angreifenden Panzern hindurch und jagen den fliehenden Iwans nach! Jetzt hat der vorderste Landser den letzten Tankisten erreicht, packt ihn am Genick und reißt ihn herum. Der Russe bleibt stehen. Inzwischen sind die anderen Kameraden an ihnen vorbeigelaufen, holen einen zweiten Russen ein und halten ihn fest. Die andern Iwans entkommen.

Zahlreiche Panzer sind schon waidwund geschossen oder vernichtet. Aber noch immer rollen neue heran. Einige erreichen das Dorf, brechen durch die Gärten, preschen zwischen den Häusern durch und rollen die Dorfstraße entlang. Da rasselt noch so ein Ungetüm heran, genau auf unser Haus zu. Gespannte Sekunden: Wird er eine Granate in das Haus jagen? Nein, er brummt vorbei. Ich stehe hinter der offenen Haustür, während der Stahlkoloss in drei Meter Entfernung an mir vorüber rasselt. Der Kommandant steht im Turmluk und blickt gespannt nach vorn.

Sie kurven auf der Dorfstraße herum. Viele sind es nicht mehr. Sie suchen die Feuerstellungen unserer Geschütze, die in den Gärten unter Bäumen versteckt sind. Da drehen zwei von ihnen plötzlich ab und fahren auf der anderen Seite des Dorfes in die freie Ebene hinaus. Ich folge mit den Blicken ihrer Fahrtrichtung. Da sehe ich weit draußen auf dem Feld einige unserer Landser laufen. Sie hatten die Nerven verloren, waren aus den Häusern oder ihren Stellungen gesprungen und laufen nun über das freie Feld zurück, nach hinten. Die sind verloren! Der Panzer hat sie erkannt und rasselt ihnen nach. Er ist viel schneller als sie und hat sie bald eingeholt. Nun jagt er sie vor sich her und schießt sie mit seinem MG wie Hasen ab. Andere fasst er durch einen kurzen Seitenruck mit der Kette und zermalmt sie im Schnee. Kein einziger entkommt ihm. Dann wendet der Koloss und kommt zum Dorf zurück. Er scheint eine raffinierte und kampferfahrene Besatzung zu haben, denn er fährt dauernd im Zickzack und vermeidet jede Blöße. Nun hat er das Dorf wieder erreicht und brummt, nach Opfern suchend, die Dorfstraße entlang. Da aber ereilt ihn sein Schicksal. Er stößt auf unsere Pak, die dort in einem Garten steht. Bevor er sie erkannt hat, brennt sie ihm aus dreißig Metern Entfernung einen tödlichen Schuss in den stählernen Leib. Der Panzer stockt mitten auf der Straße und gerät in Brand, bevor die Besatzung aussteigen kann.

Der Panzerangriff ist zusammengebrochen. Der Hang ist übersät mit brennenden und qualmenden Panzerwracks. Auf der Dorfstraße und zwischen den Bauernhäusern liegen die vernichteten und kampfunfähigen Stahlkolosse. Und während die Wracks knisternd ausbrennen, wackeln die letzten zwei Überlebenden leicht rauchend zur russischen Front zurück, bis sie oben hinter dem Rand des Hanges verschwinden.

Der Angriff ist restlos zusammengeschlagen. Von den 25 angreifenden Panzern haben wir innerhalb einer Stunde 23 abgeschossen!

Dieser Erfolg ist umso bemerkenswerter, als wir den fünfundzwanzig Panzerkanonen nur neun Geschütze mit gleichwertigem Kaliber entgegensetzen konnten. Es ist kaum zu fassen, dass diese Panzer



nicht in der Lage waren, unser kleines Dörfchen zu erobern. Es fehlte eben die sowjetische Infanterie, aber auch die konnte bei unseren Stellungen auf dem Höhenzug keinen entscheidenden Durchbruch erreichen. So ist dieser grandiose Abwehrerfolg letzten Endes wiederum der bewundernswerten Widerstandskraft unserer Soldaten zuzuschreiben.

Bei der Abwehr dieses Angriffs war nur eine einzige 3,7-Pak beteiligt. Unsere Panzerabwehr ist weit hinter der russischen Panzerentwicklung zurück geblieben. Wir kämpfen heute noch weitgehend mit der 3,7-Pak (oder 5 cm), die nur zu Kriegsbeginn ausreichend war, während die Russen ihren neuen starken T-34 bereits in der Serienproduktion haben. Der ist mit der 3,7 kaum zu knacken und für unsere Infanterie ein wahres Schreckgespenst.

Unsere eigenen Verluste im Dorf sind gering. Nur die Davongelaufenen sind tot. Es waren fünf Mann. Während wir auf dem Bataillonsgefechtsstand noch unsere Eindrücke und Erfahrungen über den Angriff austauschen, sehe ich auf der Höhe eine Gruppe von Gestalten auftauchen. Sie tragen deutsche Tarnbekleidung. Sie bleiben einen Augenblick beobachtend stehen und kommen dann langsam den Hang herunter. Dann erkenne ich durch das Glas Leutnant von Arnim mit acht seiner Leute. Sein Kompanieabschnitt war es, über den der Panzersturm hinweg gebräut war. Seine Männer hatten im ersten Schreck die Nerven verloren. Die meisten von ihnen hatten die Stellungen verlassen und waren nach rückwärts geflohen. Das ist das Falscheste, was man machen kann, denn nun hatten die Soldaten die schützenden Löcher verlassen und liefen über die freie, deckungslose Fläche, während die Panzer gemütlich hinterher fuhren und die Fliehenden niedermähten. Nur ein Teil der Kompanie war in den Löchern geblieben, und dieser überlebte den Sturm. Es waren noch 25 Mann.

Die 11. Kompanie hatte es vor einigen Tagen richtiger gemacht. Sie war in ihren Löchern geblieben, hatte sich von den Panzern überrollen lassen und hatte nur wenige Verwundete bei dem nachfolgenden Gefecht mit der sowjetischen Infanterie.

Wenn Panzer in solchen Mengen auftreten, dann haben sie den Auftrag, tief ins feindliche Hinterland einzubrechen. Dann können sie sich nicht mit den Infanteristen herumschlagen, sondern sie überrollen die vordere Linie und stoßen in die Tiefe der feindlichen Front. In solchem Fall braucht der Infanterist vorn nur zweierlei: Ein gutes, tiefes Deckungsloch und die Nerven, den Panzer über sich hinweg oder vorbeirollen zu lassen. Dies ist gewiss leichter gesagt als getan, aber es ist das einzig Richtige. Die Aufgabe des Infanteristen ist die Bekämpfung der feindlichen Infanterie, die den Panzern folgt. Den Kampf gegen die Panzer führen die schweren Waffen, die weiter hinten stehen (sollen!).

Natürlich gibt es auch viele Ausnahmesituationen. Zuweilen haben sich die Panzer über ein Deckungsloch geschoben und solange im Kreis gedreht, bis die Soldaten unten zermalmte waren. Es ist auch vorgekommen, dass Panzer mit sowjetischer Infanterie an unserer Stellungslinie entlangfuhren und die Landser aus den Löchern herausholten. (Auf diese Weise ist Fritz Schulz in Gefangenschaft geraten. Der arme Kerl sollte ja noch einen kurzen Fronteinsatz mitmachen und dann auf einen OA-Lehrgang geschickt werden. Und ausgerechnet in diesen wenigen Wochen ereilt ihn das Schicksal.) Aber solche Kapriolen konnten sie sich nur leisten, wenn sie keine panzerbrechenden Waffen zu befürchten brauchten.

Nach dem zerschlagenen Panzerangriff werden die gefangenen Tankisten beim Bataillon verhört. Der erste ist ein langer, hagerer Kerl, aus dessen braunem, ölverschmierten Gesicht die weißen Augäpfel leuchten. Ich kann dem Verhör nicht beiwohnen, weil ich einen Auftrag zu erfüllen hatte. Aber später erfuhr ich, dass er das bestätigt hat, was wir eigentlich schon wussten oder geahnt hatten: Die Panzerrudel hatten unsere vordere Linie überrollt und unser Dorf angegriffen. Gleichzeitig stürmte nachfolgende sowjetische Infanterie gegen die Stellungsfrente unserer 9. und 10. Schützenkompanie auf den Höhen. Ziel der Operation war die Vernichtung unserer Bataillons-Front und ein tiefer Durchbruch ins Hinterland. Dieser Plan war gescheitert.

Immerhin hat der schwere Angriff die Gemüter unserer Soldaten doch etwas erschüttert, denn als die zwei Sturmgeschütze heute früh das Dorf verlassen, werden sie unruhig. Aber die Geschütze wollen beim Regiment in Kitaigorodka nur munitionieren.

Am nächsten Morgen gellt erneut der Ruf durchs Dorf: „Panzer von links!“ Ich stürze aus meinem Quartier. Schon wieder russische Panzer, ein ganzes Dutzend.<sup>430</sup> Und unsere Sturmgeschütze sind weg. Die Roten kommen aus einer weiten Mulde, die sich auf der linken Seite zum Dorf hin öffnet.

---

<sup>430</sup> Gem. KTB PzAOK I, NARA T-313 Roll 64 Frame 7300355/66 drangen 5 Panzer von Westen direkt in Boshidar ein und wurden vernichtet. An anderen Stellen gab es weitere Angriffe.

Genaugenommen kommen sie schon von links-rückwärts, und rollen direkt auf die am Dorfende stehende 10,5-LFH-Batterie zu, die ihnen gestern so schwere Verluste zugefügt hat. Ob sie sie deshalb vernichten wollen, oder ob sie ohnehin das Dorf aus der Flanke angreifen wollen, weiß ich nicht. Jetzt sind es schon fünfzehn Tanks. Aber sie werden von der Batterie mit donnerndem Feuer empfangen. Auch unser IG-Zug, der im rückwärtigen Dorfteil seine Stellungen hat, gibt feurige Schützenhilfe. Der Kampf ist kurz. Wir zählen den elften Abschuss, als die restlichen Panzer abdrehen und verschwinden. Dennoch dämpft dieser zweite Angriff unser Siegesbewusstsein ein wenig. Schließlich haben die Bolschewiki gestern auf unserem linken Flügel die 9. Kompanie überrannt, das Nachbardorf besetzt und so einen kleinen Einbruch erzielt, von dem aus sie Boshidar heute aus der Flanke angreifen konnten. Es ist also Vorsicht geboten.

Heute ist der dritte Tag nach dem ersten Angriff auf Boshidar. Die Roten haben einen erneuten Angriff auf den Abschnitt unseres linken Nachbarn angesetzt und dort mehr Glück gehabt. Sie haben hier die Front mehrere Kilometer tief eingedrückt und stehen nun bedrohlich in der Flanke unseres Bataillons. Prompt tauchen heute schon weit hinter uns von links mehrere T-34 auf, die in unserem Rücken auf Kitaigorodka zufahren, dem Sitz des Regiments.<sup>431</sup> Wir zählen vier Stück. Mit bloßem Auge sind sie noch gut als große dunkle Punkte zu erkennen, die über die weiße Schneefläche kriechen. Sie sind etwa vier Kilometer entfernt. Das ist ein gefundenes Fressen für unsere Hornisse, die neben dem Bataillonsgefechtsstand aufgefahren ist. Das Rohr schwenkt herum, die Männer richten. Ich stehe schräg hinter dem Geschütz und beobachte gespannt den Vorgang. Dann kracht der Abschuss, und ein furchtbarer Luftzug reißt mir die Mütze vom Kopf, fegt sie durch die Haustür und den Vorraum in den Pferdestall, wo ich sie dann aus dem Mist aufhebe. Den Einschlag dieses Schusses habe ich nicht gesehen. Ich stelle mich jetzt in etwas sicherer Entfernung auf und sehe weiter zu.

Ein paar Landser nähern sich und stellen sich vor das Geschütz. Das Rohr schwebt hoch über ihnen, denn das gepanzerte Fahrzeug hat eine beachtliche Höhe. Aber die Geschützbedienung schickt die Männer weg und erklärt, dass der Luftdruck des Abschusses jedem die Lunge zerreißt, der im Umkreis von 30 m vor dem Geschütz steht.

Der dritte Schuss kracht, und drüben springt eine schwarze Fontäne vor einem der Panzer auf. Der dreht sofort ab, und die anderen folgen ihm. Das war der dritte und letzte Tag der Panzerkämpfe. Sie haben es aufgegeben.

Bei der Feststellung der Abschusszahlen gibt es etwas Ärger. Der ehrgeizige Chef der 14. (Panzerjäger-) Kompanie, Russenmüller genannt, beschwert sich beim Kommandeur darüber, dass ein Abschuss seiner Pak der Hornisse gutgeschrieben worden war. Er hat den Durchmesser des Einschusses nachgemessen, der genau dem Kaliber seiner Pak entsprach. Ob noch andere Einschüsse vorhanden waren, und ob sein Einspruch Erfolg hatte, entzieht sich meiner Kenntnis.

Der abgeschossene Panzer auf der Dorfstraße soll gesprengt werden. Es ist der, der unsere Landser auf dem Feld niedergewalzt hatte. Die mit der Sprengung beauftragten Pioniere holen zunächst den toten Kommandanten aus dem Turm. Er ist völlig verbrannt und sieht aus wie eine schwarzbraune Mumie von der Größe eines Kindes. Dann klettert ein Pionier in den Turm, kommt aber mit allen Anzeichen größten Erschreckens wieder herausgesprungen. Drinnen stöhnt es in grauenhaften Tönen. Das muss der Panzerfahrer sein. Was tun? Den Bolschewisten ist nicht zu trauen. Zu viele Deutsche sind schon der russischen Heimtücke erlegen. Wer ist sicher, dass der Schwerverwundete – wenn er es ist – nicht mit letzter Kraft die Pistole auf den Retter abdrückt, aus Angst und halbunbewusstem Abwehrinstinkt, aus Hass oder Rache? Wir haben es doch schon erlebt. Niemand will in den Panzer hinein. Das Misstrauen ist zu groß. Da machen die Pioniere zwei Tellerminen fertig, lassen sie an einem Draht in den Panzer hinunter, gehen in Deckung und sprengen das Wrack in die Luft.

So ganz erfolglos war der sowjetische Panzermassenangriff also doch nicht. Bei uns hatte er zwar nicht viel Boden gewonnen, bis auf das linke Nachbardorf. Aber im linken Nachbarabschnitt war er durchgebrochen. So macht unsere Frontlinie jetzt also oben auf der Hochfläche einen rechtwinkligen Knick nach rückwärts und verläuft parallel zum Dorf gleich oben am Rand der Hochfläche entlang. Wir können vom Bataillonsgefechtsstand aus die Landser dort oben sehen, und sie gucken ins Dorf hinunter. Da dort aber noch keine neuen Stellungen ausgehoben sind, stehen die Männer heute nacht auf freiem Feld. Zu kleinen Gruppen zusammengefasst, bilden sie so eine dünne Sicherungslinie, in die sich als Verstärkung und zur moralischen Unterstützung noch die beiden Sturmgeschütze hineingeschoben

---

<sup>431</sup> KTB PzAOK 1, NARA T-313 Roll 62 Frame 7297722

haben. Außerdem stellt der IG-Zug noch eine Gruppe von acht Mann zur Verfügung, und ich habe den Auftrag, diese Männer als weitere Verstärkung auf die Höhe zu führen.

Es ist schon dunkel, als wir abmarschieren. Wir durchqueren den Bachgrund und stapfen dann den verschneiten Hang hinauf. Nebel ist aufgekommen und verschlechtert die Sicht noch mehr. Man kann kaum zehn Meter weit sehen. Vor mir tauchen einige Gestalten auf, die den Hang herunter kommen und gerade auf uns zu laufen. Als ich sie anrufe, erhalte ich keine Antwort. Die Schatten ducken sich lautlos, die Hinteren machen kehrt und schon sind sie alle in dem milchigen Dunkel verschwunden. Ich verhalte einen Augenblick kniend, um zu horchen, lasse dann ausschwärmen und setze den Zurückweichenden nach. Aber die schemenhaften Schatten sind verschwunden. Als ich oben auf dem Hang ankomme und die Sicherungsposten frage, ob sie nichts gesehen hätten, verneinen sie mit erstaunten Gesichtern. Nun bin ich auch nicht mehr sicher, ob es eigene oder feindliche Männer waren. Wir haben jetzt viele Leute unter uns, die keine Infanteristen sind und sich demzufolge nicht immer geschickt verhalten. Außerdem sind sie alle zur Zeit etwas nervös. Da kann man auch nicht gleich schießen. Sie würden auch nicht zugeben, dass sie es waren. Aber ich möchte doch glauben, dass es Russen waren, die sich verlaufen hatten.

Es ist dunkel. Draußen fällt ein Schuss. Das ist in diesen Tagen nichts Besonderes, und ich nehme keine Notiz davon. Kurz darauf setzt eine kurze Schießerei ein, die gleich wieder abflaut. Da muss aber doch etwas los sein. Ich gehe hinaus und treffe mit einem Melder zusammen, der berichtet, dass eben ein Unteroffizier erschossen wurde. Es war der Fahrer des Verpflegungsfahrzeugs für die Sicherungen oben auf der Höhe. Als er mit seinem Panjewagen gerade die kleine Brücke über den Bach hinter den Gärten passiert hatte, wurde er durch einen Schuss aus dem Hinterhalt getötet. Der Unteroffizier war Träger der silbernen Nahkampfspange (20 Nahkämpfe!) und des EK I.

Ich gehe zum Bataillon, um zu hören, ob irgendwelche Maßnahmen ergriffen werden sollen. Da bringen sie schon einen blutjungen Rotarmisten herein. Der Kerl ist etwa 18 Jahre alt, kräftig und stämmig gebaut, mit runden, roten Pausbacken und kleinen Schweinsaugen. So ein richtiger bulliger, russischer Kaschkopf<sup>432</sup>. Während der O.O. (*Ordonnanzoffizier*) seine Papiere durchsieht, berichtet ein Landser, wie er ihn gefangen hat: Als sie den ersten Schuss hörten, griffen sie zu den Waffen und liefen hinaus. Im Garten stießen sie auf einen russischen Spähtrupp, der sofort die Flucht ergriff. Die Deutschen schossen hinterher, verwundeten drei Russen tödlich und schleppten die Leblosen in den Garten zurück, wo sie sie zunächst nebeneinander liegen ließen und wieder ins Haus zurückkehrten. Nach einiger Zeit verspürte einer der Landser ein menschliches Rühren. Er verließ die Stube und hockte sich im Garten neben die Toten. Während er da so still in der Hocke saß, hörte er deutlich, dass einer der Toten atmete. Er rief die Kameraden heraus, die die Leblosen noch einmal genauer untersuchten. Dabei entdeckten sie, dass einer von ihnen, eben dieser junge Kerl, quicklebendig war. Er hatte sich nur tot gestellt.

Nun steht dieser Bursche hier. Er war mit dem Spähtrupp durch unsere dünne Sicherungslinie geschlichen, hatte sich im Garten versteckt und beobachtet. Da kam der Unteroffizier mit dem Versorgungsfahrzeug angefahren. Er war allein und bot ein bequemes Ziel. Da haben sie ihn erschossen. Wir kochten vor Wut, konnten aber schließlich nichts machen. Der O.O. zeigt uns das Soldbuch des Gefangenen. Es enthält eine Eintragung über die Mitgliedschaft des Burschen im Komsomol. Das ist nichts Besonderes. Aber einer der Anwesenden gerät darüber in Zorn. Er springt auf den Bolschewisten zu und schlägt ihm ein paar Fausthiebe ins Gesicht, dass er aufs Bett fällt. Aber der Rote ist nicht im Geringsten erschüttert.

Die Bolschewisten greifen unsere Stellungen schon wieder an. Gleichzeitig liegt unser Dorf unter Artilleriebeschuss.<sup>433</sup> Ich bin beim Bataillonsgefechtsstand, wie immer in solchen Fällen. Da kommen von der Höhe Landser herunter. Sie kommen aus Richtung der alten Front, die bisher noch gehalten hat. Es werden immer mehr. Anfangs hätte man glauben können, dass es Verwundete oder Melder seien. Jetzt ist aber deutlich, dass sie zurückgehen. Die Front scheint zu zerbröckeln. Ich bekomme den

---

<sup>432</sup> Der Autor hat diesen Begriff im Gespräch mehrfach als Ausdruck für das Aussehen von Russen verwendet, ohne ihn jedoch zu erläutern. Im Internet sind nur sporadische Erwähnungen zu finden; *eine* ergibt die Übersetzung „Breikopf“ (Kascha (каша) bedeutet Brei, Kopf meint sicher – als pars pro toto – einen Menschen), *eine* versteht unter einem Kaschkopf einen Lagermitarbeiter, *eine weitere* konkretisiert dies als Lagerfunktionär (der mehr Brei bekommt als andere). Der Autor könnte also einen von Brei lebenden bzw. einfachen Menschen meinen (als Gegenstück zum kraut, dem Deutschen als Sauerkrautesser); es ist aber nicht auszuschließen, dass er nur eine slawische Kopfform andeuten möchte.

<sup>433</sup> Gem. KTB PzAOK I, NARA T-313 Roll 62 Frame 7297725 zerschlug eigene Artillerie feindliche Bereitstellung.

Auftrag, die Männer abzufangen und in die Linien zurückzubringen. Also laufe ich durch die Fontänen der krepierenden Granaten den Landsern entgegen, die in aufgelösten Gruppen den Hang herunterkommen. Ich halte sie an. Aber während ich die Landser auf der linken Seite zum Stehen bringe, laufen sie auf der rechten Seite weiter zurück. Wende ich mich zu diesen, versuchen die Linken wieder, sich nach rückwärts zu mogeln. Sie sind völlig demoralisiert. Nach der Nervenbelastung, der diese armen, ausgemergelten und übermüdeten Landser in der letzten Woche ausgesetzt waren, ist es verständlich. Aber es hilft nichts, wir müssen durchhalten.

Inzwischen hat der Russe sein Artilleriefeuer verstärkt. Bruch-bruch – die Einschläge kommen näher. Brummm-brachch. Ich werfe mich flach auf den Boden. Die Explosionen zerfetzen die weiße Schneedecke und jagen schwarze Erdfontänen wie zackige Kronen in die Luft. Verdammt, sind die Einschläge nahe! Zwanzig Meter, fünfzehn Meter. Und ich liege fast ohne Deckung auf ebener Erde. Nur kleine, flache Furchen bieten einen eingebildeten Schutz. Bei jedem Einschlag drücke ich mich tief in die steinhart gefrorenen Erdschollen. Langsam rollen die Salven den Hang hinunter, eine Feuerwalze. Möglicherweise gilt sie den zurückgehenden Landsergruppen. Die wären immer mit dem Feuer mitgelaufen, wenn ich sie nicht aufgehalten hätte. Immer noch krachen die Einschläge in unserer Nähe, und jedesmal werfe ich mich flach auf den Boden, während steinharte Erdbrocken auf meinen Rücken trommeln.

Das Feuer lässt nach, die Landser stehen allmählich wieder auf. Ich sammle sie und bringe sie wieder zu ihren Stellungen zurück. Aber nicht alle. Eine Anzahl von ihnen ist doch nach hinten getümt. Das sind die, die dann hinten von „Trommelfeuer“ und „unzähligen Toten“ reden. Da ist der Russe dann „durchgebrochen“, da ist „alles tot“ und wie diese Ausreden dann alle heißen.

Nachdem die Männer oben wieder in ihre Stellungen gegangen sind, gehe ich allein zurück. Ein Hase liegt vor mir im Schnee. Ihm fehlt der Kopf. Den muss ihm die Pakgranate abgerissen haben, denn daneben ist eine lange, schmale schwarze Rille, die die rasante Granate in die weiße Schneedecke geritzt hat.

Im Zurückgehen komme ich an einem Granattrichter vorbei, in dem ein Landser hockt. Auf meine Frage gibt er sich als Verwundeter aus. Er hat aber nichts, und ich schicke ihn wieder nach vorn. Der wollte hier in Ruhe den Abend abwarten und dann nach rückwärts Boden gewinnen. Glücklicherweise halten die meisten noch durch, aber die Zahl derer, die am Ende ihrer Kräfte sind und die Ausweglosigkeit dieses Krieges sehen, wird größer.

Bis in die späte Nacht hinein bellen die sowjetischen Pak, grollt die rote Artillerie, laufen Melder durch die Winternacht, bringen Munitionsschützen leere Kästen nach hinten und schleppen volle nach vorn, klappern Essenholer mit ihren Kochgeschirren nach vorn, mit wiegenden Schritten über die hartgefrorene Erde balancierend.

Ich bin gerade zum Bataillonsgefechtsstand zurückgekehrt und sitze in der Stube des Kommandeurs, als der Führer der 10. Kompanie hereinkommt. Er hat eine schwere Knieverletzung und muss ins Lazarett. Der Kommandeur befiehlt mir daraufhin, sofort die Führung der 10. Kompanie zu übernehmen. Ich gehe also nach vorn und richte mich im Gefechtsstand der 10. Kompanie ein. Es ist ein einfacher Erdbunker. Er liegt gegenüber der Brücke am Dorfausgang auf halber Höhe des Hanges. Ich kann also ins Dorf gucken. Am Boden des Bunkers ist eine Strohlage ausgebreitet, in der Ecke liegt eine Decke, daneben steht der Feldfernsprecher. Das ist alles, und es genügt. Was ich sonst noch brauche, habe ich in meinem Brotbeutel. Dazu Fernglas, Kartentasche und Maschinenpistole.

Hier verbringe ich nur eine Nacht. Der Russe greift zwar nicht an, aber er beunruhigt uns durch pausenloses Artilleriefeuer. Man weiß nie, ob er bei einer Feuerpause angreift. Er will uns wohl zermürben, oder er hat auf lange Sicht doch noch etwas vor.

Der Führer der 11. Kompanie ist ausgefallen. Ich erhalte vom Bataillonskommandeur einen neuen Befehl: Leutnant Schrödter übernimmt ab sofort auch die Führung der 11. Kompanie. Jetzt bin ich beinahe Bataillonsführer, denn ich führe die 10., 11. und 12. Kompanie.

Offiziere sind knapp. Wir haben in jeder Kompanie meist nur einen Offizier, und diese sind meist nur Leutnants oder Oberleutnants. Fällt nun bei einer Kompanie der Kompanieführer aus, dann muss man einem Offizier eben die Führung zweier Kompanien übergeben, falls man nicht einem tüchtigen Feldwebel oder sogar Unteroffizier die Führung einer Kompanie anvertrauen kann, was gegen Kriegsende gar nicht allzu selten war. In unserem Bataillon war die augenblickliche Lage so: Von den drei Schützenkompanieführern waren zwei ausgefallen. Auch unser Bataillons-Adju, ein älterer



Hauptmann, war schon vor einiger Zeit wegen eines Knieschusses ausgefallen. So blieb im Bataillonsstab nur der Bataillonskommandeur und ein junger Ordonnanzoffizier (einen Helfer muss der Kommandeur schließlich haben). Für die vier Kompanien waren nur noch zwei Offiziere vorhanden. Leutnant von Arnim behielt seine 9. Kompanie, während ich die 10., 11., und meine eigene 12. Kompanie übernahm.

Da ich nun zwei Schützenkompanien führe, muss ich meinen Gefechtsstand wechseln. Ich beziehe also einen neuen Bunker. Er liegt oben auf der Hochfläche, knapp hundert Meter hinter der Front und hart am Rand der kleinen Talmulde, die die Hochfläche durchschneidet. Die nächste Stellung der Kompaniefront liegt ca. 80 m von meinem Bunker entfernt. Sie liegt schon am Vorderhang und beherrscht mit einem MG die ganze Mulde. Es ist die einzige Stellung, die ich von meinem Bunker aus sehen kann.

Mein jetziger „Gefechtsstand“ ist reichlich primitiv. Es sollte ursprünglich eine Granatwerferstellung werden, ist dann aber aufgegeben worden. Mein Vorgänger hat dann eine Bretterlage darüber gedeckt und noch eine dünne Schicht Sand darauf gelegt. Wenn man darüber hinweggehen wollte, würde man einbrechen. Die Decke ist so niedrig, dass man im Bunker nur knien kann. Richtet man sich höher auf, stößt man mit dem Kopf gegen die Bretterdecke. Der Eingang ist mit einem Sack verhängt. Hier liege ich nun dicht neben meinem Melder auf einem Strohlager und starre gegen die Bretterdecke. Draußen ist heller Tag. Deshalb können wir unser Loch nicht verlassen. Wir würden sonst unsere Stellung verraten. Die russische Artillerie kleckert pausenlos im Gelände herum. Streufire. Von Zeit zu Zeit klingelt der Feldfernsprecher. Das Bataillon fragt dies und jenes und will Meldungen haben. Am Abend besuche ich zuerst die mir zunächst liegende MG-Stellung meiner eigenen Kompanie. Ich spreche mit den Männern und lasse mir einiges über die Lage in diesem Abschnitt sagen.

24.12.43. Heiliger Abend! Herrliche Pakete sind heute abend heraufgekommen: Weihnachtsstollen, Kuchen und Konfekt. Aber ich habe noch keine Zeit, sie zu genießen. Ich will erst zu den Männern gehen.

25.12.43. Erster Weihnachtsfeiertag! Ich fahre plötzlich von meinem Strohlager hoch. Der Tag beginnt gerade zu dämmern, da krachen die Granaten schon um unseren Bunker. Der Feiertag fängt gut an! Der Russe hat mit dem Morgengrauen sein Störungsfeuer schlagartig verstärkt. Nun poltert und donnert es draußen schon seit Stunden, mal nachlassend, mal anschwellend. Dann setzt es plötzlich ganz aus, so dass man denkt, jetzt greift er an. Aber er kommt nicht. Und dann setzt das Artilleriefire wieder ein, tropfend, kleckernd, aber beharrlich. Inzwischen ist es Mittag geworden, und damit wächst die Hoffnung, dass er heute nicht mehr angreift. Ich beobachte das Feuer aufmerksam. Womit schießt er? Wo liegt das Feuer? Verstärkt er es an bestimmten Stellen? Verlegt er es nach vorn oder rückwärts? Aus solchem Verhalten kann man auf mögliche Angriffsabsichten oder -ziele schließen. Daneben steht im Unterbewusstsein die Sorge um einen Volltreffer er auf meine Bretterbude. Ich greife zum Fernsprecher und kurbele – kein Ton. Ich drehe noch einmal an der Kurbel – Stille. Also ist die Leitung zerschossen. Na schön, das Bataillon wird sie schon flicken. Es gehört zu seinen Aufgaben.

Der stundenlange, ununterbrochene Beschuss stumpft die Spannkraft allmählich ab. Die Aufmerksamkeit lässt nach. Ich höre schon lange nicht mehr hin. Aber trotzdem lässt mich jede Veränderung der Feuertätigkeit aufhorchen. Lässt das Feuer nach, oder hat er es verlegt? Ich habe nun doch den Eindruck, dass er das Gelände nur abstreut. Ein starkes Störfeuer über dem ganzen Abschnitt.<sup>434</sup> 16 Uhr. Es wird dunkel. Meine innere Handfläche ist wieder etwas feucht. Also doch nervös?

Endlich hat das Feuer aufgehört. Jetzt fällt mir ein, dass ich den ganzen Tag über noch nichts gegessen habe. Der schöne Weihnachtsstollen liegt noch unberührt im Papier. Aber ich habe noch keinen rechten Appetit. Die innere Unruhe muss erst etwas abklingen. Und mit der allmählichen Entspannung finden die Gedanken auch wieder zum heutigen Festtag zurück: Erster Weihnachtsfeiertag!

---

<sup>434</sup> Entgegen diesem Eindruck berichtet das KTB des PzAOK 1: „Beim XXX. A.K. greift der Gegner nach starker Art.- und Schlachtfliegervorbereitung seit den frühen Morgenstunden laufend in Rgt.-Stärke mit Schwerpunkt gegen Boshidar an.“ (NARA T-313 Roll 62 Frame 7297731) „Obwohl die Angriffe immer wieder aus der Tiefe genährt werden und von 25 - 30 Panzern und Sturmgeschützen unterstützt werden, gelingt dem Feind an dieser Stelle kein Einbruch. Unter hohen blutigen Verlusten und unter Abschluß von 5 Panzern brechen die Angriffe vor Erreichen der eigenen HKL zusammen.“ (Frame 7297732/33)

Tagelang hat uns die rote Flut berannt und bestürmt. Wir haben ihr standgehalten. Zwar hat der Feind beim linken Nachbarn Gelände gewonnen und steht in unserer Flanke, aber wir sitzen noch in Boshidar. Er hat uns mit schwerer Artillerie betrommelt, aber es half ihm nichts. Er hat fast ein ganzes Panzerkorps geopfert. Wir haben es ihm zerschlagen. Er hat uns, vor allem unserem linken Nachbarn, schwere Verluste zugefügt, aber wir weichen nicht.

Ich werde zum Bataillonskommandeur gerufen. Hauptmann Gust liest mir ein Telegramm des Regimentskommandeurs vor, in dem Oberst Haarhaus dem Bataillon für seine Standfestigkeit seine höchste Anerkennung ausspricht. Das Telegramm endet mit den Worten: „Heil den Siegern von Boshidar!“. Dann sieht Hauptmann Gust mich an und sagt: „Damit sind auch Sie gemeint, Schrödter!“

Ich kehre zu meinem Bunker auf der Höhe zurück. Nachts kommt der Russe mit einem Spähtrupp, wird aber abgewehrt. Der Spähtrupp war ziemlich stark. Ich hatte 30 Mann gemeldet, stieß aber damit beim Kommandeur auf Zweifel. Und ich glaube jetzt auch, dass es weniger waren.

Die schweren Abwehrkämpfe um Boshidar werden im Divisionstagesbefehl vom 14.1.44 nochmals kurz geschildert.<sup>435</sup>

Ich finde es nicht richtig, dass für gute Truppenführung Tapferkeitsauszeichnungen verliehen werden. Ich weiß, dass auf der Truppenführung schwere Verantwortung und harte Nervenproben lasten, und dass ein hohes Maß verschiedener Fähigkeiten erforderlich ist. Aber diese Leistungen erfordern keine Tapferkeit im üblichen Sinn, wenngleich sie in ihrer Bedeutung ebenbürtig sind. Deshalb sollten Truppenführer Auszeichnungen für Truppenführung bekommen, aber nicht für Tapferkeit.

Der links von uns durchgebrochene Russe bedroht unsere Flanke und soll deshalb im Gegenangriff zurückgeworfen werden. Zur Vorbereitung dieses Unternehmens findet beim Bataillonskommandeur eine Besprechung statt. Eine gepanzerte Einheit soll den Angriff unterstützen, und deshalb ist auch der Kommandeur einer Sturmgeschützbrigade anwesend. Es ist ein forsch und selbstbewusst auftretender Mann, der vor Angriffslust zu strotzen scheint.

Der Gegenangriff ist missglückt. Man hatte nur eine Kompanie angesetzt, die durch Sturmgeschütze unterstützt wurde. Aber die Sowjets hatten auf der Höhe bereits einen Pakgürtel aufgebaut – auch eine ihrer Stärken – an dem unser Angriff zerbrach. Der Führer der Sturmgeschütze schob die Schuld auf die Infanterie, die zu langsam gewesen sei. Die Infanterie dagegen warf ihm vor, er habe seine Sturmgeschütze schonen wollen und sie zu früh zurückgezogen.<sup>436</sup>

Nach diesem erfolglosen Gegenangriff ist unsere Frontlinie nicht mehr zu halten. Wir selbst haben unsere Stellungen zwar behauptet, aber der Feind steht links so tief in unserer Flanke, dass er unseren vorspringenden Frontkeil abzuschneiden droht. Wir müssen also zurück. Der Ablauf der Absetzbewegung ist festgelegt. Bei Einbruch der Dunkelheit<sup>437</sup> wird der Bataillonsstab und die Besatzung von Boshidar das Dorf verlassen und sich über Kitaigorodka auf eine neue Stellungslinie zurückziehen, die etwa sechs bis acht Kilometer weiter rückwärts liegt. Zur selben Zeit verlassen auch die Kompanien ihre Stellungen auf der Höhe und lassen in jedem Kompanieabschnitt nur eine Gruppe als Nachhut zurück. Diese Nachhutgruppen sollen sich vier Stunden später aus den Stellungen lösen und sich dann ebenfalls zurückziehen. Zum Führer dieser Nachhut bin ich bestimmt worden.

10 Uhr abends. Über dem Gelände liegt ein leichter Nebelschleier, den uns ein gütiges Geschick gesandt hat. Es ist ein etwas unheimliches Gefühl, zu wissen, dass wir jetzt völlig allein in Feindesland stehen. Das Hinterland ist geräumt. Unsere Einheiten marschieren schon seit zwei Stunden zurück und haben einen leeren Raum von mehreren Kilometern Tiefe hinter uns freigegeben. Links von uns steht der Feind schon tief in unserer Flanke. Diese Seite ist also völlig offen. Und ich stehe hier noch mit 24 Mann, die einen drei Kilometer langen Frontabschnitt sichern müssen, der zudem noch durch die Mulde in zwei Teile zerschnitten ist. Auf jeder Seite der Mulde stehen oben auf den Höhen noch zwölf Mann. Durch vereinzelte Schüsse, die wir von Zeit zu Zeit abgeben, täuschen wir eine besetzte Front vor. Aber wenn

---

<sup>435</sup> Der Kernsatz lautet: „Das III./Gren.Rgt.477 bewährte sich erneut unter Führung von Hptm. Gust als Eckpfeiler der HKL und hielt in hin- und herwogenden Gefechten im Nahkampf mit feindlichen Panzern und Infanterie Boshidar und die Höhe westl. davon.“ (Benary S. 151 f.) Das Regiment wurde im *Wehrmachtsbericht vom 27. Dezember* erwähnt, allerdings der Name des Kommandeurs falsch geschrieben. Am 07.02.1944 erhielt Gust das *Ritterkreuz*.

<sup>436</sup> vor dem 28., denn „An der Front des XXX. A.K. [...] herrscht heute [am 28.] völlige Ruhe“ (KTB PzAOK I, NARA T-313 Roll 62 Frame 7297739)

<sup>437</sup> am 28.12. (KTB PzAOK I, NARA T-313 Roll 62 Frame 7297739/40, Befehl: Roll 64 Frame 7300488/89)

es dem Russen einfiel, jetzt anzugreifen, würde es außerordentlich kritisch. Aber wir sind ja nicht nur von vorn bedroht, sondern auch von der linken Seite, wo der Feind mehrere Kilometer weit in unserer Flanke steht.

Es ist kurz vor Mitternacht. Ich befinde mich bei der Nachhut auf der linken Seite der Hochfläche. Es ist Zeit zum Aufbruch. Als Zeichen zum Sammeln haben wir eine weiße Leuchtkugel vereinbart, die ich jetzt abschießen lasse. Nun muss auch drüben auf der anderen Seite des Taleinschnittes dasselbe Signal als Antwort hochgehen. Gespannt blicken wir hinüber. Da ist es! Hoch in der Luft dringt plötzlich ein milder, gelblicher Lichtschein durch den Nebel. Er verstärkt sich noch etwas und erlischt dann so plötzlich, wie er aufgeleuchtet war. Sie haben uns also verstanden. Die hiesige Gruppe hat inzwischen gesammelt, und ich gebe das erlösende Kommando: „Abmarsch!“. Wir verlassen die Stellungen. An der kleinen Holzbrücke vor dem Dorf wollen wir uns mit der Gruppe von der anderen Talseite treffen. Da unser Weg der kürzere ist, sind wir zuerst da. Doch bald ist auch die andere Gruppe heran. Auf der Dorfstraße entlang laufend, sind wir bald an der Häuserreihe von Boshidar vorbei. Am Ende des Dorfes machen wir noch einen kurzen Halt, um auch die drei Mann aufzunehmen, die der Bataillonsstab als Nachhut im Dorf zurückgelassen hatte.

Nun sind wir vollzählig: 28 Mann. Die kleine Schar setzt sich in Bewegung. Ich gehe am Schluss und verlasse als letzter deutscher Soldat das Dorf, das wir bis zur letzten Stunde erfolgreich verteidigt haben. Da gehen sie vor mir her, ein kleines Häuflein Soldaten. Wie ein Tausendfüßler stapft die Reihe durch den Schnee auf dem Weg nach Kitaigorodka zurück. Vom Gelände ist nichts zu erkennen. Wir gehen wie in einer lichten Wolke. Ich drehe mich nach allen Seiten und sehe nur die ebene, weiße Schneefläche, die unmerklich und ohne Horizont in den milchigen Nebel übergeht. Das fahle Licht der Winternacht liegt über dieser weißen Grenzenlosigkeit. Und vor mir die dunkle Schlange, die sich dahinwindet, den sanften Biegungen des Weges folgend. So trotten wir dahin, während um uns herum ein barmherziger Nebel den Vorhang schließt, der uns den Blicken des Feindes entzieht.

Wir müssen nun bald in Kitaigorodka sein. Es ist ein großes Dorf, von Boshidar aus konnte man es am Horizont liegen sehen, und mit dem Marschkompass war es selbst im Nebel nicht schwer zu finden. Ich setze mich jetzt an die Spitze der Schlange. Nach kurzer Zeit tauchen die Schatten der ersten Häuser aus dem Nebel auf. Ich teile die Männer in zwei Gruppen. Die erste geht mit schussbereiten Waffen außerhalb des Dorfes an der letzten Häuserreihe entlang. Die zweite Gruppe marschiert, immer in gleicher Höhe, über die Dorfstraße hinter derselben Häuserreihe weiter. Auf diese Weise haben wir diese Häuserzeile zwischen uns und können etwaige Partisanen in die Zange nehmen. Es bleibt aber alles still. Das Dorf liegt in tiefem Schlaf. Ich gehe mit der äußeren Gruppe und halte Ausschau nach den Wegemarkierungen, die das Bataillon für uns aufstellen wollte, um uns den weiteren Marschweg anzuzeigen. Da, wo die Dorfstraße wieder ins freie Feld hinausführt, steht auch schon der erste Strohwisch, der an einem Stock befestigt ist. Die beiden Gruppen vereinigen sich wieder, und dann folgen wir dem abgesteckten Weg, bis wir im Morgengrauen auf unsere ersten Sicherungen stoßen, die uns schon erwarten.

Nach einigen Verschiebungen haben wir unsere neuen Kompanieabschnitte übernommen.<sup>438</sup> Die neue Frontlinie besteht wieder aus einzelnen Stellungen (MG-Stellungen und Schützenlöcher für Doppelposten), die im Abstand von einhundert Metern voneinander liegen. Mein Kompanie„bunker“ liegt fünfzig Meter hinter der Linie, etwa in der Mitte des Kompanieabschnitts. Vorläufig ist es noch ein einfaches Erdloch von 2 Metern im Geviert und 1,70 Meter Tiefe. Auch alle anderen Stellungen sind noch offene Löcher. Die Balken bzw. Baumstämme für die Decken sollen im Laufe der nächsten Tage herangefahren werden. Bis dahin liegen wir Tag und Nacht unter freiem Himmel. Zur Zeit herrschen 23 Grad Kälte. Wir sind froh darüber, denn es könnten noch mehr sein. Zum Schutz gegen die frische Luft habe ich meine Zeltbahn vom oberen Rand des Loches schräg zum Boden gespannt. Unter dieser Schräge liegt eine Handvoll Stroh. Mein Melder hat es auf der anderen Seite genauso gemacht. Das ist mein Kompaniegefechtsstand!

Unsere Winterbekleidung ist gut und warm. Ich trage unter der Uniform einen Pullover, über der Uniform eine Pelzweste und darüber den Wintertarnanzug mit Filzstiefeln, Pelzhandschuhen und Pelzmütze. Aber um nachts bei minus 23 Grad unter freiem Himmel zu schlafen, genügt es doch nicht. Mehr als drei bis vier Stunden Schlaf bekomme ich in diesen Nächten nicht, da ich schon nach wenigen

---

<sup>438</sup> Stellung „Ilse/Anna“; zwischen 31.12.1934 und 04.01.1944 (KTB AOK 6, NARA T-312 Roll 1468 Frame 000227/37) verschob sich der Abschnitt des III./477 noch etwas nach links, weil das links benachbarte III./542 herangezogen worden war

Stunden vor Kälte wieder aufwache und dann so durchgefroren bin, dass ich nicht wieder einschlafen kann. Da liege ich dann fröstelnd und mit steifen Gliedern, nur mit dem dünnen, grünen Uniformmantel zugedeckt, und spüre, wie mir der Frost bis in die Knochen dringt.

Die ersten Fahrzeuge mit Balken und Stämmen treffen ein. Ich lasse sie zu den MG-Stellungen fahren, damit diese zuerst fertig werden. Die MGs sind unsere stärkste Waffe hier vorn. Sie müssen geschützt werden. Außerdem sind da gleich vier bis sechs Männer, die nicht zu frieren brauchen, während in meinem Loch nur zwei Mann liegen.

Der einzige Vorteil ist augenblicklich, dass die Verpflegungsfahrzeuge bis nach vorn kommen können, so dass die Männer wenigstens warme Verpflegung erhalten. Mit der Feldküche kommt jeden Abend ein Mann von der Schreibstube mit nach vorn, um mir die Unterschriftenmappe vorzulegen. Bei diesem Geschäft wechseln sich der Spieß und der Gefechtsschreiber immer ab. Heute ist der erste Schreiber wieder dran. Er ist mühsam in mein provisorisches Zelt gekrochen, hockt nun dicht neben mir und reicht mir die Schriftstücke nacheinander zur Durchsicht und Unterschrift. Ich sitze auf dem Strohlager, die Beine unter der Decke, den Rücken gegen die steinhart gefrorene Wand unseres Loches gelehnt, und versuche, mit meinem klammen Fingern den Bleistift festzuhalten. Es gelingt mir nur mit Mühe, meinen Namen zu kritzeln. Endlich sind wir fertig, und ich kann meine Pelzhandschuhe wieder anziehen. Der Schreiber aber ist froh, dass er wieder nach hinten in seine warme Bauernstube zurückkehren kann.

Eines will ich an dieser Stelle mal festhalten: Meinem Tross hinten, angefangen beim Spieß bis zum letzten Fahrer, geht und ging es im Einsatz besser als mir, dem Offizier. Die liegen da hinten nachts in warmen Betten, meist unbehelligt von feindlichem Feuer, erhalten ihre regelmäßigen warmen Mahlzeiten und mancherlei zusätzliche Verpflegung, die sie von den Russen bekommen oder eintauschen. Wer darauf ausgeht, kann auch entgegenkommende weibliche Gesellschaft haben. Wir hier vorn aber frieren und hungern oft genug, und den Offizieren geht es nicht besser als den Männern.

Alarm! Die Russen kommen!<sup>439</sup>

Vor unseren Stellungen fällt das Gelände ganz sanft zu einer breiten, flachen Mulde ab und steigt dann ebenso allmählich wieder zur gegenüberliegenden Seite an, bis es in etwa drei Kilometer Entfernung seine höchste Erhebung erreicht.<sup>440</sup> Und über diese Erhebung kommen sie jetzt in hellen Scharen. Auf einer Breite von einem Kilometer ist der Hang mit unzähligen kleinen schwarzen Strichen besät, die langsam über die verschneite Fläche näherkommen. Jetzt erkennt man schon Einzelheiten an den Gestalten. Ich kann Arme und Waffen unterscheiden. Die ersten schwarzen Erdfontänen springen zwischen diesen Ameisenschwärmen auf. Unsere Artillerie schießt dazwischen, aber die Angreifer sind so weit auseinander gezogen, dass dieser spärliche Beschuss wirkungslos bleibt. Sie kommen immer näher. Ich lasse noch nicht schießen. Sie sollen ruhig auflaufen. Je kürzer die Entfernung, umso besser unser Trefferergebnis.

Unsere Infanteriegeschütze beginnen zu feuern. Jetzt gehen die Iwans bei den Einschlägen schon in Deckung. Und als dann auch noch das schwere 15-cm-Geschütz dazwischen brüllt, dass die Erde zittert, da graben sie sich in den Schnee.

Heute früh sind sie schon wieder näher gerückt. Sie haben über Nacht ihre Stellungen vorverlegt.

Blupp-blupp-blupp-blupp macht es drüben. Die klare Winterluft trägt die Abschnüsse der Granatwerfer deutlich zu uns herüber. „Deckung!“ Rum-rum-bruch-zäng. Die Splitter surren. Nun geht es also wieder los. Und ich sitze im offenen Loch! Der Iwan streut unseren ganzen Kompanieabschnitt ab. Brum-zäng-zinnng! Ein Blitz, ein gellender Schlag gegen das Trommelfell und singende Splitter über dem Kopf. Eine Granate ist genau auf dem Rand unseres Loches krepirt. Donnerwetter, sitzt da ein Zack hinter! Diese rasanten, singenden, zischenden Splitter! Eine Spanne weiter nach rechts, und zwei Lebenslichter wären ausgeblasen. Dann ist der Feuerüberfall vorüber.

Der Nebel wird immer dichter.<sup>441</sup> Ich schiebe Horchposten vor die Stellungen. Sie liegen fünfzig bis hundert Meter vor unserer Stellung und haben den Auftrag, bei Feindannäherung Alarm zu geben und sich auf unsere Linie zurückzuziehen. Die Roten schieben ihre Stellungen in jeder Nacht dichter heran.

---

<sup>439</sup> sicher der „Vorstoß in Kp.-Stärke am Nachmittag gegen Mitte 257. I.D.“, der abgeschlagen wurde (Tagesmeldung XXX. A.K. 30.12.43 - 19.00 im KTB PzAOK I, NARA T-313 Roll 64 Frame 7300539)

<sup>440</sup> Stellungen auf dem Höhenzug bei *Wessela Ukrainka/Wessjolaja Ukraina* (der Ort existiert nicht mehr) mit Blick nach Osten oder Nordosten auf die Höhen 1 km ostwärts *Selenyi Klin*.

<sup>441</sup> 01.01. Nebel (KTB AOK 6 T-312 Roll 1482 Frame 000343), 02.01. starker Nebel (Frame 000346)



Ihre Granatwerferüberfälle wiederholen sich täglich, dauern aber nie lange. Die Russen setzen unglaublich viel Granatwerfer ein, an allen Fronten.

Mein Bunker ist jetzt fertig abgedeckt, hat aber einen sehr engen Eingang und davor nur ein kurzes Grabenstück für den Beobachtungsposten. Außer zwei Meldern ist auch noch ein Sanitäter bei mir.

Um den Iwan das nächtliche Näherrücken zu versalzen, schießt unser schweres IG einen Feuerüberfall mitten in der Nacht. Morgens sehen wir den Erfolg: Drüben liegt ein Toter im Schnee. Heute abend wird ein Spähtrupp meiner Kompanie hinausgehen, um den Toten zu holen und weitere Erkundungen vorzunehmen.

Die Aktion ist im Gange. Der Spähtrupp ist draußen. Ich stehe vorn in der Stellung. Bei mir ist ein Beobachter des IG-Zuges, dessen Geschütze notfalls Feuerschutz geben sollen. Es bleibt aber alles ruhig. Nach einer Stunde kommt der Spähtrupp zurück. Sie haben nicht nur einen, sondern zwei Tote gefunden und ihnen die Papiere abgenommen. Ich melde dem Bataillon die Rückkehr des Spähtrupps und schicke dessen Führer zum Kommandeur.

Mir scheint, die Bolschewiki haben meinen Gefechtsstand erkannt, denn ihr Granatwerferfeuer richtet sich deutlich auf meinen Unterstand. Augenblicklich kracht es wieder rund um den Bunker herum. Ich liege mit meinem Kompanietrupp unten. Nur ein Posten steht draußen. Zänng – der war nahe, und im gleichen Augenblick schreit der Posten draußen laut auf. Der Sani und ein Melder kriechen hinaus und ziehen den Körper des Postens durch den engen Eingang in den Bunker hinein. Der Soldat jammert furchtbar. Mir war im ersten Moment ganz flau, aber das ging schnell vorüber. Während der Sani den Verwundeten untersucht, ruft dieser immerfort: „Ich bin tot, ich bin tot!“. Es stellt sich aber heraus, dass der Schreck größer war als die Verwundung. Er hat nur einen Splitter durch das Nasenbein bekommen, als die Granate dicht vor ihm auf dem Grabenrand kreperte. Nachdem er sich etwas beruhigt hatte, fragt er den Sani: „Ist meine Nase noch dran?“

Inzwischen habe ich den zweiten Melder hinausgeschickt, denn die Beobachtung muss fortgesetzt werden. Der Mann druckst herum und hat offensichtlich Angst. Da gehe ich selbst hinaus und übernehme den Beobachtungsposten.

## Zweite Verwundung

Wieder ist ein Tag vergangen. Die Dunkelheit fällt über das Land. Da klappert auch schon, wie allabendlich, die Feldküche heran. Sie fährt in eine kleine, aber recht tiefe Mulde, die sich in der Nähe meines Gefechtsstandes befindet. Hierher kommen nun die Essenholer aus den einzelnen Stellungen und ziehen dann mit ihren gefüllten Kochgeschirren wieder ab. Auch ich gehe hinunter, stelle mein Kochgeschirr auf ein Wagenrad der Feldküche und beginne die heiße Suppe zu schlürfen.

Aber auch Iwan scheint das Gerassel gehört zu haben (oder er weiß, dass jetzt der Nachschub heranrollt), denn plötzlich kracht eine ganze Lage von Werfergranaten um mich herum. Zack – wie ein Stich fährt es mir in den Rücken. **Verwundet!** Die Wunde brennt, aber so schlimm kann es nicht sein, denn sonst könnte ich nicht mehr stehen. Ich spucke einmal aus. Der Speichel ist nicht blutig. Atmen kann ich auch noch. Also ist die Lunge nicht getroffen. Ich löffle also meine Suppe aus und fahre dann mit der Feldküche zum Bataillonsarzt. Außer mir war bei dem Feuerschlag noch ein Unteroffizier durch einen Splitter ins Sprunggelenk verwundet worden. Den Mann hatten sie in einen **Infanteriekarren** gelegt und das Fahrzeug an die Feldküche angehängt. Beim Bataillonsarzt melde ich uns beide als verwundet. Ich muss meinen Rücken freimachen. Der Doktor bastelt eine Weile an meiner Wunde herum und sagt dann seelenruhig zu mir: „Nun können Sie wieder nach vorn gehen!“. Der Splitter war nicht in den Körper gedrungen, sondern hatte nur meinen Rücken aufgeritzt. Und diesen Streifschuss hatte der Arzt mit Hansaplast zugeklebt. Ich war im Moment etwas enttäuscht. Mein Traum von Lazarett und Ruhe zerrann. Ich kehrte zur Front zurück. Der Unteroffizier aber wurde ins Lazarett gebracht.<sup>442</sup>

Schon mehrmals hatte ich den Kommandeur gebeten, mich mal für einen Tag zum Tross gehen zu lassen, damit ich mich endlich wieder einmal waschen und rasieren konnte. Außerdem könnte ich bei dieser Gelegenheit den Tross einmal inspizieren, was sicher von Vorteil wäre. Jetzt hat Gust es endlich erlaubt. Heute abend fahre ich mit der Feldküche zum Tross zurück.

---

<sup>442</sup> zur Verwundung vgl. **Soldbuch S. 14**

Lang entbehrte, wohlige Wärme umfängt mich hier in dem russischen Bauernhaus. Aber nun erst einmal an die „Körperpflege“. Ich betrachte mich im Spiegel. Vier Wochen lang habe ich mich weder gewaschen noch rasiert. Danach sehe ich auch aus. Die morgendliche Katzenwäsche im Schnee vorn an der Front schien völlig wirkungslos geblieben. Ich lasse mir nun zunächst vom Spieß mit einer Schere den Bart abschneiden, soweit das geht. Dann seife ich mich ein und gehe dem restlichen Bart mit dem Rasierapparat zu Leibe. Anschließend wasche ich mich so gründlich, wie es in einer Waschschüssel möglich ist. Meine Haare sind so verfilzt, dass ich sie dreimal spülen muss, und selbst dann kleben sie immer noch. Zum Schluss wechsle ich die Wäsche, die ich auch schon wochenlang auf dem Leib trage. Dann setze ich mich, frisch rasiert und gut gelaunt, mit dem Spieß an den Tisch und lasse mir eine ordentliche Mahlzeit vorsetzen. Anschließend plaudern wir noch beim Schein der Petroleumlampe, bis die Wärme und der Alkohol ihre Wirkung tun. Ich werde müde und gehe ins Bett, nachdem mir der pfliffige Spieß (die meisten Spieße sind Schlitzohren) noch eine Flasche Schnaps abgehandelt hat. Ich trinke nicht viel, aber ich weiß, dass der Spieß damit gute Geschäfte machen kann. Heute würde ich es anders machen. Ich würde die Flasche mit nach vorn nehmen, für meine Kameraden im Graben.

Ich strecke mich genießerisch im Bett aus. Ein richtiges, weiches, warmes Bett. Ich muss sofort eingeschlafen sein, und als ich die Augen wieder aufschlug, war es heller Tag. Im Lauf des Tages sehe ich mir den Tross an. Die meisten Fahrer sind Russen! Hiwis (**Hilfswillige**)!

Im Zuge einer kleinen Umgruppierung muss ich meinen Bunker wechseln. Der neue Unterstand liegt zweihundert Meter links vom alten in der Nähe einer Pak-Stellung.<sup>443</sup> Auch er ist nur ein abgedecktes Loch mit einer Lage Stroh am Boden und einer Decke als Tür. Die restliche Ausstattung besteht aus zwei Decken und einem Feldfernsprecher. Hier verbringe ich nun meine Tage und Nächte. Der Russe verhält sich ruhig. Es fällt kaum ein Schuss. Dennoch muss scharf aufgepasst werden, denn bei der Taktik der Russen ist man vor Überraschungen nie sicher. Ich bin deshalb nachts viel unterwegs, laufe von Stellung zu Stellung, kontrolliere die Posten und nehme Meldungen an.

Unser KG, **General Schörner**<sup>444</sup>, hat sich etwas Neues ausgedacht. Er gibt laufend Berichte zur Lage<sup>445</sup> heraus, die sofort allen Kompanieangehörigen bekanntzugeben sind. Da diese Blätter aber erst abends kommen, brauche ich die halbe Nacht, um sie in allen Bunkern vorzulesen. Man kann es nicht riskieren, diese Verlesungen einmal auszulassen. Schörner taucht oft mitten in der Nacht an der Front auf, und Nichtbefolgen seiner Befehle bedeutet u. a. Todesstrafe. Nach dem Hörensagen hat Schörner schon Soldaten wegen geringerer Vergehen erschießen lassen. Über ihn laufen die tollsten Gerüchte herum. Er ist gefürchtet. Aber wo Schörner ist, steht die Front.

Zu meinen nächtlichen Obliegenheiten gehören auch die regelmäßigen Nachtmeldungen ans Bataillon, die dreimal erfolgen müssen, und zwar zu festgelegten Zeiten. Die letzte ist um 3 Uhr morgens fällig.

Im Morgendämmer steige ich aus dem Bunker und erlebe einen Sonnenaufgang, wie ich ihn in solcher Pracht nur noch während meiner Seefahrtzeit<sup>446</sup> auf den Meeren erlebt habe.<sup>447</sup> Die grenzenlose, weite, baumlose Schneelandschaft liegt in blendendem Weiß unter einem zartblauen Himmel. Der östliche Horizont glüht in allen Farben des Rot vom blassen Gelb bis zum brennenden Dunkelrot. Seine brennende Lichtfülle bricht sich in Milliarden von Schneekristallen, die glitzernd und gleißend wie funkelnde Brillanten das Sonnenlicht in winzigen, flimmernden Sternchen tausendfältig zurückstrahlen. Ein hinreißender, überwältigender Anblick. Aber wie alles in diesem merkwürdigen Land von extremen Ausmaßen ist, so steht neben dieser unbeschreiblichen Schönheit der Natur auch ihre bittere Kehrseite: Die extreme, schneidende Eiseskälte. Ich verschwinde also wieder wie ein Maulwurf unter der Erde, rolle mich in meine Decke und versuche, den Tag zu verschlafen. Zuweilen stehe ich mal auf und werfe

---

<sup>443</sup> Zwischen 31.12.1934 und 04.01.1944 (KTB AOK 6, NARA T-312 Roll 1468 Frame 000227/37) war der Abschnitt des III./477 etwas nach links verschoben worden, weil das links benachbarte III./542 herausgezogen worden war. Gegenüber den etwa identischen Lagekarten vom 04., 06. und 10.01. (Frame 000237/41/45) zeigt die Lagekarte vom 14.01.1944 (Frame 000248) den Abschnitt etwas nach rechts verschoben, weil der rechte Nachbar A.A. 257 herausgezogen worden war. Der Autor mag das verwechselt haben.

<sup>444</sup> im Original irrtümlich „OB, Generaloberst“, zu diesem Dienstgrad wurde er erst am 01.03.1944 befördert; die Unterstellung galt ab 03.01.1944 (KTB AOK 6, NARA T-312 Roll 1482 Frame 000350)

<sup>445</sup> vielleicht die Grabenzeitung „Kamerad am Feind“ (KTB 6.A., NARA T-312 Roll 1492 Frame 000813 ff.)?

<sup>446</sup> Der Autor hatte einst Handelsschiffsoffizier werden wollen und war auf dem Segelschulschiff „Padua“ nach Chile gereist; darüber hat er ebenfalls **Tagebuch** geführt.

<sup>447</sup> Am 09.01. gab es einen sonnigen Morgen, am 11.01. war es im Armeegebiet zumindest teilweise klar bei -5°C (KTB 6.A., NARA T-312 Roll 1492 Frame 000381/405).

einen Blick ins Freie. Aber geblendet von der Strahlenfülle des Tageslichts, das die makellos weiße Schneedecke noch vielfältig zurückwirft, ziehe ich mich wieder in die Finsternis meiner Erdhöhle zurück. Die Schönheit von Gottes Natur strahlt hier für uns vergeblich.

Wenn ich schlafe, steht der Feldfernsprecher immer neben meinem Kopf. Da ich einen leichten Schlaf habe, wache ich sofort auf, wenn er rasselt. Der Melder dagegen hat einen Schlaf wie ein Bär. Ehe der munter ist, habe ich das Gespräch erledigt.

Es ist eiskalt, aber es schneit wenig. Immerhin liegt der Schnee so hoch, dass unsere schwere Feldküche achtpännig fahren muss, wenn sie uns das Essen nach vorn bringt. Und dann braucht sie für die achtzehn Kilometer vom Dorf bis zur Front immer noch vier Stunden. Es sind eben unvorstellbare Weiten in diesem Land. Neuerdings bringen sie jedoch das Essen mit Infanteriekarren. Das sind leichte, zweirädrige, geländegängige Karren, von denen ein Pferd auf normalen Wegen mehrere zugleich ziehen kann. Wir schonen auf diese Weise unsere Pferde. Allerdings ist das Essen etwas kälter, denn es muss in Kübeln gebracht werden, die die Wärme nicht so gut halten wie der Kessel in der Feldküche, der unterwegs laufend geheizt wird.

An unserer Front ist jetzt Ruhe. Vielleicht versucht der Iwan jetzt an anderen Fronten sein Glück, nachdem er bei uns kläglich gescheitert ist.

Wir machen schon wieder einen größeren Stellungswechsel rückwärts. Die Lage ist ja so, dass wir am äußersten östlichen Abschnitt einer gewaltigen Frontausbuchtung liegen, die *rund* hundert Kilometer<sup>448</sup> tief in die feindliche Front hineinragt. Im Norden und Süden steht der Russe weit hinten in unserer Flanke und versucht, diesen riesigen Frontkeil an der Basis im Westen abzuschneiden und damit die ganze Heeresgruppe Süd einzukesseln. Das hat er von uns gelernt. Um dieser Gefahr zu entgehen, müssen wir den Frontvorsprung begradigen, indem wir unsere Stellungen schrittweise zurückverlegen, obgleich wir hier an der östlichen Spitze gar keinem Feinddruck ausgesetzt sind.<sup>449</sup>

Die schweren Kompanien des Regiments, nämlich die IG-Kompanie (13. Kompanie) und die Panzerjägerkompanie (14. Kompanie) sind schon fort, und eines Nachts verschwinden auch wir lautlos und unbemerkt. Zunächst sammeln wir beim Bataillonsgefechtsstand und marschieren dann nach *Krassindorf*<sup>450</sup>, wo wir übernachten. Am nächsten Morgen findet eine Besprechung beim Kommandeur statt. Wir haben unseren neuen Verteidigungsabschnitt erreicht und sollen hier eine in der Nähe liegende Einheit ablösen. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit werden wir mitsamt unseren schweren Waffen auf Lkw verladen und an die Front befördert. Nach einer längeren Zickzack-Fahrt halten wir mitten im Gelände. Es ist dämmerige Winternacht. Ringsum, soweit man sehen kann, weites, verschneites Land, ohne Baum, ohne Strauch, wie überall in den endlosen Ebenen der südlichen Ukraine. Der einzige markante Punkt ist ein hoher, künstlich aufgeworfener Hügel, hinter dem wir halten. Dieser Hügel ist ca. zehn Meter hoch und war ursprünglich ein trigonometrischer Punkt. Heute ist in seinem oberen Teil ein Bunker eingebaut, der eine Artillerie-B-Stelle beherbergt. Er ist daher unter dem Namen „Ari-Pickel“ ein Begriff für die hiesige Einheit, einziger Orientierungspunkt für Melder und beliebtes Ziel der sowjetischen Artillerie.<sup>451</sup>

Wir haben unser Gerät abgeladen. Einweiser der Stellungstruppe holen die Gruppen ab. Mein Bunker liegt in der Nähe, und so habe ich mit meinem Melder unsere Sachen bald untergebracht. Ich mache noch einen kurzen Besuch beim Bataillonsgefechtsstand, um mich bekannt zu machen und eventuelle Neuigkeiten zu erfahren. Die Gesellschaft ist sehr fröhlich, aber ich halte mich nicht lange auf, weil ich noch einen Teil meiner Stellungen besuchen will. Bei der großen Frontbreite und den weiten

---

<sup>448</sup> im Original „noch mehrere hundert Kilometer“, was der tatsächlichen Lage nicht entspricht

<sup>449</sup> Prinzipiell hat der Autor die Lage richtig geschildert; dieser Stellungswechsel allerdings war notwendig, weil die linke Nachbardivision, die 46. I.D. wegen des erwähnten mangelnden Feinddrucks in der Nacht 13./14.01.1944 aus der Front herausgezogen wurde und die 257. I.D. durch Verlängerung ihres linken Flügels einen Teil der Lücke zu schließen hatte. Dazu wurde das III./477 an die neue linke Flanke verlegt, zugleich neue linke Grenze des XVII. A.K. und der Gruppe Schörner. Befehlsübernahme im neuen Abschnitt am 15. um 6 Uhr. (KTb AOK 6, NARA T-312 Roll 1482 Frame 000420 f.)

<sup>450</sup> Im Original „X-Dorf“. Der Autor hat dem sonst eingesetzten „X“ noch „-Dorf“ angehängt, sicher weil er eine Notiz oder Erinnerung an einen solchen Namen hatte. Krassindorf ist anzunehmen, weil es weit und breit der einzige Ort mit der Namensendung „-dorf“ ist und zudem in einer der Schilderung entsprechenden Entfernung liegt.

<sup>451</sup> Wahrscheinlich handelte es sich um einen *Grabhügel (Kurgan)*, der als trigonometrischer Punkt in der Karte eine Höhenangabe aufweisen müsste.

Entfernungen kann ich allerdings nur noch eine meiner Granatwerferstellungen besichtigen. Ich will auch jetzt bei Nacht in dem unbekannten Gelände nicht allzu weit herumspazieren, sonst lande ich womöglich beim Iwan. Die Werferstellung liegt fünfzig Meter hinter der HKL (*Hauptkampflinie*).

Mein Gefechtsstand ist geradezu komfortabel eingerichtet im Vergleich zu den Höhlen, in denen wir zuletzt immer gehaust haben. Er hat zwei richtige Pritschen, ein Tischchen mit Sitzbank und einen Ofen!

Am nächsten Morgen stehe ich vor dem Bunker und blicke umher. Mein Unterstand liegt zwischen der HKL und dem Ari-Pickel. Die Frontstellungen sind einen Kilometer entfernt, der Ari-Pickel zweihundert Meter. Einen Steinwurf entfernt liegt ein Nachrichtenbunker, der mit sechs Mann einer Nachrichteneinheit belegt ist. In meinem Bunker ist außer mir nur noch mein Meldegänger.

Das Land ist wellig, hat kilometerweite, flache Mulden und ganz allmählich ansteigende, aber endlos breite Hügelrücken. Die Wellenlinien der Oberfläche sind sanft und flach und erstrecken sich über viele Kilometer. Man kann, ohne auf einem erhöhten Punkt zu stehen, das Land auf weite Entfernungen übersehen. Bei Tage wird man hier also nicht viel aus dem Bunker herauskommen. Nur links fällt das Gelände in steileren Hängen zu einem tiefen Tal ab. Zeitweilig können wir von hier oben die Russen unten bei ihren Stellungen herumlaufen sehen.<sup>452</sup>

Schräg hinter mir ragt der steile Hügel des „Ari-Pickels“ aus der Ebene. Zwei Mann sitzen da oben drin, ein Leutnant und ein Gefreiter. Viele graue Flecken auf der weißen Schneedecke zeugen von dem Beschuss, den die B-Stelle erleiden muss. Aber dicke Stahlplatten schützen die Beobachter.

Diese Entfernungen! Ich muss einen Kilometer laufen, bis ich die HKL überhaupt erst einmal erreicht habe. Die Kompanieabschnitte sind wiederum einen Kilometer breit. Einige MG- und Werferstellungen liegen etwas hinter der HKL und bilden, punktiert, eine angedeutete zweite Linie. Und hier soll ich nachts auf dieser einförmigen, tischebenen, verschneiten Fläche die weit auseinanderliegenden Stellungen finden! Es ist nicht ungefährlich, denn bei den weiten Entfernungen merkt man kaum, dass man dreihundert Meter zu weit gegangen ist und sich bereits zwischen oder gar hinter den russischen Stellungen befindet.

So laufe ich immer im Zickzack zwischen den Stellungen der ersten und zweiten Linie hin und her. Heute habe ich meinen Kontrollgang beim linken Flügel des Bataillonsabschnitts begonnen. Hier liegt ein sMG-Nest an einer Heckenreihe und eine Werferstellung hundert Meter dahinter in einer kleinen Senke. Im selben Zugabschnitt liegt ein weiteres sMG, das die Heckenreihe flankierend schützt. Die Naht muss stark sein! Die Stellungen sind gut ausgebaut und zum Teil sogar verdrahtet. Die Bunker sind alle ordentlich eingerichtet und meist heizbar.

Die feindliche HKL ist mehrere hundert Meter entfernt. Eine unbemerkte Annäherung des Gegners über die flache, weiße Fläche ist kaum möglich, sofern nicht gerade Nebel aufkommt. Unsere Landser sind über diesen Stellungswechsel recht froh, sind gesprächig und aufgeräumt. Ich gehe von einem Bunker zum andern. Die Männer der Schützenkompanien sind mir zwar kaum bekannt, aber die Unteroffiziere und Feldwebel kenne ich fast alle von Ansehen, einige auch mit Namen. Zum Schluss besuche ich noch den Kompaniegefechtsstand der *11. Kompanie*<sup>453</sup>. Der Kompanieführer ist neu im Bataillon. Ein nicht mehr ganz junger, graumeliertes Leutnant, von dessen Person eine wohltuende Ruhe ausgeht. Er wohnt mit zwei Meldern, einem Gefechtsschreiber und einem Sani zusammen.

Für heute beende ich meinen Rundgang. Vom Gefechtsstand der x. Kompanie führt ein Weg zum Pickel, dem ich nun folge. Ich marschiere mutterseelenallein über die weite Ebene. In der hellen Winternacht kann ich den Weg vor mir eine Strecke weit mit den Augen verfolgen. Fahrzeuge und Meldegänger haben im Schnee ihre Spuren hinterlassen. Einmal begegne ich einem Verpflegungsfahrzeug, das mit knirschenden Rädern durch den Schnee nach vorn rollt. Dann umgibt mich wieder die Stille der Nacht. Eigentlich ist es leichtsinnig, so allein zu gehen. Ich tue es fast immer, aber ich sollte es mir abgewöhnen, denn es ist sogar verboten. Allzu leicht kann man auf dieser grenzenlosen Schneefläche die Orientierung verlieren. Endlich taucht der riesige weiße Spitzhut des Pickels aus dem Dämmerlicht auf, und dann erkenne ich auch schon den Buckel meines Unterstandes, der wie ein großer, verschneiter

---

<sup>452</sup> Die Beschreibung deutet auf einen *Kurgan* ostwärts *Lebedinskij* hin, der eine relative Höhenangabe (+10,0), aber keine absolute Höhenangabe besitzt, also wohl kein trigonometrischer Punkt ist. Ein 2,5 km nordostwärts gelegener *Kurgan* hat in der Karte eine relative (+10,0) und eine absolute Höhenangabe (167,8) und trägt sogar einen *Namen*, liegt aber in der Frontlinie (vgl. *Lagekarte*) und kommt damit nicht in Frage.

<sup>453</sup> im Original „x. Kompanie“, sicher die 11., die der Autor zuvor in Personalunion geführt hatte, denn die 9. wurde sicher noch von Lt. von Arnim (s.o.), die 10. wahrscheinlich bereits von Lt. Baumann (s.u.) geführt



Maulwurfshügel vor mir liegt. Noch ein paar Schritte, und ich steige die Stufen zu meiner Erdhöhle hinunter.

Seit Tagen liegt Nebel über dem Land.<sup>454</sup> Das zwingt uns, nachts wieder Horchposten vor die Stellungen zu legen. Tagsüber kann man sich jetzt aber wenigstens etwas freier im Gelände bewegen, ohne vom Russen gesehen zu werden. Ich benutze die Zeit, um einmal auf die B-Stelle im „Ari-Pickel“ zu klettern und mir einiges erklären zu lassen und durch das Scherenfernrohr zu gucken. Im Allgemeinen lieben die Artilleriebeobachter keinen Besuch, weil sie mit Recht befürchten, dass ihre B-Stelle dadurch erkannt würde.

Ich war beim Bataillon, um Angaben über den Zustand der Stellungen und den Feuerplan zu machen. Auf dem Tisch des Kommandeurs liegt eine große Karte, in die Gust gerade Eintragungen vornimmt. Dabei fragt er mich nach einem alten russischen MG, das er neben meinem Bunker hat liegen sehen und das da still vor sich hinrostet. Und während ich ihm erkläre, dass das Ding unbrauchbar ist, zeichnet er es schon in seinen Feuerplan ein und befiehlt mir beiläufig, es wieder gebrauchsfertig zu machen. Macht sich gut auf dem Papier. Wieder eine Feuerstellung mehr! So macht man das!

Rings um den Kommandeursbunker wird fleißig geschanzt. Der IG-Zug hebt Stellungen für seine Geschütze aus. Sie liegen als halbkreisförmiger Sicherungsring um den Kommandeursbunker. Das schwere IG (15 cm) steht direkt neben dem Kommandeursbunker.<sup>455</sup>

Heute abend war ich auf dem rechten Flügel unseres Bataillonsabschnitts, auf dem sich noch drei Stellungen meiner Kompanie befinden, eine sMG- und zwei Granatwerferstellungen.

Seit das OKW (*Oberkommando der Wehrmacht*) für die Ablieferung von Beutematerial und Beutewaffen Prämien ausgesetzt hat, sammeln die Landser mit wahrer Leidenschaft. Sie gehen nachts vor die Stellungen, kriechen zwischen Minen und Blindgängern herum und lassen sich nicht einmal durch die Gefahr vor Gefangennahme zurückhalten, Geld zu verdienen.

Heute nacht beobachteten unsere Posten einen sowjetischen Spähtrupp, der sich durch unsere Linien pirschen wollte. Sie ließen die Russen erst hindurch, bis sie sich hinter unserer HKL befanden. Dann eröffneten sie schlagartig das Feuer mit MGs und Gewehrgranaten. Die Wirkung war mörderisch. Der Spähtrupp wurde furchtbar zusammengeschossen. Nur ein einziger entkam, die andern brachen zusammen. Der Führer der Patrouille, ein Kapitän, war schwer verwundet. Trotz unseres kameradschaftlichen Verhaltens war er sehr abweisend. Wir erfuhren nur, dass es ein Offizierspähtrupp von sechs Offizieren war. Der Entkommene war ein Leutnant. Ansonsten schwieg er trotzig und verbissen. Er trug ein blütenweißes Hemd.

Wir bekommen Nahkampfpäckchen. Das sind kleine Pappkartons mit hochkonzentrierten Nahrungsmitteln: Eine 50-gr-Tafel Schokolade, ein Fruchtriegel aus gepressten Früchten, ein paar Kekse und eine kleine Packung Zigaretten. Sehr nahrhafte und schmackhafte Sachen. Für jeden Nahkampf- oder Großkampftag gibt es ein solches Päckchen. Wir bekommen sie einige Tage nach den Kämpfen nach vorn geschickt. Da aber die Verwundeten und Toten inzwischen fort sind, bleiben zuweilen einige Päckchen übrig, die ich dann an besonders verdiente Soldaten, freiwillige Spähtrupps und andere verteile. Auch diesmal wollte mir der Spieß wieder die überzähligen Päckchen für seine Fahrer abhandeln, aber ich bleibe hart. So, wie ich ihn kenne, hat er trotzdem noch welche irgendwie „erübrigt“.

Heute war ich beim Regiment und habe bei dieser Gelegenheit die Führer der 13. und 14. Kompanie in ihren Quartieren besucht. Der Chef der 14. (Pak-) Kompanie macht gerade ein Päckchen für seine Frau fertig. Ich denke, ich sehe nicht recht: Es sind vier Nahkampfpäckchen, die er da verpackt! Und auf dem Fensterbrett liegen noch mehr! Seit wann bekommen Leute, die hinten beim Regiment sitzen, auch Nahkampfpäckchen!? So aufschlussreich ist es, wenn man nur ein einziges Mal nach hinten kommt. Hier liegen mehr Päckchen herum, als ich bisher bekommen habe. Ich aber liege vorn im Schlamassel, schlage mir die Nächte um die Ohren und bin dauernd in Gefahr, während der Herr Kamerad hier hinten

---

<sup>454</sup> ab 19. (KTB 6. A., NARA T-312 Roll 1485 Frame 000590, Roll 1482 Frame 000462) bis 22. (am 23. wieder sonnig gem. Roll 1482 Frame 000480)

<sup>455</sup> zur Vorbereitung der Ortsverteidigung vgl. Meldungen der Korps am 24., z.B. XVII. A.K. (KTB 6. A., NARA T-312 Roll 1484 Frames 000820–23)

die Kämpfe vom warmen Bett aus am Telefon miterlebt. Es ist im Krieg wie im Kino: Vorn flimmerts, und hinten sind die besten Plätze.<sup>456</sup>

Es sieht so aus, als ob man den Brückenkopf Nikopol räumen will. Wir sollen jedenfalls verladen und bei **Kriwoi Rog** wieder eingesetzt werden. Vorerst gilt das allerdings nur für den Regimentsstab und zwei Bataillone, darunter auch mein eigenes.<sup>457</sup> Ich werde zum Verladeoffizier unseres Bataillons bestimmt.

Am Bahnhof Nikopol stehen drei langgestreckte, einstöckige Backsteinhäuser, in denen unsere Kompanien übernachten. Am nächsten Morgen beginne ich, die Verladung vorzubereiten und betrete die Bahnhofshalle. Da fällt mein Blick auf ein großes Plakat an der Wand: „Am .. wurden .. erschossen, weil sie sich nach ihrer Rückkehr aus dem Urlaub einen Tag unerlaubt in Nikopol aufgehalten haben ... gez. Schörner.“ Das ist eine deutliche Warnung. Typisch Schörner. Hoffentlich kann Schörner, wenn er einmal vor dem Herrgott steht, alle Erschießungen verantworten, die er befohlen hat. (Anm.: Schörner ist nach dem Krieg vor Gericht gestellt worden. Man hat ihm nur eine juristisch anfechtbare Erschießung nachweisen können.)<sup>458</sup>

Die Waggons sind da. Die Kompanien treten zwischen den Häusern an. Es ist doch ein schönes Bild, wenn man diese kriegesischen Gestalten mit Stahlhelm und Gewehr in Reihe und Glied stehen sieht. Helm an Helm stehen sie da, die Soldaten meiner Kompanie, meine braven Kameraden. Was haben wir nicht alles gemeinsam ertragen an Hitze und Frost, Regen und Schnee, Hunger und Durst, Staub und schneidenden Wind, Trommelfeuer und Panzerkämpfe, Sturmangriffe und erbitterte Abwehr, schlaflose Nächte vor dem Feind. Und wir haben es alles ertragen, schweigend oder schimpfend, duldend und verbissen.

In größeren Abständen stehen die Kolonnen in der Nähe der Rampe, bei jedem Fahrzeug eine Gruppe von Männern. Reibungslos rollen die Fahrzeuge auf die Waggons, werden verkeilt und festgezurt. Im Eiltempo verstauen die Männer ihre Geräte und ihr Gepäck. In 45 Minuten ist das ganze Bataillon verladen und fertig zur Abfahrt.

**Kriwoi Rog!** Die Kolonne des Bataillons marschiert durch die gepflasterten Straßen der Stadt. Manche hatten Straßenbahnschienen. Dann schwenken wir ab und marschieren am Stadtrand entlang. Das Gelände steigt an, und nun sehen wir die Stadt etwas unter uns liegen. Über die Wohnhäuser hinaus erheben sich die Anlagen der Erzgruben und die rostroten Halden eisenhaltigen Gesteins. Kriwoi Rog ist wichtigstes Eisenerzgebiet des europäischen Russland.

Wir marschieren an einem Hauptverbandplatz vorbei, der in einer ehemaligen Schule untergebracht ist. Neben dem Gebäude ist der Friedhof angelegt. Ich sehe viele frische Gräber. Dieser Anblick ruft mich wieder in die Wirklichkeit zurück. Über den vielen geographisch interessanten Eindrücken hatte ich den Krieg für einen Augenblick vergessen.

Auf der Höhe außerhalb der Stadt machen wir halt. Hier am Stadtrand sind die Wege wieder sandig, ungepflastert, und die Häuschen klein und bäuerlich. Ein Pkw erwartet uns bereits, um die Einweiser

---

<sup>456</sup> Offenbar ein nicht seltenes Fehlverhalten, so dass GenOb Hollidt sich genötigt sah, seinen Kommandierenden Generalen die Verteilungsregeln persönlich einzuschärfen in: Der Oberbefehlshaber der 6. Armee, A.H.Qu., den 29.1.1944, Betr.: Zusatzverpflegung für Frontkämpfer im Infanterieverband (KTB 6. A., NARA T-312 Roll 1492 Frame 000457)

<sup>457</sup> Die Reihenfolge der Verlegung, die übrigens bereits am 23. begonnen hatte (KTB 6.A., NARA Roll 1482 Frame 000478), ist aus den überlieferten KTB nicht lückenlos rekonstruierbar. Es erscheint logisch, dass die Bataillone regimentsweise abgefahren werden. Das bedeutet, dass als erstes die Aufklärungsabteilung 257 einzeln, dann die beiden Bataillone des Gren.Rgt. 457 (die Regimenter besaßen damals nur 2 Bataillone) und dann die beiden Bataillone des Gren.Rgt. 477 verlegt werden. Das zweite Bataillon war daher vermutlich das II./477, das allerdings nicht nach Kriwoi Rog, sondern zur 387. I.D. in den Brückenkopf verlegte.

zur Datierung 29./30.: Die Ablösung des Pz.Gren.Rgt. 128 durch das III./Gren.Rgt. 477 erfolgte gem. KTB 6.A., NARA Roll 1492 Frame 000480 am Abend des 30. Das Verladen, die Bahnfahrt von bis zu 8 Stunden (vgl. KTB 6.A., NARA Roll 1492 Frame 000176) und der anschließende Marsch von 30 km (ein etwas längerer Tagesmarsch) sind an diesem Tag zu bewältigen. Daher muss das Bataillon am Tag zuvor, dem 29. am Bahnhof von Nikopol eingetroffen sein, denn von einer weiteren Übernachtung nach der Bahnfahrt wird nichts berichtet.

<sup>458</sup> Er soll immer seinen Kriegsgerichtsrat bei sich gehabt haben.

vorauszufahren. Wir sollen neue Stellungen bei **Losowatka** beziehen, einem Ort nördlich von Kriwoi Rog.<sup>459</sup>

Mein Bunker liegt in der Nähe des Bataillonsgefechtsstandes. Er ist niedrig und etwas eng, aber warm. Wenn ich mich von meiner Pritsche erhebe, stoße ich schon an den kleinen Tisch, der dicht am Bettrand auf einem Stempel steht. Da es hier in der Ecke etwas dunkel ist, habe ich meinen Spiegel so an dem Stützbalken befestigt, dass er das Licht von dem kleinen Fenster auf den Tisch reflektiert.

Der Regimentskommandeur fragt telefonisch an, ob meine Geräte alle in Ordnung sind. Ich berichte ihm, dass ich einen Apparat wieder zum Tross geschickt hätte, weil ich mit den übrigen auskäme. Der Apparat funktioniere nicht richtig. Haarhaus stutzt und fängt an, mir Vorwürfe zu machen. Nach längerem Hin- und Herreden meint er: „Also, Schrödter, ich verstehe Sie nicht. Sprechen Sie ohne Tarnnamen!“ Und da stellt sich heraus, dass er unter „Apparat“ meine Werfer gemeint hat, während ich meinen Feldfernsprecher im Sinn hatte. Er traut der Sache aber immer noch nicht und befiehlt mir, noch einmal eine mündliche Meldung über meine Einsatzbereitschaft zu machen. Wütend stiefele ich also mitten in der Nacht los, um in der schwarzen Dunkelheit meine Stellungen aufzusuchen. Meine vier Werferstellungen (ich habe nur noch vier Werfer, eigentlich müssten es sechs sein<sup>460</sup>) liegen alle in der Nähe des Bataillonsgefechtsstandes, wo auch der Regimentskommandeur zur Zeit einen Bunker bewohnt.<sup>461</sup> Die Feuerstellungen sind alle in Ordnung. Der Zugführer ist mit meinem Kompaniegefechtsstand durch eine Leitung verbunden. Außerdem hat er noch eine weitere Leitung zu einer der vier Feuerstellungen. Die anderen sind durch eine Ruferkette verbunden, die eine Verständigung sicherstellt. Nachdem ich alles noch einmal überprüft habe, und der Zugführer, Feldwebel Grodzicki, mir wiederholt versichert, dass alles einsatzbereit ist, gehe ich zum Bunker des Regimentskommandeurs, um meine Vollzugsmeldung zu machen. Aber der hohe Herr ist nicht zu sprechen. Die Meldung nimmt ein Feldwebel entgegen.

In Frontnähe wird im Telefonverkehr bekanntlich mit Decknamen gesprochen, um die Art der Waffen, der Befehlsstruktur usw. zu vertuschen. Sinnigerweise wurde bei der Wahl der Namen der Dienstrang berücksichtigt (was ja gerade vermieden werden sollte!). Der Kommandeur war der „Adler“, der kleine Kompanieführer der „Dreckspatz“ (Namen sind willkürlich gewählt). Da wird dann der Dreckspatz vom Kommandeur angepöfeln und antwortet: „Jawohl, Herr Adler! Zu Befehl, Herr Adler!“ Tolle Tarnung, was?

Seit Beginn des Russlandfeldzuges ist Haarhaus mein Regimentskommandeur, aber unser gegenseitiges Verhältnis war immer sehr unpersönlich. Ich habe nie eine rechte Erklärung für sein hölzernes Gebaren gefunden. Unsere wenigen Gespräche waren immer kurz und trocken. War er gefühllos, hochmütig, arrogant, kontaktarm, unbeholfen, verklemmt? Ich weiß es nicht.<sup>462</sup> Vielleicht lag es auch einfach daran, dass ihm mein Naturell nicht gefiel. Ich bin ziemlich sicher, dass er mich nicht besonders gern mochte. Es ist nämlich auffallend, wie schnell bei mir Beförderung und weitere Kriegsauszeichnungen aufeinander folgten, seit ich – später – Haarhaus nicht mehr unterstellt war.

Ich stehe bei einer meiner MG-Stellungen und überblicke von hier aus die ganze Front. Vor mir zieht sich von rechts nach links eine Talmulde hin, die nach links hin immer tiefer wird, so dass auch die Hänge immer steiler werden. Das Tal ist etwa sechshundert Meter breit.<sup>463</sup> Unsere Frontlinien verlaufen in derselben Richtung wie das Tal. Wir haben hier zwei Stellungslinien. Drüben auf dem jenseitigen Talhang – zum Feind hin – verläuft die erste Linie, die von den Schützenkompanien besetzt ist. Es ist eine Hinterhangstellung, d. h. sie verläuft hinter dem Kamm des Hanges. Das hat den Vorteil, dass der

---

<sup>459</sup> Am 30.01.1944 abends übernimmt III./477 seinen neuen Abschnitt, am 31. um 3 Uhr übernimmt 257. I.D. seinen gesamten Abschnitt (KTB AOK 6, NARA T-312 Roll 1492 Frame 000480); II./G.R.477, G.R.466 (000176) und II./A.R.257 fehlen noch

<sup>460</sup> Mit Stand vom 1.2.44 meldete 257. I.D. 6 m.Gr.W.34 in seiner Kompanie (KTB AOK 6, NARA T-312 Roll 1483 Frame 000375). Im Vormonat war das Fehl insgesamt größer (KTB AOK 6, NARA T-312 Roll 1484 Frame 000532), es gibt aber keine Zahlen für die einzelnen Kompanien.

<sup>461</sup> Das Regiment verfügte zu diesem Zeitpunkt nur über das III. Bataillon. Das II. Bataillon stand bei der 387. I.D. im Brückenkopf, ein I. Bataillon gab es zu dieser Zeit nicht.

<sup>462</sup> Sein Sohn **Peter Haarhaus** hatte immer den Eindruck, „dass er sich verschloss, weil er die vielen Verluste an Menschenleben hasste. [...] Vielleicht wollte er Menschen nicht verlieren, mit denen er sich näher befreundet hätte.“ (Brief vom 16.11.1995)

<sup>463</sup> Die topographische Beschreibung passt auf den Teil des Bataillons-Abschnitts ostwärts des Ingulez, **knapp 1 km südlich der Siedlung Wesselyi Kut**.

Feind die Stellung nicht einsehen oder direkt beschießen kann; und den Nachteil, dass man selbst den Feind ebenfalls erst sehen kann, wenn er über den Kamm kommt. Die zweite Linie läuft auf dem diesseitigen Hang entlang, und zwar am vorderen Rand. Sie liegt höher als die vordere Linie, so dass wir weiter sehen und unser Feuer, die vordere Linie überschießend, auch vor deren Stellungen legen können. Allerdings kann auch der Russe diese zweite Linie sehen. Die Heckenreihe hier oben, in der einige meiner MG-Nester liegen, bildet auch keinen Schutz. Sie erleichtert den Russen höchstens die Zielansprache. Die zweite Linie ist von sMG's und Werfern meiner Kompanie und zwei Geschützen der 13. (IG-) Kompanie besetzt.

Ich bin nachts viel unterwegs. Es ist in letzter Zeit wärmer geworden.<sup>464</sup> Die Schneedecke ist fast weggetaut. Nur stellenweise liegt sie noch wie ein ausgefranstes Laken auf dem schwarzbraunen, aufgeweichten Boden. Die Nächte sind rabenschwarz. Auch heute tappe ich wieder wie ein Blinder durch die pechschwarze Nacht. Ich komme von vorn und will zum Bataillonsgefechtsstand. Der Erdboden ist schwarz und glitschig. Wege sind in diesem Schlamm nicht mehr zu erkennen. Eben wäre ich beinahe in den Graben einer Pak-Stellung gestürzt. Jetzt taste ich mich vorsichtiger weiter. Man kann keinen Meter weit sehen. Ich halte die Hand vor mich hin. Sie ist kaum zu erkennen. Fffft-patsch – da klatscht wieder eine verirrte Kugel in den Boden. Das kommt hier öfter vor, aber ich glaube, die Gewehrkugeln haben hier keine große Wirkung mehr. Endlich finde ich das Bataillon und kehre nach längerem Suchen in meinen Bunker zurück.

Der Regimentskommandeur kommt in meinen Bunker heruntergestiegen. Er teilt mir mit, dass eine Alarmeinheit mit 180 Mann zu unserer Verstärkung im Anmarsch sei.<sup>465</sup> Da aber der Einheitsführer, Leutnant Freitag, erkrankt sei, müsste ich die Kompanie übernehmen, bis Ersatz für den Erkrankten eingetroffen sei. Die Nachricht erschüttert mich wenig. Es ist ja nicht das erste Mal, dass ich zwei Kompanien zugleich führen muss. Dass ich meine eigene Kompanie dabei zwangsläufig etwas vernachlässige, ist klar. Das gilt besonders für den Tross, und das sage ich auch dem Kommandeur. Haarhaus wird sofort misstrauisch und fragt, ob in meinem Tross etwas nicht in Ordnung sei. Ich beruhige ihn aber, und er geht.

Solche Alarmeinheiten sind eilig zusammengeraffte Gruppierungen, die man z. B. aus Urlauberzügen, rückwärtigen Einheiten oder sonstwo herausholt, um sie – meist nur für kurze Zeit – an gefährdete Frontabschnitte zu werfen. Sie können Kompanie- bis Bataillonsstärke haben. Wir brauchen hier dringend Verstärkung, denn Kriwoi Rog ist äußerst gefährdet, muss aber dringend gehalten werden, um die Abschnürung der Heeresgruppe Süd zu verhindern. Unsere Kompanien haben aber zum Teil nur noch die halbe Mannschaftsstärke, und Ersatz kommt kaum noch.

Die Alarmeinheit ist da. Ich nehme meinen Wäschebeutel und gehe zum Bataillon hinüber. Hier erfahre ich, dass ich die in der Mitte unseres Bataillonsabschnitts liegende Kompanie ablösen soll.<sup>466</sup> Ich setze mich an die Spitze des zusammengewürfelten Haufens und marschiere in Richtung Front ab. Hinter mir folgt eine lange Schlange von 140 Soldaten. Da es noch hell ist, kann ich nicht einfach den Hang hinunterlaufen. Ich benutze daher einen Laufgraben, der von der Höhe den Hang schräg hinunterführt und in den vorderen Schützengraben mündet. Er ist sehr tief und schützt uns vollständig vor

---

<sup>464</sup> Am 01.02.1944 war es 0°C, am 02. und 03. regnete es, am 04. war es windig, und erst für den 05. gibt es die nächste Temperaturangabe: 4°C (KTB 6. A., NARA T-312 Roll 1485 Frame 000661/677/687/698/709).

<sup>465</sup> Es wurden sowjetische Angriffe erwartet (KTB AOK 6, NARA T-312 Roll 1485 Frame 000759, Roll 1492 Frame 000269), ein möglicher Grund für die rasche Zuweisung einer Verstärkung. Es könnte sich auch um einen Teil der 577 Mann des am 12.02.1944 im Armeebereich eingetroffenen halben Marschbataillons 257/13 gehandelt haben (KTB 6. A., NARA T-312 Roll 1492 Frame 001105).

<sup>466</sup> Gemäß den detaillierten Lagekarten (KTB 6. A., NARA T-312 Roll 1468 Frame 000300/311) bildete ein erst weiter unten Erwähnung findender Hügel (Kurgan), der in der Karte eindeutig identifizierbar ist, bis mindestens zum 16.02.1944 die rechte Grenze des G.R. 477. Nach der Skizze des Autors erstreckte sich der spätere Abschnitt der 10./477, der laut Text mit dem der Alarmeinheit identisch sein soll, vom Kurgan aus nach links und läge damit nicht in der Mitte, sondern am rechten Flügel des III./477; er konnte nur dann als „in der Mitte“ gelten, wenn sich rechts vom Kurgan noch ein Teil des Bataillons befand. Dies ist in der Skizze die 11./477. Die Skizze ist glaubhaft. Die Regimentsgrenze ist also verschoben worden, ohne dass dies in der Lagekarte der Armee vermerkt wurde; ein derartiges Versäumnis ist ebenfalls glaubhaft, da die 257. I.D. augenblicklich nicht im Fokus der Armee lag. Das KTB der 257. I.D., das eine Klärung dieses Widerspruchs zwischen Dokumenten und Erlebnissen ermöglichen würde, ist leider nicht überliefert. – Bei der abzulösenden Kompanie handelte es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um die 11., die möglicherweise gleichzeitig nach rechts über die bisherige Grenze geschoben wurde.



Feindeinsicht. Da es aber in letzter Zeit stark getaut hat, ist das Schmelzwasser in den Graben gelaufen. Ich plansche nun durch Wasserpfützen, stapfe mit lehmüberkrusteten Filzstiefeln durch Schneematsch und sacke durch trügerische Schneepolster, unter denen schon das Wasser steht. Ich sinke bis über die Knie ein, und das Wasser läuft mir oben in die Stiefel. Der Graben ist eng. Stellenweise müssen sich die Landser mit ihrem Gepäck und vollbehängtem Koppelzeug hindurchzwängen, so dass der schmierige, zähe Lehm an ihrem Zeug hängen bleibt.

Was haben wir aber auch nicht alles am Leibe hängen! Koppel mit Brotbeutel, Feldflasche und Kochgeschirr, Spaten und Seitengewehr. Stahlhelm und Patronentaschen. Decke und Zeltbahn, Gasmaske und Gasplane und dann noch den Karabiner. Für einige noch Fernglas und Kartentasche. Der deutsche Infanterist schleppt zu viel mit sich herum!

Verdammt, ich bin schon wieder in ein Wasserloch gerutscht. Ehe ich das Bein aus dem zähen Schlamm herausziehen kann, ist das Schmelzwasser schon oben in die Filzstiefel gelaufen. Schlimmer kann es nun nicht mehr kommen. Das ist dann der Augenblick, von dem an einem alles egal ist. Das Wasser gluckst in den Stiefeln, mein Mantel ist lehmverschmiert, das Koppelzeug mit Kartentasche verdreckt. Ich bin durchgeschwitzt, denn das Vorarbeiten durch den engen Graben ist mühsam. Den Männern geht es nicht besser. Sie sind ohnehin wütend über diesen Sondereinsatz, der sie von ihren alten Einheiten fernhält. Sie werden wohl grauenhaft fluchen, und sie haben allen Grund dazu.

Endlich haben wir den vorderen Graben erreicht. Auch er ist sehr tief und schmal und ebenso verschlammmt. Ich suche den Kompaniegefechtsstand und löse den Kompanieführer ab. Er übergibt mir Stellungsskizze und Feuerplan und unterrichtet mich noch kurz über Feindlage und Kampftätigkeit. Inzwischen haben sich die Züge über den Graben verteilt. Nach und nach kommen die Zugführer und melden die Übernahme ihrer Abschnitte. Es dauert aber alles sehr lange, denn es ist schon völlig dunkel, und das Auffinden der einzelnen Stellungen in dem sehr langen und schwach besetzten Kompanieabschnitt braucht Zeit. Jetzt kommt auch noch der letzte Zugführer zurück. Er ist eigentlich Sanitäts-Oberfeldwebel und avancierte bei dieser schnell zusammengerafften Einheit zum Zugführer. Völlig erschöpft lehnt er sich an einen Stützbalken und schließt für Sekunden die Augen, bevor er seine Meldung machen kann. Und schon wendet er sich wieder zum Gehen. Ein allzu diensteifriger und pflichttreuer Soldat. Er wird sich bei dem ungewohnten und anstrengenden Grabendienst aufreiben, wenn er so weitermacht. Ich werde, wenn ich morgen durch den Graben gehe, mit ihm darüber reden.

Es ist stockfinstere Nacht. Ich habe mich auf die Pritsche meines Bunkers gelegt, um endlich auch etwas zu schlafen, denn ich bin reichlich abgekämpft. Meine völlig durchnässten Stiefel und Socken habe ich an den Ofen gehängt. Wenn Iwan heute nacht angreift, muss ich barfuß hinaus, denn das Zeug kriege ich nicht mehr über die Füße.

Es ist heller Morgen. Ich muss meinen Rundgang machen. Also zwänge ich meine Beine in die nassen Stiefel und steige aus dem Bunker. Der Schütze auf dem ersten Postenstand meldet stereotyp: „Auf Posten nichts Neues, alles ruhig.“ Ich wende mich nach links. Der nächste Stand ist eine MG-Feuerstellung. Der Unterstand für diese Gruppe ist ein mit Brettern und Erde abgedecktes Loch, wie die meisten Unterstände hier. Der Boden ist mit einer Strohlage bedeckt. Am Kopfende liegen die Tornister, die den Männern als Kopfkissen dienen. Hier sind sechs Mann untergebracht. Zwei davon stehen Posten, die anderen schlafen gewöhnlich. Im Augenblick sind sie aber noch wach, und ich nehme die Gelegenheit wahr, um ihnen einiges über die Lage und zum Verhalten gegenüber dem Feind zu sagen. Vor allem schärfe ich ihnen Wachsamkeit ein. Die wachfreien Männer müssen die Gewissheit haben, dass da draußen zwei Kameraden stehen, die scharf aufpassen, damit die anderen ruhig schlafen können. Ich laufe die ganze Kompaniefront ab. Es ist ein tiefer, durchgehender Graben, der im Zickzack an dem flachgeneigten Hang entlangläuft. Aber der Kompanieabschnitt ist sehr lang, und es dauert lange, bis ich alle Stellungen in dem schlammigen Graben besucht habe. Vor dem Graben steht ein Drahtverhau.

Unweit meines Gefechtsstandes liegt ein abgeschossener **Tigerpanzer**.<sup>467</sup> Unter diesem Koloss haben sich die Landser einen Bunker gebaut. So hat der Riese wenigstens noch eine Aufgabe. Durch diesen Stahlklotz geht keine gewöhnliche Granate. Viel Artillerie scheint er drüben nicht zu haben, denn er schießt selten.

---

<sup>467</sup> Dieser Tiger, einer von sieben oder zehn, die die **schwere Panzer-Abteilung 506** damals hatte, war bereits am 30.11.1943 während eines missglückten Angriffs der 23. Panzerdivision, Panzerkampfguppe **Fechner** auf eine Mine gelaufen und hatte gesprengt werden müssen. (Dr. Ernst Rebenitsch: *To the Caucasus and the Austrian Alps - The History of the 23. Panzer-Division in World War II*. J.J. Fedorowicz Publishing, 2009, S. 334 f.)

Aber die Stoßtrupptätigkeit ist rege.<sup>468</sup> Es liegen noch Tote herum. Ich werfe einen Blick über den Grabenrand zum Feind hinüber. Meine Augen sind in Höhe des Erdbodens, der sich braun und nass wie ein Sturzacker vor mir ausbreitet. Wenige Meter vor dem Graben erhebt sich das Drahhindernis, dessen stacheliges Geflecht sich dunkel vom hellen Himmel abhebt. In seinen Krallen hängt ein toter Russe. Bei einem der letzten Angriffe blieb er im Stacheldraht hängen und wurde von einer Kugel tödlich getroffen. Jetzt hängt er leblos im Draht, den Oberkörper halb aufgerichtet, den Kopf vornüber auf die Brust geneigt, die Arme schlaff herabhängend. Er ist braun wie die Erde. Ein warnendes Zeichen für Angreifer und Verteidiger: Hier geht der Tod um! Eine weitere Leiche liegt hinter meinem Gefechtsstand, schon hinter dem Graben. Dieser Bolschewik hatte den Graben schon übersprungen, als ihn ein Schuss niederstreckte.

Der Posten neben meinem Kompaniegefechtsstand hat eben einen Kopfschuss erhalten. Während wir uns noch um den Schwerverwundeten bemühen, kommt der Sanitäts-Oberfeldwebel mit zwei Soldaten an, die einen Verwundeten tragen. Er hat einen Bauchschuss. Das fängt ja gut an. Die Postenstände sind so gut gedeckt, dass nur die Stahlhelme der Posten über den Grabenrand ragen. Einige weitere Beobachtungen lassen nur eine Erklärung zu: Drüben sind Scharfschützen am Werk! Ich rufe den Bataillonsführer an, melde den Ausfall von zwei Mann und das Vorhandensein sowjetischer Scharfschützen. Die Behandlung und den Transport der beiden Verwundeten überlasse ich dem Sanitäts-Oberfeldwebel, der so richtig in seinem Element ist und sich mit rührender Sorgfalt der Schwerverwundeten annimmt. Die sind in guten Händen. Er ist ein braver Kerl, dieser Sanitäts-Oberfeldwebel.

Das Bataillon wird jetzt von Oberleutnant Georg Müller geführt.<sup>469</sup> Er war früher Führer der 14. Kompanie und wird zum Unterschied von Max Müller „Schorsch“ oder „Russenmüller“ genannt, weil er russisch spricht. Aus seinen Befehlen erkennt man, dass er kein Infanterist ist. Diesen Schönheitsfehler ersetzt er dafür durch einen nassforschenden Ton.

Nachts wird der Russe jetzt aktiver. Sobald es dunkel geworden ist, beginnt er in regelmäßigen Abständen MG-Garben herüberzujagen. Mit giftigem Zischen fetzen sie flach über unseren Grabenrand hinweg. Dauernd gehen Leuchtkugeln hoch. Er ist offensichtlich nervös, aber wir haben gar nicht die Absicht, ihn anzugreifen. Vielleicht hat er die Verstärkung unserer Grabenbesatzung durch die Alarmeinheit bemerkt, und befürchtet einen Angriff.

Wir bleiben ruhig, denn bei uns ist Munition knapp. Wir müssen sparen.

Die Knallerei der Russen wird nur unangenehm, wenn die Essenholer losgehen müssen. Sie warten dann einen Feuerstoß ab, springen dann aus dem Graben und sausen nach hinten. Oben auf dem Hang steht ein Strohschober, hinter dem die Feldküche wartet. Bisher haben wir beim Essenholen, Gott sei Dank, noch keine Verluste.

Die Alarmeinheit wird herausgezogen, und ich kehre zum Bataillon zurück. Meinen Abschnitt übernimmt die 10. Kompanie unter Führung von Leutnant Baumann, meinem alten Kameraden aus Le Mans.

Leutnant Baumann ist durch Scharfschützen gefallen.<sup>470</sup> Sein Nachfolger wird ein Leutnant, der zufällig auch Baumann heißt. Ich kenne ihn vom Sehen.

Meine Ruhezeit beim Bataillon ist schon wieder zu Ende. Auch der zweite Leutnant Baumann ist durch Kopfschuss gefallen. Ich muss die 10. Kompanie übernehmen. Also packe ich wieder einmal meinen Wäschebeutel und gehe in den Graben. Diesmal muss ich meinen eigenen Melder mitnehmen. Die Alarmeinheit hatte genug Leute, so dass ich ihn oben lassen konnte. Jetzt aber muss er mit, denn die 10. Kompanie ist stark zusammengeschmolzen und braucht jeden Mann.

---

<sup>468</sup> Am 31.01.1944 wurden Stoßtrupps gemeldet, am 08. und 09.02. hatte es zahlreiche Fesselungsangriffe in Form von Vorstößen und Einbrüchen gegeben (KTB 6. A., NARA T-312 Roll 1492 000164, Roll 1485 Frame 000729, Roll 1492 Frame 000255, KTB LVII. Pz.K., NARA T-314 Roll 1495 Frame 000029).

<sup>469</sup> Beginn unbekannt, wohl auch nur vorübergehend, bis – noch im Februar – Roeder (Benary S. 211) kam.

<sup>470</sup> In der Kartei des Heerespersonalamts (HPA, NARA T-78 Roll 950) fand der Hg. bisher zwei Offiziere des G.R. 477 namens Baumann, aber die Todesdaten passen nicht: **Richard** + 17.02.1944, **Alfred** + 23.03.1944. Für diese Daten ist in dem vom Hg. rekonstruierten Zeitablauf kein Platz mehr. Vom 01.–13.02.1944 waren keine Offiziere der 257. I.D. gefallen (KTB 6.A., NARA T-312 Roll 1492 Frame 001130). Ein Lt.d.R. Baumann war schon am **20.05.1941** Zugführer in der 2./I.R.477.

Da ich diesen Kompanieabschnitt und seine Gefahren nun schon zur Genüge kenne, bleibt mir hoffentlich das Schicksal meiner beiden Vorgänger erspart. Nur etwas anderes erschwert meine Lage ganz erheblich: Die Alarmeinheit war 140 Mann stark. Die 10. Kompanie dagegen hat nur noch 45 Mann. Und mit diesen 45 Mann muss ich einen Frontabschnitt von 1700 Metern verteidigen!<sup>471</sup> Das bedeutet, dass durchschnittlich alle 80 Meter ein Doppelposten steht. Da aber in den MG-Stellungen 4 bis 6 Mann liegen, betragen die Zwischenräume zwischen den einzelnen Posten- und MG-Stellungen in Wirklichkeit rund hundert Meter durchschnittlich. Um diese Lücken überhaupt noch halbwegs unter Kontrolle zu haben, lasse ich nachts zusätzlich Grabenstreifen gehen, die zwischen den Postenständen hin und her pendeln. Das ist zwar wiederum eine zusätzliche Belastung für die geplagten Landser, aber es ist lebenswichtig. Obendrein sind die Nächte zur Zeit auch noch stockdunkel. Wenn der Russe wollte, könnte er hier nachts mit ganzen Bataillonen durchmarschieren, ohne dass wir etwas merkten. Glücklicherweise tut er das nicht, aber er kommt in kleinen Gruppen und Stoßtrupps herangeschlichen. Auch ich gehe jetzt nicht mehr allein durch den Graben, wenn ich nachts die Posten kontrolliere.

Heute schießen sich unsere Infanteriegeschütze und eine LFH-Batterie (10 cm) auf ihre Sperrfeuerräume vor unserem Graben ein. Junge, Junge, fetzen die nahe vor unsere Linie. 20 bis 30 m vor unserem Graben liegen die Einschläge, haargenau richtig. Das zischt kurz und wütend heran, und dann zerreißt die Explosion die Luft, dass einem der Atem stockt. Es ist doch eine große Beruhigung für uns zu wissen, dass da hinten noch jemand über uns wacht.

Heute nacht hat sich eine Gruppe von Rotarmisten im Schutz der Finsternis durch die Linien der Nachbarkompanie geschlichen und sich in einem kleinen Wäldchen im Hinterland versteckt. Am Morgen begannen sie dann plötzlich, die deutsche Linie von hinten zu beschießen. Die waren aber schnell ausgelöscht.

Wenn der Russe aber diese Sickertaktik, die er meisterhaft beherrscht, hier in größerem Umfang anwendet, kann es für uns unangenehm werden. Anderswo ist er schon Nacht für Nacht in kleinen Gruppen durch unsere Linien geschlichen, hat sich im Hinterland in einem Wald gesammelt, bis er im Laufe einer Woche Kompaniestärke erreicht hatte. Dann überfiel er unsere Nachschubfahrzeuge und griff unsere Front von hinten an. Unsere Soldaten sind empfindlich gegen Feinde im Rücken. Es macht ihn nervös. Diese Kampfweise ist unserem Wesen wohl fremd, und sie wurde bei uns – im Gegensatz zu den Russen – auch nie geübt. Wie dem auch sei, was uns hier betrifft, so können wir bei dieser dünn besetzten Front und den rabenschwarzen Nächten ein Durchsickern gar nicht verhindern.

Dass wir immer so wenige sind! Sie stürmen immer in vielfacher, erdrückender Übermacht gegen unsere dünnen Linien. Und oft genug schaffen sie es dennoch nicht! Ihre Soldaten sind frisch, weil sie noch Massen an Reserven haben. Wir sind immer dasselbe abgekämpfte Häuflein, weil wir kaum noch Ersatz bekommen. Sie haben beneidenswert wenig Gepäck (ein Beutelchen auf dem Rücken) und sind zudem noch weitgehend motorisiert. Wir schleppen viel zu viel Gepäck und Gerät mit uns herum und müssen fast alle Wege noch zu Fuß machen. Sie haben Massen an Panzern, Artillerie und Munition. Unsere Artillerie knausert mit jedem Schuss, weil der Nachschub nur tropfenweise eintrifft. Die Gründe sind klar. Die Roten haben die Unterstützung der verdammten Amerikaner, die ihre bolschewistischen Freunde aus ihrem Überfluss mit allem Notwendigen versorgen. Unsere Produktionsstätten werden zerbombt, und unsere Nachschubwege von Partisanen gestört. Wenn wir nur ein einziges Mal mit solcher Überlegenheit angreifen könnten! Wenn das Kräfteverhältnis 1:1 stünde oder wir der Sowjetunion allein gegenüberstünden, hätten wir sie schon in den Pazifik gejagt.<sup>472</sup> Seit vier Jahren rennt

---

<sup>471</sup> Der gesamte Abschnitt vom Ingulez bis zur ursprünglichen rechten Grenze des Regiments am Kurgan (Höhe 140,2) betrug nur 2000 m. Der Hg. stellt die Hypothese auf, dass dieser Abschnitt, in dem übrigens im Januar noch zwei Bataillone eingesetzt waren, Anfang Februar immerhin noch mit drei Kompanien besetzt war, dass aber nach dem Herausziehen der Alarmkompanie die 10. nun einen doppelt breiten Abschnitt zu halten hatte.

<sup>472</sup> Einige Zahlen über das Kräfteverhältnis Wehrmacht – Rote Armee

Im Oktober 1943 hat die Rote Armee das doppelte bis dreifache Übergewicht an Menschen und Material.

Das Verhältnis bei den	Soldaten betrug	1:2,2 für die Sowjets
	Panzern	1:3,2
	Geschützen	1:2,6

Darüber hinaus besitzen die Russen weit mehr großkalibrige Werfer als wir und ihre Infanterie verfügt über zahlreiche Maschinenpistolen und automatische Gewehre, während unsere Landser nach jedem Schuss das Gewehr wieder durchladen müssen. Der Russe hat Unmengen an Munition für alle Waffen, wir aber müssen mit jedem Schuss geizen.

die Rote Armee dieses Riesenreiches an ihrer einzigen Front gegen uns an. Wir aber stehen nur mit einem Teil unserer Wehrmacht hier, denn wir haben fast ganz Europa besetzt und haben noch eine Armee in Nordafrika. Welch ungleicher Kampf. Und sie schaffen es nicht allein. Amerika und Hilfstruppen aus der ganzen Welt müssen ihnen helfen. Und wenn wir jetzt doch zurückweichen müssen, dann ist es nicht die Schuld des deutschen Frontsoldaten. **Der** hat nicht versagt. Der hat vier Jahre lang einer ganzen Welt getrotzt. Das hat bisher noch keine andere Armee der Welt geleistet.

Die Nacht bricht an. Die Essenholer sind zurück. Heute ist der Spieß mitgekommen. Ich habe die nötigen Unterschriften gegeben und sitze nun mit dem Spieß plaudernd am Tisch. Lange hält er sich aber nicht mehr auf, packt seine Mappe zusammen und verabschiedet sich. Ich beende meine unterbrochene Mahlzeit. Der Melder ist schon fertig und kratzt die letzten Tropfen aus seinem Kochgeschirr.

Plötzlich Urrääh-Rufe und kurze Feuerstöße. Ich stürze hinaus, hinter mir der Melder. Ein leichter Nebel liegt über der Landschaft. Da geht eine Leuchtkugel hoch. In ihrem matten Licht erkenne ich auf der Kuppe des kleinen Hügels rechts eine aufrecht stehende Gestalt. Noch einmal knattert eine MPI. Kurze Rufe und die Detonation von Handgranaten mischen sich dazwischen. Das ist in meinem Graben! Jetzt ist es wieder still. Ich ziehe schnell einige Posten zusammen, gehe der Kampfstelle entgegen und riegele den Graben an einem Knick ab. Wir stehen und lauschen in die Dunkelheit hinein. Es ist kein Laut zu hören. Der Nebel dämpft alle Geräusche. Eine unheimliche Spannung liegt über dem Graben. Ein leichter Puff. Mit leisem Zischen steigt eine Leuchtkugel empor. Ihr schwacher, gelber Schein erhellt die Umgebung. Ich sehe keine Bewegung, aber die Lage muss geklärt werden. Ich schleiche vorsichtig von einem Grabenknick zum nächsten, die MPI schussbereit in den Händen. Hinter mir folgen die Männer mit wurfbereiten Handgranaten. Wir rufen, und wenn sich niemand meldet, fliegen die Handgranaten über die Grabenecke hinter den nächsten Knick. Und während sie mit dumpfem Knall explodieren, springe ich einen Abschnitt weiter bis zur nächsten Grabenbiegung. Leuchtkugel hoch! Es ist äußerste Vorsicht geboten. Der Russe hat auch im Grabenkampf seine besondere Technik. Er baut sogenannte „Fuchslöcher“, d. h. er wühlt sich seitlich in die Grabenwände hinein. Wenn man dann im Graben entlang schießt, trifft man sie gar nicht.

Es scheint kein Iwan mehr im Graben zu sein. Trotzdem arbeiten wir uns schießend und werfend vorwärts. Nur ein Lebensmüder würde jetzt einfach durch den Graben laufen.

Da ruft jemand! Einer unserer Posten. Die Verbindung ist wiederhergestellt, das Grabenstück ist feindfrei. Der Iwan ist weg, so schnell wie er gekommen war. Wir erreichen den Posten, und bevor ich ihn fragen kann, meldet er schon: „Zwei Mann fehlen! Der Spieß ist auch weg!“ Dann berichtet der Posten: Er sah den Spieß quer über das Feld auf seinen Stand zukommen. Der Schützengraben macht hier nämlich einen fast rechtwinkligen Knick, den der Spieß abschneiden wollte. Plötzlich war Krachen und Kugelzischen um den Postenstand. Der Posten sprang instinktiv zu seiner MG-Stellung und sah gerade noch den Spieß in den Graben springen. Dort aber saßen schon die Russen drin. Der Hauptfeldwebel muss ihnen buchstäblich in die Arme gesprungen sein. Offenbar haben sie sich dann sofort zurückgezogen.

Armer Kerl. Der Spieß hatte sich früher als Zugführer das EK I erworben. Da war ihm nichts passiert. Dann wurde er Spieß und kam nur noch jeden zweiten Tag für kurze Zeit nach vorn. Und da erwischt es ihn! Vor zwanzig Minuten saß er noch in meinem Unterstand, jetzt sitzt er drüben. Nur knapp einhundert Meter entfernt steht die ganze deutsche Front und kann ihm nicht helfen!

Der bittere Zwischenfall ist vorüber. Die Posten beziehen wieder ihre Stellungen. Vor den Stichgraben, der unseren Schützengraben mit dem russischen drüben verbindet, stelle ich eine Wachverstärkung. Wie dieser Verbindungsgraben entstanden ist, weiß ich nicht. Jetzt ist er jedenfalls verdrahtet und durch einen Doppelposten gesichert. Zur Beruhigung der Männer gehe ich noch einmal zu allen Posten, spreche mit ihnen und kehre dann in meinen Bunker zurück.

Jetzt, da der Schnee wegzutauen beginnt<sup>473</sup>, kommen zahllose Ausrüstungsgegenstände zum Vorschein, die durch die hin und her wogenden Kämpfe verloren gegangen sind oder die die Landser achtlos fortgeworfen haben, und die nun im Schlamm verkommen. Überall liegen Gasmasken herum. Die Dinger haben uns viel Ärger gemacht. Sie waren unbequem und wurden nie gebraucht. Die Landser

---

*(Im Original als Fußnote auf S. 45b mit dem Vermerk „Zu S. 180 Mitte“, d. i. hier. – Die Zahlen entstammen offenbar einer Aufstellung der Abt Fremde Heere Ost vom 17.10.1943 in KTB OKH T-78 Roll 677 Frame 707)*

<sup>473</sup> Rückschau. Es regnete seit 31.01.1944 und schneite erneut erst wieder ab 14.02.1944 (KTB AOK 6, NARA T-312 Roll 1485 Frames 000627/789)



haben sie später einfach weggeworfen. Nur die Büchse haben sie als Verpflegungsbehälter weiterhin benutzt. Sie hätten auch die Seitengewehre weggeworfen, wenn sie sie nicht als Büchsenöffner benötigt hätten (was verboten war). Außer Gasmasken finde ich Spaten, Zeltbahnen, Stahlhelme, Mengen von Munition und leeren Hülsen. Auch Gewehrgranaten sind dabei. Die wagt natürlich niemand mehr anzufassen, denn das sind empfindliche, hochexplosive Geschosse. Was hier und anderswo an der Front und im Hinterland durch Faulheit und Unordnung an Material verkommt, geht in die Millionenwerte. Durch Befehle allein kann man dem Übel nicht abhelfen. Das ist eine Frage der Erziehung zur Einsicht und Verantwortung. Dafür ist jetzt keine Zeit mehr, und die von pausenlosen Rückzugskämpfen erschöpfte Truppe hat nicht mehr genügend Kraft, um auch noch auf solche Dinge zu achten. Vielleicht hätte es schon etwas geholfen, wenn ab und zu ein Fahrzeug zum Abtransport gestellt worden wäre, falls überhaupt noch Fahrzeuge für solche Zwecke zur Verfügung gestanden hätten. Vielleicht ist es auch nur eine Frage der Organisation. Meine Kompanie wird aus der Front herausgezogen und als Regimentsreserve zum Regimentsgefechtsstand verlegt, der etwa zwei bis drei Kilometer hinter der Front in einer Mulde liegt.

In den frontwärts gelegenen Hang ist eine Reihe von Bunkern hineingetrieben, für den Kommandeur und seinen Adju, für den Arzt, die Chefs der 13. und 14. Kompanie, für Nachrichtenleute und Reserven. Im Umkreis von mehreren hundert Metern stehen die Geschütze und Protzen der 13. Kompanie und eine Batterie 10-cm-Feldhaubitzen. Für meine Kompanie und mich waren drei Bunker bereitgestellt. Einer für mich, zwei für die Männer.

Eben war ein Melder des Regimentskommandeurs hier, der mich zum Doppelkopfspielen holen sollte. Ich habe abgesagt mit der Begründung, dass ich nicht Kartenspielen könne. Das stimmt auch. Außerdem bin ich hundemüde. Aber „taktisch“ war es natürlich falsch. Jeder andere hätte die Gelegenheit, sich in die Gesellschaft des Regimentskommandeurs zu begeben, mit Freuden ergriffen, denn solche Kontakte sind ja meist sehr vorteilhaft.

Es ist wieder kälter geworden. Frischer Schnee bedeckt das weite Land.<sup>474</sup> Ich bin eigentlich froh darüber, denn erstens ist der Boden wieder fest und zweitens gibt die Schneedecke auch nachts so viel Helligkeit, dass man wieder sehen kann.

18.2.44.<sup>475</sup> Ich erwache mitten in der Nacht. Mir war, als hätte ich einen Abschuss gehört. Draußen heult der Sturm. Mit offenen Augen starre ich in die Finsternis und lausche. Mich fröstelt. Es muss sehr kalt geworden sein. Gegen das Fenster tupft ein feines, leises Rieseln. Schneesturm!<sup>476</sup> Er fährt mit Heulen und Brummen um meinen Unterstand und rüttelt wütend an der klappernden Tür. Ich krieche tiefer unter meine Decke. Nur jetzt nicht heraus müssen! Da – tatsächlich – unsere Artillerie schießt! Es ist die Batterie hier in unserer Nähe. Wie ein dumpfer Paukenschlag dringt der Abschuss durch das Brausen des Windes. Es klingt sonderbar gedämpft. Wieder ein Abschuss. Da ist vorn etwas nicht in Ordnung. Das fehlte gerade noch, wenn jetzt der Iwan käme. Verwunderlich wäre es nicht, denn er sucht sich ja mit Vorliebe solches Wetter für seine Aktionen aus. Er ist dann im Vorteil, denn Wind und Sturm kommen meist aus Osten, und das verdammte Schneetreiben schlägt uns immer ins Gesicht und behindert die Beobachtung. Außerdem ist der Russe härter gegenüber Witterungseinflüssen. Hoffentlich schaffen sie es allein da vorn, denn sonst müssen wir womöglich noch heraus. Wir sind ja Reserve.

Waren das nicht Schritte? Ich hebe lauschend den Kopf. Das ist das dumpfe Knirschen von Schritten, die durch den Schnee stapfen. Jetzt sind sie heran, und schon donnert eine Faust gegen die Tür: „Herr Leutnant, Alarm! Kompanie sofort fertigmachen! Melden Sie sich beim Kommandeur!“ Verdammt Schweinerei! Das hat mir noch gefehlt! Ich steige eilig in die Kleider, schnalle um und gehe hinaus. Der

---

<sup>474</sup> Seit der Verlegung nach Kriwoi Rog war es regnerisch bei 3–5°C (KTB AOK 6, NARA T-312 Roll 1485 Frame 000677 ff.); am 14.02.1944 begann es zu schneien (000789), am 15. schneite es auch, abends setzte Frost ein. Die Beschreibung des Autors vermittelt den Eindruck einer weiten Sicht über das Land. Es schneite also nicht; es muss der 16. sein (000804). Am 17. wird wieder Schneetreiben gemeldet (000811). – Das KTB LVII. Pz.K., zu dem die 257. I.D. gehörte, dessen Abschnitt aber weit ins Flachland reichte, vermerkt am 16. Tauwetter (NARA T-314 Roll 1495 Frame 000042).

<sup>475</sup> KTB LVII. Pz.K. vermerkt Feindangriffe seit 4 Uhr, allerdings bereits am 17.02.1944 (NARA T-314 Roll 1495 Frame 000043)

<sup>476</sup> KTB 6. A. meldet –2°C und Schneetreiben für den 17.02.1944 (NARA T-312 Roll 1485 Frame 000811), –1°C und Schneeverwehungen für den 18. (000818) und erst für den 19. Schneesturm bei –5/–6°C (NARA T-312 Roll 1493 Frame 000259/99)

Sturmwind nimmt mir fast den Atem. Ich stapfe durch den Schnee zum Kommandeursbunker. *Oberst*<sup>477</sup> Haarhaus sitzt mit seinem Adjutanten am Tisch. Ich grüße, und er gibt mir mit kurzen Worten die Lage bekannt : „Der Russe ist im Abschnitt der 11. Kompanie eingebrochen und hat den Graben in etwa zweihundert Metern Breite besetzt. Sie müssen ihn wieder hinauswerfen. Beeilen Sie sich!“ Ich gehe zur Kompanie zurück. Die Männer waren schon von dem Melder alarmiert worden und sind beim Fertigmachen. Zwanzig Minuten später gehe ich mit dem ersten Zug los, nachdem ich mich beim Kommandeur abgemeldet habe. Der zweite Zug soll noch Handgranaten empfangen und dann nachkommen. Nach wenigen hundert Metern führt der Weg aus der Mulde den Hang hinauf. Dort, wo er den oberen Rand der Mulde erreicht, steht ein Strohschober. Hier mache ich halt, um den zweiten Zug zu erwarten. Nach einiger Zeit ist er heran, und wir setzen den Weg in Richtung Front fort.

Es sind nur zwei Kilometer bis zum Bataillon, aber der Weg ist völlig verschneit. Der Schneesturm nimmt mir jede Sicht. Der Kompass nützt auch nichts, weil es in diesem weißen Nichts keinerlei Anhaltspunkte gibt. So taste ich mich mühsam vorwärts, mich auf Instinkt und ein bisschen Kombination verlassend. Ich laufe an der Spitze der Kompanie. Das Gehen strengt an, denn ich muss als erster einen Weg durch den hohen Schnee bahnen. Der Sturm erschwert das Atmen und die Sicht. Und was ich sehe, ist flaches, grenzenloses, weißes Feld, ohne jeden Anhaltspunkt, verschleiert durch Wolken von wirbelndem Schnee. Inzwischen dämmert der Morgen herauf, und in dem fahlen Licht wird die Sicht etwas besser. Endlich stehe ich vor einer Mulde, die meiner Schätzung nach den Bataillonsgefechtsstand beherbergen könnte. Der Geländeform nach könnte es die richtige sein, aber ich sehe keinen Bunker, keinen Rauch, keine Menschen. Der Schnee hat alles zugedeckt, und der Sturm ist mit glättendem Besen darübergefahren. Als ich die Mulde vor einigen Tagen verließ, war sie schneefrei und dunkel. Jetzt liegt eine dicke Schneedecke über dem Land, die alle Oberflächenformen eingeebnet und mit einförmigem Weiß überzogen hat. Schließlich entdecke ich einen Bunkereingang. Ich weiß nicht, ob mich mein Instinkt oder ein gütiges Geschick hierher geführt hat, jedenfalls sind wir an der richtigen Stelle. Nun finde ich mich sofort zurecht und melde mich beim Russenmüller, der jetzt das Bataillon führt. Ich erfahre Einzelheiten über die augenblickliche Lage und richte danach meinen Angriffsplan ein.

War schon der Anmarsch durch Schnee und Sturm nach einer nur halben Nachtruhe kräfteraubend, so geht es jetzt erst richtig los. Es wird nur ein Zug angreifen. Ich will auch nicht frontal auf den besetzten Graben losgehen, sondern werde ihn aus der Flanke aufrollen, und zwar vom Abschnitt der 10. Kompanie aus, den ich ja selbst lange besetzt hatte und das Gelände daher gut kenne.

Ich steige im jagenden Wirbel der Schneeflocken zur 10. Kompanie hinunter und gehe in den altbekannten Bunker, in dem ich zu meiner Überraschung Leutnant von Arnim antreffe, der die Kompanie jetzt führt.<sup>478</sup> Er berichtet mir, dass die Sowjets bereits die Einbruchsstelle bei der 11. Kompanie erweitert hätten und in seinen Kompanieabschnitt eingedrungen waren und einen Teil seines Grabens besetzt hatten. Leutnant X hat sie aber inzwischen mit seinem Pionierzug<sup>479</sup> im Gegenstoß wieder hinausgefeuert. Ich drehe mich nach dem Leutnant um. Es ist der Leutnant mit der Hornbrille, mit dem ich aus Meseritz gekommen war. Er sitzt in einer Ecke auf dem Boden und zieht schweigend und lässig an seiner Zigarette.

Der Abschnitt der 10. Kompanie ist also feindfrei. Er reicht bis an den kleinen Hügel, in dem sich noch ein Bunker befindet. An dem Hügel macht der Graben einen fast rechtwinkligen Knick nach rückwärts, und von da ab sitzt der Iwan noch im Graben. Es ist dieselbe Stelle, an der damals der Stoßtrupp eingedrungen war und meinen Spieß erwischt hat. Unser derzeitiger Bataillonsabschnitt eignet sich auch besonders gut für solche Überfälle, denn die beiden Frontlinien kommen sich hier ganz besonders nahe. An manchen Stellen ist der russische Graben kaum mehr als dreißig Meter entfernt.

Also los! Ich folge dem Graben in Richtung auf den Hügel hin. Hinter mir stapfen die Männer durch den Schnee. Der Graben bietet keinen Schutz mehr, denn er ist völlig zugeweht. Aber das dichte Schneetreiben deckt uns vor Feindsicht. Immer wieder steigen wir über die frischen Leichen von

---

<sup>477</sup> im Original irrtümlich „Oberstleutnant“

<sup>478</sup> Der Autor traf von Arnim als Kompanieführer des Abschnitts an, in dem zuvor die Alarmeinheit gelegen hatte und danach die 10. Kompanie, die später unter die Führung des Autors trat und schließlich als Reserve herausgezogen worden war. Es ist anzunehmen, dass von Arnim mittlerweile mit seiner 9. Kompanie deren eigenen und zusätzlich den früheren, bereits vorher mit 1700 m besonders breiten Abschnitt der 10. Kompanie zu besetzen hatte.

<sup>479</sup> Der Regiments-Pionierzug war offenbar als Verstärkung der 9. Kompanie eingesetzt.

Rotarmisten, die vor einer Stunde bei dem Gegenstoß des Pionierzuges gefallen sind. Es sind junge Kerle dabei. Die Pioniere haben ja ordentlich aufgeräumt!

Wir haben den Hügel erreicht. Ich steige schnell in den Bunker, um das Bataillon vom Beginn meines Gegenstoßes zu unterrichten. Der zweite Zug setzt inzwischen zum Angriff an. Der Zugführer ist Ritterkreuzträger<sup>480</sup>, ein Gruppenführer trägt das EK I. Es ist derselbe Unteroffizier, der damals im Christischtscher Wald das MG-Nest der Roten mit einer Wurfgranate aus der Leuchtpistole vernichtet hat.

Ich kurbele am Feldfernsprecher. Der Russenmüller meldet sich. Wir wechseln einige Bemerkungen, wobei er mir rät, den Gegenstoß selbst zu führen und nicht dem Zugführer zu überlassen. Das ärgert mich. Wenn ich ihn nicht hätte selbst führen wollen, wäre ich gar nicht erst mit heruntergegangen. Da nur ein Zug angreift, brauchte ich als Kompanieführer sowieso nicht unbedingt dabei zu sein. Aber ich muss zugeben, dass das Telefongespräch nicht wichtig war. War es vielleicht doch ein Anflug von Angst und Zögern, und das Telefonat nur eine Ausrede?

Ich verlasse den Bunker und gehe an dem Posten vorbei, wobei ich gewohnheitsmäßig einen Blick zum Feind hinüberwerfe. Da sehe ich zufällig durch ein Loch in den wogenden Schneemassen einen Russen herumlaufen. Er ist ca. achtzig Meter entfernt und hantiert dort in seiner Stellung herum. Auch der Posten hat ihn gesehen, steht aber reglos da, die Hände in den Manteltaschen vergraben, das Gewehr auf dem verschneiten Grabenrand. Ich brülle ihn an, warum er nicht schießt? Die Roten haben Scharfschützen drüben, die jeden von uns abknallen, den sie vor ihre Flinte bekommen. Und unser Posten guckt zu, wie der Iwan da drüben herumspaziert! Der Posten ist ein ganz junger Kerl, und der Schnee bläst ihm direkt ins Gesicht, wenn er zum Feind blickt. Ich lasse ihn stehen.

In einzelnen Sprüngen hetze ich durch den grundlosen Schnee meinem Zug nach. Ich erreiche den abgeschossenen Tigerpanzer und springe in die schützende Grube hinter dem Stahlkoloss. Da liegt ein Verwundeter: Der Unteroffizier mit dem EK I. Er hat einen Durchschuss durch beide Oberschenkel. Ob er nun hier liegen bleiben soll, fragt er. Ich lasse ihn gleich von zwei Männern forttragen, aber die beiden fehlen mir nun auch. Ich arbeite mich durch den Sturm vorwärts. Der erste Bunker ist genommen. Beim zweiten kommen mir zwei Männer entgegen und schreien durch den Sturm: „Zwei Mann gefallen, durch Paktreffer!“ Dieser verdammte Schneesturm. Es ist wieder die alte Geschichte. Der Russe greift mit Rückenwind an, und wir haben den schneidenden Ostwind und den treibenden Schnee im Gesicht. Er bläst uns derart an, dass wir nur für Sekunden die Augen öffnen können. Der Russe aber sitzt in unseren Bunkern in Deckung und schießt uns einfach ab, sobald der Wind die wirbelnden Schneemassen wie einen Vorhang hebt und die Sicht für einen Augenblick freigibt.

Zwei Bunker haben wir schon. Aber der Pak-Treffer hat den Männern einen Schock versetzt. Es stockt etwas. Auch der Funker hat bisher noch keine Verbindung zum Bataillon herstellen können. Dabei ist es schon Mittag. Es hilft alles nichts, ich muss noch einmal anrufen. Wieder arbeite ich mich durch den tiefen Schnee zurück. Der Russenmüller ist wütend, weil er noch keine Meldung hat. Ich erkläre ihm die Ursache der Funkpanne, die ich inzwischen entdeckt habe. Der Funkverkehr war durch das Wrack des Tigerpanzers blockiert, der direkt zwischen dem Funker und dem Bataillonsgefechtsstand lag. Das kleine TF-Gerät (*Tornister-Funkgerät*)<sup>481</sup> war diesem Hindernis nicht gewachsen. Nachdem Russenmüller genug gemeckert hat, hänge ich ein und mache den beschwerlichen Weg zum dritten Mal. Wieder haste ich durch den knietiefen Schnee, verschnaufe mit fliegendem Atem und jagendem Herzen, bis ich den Zug wieder erreicht habe. Die Männer sind kaum weitergekommen. Ich wische mir den Schnee aus den Augen und versuche, etwas vom Feind zu erkennen. Unmöglich! Wolken von Schnee verschleiern die Sicht nach zwanzig Metern. Nur für kurze Augenblicke fegt der Wind eine Strecke frei, aber auch dann ist nichts zu erkennen. Die Schneemassen haben alles unter sich begraben. Die Unebenheiten des Geländes sind geglättet. Selbst die flachen Buckel der Unterstände sind kaum noch zu erkennen. Wir sollen Bunker stürmen, die man nicht sieht! Aber der Iwan muss raus aus dem Graben. Wenn wir es bis zum Abend nicht geschafft haben, bringt er in der Nacht Verstärkung heran, und dann wird die ganze Stellung unhaltbar.

---

<sup>480</sup> *Stabsfeldwebel Friedrich-Karl Warwel* gehörte am 17.09.1943, als er das Ritterkreuz erhielt, zur 14. (Panzerjäger-) Kompanie. Er wird nicht Zugführer des II. Zuges der 10. Kompanie gewesen sein, sondern Führer des II. Zuges der 14. (Panzerjäger-) Kompanie, der die 10. offenbar in ihrer Aufgabe als Regimentsreserve verstärkte.

<sup>481</sup> vermutlich der übliche *Tornisterempfänger Berta* (*Torn.E.b.*)

Ich dränge die Männer vorwärts. Mir fällt auf, dass es so wenige sind. Da erkenne ich einen fast verschneiten Bunkereingang. Wie von einer plötzlichen Eingebung getrieben, zwänge ich mich durch den engen Einstieg und lasse mich hinuntergleiten. Sieh da! Hier sitzen vier Landser und warten gleichmütig den Lauf der Dinge da oben ab. Ich brülle sie wütend an und jage sie hinaus. Vorwärts, angreifen! Nun geht es langsam vorwärts, ran an den dritten Bunker. Aber wo liegt er wohl? Der Graben ist längst zugeweht. Man kann nicht mehr erkennen, wo er einmal langlief. Ich versuche, mir den Stellungsplan und den Grabenverlauf ins Gedächtnis zu rufen. Hier muss etwa die Stelle sein, wo der Graben eine Biegung zum Feind hin macht. Aber zu sehen ist nichts. Wenn ich die Augen öffnen will, schlägt mir der Schnee hinein. Es ist schon mehr ein Kampf gegen den Schnee als gegen den Iwan. Wir stapfen weiter, stürzen, bleiben eine Weile liegen, um Kraft und Atem zu schöpfen. Die Männer zögern. Die gefallenen Kameraden sind nicht mehr zu sehen. Der Schnee hat sie schon begraben.

Die MGs geben keinen Schuss mehr von sich. Die Schlösser sind eingefroren. Die Muni-Schützen, die ihre Kästen einen Augenblick abstellen, finden sie nur mit Mühe wieder. Sie sind in den lockeren Schnee eingesunken und in kurzer Zeit zugeweht. Meine MPI ist völlig vereist. Diese Mistdinger taugen überhaupt nichts. Mein Tarnanzug ist durchgeweicht. Der Schnee ist in Stiefel und Ärmel gedrunken und hat sich in Wasser aufgelöst. Die Handschuhe sind klatschnass, die Finger steif. Den Männern geht es ebenso. Sie sind kaum noch vorwärts zu kriegen.

Es fällt schon lange kein Schuss mehr. Kann uns der Iwan auch nicht mehr sehen? Oder hat er sich schon zurückgezogen? Oder gehen wir in der falschen Richtung vor? Und die Pak? Wo steht die verfluchte Pak? Der russische Graben ist hier höchstens hundert Meter entfernt.

Nach einiger Zeit finden wir den dritten Bunker doch noch. Er ist leer. Also hat sich Iwan anscheinend doch abgesetzt. Jetzt fehlt nur noch ein Bunker, wenn ich die Karte richtig im Kopf habe.

Inzwischen ist es Nachmittag geworden. Ich muss das Bataillon vom Stand der Dinge unterrichten. Einen Mann zu schicken, hat keinen Sinn, also gehe ich zum *vierten* Mal diesen elenden Weg. Ich bin fast am Ende meiner Kräfte und wanke keuchend in den Bunker. Der Russenmüller tobt. Wo ich bleibe? was eigentlich los sei? warum ich mich nicht melde? Dieser ahnungsvolle Engel! der sitzt da oben in Hemdsärmeln in seinem überhitzten Bunker und hat keine blasse Ahnung, wie es hier unten aussieht. Der hat noch nie im Graben gestanden. Man sollte doch nur Infanteristen zu Bataillonsführern machen, und keine Leute von hinten. Aber ich kann seinen Ärger verstehen. Es kränkt diesen aufgeblasenen Prahlhans furchtbar, dass er dem Regiment keinen schnellen Erfolg melden konnte. Er hätte so gern mit seiner lauten, selbstbewussten Stimme getönt: „Seht her, bei mir klappt alles wie am Schnürchen!“

Ich melde ihm also zunächst, dass der Graben wieder in unserer Hand ist, mit Ausnahme eines Bunkers, den ich im Schneesturm nicht finden kann. Ich erkläre ihm nochmals, dass der Funkverkehr mit dem TF-Gerät anfangs durch das dazwischenliegende Panzerwrack gestört war. Ich melde ihm weiter, dass der Gegenstoß zwei Tote und vier Verwundete gekostet hat. Müller scheint sich von alledem keine rechte Vorstellung machen zu können. Schließlich kündigt er mir eine Verstärkung an. Ein Zug der 14. Kompanie unter Führung eines Leutnants sei unterwegs. Das ist jetzt natürlich nicht mehr nötig, aber der Zug war schon vor meinem Anruf in Marsch gesetzt worden, weil sie oben nicht wussten, dass mein Gegenstoß inzwischen beendet war, fast beendet.

Ich lege den Hörer auf und mache wieder diesen fürchterlichen Weg zurück zu meiner Angriffsspitze. Was hätte ich mir heute an Anstrengungen ersparen können, wenn dieses dämliche Funkgerät funktioniert hätte! Inzwischen ist es Spätnachmittag, und plötzlich lässt das Schneetreiben nach: Kurze Zeit später fallen nur noch wenige Flocken. Schräg hinter uns sehen wir den Zug der 14. Kompanie den Hang herunterkommen. Als sie uns erreicht haben, ist die Luft völlig klar und die Sicht ausgezeichnet. Jetzt finden wir auch den letzten Bunker. Er ist ebenfalls leer. Die Russen müssen nach anfänglichem Widerstand die besetzten Bunker aufgeben und sich zurückgezogen haben, ohne dass wir es bemerkt haben. Sie hatten sich im Schutz des Schneetreibens zurückgezogen. Der Leutnant der 14. Kompanie lächelt wie ein Held. Er *kam, sah und siegte!*<sup>482</sup>

Es ist 6 Uhr abends. Ich habe Befehl erhalten, den wiedergewonnenen Graben zu besetzen. Also treffe ich Vorbereitungen, um ihn wieder in brauchbaren Verteidigungszustand zu versetzen. Ich verteile die Männer auf die einzelnen Bunker, lasse die Eingänge freischaufeln und den Graben neben dem Bunker

---

<sup>482</sup> KTB AOK 6, NARA T-312 Roll 1485 Frame 000806: „Ostwärts des Ssakssagan wies die 257.I.D. 3 batl.starke Angriffe südostw. Krassnyi ab und bereinigte im Gegenstoß unter hohen Feindverlusten einige örtliche Einbrüche.“



so weit vom Schnee befreien, dass wenigstens die Posten darin stehen können. Gegen Abend erscheint noch ein Artillerieleutnant, der uns als VB (*Vorgeschobener Beobachter*) zugeteilt ist und gleich beginnt, seine Batterie auf einen Sperrfeuerraum vor unserem Graben einzuschießen.

Ich selbst habe mit meinem Melder und dem Sanitäter den zuletzt besetzten Unterstand bezogen. Mein Melder ist gerade dabei, den Schnee aus dem Bunker zu schaufeln, den der Sturm hineingeweht hatte. Da stößt er auf elastischen Widerstand. Nach ein paar weiteren Spatenstichen wird der Schnee blutig, und dann kratzt der Spaten über eine braune Uniform. Ein toter Iwan. Also hatte unser Feuer trotz des Schneetreibens einige Wirkung gehabt. Bald ist der Körper freigeschleppt. Seine Schädeldecke ist völlig zertrümmert, das zerrissene Gehirn liegt frei. Der Melder tut erstaunt: „Nanu, Iwan“, redet er den Toten an, „was willst Du denn noch hier? Du hast ja einen kaputten Kopf!“ Ich verweise ihm seine frivolen Reden und sage etwas von Pietät. Aber ich muss gestehen, dass der drollig-komische Tonfall dieses Monologs auch mich zum Lachen reizte, und ich Mühe hatte, es zu unterdrücken. Inzwischen zerrt der Melder, ungerührt von meiner Mahnung und dem furchtbaren Anblick, die Leiche mit einem letzten Ruck aus dem Bunker heraus, so dass dem Toten ein Teil des Gehirns aus dem zertrümmerten Schädel fällt. „He, Alter, Du verlierst ja Deinen Kopf!“, höhnt der Melder wieder. Ich rüge ihn nochmals, und er sagt nun nichts mehr.

Zynismus? Gefühlskälte? Ehrfurchtlosigkeit? Ich glaube es nicht. Dem Frontkämpfer ist der Tod ein alltäglicher Genosse, und Leichen sieht er so oft, dass ihn deren Anblick nicht mehr erschüttert. Der Krieger stumpft dagegen ab, und vielleicht ist das ein von der Natur zu ihrem eigenen Schutz eingerichteter Vorgang. Wer sich gegen solche Anblicke und Gefühle nicht wappnet, wird nervenkrank. Vielleicht auch verbirgt er seine Erschütterung hinter solchen schnodderigen Reden, um nicht zu zeigen, dass er ergriffen ist. Und schließlich war der Tote sein Feind, der, wenn er konnte, ebenso kaltblütig uns abgeschossen hätte. Jeder tote Russe ist ein Gewehr weniger da drüben. Vielleicht war der Melder auch in einer gewissen euphorischen Gemütsverfassung nach den Unbilden dieses fürchterlichen Tages und äußerte dies in der recht grobschlächtigen Art gegenüber dem Toten.

Der Bunker ist von den Spuren des letzten Kampfes gereinigt. Der Schnee ist herausgeschaufelt, die Tür lässt sich wieder schließen. Wir machen es uns auf den blanken Pritschen so bequem wie möglich. (Iwan hat bei seiner Flucht alles mitgenommen. Wir liegen auf den nackten Brettern.) Endlich können wir nach den erschöpfenden Strapazen dieses Tages ausruhen.

Gestern abend war mit der Verpflegung noch ein Karton Schokolade für uns herunter gekommen. Die habe ich jetzt verteilt. So beginnt der neue Tag nach einem halbwegs erholsamen Nachtschlaf mit einem kleinen Leckerbissen zum üblichen frugalen Frühstück. Auch der Artillerieleutnant hat selbstverständlich einen Riegel abbekommen. Wir müssen uns die Artillerie warm halten! Der Schützling der *Heiligen Barbara* lässt dann sicherheitshalber noch drei Schuss auf den Sperrfeuerraum vor unseren Bunker setzen. Er hat den Hörer in der Hand: „Abschuss!“ – Bruch! „Weit – Entfernung 3100 – Abschuss!“ – Sssiiu-Bruch! Der saß nah! 20 m vor dem Bunker! Das genügt uns.

Der Morgen ist grau, der Himmel von tieffliegenden Wolken verhangen. Es hatte die ganze Nacht geschneit. Ich steige zur Tür hinaus und blicke die Front entlang. Heftiges Schneetreiben fegt schon wieder über das Land. An einigen Stellen erkenne ich einzelne Gestalten, die mit Schaufeln hantieren. Das sind die Posten, die die Bunkereingänge freihalten müssen. Sie haben schon die ganze Nacht geschippt und dabei nicht mehr erreicht als gerade den Eingang offen zu halten, denn es fiel genau so viel Schnee vom Himmel herunter, als sie gerade immer wegschaufeln konnten. An Wache und Beobachtung war dabei nicht zu denken.

Es ist eiskalt.<sup>483</sup> Die Erledigung der täglichen Notdurft draußen ist ein echtes Problem.

Abends löst uns derselbe Zug ab, der von den Russen hier hinausgeworfen worden war. Es sind 30 Mann der IG-Kompanie. Da sie im Grabenkampf völlig unerfahren sind, ist ihre Unsicherheit groß und ihre Standhaftigkeit gering. Ich sammle meinen Zug und kehre zum Bataillon zurück. Auf Anweisung des Regiments sollen wir nicht dorthin zurückkehren, sondern gleich vorn beim Bataillon bleiben, um im Alarmfall schneller zur Stelle zu sein. Ich beziehe daher mit meinem Kompanietrupp und einer Reservegruppe gemeinsam einen Bunker. Der Kompanietrupp besteht zur Zeit nur aus einem Melder, einem Gefechtsschreiber und einem Sanitäter, die Reservegruppe aus 6 Mann.

Der Bataillonier ist ein Nervenbündel. Ich bin eben erst von unten herauf gekommen und habe die Männer kaum auf die Bunker verteilt, da ruft er schon an und will die Gerätemeldung haben. Da die

---

<sup>483</sup> am 18. noch -1°C, am 19. -5 bis -6° und Schneesturm (KTB 6. A. NARA T-312 Roll 1493 Frame 000259/99)

Gruppen noch nicht einmal Zeit zur Meldung hatten, kann ich ihm noch nichts sagen. Er aber drängt: „Sie müssen doch eine ungefähre Übersicht haben. Ich muss doch dem Regiment Meldung machen!“ (Er hätte besser sagen sollen: „Ich möchte dem Regiment schnellstens Meldung machen, damit sie dort sehen, was ich für ein fixer Kerl bin!“) Also gebe ich ihm eine ungefähre Übersicht. Es fehlen tatsächlich ein MG und einige Munitionskästen. Da platzt er förmlich vor Entsetzen über diese Verluste. Er schreit so laut in die Muschel, dass ich sie weit vom Ohr weghalte. Zweifellos ist der Verlust ärgerlich, aber es hätte ja noch viel schlimmer sein können. Durch das Gebrüll bin ich nun auch kribbelig geworden. Abends schicke ich den verantwortlichen Gruppenführer und den Munischützen mit dem Verpflegungsschlitten hinunter, damit sie das Verlorene suchen. Eine Stunde später sind sie schon wieder zurück, natürlich unverrichteter Dinge. Zweifellos ist es fast unmöglich, das Zeug jetzt in dem tiefen Schnee wiederzufinden. Ich bin aber ziemlich sicher, dass sie gar nicht erst gesucht haben. Ich habe sie auch im Verdacht, dass sie das schwere Gerät absichtlich im Schnee haben stehen lassen, um es nicht weiterhin schleppen zu müssen.

Natürlich ist zunächst der Gruppenführer und dann der Zugführer für sein Gerät verantwortlich. Aber letztlich bleibt die Verantwortung beim Kompanieführer hängen. Es sei denn, der ist so clever, die Verantwortung seinen Untergebenen anzulasten. Der Kompanieführer muss seine Unterführer eben entsprechen erziehen. Aber wie soll ich das z. B. bewerkstelligen, wenn ich außer meiner eigenen Kompanie immer wieder auch noch eine zweite und dritte Kompanie unterstellt bekomme, deren Männer ich nie kennenlerne, weil ich sie nach einigen Wochen schon wieder abgebe? Außerdem ist die Truppe von heute nicht mehr die von 1939.

Bei unseren Nachschubschwierigkeiten ist der Verlust von Waffen und Gerät eine ernste Angelegenheit, und ich bin der letzte, der solche Schlamperei auf die leichte Schulter nimmt. Aber ein Angriff bei solchem Schneesturm ist auch außergewöhnlich und geht eben nicht ohne Verluste ab. So einfach, wie sich der Herr Oberleutnant oben in seinem warmen Bunker das vorstellt, geht es nicht. Der hat noch nie einen Graben im Sturm genommen. Wir haben beidem Unternehmen zwei Tote und vier Verwundete gehabt. Darüber hat der Kerl nicht ein einziges Wort verloren!! Ich koche vor Wut und bin zur Zeit nicht zu genießen.

Heute abend ist nach langer Zeit wieder einmal Heimatpost gekommen. Ich habe 14 Briefe dabei, alle von Carola. Das besänftigt mich ein wenig. Die Briefe sind alle sehr lang. In einem liegt ihr **Bild in Postkartenformat**. Carola! Während ich noch in den Anblick meiner Verlobten vertieft bin, kommt der Adju herein. Ich rede mir nun meinen ganzen Zorn vom Leibe. Er wird das ja alles seinem Chef nachher wieder erzählen, was ich von ihm und der ganzen Sache halte. Aber das soll er auch. Dann sprechen wir von persönlichen Dingen und erinnern uns an unsere gemeinsam verlebte Zeit bei der Försterei und in Frankreich. Da erblickt er Carolas Bild und nimmt es in die Hand. „Mensch, Anerkennung,“ platzt er heraus, „Wissen Sie, mit so einer Verlobten würde ich mich über den Batailloner nicht ärgern!“ Dann ging er.

Ich stehe draußen vor der Bunkertür. Unten in dem dämmerigen Bunker sitzt der Gefechtsschreiber am Tisch und schreibt. Er hat drei brennende Kerzen vor sich stehen. Da höre ich, wie der Sanitäter zu ihm sagt: „Mensch, lass’ nicht so viel Kerzen brennen. Wenn der Alte das sieht, wird er verrückt!“<sup>484</sup>

Unglaublich, wie leicht man sich verirren kann! Vor zwei Minuten habe ich den Bunker zu einer kurzen Verrichtung verlassen. Ich war die Treppe hinaufgestiegen, bin noch etwa zehn Meter weitergegangen und dann stehen geblieben. Die Winternacht ist so hell, dass man einige hundert Meter im Umkreis sehen kann: Eine weiße, tiefverschneite Landschaft. Dann drehe ich mich um und gehe die wenigen Schritte zum Bunker zurück – aber ich finde den Eingang nicht! Ich gehe noch ein paar Schritte vorwärts, dann wieder zurück. Ich wende mich vorsichtig etwas nach links, dann nach rechts. Nichts! Ich bleibe stehen und blicke aufmerksam in die Runde. Der Bunkerhügel müsste doch zu erkennen sein. Aber der tiefe Schnee hat alles unter einer gleichförmigen Decke begraben. Ich lausche. Hier in der Nähe sind doch mehrere Bunker, in denen 35 Mann untergebracht sind. Da muss doch mal ein Laut zu hören sein. Nichts. Da, endlich, taucht ein Landser aus der Schneedecke empor, als wenn er der Erde entstiege. Er kommt aus einem der Mannschaftsunterstände, zwanzig Meter entfernt. Wahrscheinlich hat er dasselbe vor wie ich. Nun kann ich mich orientieren und finde mein Erdloch wieder. Genauso lautlos, wie der Landser aufgetaucht ist, verschwinde ich wieder von der Erdoberfläche und tauche durch den schmalen Spalt hinab in die Wärme des Bunkers in der Erde unter der dicken Schneedecke.

---

<sup>484</sup> Eine ähnliche Situation beschreibt der Autor im **Feldpostbrief vom 01.11.1945** an seine Frau.

Ich kann nicht einschlafen. Mitternacht ist längst vorüber, und ich wälze mich ruhelos auf meiner Pritsche hin und her. Die Nervenanspannung der beiden letzten Tage und der Ärger über den Bataillonerrumoren noch in meinem Innern. Tausend Gedanken irrlichtern durch mein Gehirn und verscheuchen den Schlaf. Und ich hätte ihn nach den Anstrengungen der letzten Tage so dringend nötig! Stunde um Stunde verrinnt. 3 Uhr morgens – 4 Uhr morgens.

Heute ist der 21.2.44.

Da rasselt das Telefon. Ich hebe den Hörer ans Ohr und höre die aufgeregte Stimme des Russenmüller: „Alarm! der Russe ist wieder an derselben Stelle in unseren Graben eingebrochen. Kompanie sofort fertigmachen. Sie melden sich bei mir!“ Im Abhängen höre ich noch, wie er die Infanterie-Geschütz-Kompanie anruft. Wahrscheinlich will er Sperrfeuer anfordern.

Die Müdigkeit ist wie weggeblasen. Da ich fast angekleidet schlafe, bin ich schnell fertig und laufe zum Bataillonsgefechtsstand. Der Bataillonsführer empfängt mich gleich mit der Lagemeldung: „Schrödter, der Russe sitzt schon wieder in unserem Graben, im selben Abschnitt wie vorgestern. Schmeißen Sie ihn raus!“ Und dann greift er schon wieder zum Fernsprecher, während ich den Gefechtsstand verlasse. Ich steige in den Mannschaftsbunker hinunter. Die Männer waren schon vom Bataillon alarmiert und sind fast fertig, zeigen aber keine besondere Eile. Einige schnallen noch um, einer ist noch beim Essen, ein anderer erledigt noch ein größeres Geschäft. So viel Gelassenheit bringt mich fast schon wieder in Harnisch. Es sind zwar nur einige, aber sie verzögern die Aktion. Überdies ist es dumm. Denn je heller es wird, umso schwieriger wird unsere Annäherung an den Gegner. Je später wir kommen, umso fester hat sich der Russe im Graben verschanzt und seine Stellung ausgebaut. Die Folgen solcher Langsamkeit müssen wir mit unserem Blut bezahlen. Aber so weit denken die Landser nicht. Ich treibe zur Eile und gebe noch Befehl, einen Kasten Handgranaten mitzunehmen. Dann setzen sich die ersten Gruppen in Marsch.

An dem großen Strohschober in unserer zweiten Linie oben am Rand des Hanges kommen mir die ersten Männer des Zuges entgegen, die der Russe nun schon zum zweiten Mal aus dem Graben geworfen hat. Allen voran der Feldwebel, der den Zug „führt“. Ich befehle ihm, sich dem Gegenstoß anzuschließen. Seine Männer machen zögernd kehrt, aber der Feldwebel macht Einwände. Ich erkenne sofort, dass dieser schlappe Haufen völlig demoralisiert ist. Der Feldwebel ist ein Feigling. Darum hat auch der Zug versagt, weil sein Führer nichts taugt. So lasse ich sie denn lieber zurückgehen und steige mit meinen Männern allein den Hang hinunter.

Der **zweite Gegenstoß** beginnt. Meine Uhr zeigt 6 Uhr. Es ist schon hell. Der Himmel ist klar. Die Luft ist kalt.<sup>485</sup> Die Sicht ist ausgezeichnet. Es ist die scheußlichste Angriffsposition, die man sich denken kann. Die Bolschewiken sitzen in den Bunkern und im Schutz des Grabens, während wir über eine völlig freie, verschneite Fläche angreifen müssen, die außer dem tiefen Schnee keinerlei Deckung bietet. Außerdem ist der Hang zum Gegner hin noch leicht geneigt, so dass er auch den letzten Mann deutlich auf der glatten, weißen Schneefläche sehen kann.

Da geht es auch schon los! Bruch-bruch-brach! Granatwerfer! Wir sind also erkannt. Kein Wunder, mit unserer grünbunten Tarnbekleidung heben wir uns bestens von der weißen Schneedecke ab. Schon beim ersten Einschlag lagen wir flach im Schnee. Jetzt ist eine kleine Pause entstanden. Sie korrigieren ihre Schießwerte. Ehe die nächste Salve kommt, müssen wir hier weg sein. Da ich vorn an der Spitze liege, drehe ich mich um und will den Männern einen Befehl zurufen. Da laufen doch wahrhaftig schon welche zurück! Ich donnere sie an, dass sie sich sofort hinwerfen und wieder zurückgekröchen kommen. Das sind die Kerle, die im Bruchteil einer Schrecksekunde eine Panik auslösen und alles mit zurückreißen. Rumm-wumm – eine neue Serie von Einschlägen. Zwischen den Einschlägen brülle ich: „Ran an den Graben, dann können uns die Werfer nicht fassen!“ Und dann: „Gruppenweise vorarbeiten! Sprung auf, marsch-marsch!“ Ich springe auf und laufe vorwärts. Ein paar beherzte Landser springen sofort mit. Gutes Beispiel wirkt besser als Erklärungen. Wir arbeiten uns sprungweise vor. Noch zweihundert Meter. Das Granatwerferfeuer hat aufgehört. Vom Graben her fallen nur vereinzelt Schüsse. Ich erkenne ihn auch noch gar nicht. Da das Vorarbeiten durch den tiefen Schnee sehr anstrengend ist, stehe ich einfach auf und gehe vorwärts. Es bleibt ruhig. Auch die Männer folgen mir nun aufrecht gehend. So nähern wir uns dem Graben, die Waffen schussbereit haltend.

„Vorsicht, Herr Leutnant, die Russen haben ein MG im Graben!“ Der Ruf kommt schräg von vorn. Da erkenne ich sie auch schon. Schräg links, fünfzig Meter entfernt, liegen drei deutsche Landser hinter

---

<sup>485</sup> -8°C (KTB 6. A. NARA T-312 Roll 1493 Frame 000314)

einer kleinen, flachen Schneewehe. Drei Landser mit einem leichten Maschinengewehr (*IMG*). Sie haben bei dem überraschenden Angriff der Russen heute nacht den Graben nach rückwärts verlassen, sind aber gleich wieder hinter dieser kleinen Schneewelle in Stellung gegangen und haben die Sowjets von hier aus in Schach gehalten. So liegen sie seit drei Stunden hier im Schnee, fünfzig Meter vor dem besetzten Graben, die Mündung ihres MG auf die Einbruchsstelle gerichtet, und schießen auf alles, was sich im Graben bewegt.

Mit ein paar Sprüngen bin ich bei ihnen und werfe mich neben sie in den Schnee. Von hier kann ich das besetzte Grabenstück ziemlich gut übersehen. Ich erkenne auch das russische schwere Maschinengewehr. Es steht genau an der Stelle, an der ich auf den Graben gestoßen bin. Um das MG herum liegt ein Wall von Toten. Ich zähle zwölf Leichen. Das war die Arbeit der drei mutigen Männer! Dieses MG war die stärkste Waffe, die die Russen im Augenblick zur Verfügung hatten. Wenn sie es zum Einsatz bringen könnten, hätte ich einen verdammt schweren Stand. Deshalb versuchen die Iwans immer wieder unter Lebensgefahr, es in Stellung zu bringen. Aber sobald ein Rotarmist versuchte, an das MG heranzukommen, jagten die drei ihre Garben dazwischen. Es war ein erbitterter Kampf. Drei Männer legen eine zwanzigfache Übermacht lahm, weil sie Mut haben!

Mein Plan ist schon fertig. Zuerst muss das MG genommen werden. Ein paar kurze Befehle: „1. Zug greift den ersten Bunker rechts an! MG Möller schirmt gegen den zweiten Bunker rechts ab! Kompanietrupp zu mir, wir nehmen das MG! Fertig – Angreifen!“ Ich krieche mit meinem Kompanietrupp in einem kurzen Bogen seitlich auf das MG zu. Die drei Männer mit dem IMG geben mir Feuerschutz. Ratternde Feuerstöße klatschen zwischen tote und lebendige Russen an ihrem MG/08<sup>486</sup>. Gewehrschüsse peitschen uns entgegen. Wir erwidern das Feuer, abwechselnd kriechend und schießend. Die Roten lassen von dem MG ab und ziehen sich in den Bunker zurück, von wo aus sie sich erbittert zur Wehr setzen. Ein Sprung – ich bin an dem russischen MG. Das erste Beutestück. Die Iwans haben nun ihre stärkste und gefährlichste Waffe verloren. Ein schwerverwundeter Iwan versucht, zu den russischen Stellungen zurückzukriechen. Ich lasse ihn gewähren. Er kommt vor Schwäche kaum vorwärts und wird es sowieso nicht schaffen.

Ich krieche nun mit meinen Männern zwischen den erdbraunen Leichen hindurch auf den ersten Bunker zu. Mein 1. Zug ist ja schon im Begriff, ihn frontal anzugreifen, und ich kann ihn nun, da ich schon im Graben bin, auch noch von der Seite angreifen. Der Graben ist zwar zugeschnitten, aber infolge des eingesackten Schnees markiert er sich als schmale, langgestreckte Rinne. Wir haben den Bunker jetzt in die Zange genommen, denn wir liegen fast im Halbkreis um ihn herum. Neben mir liegt mein treuer Melder, schräg vor mir zwei Mann mit einem IMG, hinter mir einige andere und der Sani. Flach in den Schnee gedrückt, die weitgeöffneten Augen aufmerksam auf den Bunker gerichtet, die Waffen schussbereit haltend, pirschen wir uns heran, näher und näher.

Die Roten haben kaum noch Bewegungsfreiheit. Sie sind auf den Bunker zusammengedrängt und auf das kleine Grabenstück daneben, das für den Posten schneefrei gehalten wird. Sobald ein Iwan den Kopf über den Grabenrand erhebt, peitschen ein paar Schüsse von uns herüber. Die Russen wehren sich und schleudern aus der Deckung Handgranaten gegen uns. Schießen können sie nicht mehr, denn ehe sie ihr Gewehr in Anschlag bringen können, prasseln ihnen unsere Kugeln um die Ohren.

Da ruft mich die MG-Bedienung an, die schräg rechts vor mir liegt. Ich blicke hinüber. Der Schütze 2<sup>487</sup> hebt seinen Arm. Er ist blutrot und hat eine seltsame Form. Knochen zerschossen. Der erste Verwundete. Ich schicke ihn durch eine Handbewegung nach hinten, und er kriecht zurück. Hinter mir liegt ja der Sani. Ich drehe mich um und sehe ihn schon. Er hebt seine Nase über eine Schneewehe und lugt wie ein Hase über die Deckung.

Der Schuss kam drüben von dem zweiten Bunker. Der ist ja auch voller Iwans, die ihren bedrängten Kameraden Feuerunterstützung geben. Ich warne daher durch Zuruf: „Achtung vor dem zweiten Bunker rechts!“ Gleichzeitig treibe ich zur Eile: „Ran an den ersten Bunker – Hurraaah!“ Wir springen geschlossen auf den Bunker zu. Die Russen antworten mit einer Serie von Handgranaten, die sie uns

---

<sup>486</sup> wahrscheinlich ein dem deutschen *MG 08* ähnliches russisches *PM 1910*

<sup>487</sup> Die zu einem MG gehörenden Mannschaften hatten bestimmte Aufgaben, die durch Nummern bezeichnet wurden. Schütze 1 war der Richtschütze, der mit dem MG schoss, Schütze 2 der Ladeschütze, der die Funktion des Munitionsgurtes überwachte; die Schützen 3-5 waren die Munitionsschützen, die die leeren Munitionskisten wegbrachten und neue heranholten. Ein Gewehrführer (im Frieden ein Unteroffizier) überwachte das ganze.



entgegenschleudern. Mit einem dumpfen, erstickten Ton explodieren sie in der tiefen Schneedecke. Wieder stürzt einer meiner Männer verwundet in den Schnee.

Die Salve hat uns wieder auf den Boden gezwungen. Immerhin sind wir jetzt auf dreißig Meter heran. Einbruchsentfernung.

Bevor ich zur letzten Phase, dem Einbruch in den Graben, fertig machen kann, zieht mein Melder neben mir noch eine Handgranate ab und wirft sie hinüber. Sie fliegt im Bogen auf den Graben zu und will in den Postenstand fallen. In demselben Augenblick aber hebt gerade ein Iwan plötzlich den Kopf, um schnell einen kurzen Blick über den Grabenrand zu werfen. Da knallt ihm die Handgranate genau auf den Stahlhelm, prallt ab und springt in kurzem Bogen weiter auf den hinteren Grabenrand, wo sie donnernd zerkracht. Der Iwan war blitzschnell verschwunden. Aber die Situation war von so origineller Komik, dass wir später darüber schallend gelacht haben.

Mein Melder ist nicht zu bremsen. Er zieht noch eine Handgranate ab, springt auf und wirft sie im Laufen zum Iwan hinüber. Ich rufe ihn zurück. Der ist imstande und springt allein in den Graben.

„Fertigmachen zum Einbruch!“ Alte Hasen wissen, was sie jetzt zu tun haben: Handgranate bereitlegen, auf Kommando gleichzeitig werfen und im Augenblick der Detonation bei „Sprung auf-marsch-marsch!“ die letzten zwanzig bis dreißig Meter im Laufschrift, aus allen Waffen schießend, auf den Graben bzw. die feindliche Stellung zustürmen. (Die Methode kann aber je nach Lage wechseln.) Ich hebe meine MPi, um nochmal auf den Bunker zu feuern. Da versagt sie. Beim Robben durch den tiefen Schnee ist sie in den Schnee geraten und streikt.

Immer das alte Lied mit unseren Waffen. Dem russischen Winter sind sie nicht gewachsen. Vor allem diese MPi taugt nichts. Im Sommer geht sie zu leicht los und im Winter bei großer Kälte versagt sie. Die russische MPi schießt bei jedem Wetter! Ähnlich ist es mit unserem MG 42. Eine hervorragende Waffe mit hoher Schussfolge und entsprechend vernichtender Wirkung – wenn sie schießt! Aber bei den eisigen Temperaturen tut sie das oft nicht!

Während mir dieser Gedanke blitzartig durch den Kopf geht, und ich meine Maschinenpistole vor Wut am liebsten weggeschmissen hätte, da heben sich plötzlich drüben im Graben zwei Hände. Sie ergeben sich! Wir stellen das Feuer ein, ich rufe die Russen an, und dann kommen sie heraus. 2 – 4 – 6 – 8 Mann. Ich hebe, auf dem Bauch liegend, vor Freude den Arm und rufe: „Hurra, wir haben gewonnen!“ Der vorderste Rotarmist kommt auf mich zu. Er beugt sich zu mir nieder, streckt mir beide Hände entgegen und sagt: „Spassiba, pan, sspassiba!“<sup>488</sup> Er ist glücklich, dass er am Leben bleibt. Nun wollen sie auch gleich nach hinten, von der Front weg, und fragen mich wiederholt: „Nasad, pan?“<sup>489</sup> Aber ich gebe dem Sani Befehl, sie zunächst in die Grube hinter dem abgeschossenen Tigerpanzer zu bringen und dort zu warten, bis wir auch die übrigen Bunker ausgeräumt haben. Er kann ja inzwischen die Verwundeten versorgen.

Nun ran an den zweiten Bunker! Wir robben uns an den Unterstand heran. Um ihn besser sehen zu können, erhebt sich einer meiner Männer und stellt sich aufrecht auf den Hügel des eben eroberten Bunkers. Ehe ich ihn anrufen kann, kracht ein Schuss, und der Soldat bricht lautlos zusammen. So ein Leichtsinn! Wie kann man sich da oben in voller Größe als Zielscheibe hinstellen, wenn der Gegner in sechzig Metern Entfernung auf der Lauer liegt und um sein Leben kämpft! Es ist ein Jammer, denn auch dieser Mann war einer der besten und anständigsten Soldaten meiner Kompanie. Und die werden sowieso immer seltener.

Der Sani ist schon neben mir. „Herr Leutnant, geben Sie mir Feuerschutz, ich hole ihn zurück!“ Ich will mich aber nicht in Einzelaktionen zersplittern, zumal der Mann wahrscheinlich tot ist. Deshalb sage ich: „Nein, wir müssen alle vorwärts, dann kommt er ohnehin hinter uns zu liegen. Dann können Sie sich um ihn kümmern!“

### Dritte Verwundung

Ich feuere die Männer nochmals an: „Vorwärts, ran an den zweiten Bunker!“ Wir schieben uns durch den Schnee näher heran. Dabei müssen wir uns flach in den Schnee drücken, denn der Iwan schießt auf

---

<sup>488</sup> спасибо, пан, спасибо! (ukrainisch) Danke, Herr, danke!

<sup>489</sup> назад, пан? Nach hinten, Herr?

alles, was sich bewegt. Wieder ein Verwundeter! Wir müssen schneller voran. Am besten in einem Anlauf ran, aus allen Knopflöchern feuern und drauf! Ich schätze die Entfernung. Es ist nicht mehr weit. Also: „Auf-marsch-marsch!“ Mit ein paar schnellen Sätzen springe ich vorwärts. Da fühle ich plötzlich einen stechenden Schmerz im rechten Fuß, knicke um und sinke in den Schnee. Ich meine sogar, ich hätte es knacken gehört. Aber es war doch kein Schuss gefallen!? Der Fuß schmerzt. Ich will mich aufrichten, sinke aber wieder zurück. **Fuß gebrochen** oder **verwundet**? Ich weiß es nicht. Ist jetzt auch egal. Ich krieche nun auf allen Vieren auf den Bunker zu. Rechts fällt ein Mann, schwer getroffen. Das sieht man schon an der Art, wie er fällt und liegen bleibt. Man bekommt einen Blick dafür. Mein Fuß schmerzt rasend, aber der Kampf nimmt alle meine Sinne und Gedanken in Anspruch. Ich registriere nur im Unterbewusstsein, dass ich mich vor Schmerzen immer von einer Seite auf die andere wälze, während ich den Kampf leite. Jetzt kann ich vor Schmerzen auch nicht mehr weiterkriechen und bleibe liegen. Inzwischen sind wir so nahe an den Bunker herangekommen, dass wir ihn stürmen können. Ich kommandiere: „Handgranaten fertigmachen zum Einbruch!“ Aber die Handgranaten sind alle! So eine Schweinerei! Das hat mir noch gefehlt! Aber da kommt mir zum Glück blitzartig ein Gedanke. Ich ver falle auf eine List. Beim ersten Bunker hatten wir unser etappenweises Vorpreschen immer mit Hurra-Rufen begleitet, und die Russen hatten sofort mit einer Salve von Handgranaten geantwortet. Versuchen wir es hier einmal auf eine etwas andere Weise. Einmal muss ihr Vorrat ja erschöpft sein, und dann haben wir leichtes Spiel. Auf mein Kommando brüllen wir also alle „Hurra!“, bleiben aber ruhig am Boden liegen. Prompt antworten die Russen mit einer Serie von Wüfen. Es sind dicke, übergroße Handgranaten dabei. Jedesmal, wenn wir jetzt brüllen, fliegt eine Kaskade von Handgranaten aus dem Unterstand auf uns zu, verpufft aber immer wirkungslos im Schnee. Die Sowjets wagen nicht mehr, den Kopf über die Deckung zu erheben, weil sie von unserem Gewehrfeuer niedergehalten werden. Sie werfen ihre Granaten auf gut Glück in unsere Richtung, ohne jemand zu treffen.

Dann gehen wir ran an den Bunker. Der erste Landser steht dicht davor, als noch einmal eine Handgranate auf ihn zu fliegt. Der Deutsche aber dreht, aufrecht stehend, nur den Oberkörper zur Seite, bis die Handgranate explodiert ist, und geht dann auf den Bunker los. Wir knallen noch ein paar Feuerstöße auf den Unterstand, die Iwans werfen noch einige Handgranaten, aber dann ist ihr Widerstand gebrochen. Mit erhobenen Händen kommen drei Iwans heraus. Natürlich sind das nicht alle. „Skolko ischtscho tam?“<sup>490</sup>, radebreche ich. Sie antworten, dass noch einige unten seien, die sich nicht herauswagten. Ich befehle einem Iwan, sie herauszurufen. Wir täten ihnen nichts. Der Russe wendet sich zum Bunker und ruft: „Sowjetski kamerati, iditje ssuda. Niemietski soldati nie streljajut!“<sup>491</sup> Nach einigem Zögern kommen dann noch die letzten drei Iwans herausgekrochen.

Ich schicke sie ebenfalls zu dem Loch hinter dem Panzerwrack. Diese Grube sollte wohl mal ein Unterstand werden. Dort haben sich inzwischen vierzehn Gefangene gesammelt. Ich kommandiere einen Landser ab, der die Gefangenen zum Bataillon hinaufbringen soll. Während diese Gruppe langsam den Hang hinaufsteigt, wende ich mich dem nächsten Bunker zu.

Drei Bunker sind noch zu nehmen. Mein Fuß schmerzt jetzt nicht mehr so sehr. Wie ein Hund krieche ich auf allen vieren durch den Schnee. Meine MPi ist hoffnungslos vereist. Ich will nun den dritten und vierten Bunker gleichzeitig angreifen. Mit Hurra eröffnen wir den Sturm. Unsere Gewehrkugeln schlagen in die Deckung und in das Holz des Unterstandes. Russische Handgranaten explodieren mit dumpfem Knall. Wenn die Roten den Kopf zu heben wagen, prasseln ihnen unsere Kugeln um die Ohren. Da sie nichts mehr sehen, ist ihr Widerstand ziellos und schwach. Wir gehen einfach auf die Bunker los, und wenn die Iwans Handgranaten werfen, drehen sich die Landser einfach nur zur Seite, um die Splitter nicht in den Bauch zu kriegen. Einer meiner Männer wird aber doch noch verwundet. Dann muss sich auch diese Bunkerbesatzung ergeben. Wieder kommen sechs Russen mit erhobenen Händen heraus.

Im vierten Bunker rührt sich nichts. Ob sie uns täuschen wollen? Da meldet sich Grenadier Schlodder: „Herr Leutnant, den nehme ich allein!“ Er kriecht von der Seite her an den Bunker heran bis auf die Decke, zieht eine Handgranate ab und lässt sie in den Bunkerschornstein fallen. Dann springt er an den Eingang. Drinnen explodiert die Handgranate mit gedämpftem Krachen, und in demselben Augenblick stößt der Grenadier die Bunkertür auf und springt hinein. Der Bunker ist leer. Die Iwans waren unbemerkt geflüchtet.

---

<sup>490</sup> сколько ищю (eigentlich еще) там? Wie viele sind noch da?

<sup>491</sup> Советские камерати, идите сюда, немецкие солдаты не стреляют! Sowjetische Kameraden, kommt her, die deutschen Soldaten schießen nicht!

Ich sage Schlodder ein paar Worte der Anerkennung. Er ist der Typ eines schnodderigen Berliners. Ein richtiger Rabauke, aber für solche Unternehmen genau der richtige Mann. „Herr Leutnant, Sie denken wohl, ick bin Unteroffizier? Nee, nee, hier, ick bin einfacher Landser!“ Mit diesen Worten zieht er seine Wintertarnjacke von der Schulter und zeigt mir seine einfache Schulterklappe. Es soll wohl ein Wink mit dem Zaunpfahl sein, aber ich nehme mir vor, ihn zu einer Auszeichnung einzureichen.

Auch der fünfte Bunker ist leer. Schlodder wollte hier sein Bravourstück nicht wiederholen. Ist auch besser. Man soll das Schicksal nicht herausfordern. Außerdem ist es schade um die Bunkeröfen, die dabei natürlich kaputt gehen, und die wir ja noch brauchen.

Der Gegenstoß ist beendet. Ich krieche, immer noch auf allen vieren, zum Tigerwrack zurück, lasse mich in die Grube gleiten und sitze nun vor den Gefangenen. Auch meine Männer sammeln sich hier. Die Iwans hocken in ihren dicken, braunen Wintermänteln vor mir und sehen mich erwartungsvoll an. Nur einer fragt mich nochmals etwas unsicher: „Nasad, Pan?“ Als ich ihm bestätige: „Da, da, tschaaß nasad!“<sup>492</sup>, geht eine Welle der Erleichterung durch den Haufen. Sie werden munter, und die ersten schicken sich an, aus der Grube zu klettern. Aber ich rufe sie zurück. Ich will erst noch einiges von ihnen hören.

Es sind Strafnikis, Angehörige eines Strafbataillons. Sie hatten vorgestern auch schon hier angegriffen. Sie waren 120 Mann und hatten 40 Mann verloren. Heute früh mussten sie mit den restlichen 80 Mann den Angriff wiederholen. Auch dieser Angriff kostete sie wieder fast 20 Tote und 21 Gefangene. Und nun hocken sie hier und sind froh, dass sie das Leben haben. Aber so ganz geheuer ist es ihnen hier vorn nicht. Ich spüre, wie es sie „nach hinten“ zieht.

Ein Russe sitzt völlig apathisch auf dem Grubenrand. Sein Unterschenkel ist von einer Kugel zerschmettert und blutüberströmt. Er hat Durst und bittet mich um Wasser. Aber ich habe nichts zu trinken. Jetzt erkenne ich ihn. Es ist derselbe, der vorhin zurückzukriechen versuchte. Er hat es als aussichtslos aufgegeben und ist zurückgekommen. Nun sitzt er still und zusammengesunken da. Einige Minuten sind vergangen, als der Schwerverwundete plötzlich laut aufjammert. Seine verkrampfte Hand beginnt, wie in einem epileptischen Anfall, schnelle Kreise vor seinem Gesicht zu beschreiben. Dabei stößt er auf- und abschwellende unartikulierte Laute aus. ... uahuähuaahuahuaaahhoooo ... Delirium. Immer matter wird die Stimme. Dann sinkt der Oberkörper langsam nach hinten und fällt leblos zurück. Seine Kameraden blicken betroffen und erschüttert auf dieses Sterben. Wir konnten ihm nicht mehr helfen.

Ich schicke die letzten sechs Gefangenen mit dem Sanitäter und zwei Mann zurück. Unter den Gefangenen sind noch einige Schwerverwundete. Mit dem eben Verstorbenen habe ich also 21 Gefangene gemacht.

Ich lasse nun die eroberten Bunker wieder besetzen. Die Meldung über den erfolgreich beendeten Gegenstoß habe ich dem Sani mitgegeben: Feindverluste: 20 Tote, 21 Gefangene. Beute: 1 sMG, 25 Gewehre. Eigene Verluste: 2 Tote, 4 Verwundete.<sup>493</sup>

Die beiden Gegenstöße haben mich 4 Tote und 8 Verwundete gekostet. Das ist trotz des Erfolges teuer bezahlt.

Endlich ist wieder Ruhe. Ich habe mich auf das Strohlager eines Bunkers gelegt, um meinen Fuß zu schonen. Er schmerzt nicht mehr so sehr. Vielleicht ist er nur verstaucht. Ich erhebe mich und trete vorsichtig auf. Es geht. Ich mache ein paar Schritte. Keine großen Schmerzen. Da kletterte ich wieder hinaus, beobachte das Feindgelände, lasse die Beutewaffen zusammentragen und lege mich dann wieder aufs Stroh. Der Fuß ist doch nicht in Ordnung.

Es ist Mittag. Aber das hat nichts zu bedeuten. Essen gibt es erst abends. Während ich auf dem Stroh liege, gehen mir tausenderlei Gedanken durch den Kopf.

In unserem Abschnitt hier finden keine großen kriegesischen Aktionen statt. Es ist ein typischer Stellungskrieg, ein erbitterter Kleinkrieg. Ein Kampf gegen durchgesickerte Spähtrupps, eingebrochene Stoßtrupps, ein ohnmächtiger Kampf gegen unsichtbare Scharfschützen. Es sind Einbrüche und Gegenstöße und alles das, was der Wehrmachtsbericht „Späh- und Stoßtrupptätigkeit“ nennt. Die Verluste, im einzelnen gesehen, sind nicht hoch. Heute ein Verwundeter, morgen nichts, übermorgen

---

<sup>492</sup> да, да, час (сразу) назад! Ja, ja, in einer Stunde (sicher meinte er: sofort) zurück!

<sup>493</sup> Funkspruch LVII.Pz.Korps an A.O.K.6, 20.49 Uhr (KTB AOK 6, NARA T-312 Roll 1492 Frame 001247): „257.Inf.Div. Angriff südl. Nedaiwoda abgewehrt.“

ein Toter. Aber im Laufe der Zeit haben sich diese Ausfälle zu empfindlichen Verlusten summiert. Ersatz bekommen wir kaum noch.

Einmal hat der Russe eines seiner Husarenstücke vollbracht. In einer stürmischen Nacht hat er, von unseren Posten unbemerkt, ein Infanteriegeschütz dreißig Meter vor unserem Graben in Stellung gebracht. Im Morgengrauen hat dann sowjetische Infanterie angegriffen. Dabei hat dieses Geschütz aus nächster Nähe derart in unseren Graben gefunkt, dass die Landser sofort die Flucht ergriffen haben. Der Überfall war ein voller Erfolg für den Iwan.

Aber etwas ist mir wiederholt aufgefallen: Dass die Russen nach dem ersten Erfolg plötzlich zögern. Auch diesmal war es wieder so. Sie hatten unseren Graben in dreihundert Meter Breite besetzt, und dann haben sie gewartet, bis wir sie wieder hinausgefeuert haben. Warum sind sie nicht durchgestossen!? Der Russe ist ein Einzelkämpfer von beneidenswerter Härte, Ausdauer und Geschicklichkeit. Aber er hat keine Eigeninitiative und kann keine selbständigen Entscheidungen treffen. Das hat er nicht gelernt. Und der unteren und mittleren Führung fehlt die taktische Schulung und Erfahrung.

Noch etwas ist bemerkenswert. Die Russen greifen oft trotz Misserfolgs und hoher Verluste immer wieder an derselben Stelle an. Den Grund erfuhr ich später: Er liegt in der Befehlsstruktur. Ein sowjetischer Kommandeur, der einen Kampfauftrag erhält, ist für die Durchführung und den Erfolg persönlich verantwortlich. Deshalb greift er trotz wiederholten Scheiterns immer und immer wieder an. Menschenverluste spielen dabei keine Rolle. Das schier unerschöpfliche Menschenreservoir, die militärische und psychologische Ausbildung und die Mentalität des Russen machen solches Vorgehen möglich. Das fehlende taktische Können wird durch Masseneinsatz ersetzt.

Ein Landser, der in der ersten Nacht des Einbruchs der Strafnikis Posten stand, erzählt, dass die Russen bei heftigstem Schneetreiben in langer Reihe, die Arme gegenseitig untergehakt, lautlos angelaufen kamen. Er habe sie erst bemerkt, als sie schon fast den Graben erreicht hatten.

Es ist Abend geworden. Dunkelheit hat sich über die Stellungen gelegt. Die Verpflegungsschlitten sind angekommen und halten hundert Meter vor meinem Bunker. Als ich zu den Schlitten hinübergehen will, fährt mir plötzlich ein stechender Schmerz durch den Fuß. Ich bleibe wie angewurzelt stehen und schleppe mich dann zum Unterstand zurück. Hier bleibe ich, bis die Verpflegungsausgabe beendet ist. Dann lasse ich die beiden toten Kameraden auf den ersten Schlitten legen, während der zweite mit den Beutewaffen beladen wird. Nun muss ich selbst noch aufsteigen, denn ich muss zum Arzt. Von zwei Männern gestützt, schlurfe ich zum Schlitten und schiebe mich auf den Sitz. Dann ziehen die Pferde an. Sie ziehen den Hang hinauf, fallen oben auf der Ebene in Trab und halten kurze Zeit später vor dem Sanitätsbunker des Bataillons. Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Der Arzt kommt heraus und geht zu den Toten, während ich in den Unterstand hinunterrutsche. Die Zeit bis zur Rückkehr des Arztes benutze ich, um den Bataillonsführer anzurufen und ihm noch Einzelheiten über den Gegenstoß mitzuteilen. Dabei höre ich, dass nur 19 Gefangene beim Bataillon angekommen sind. Einer der Verwundeten ist auf dem Weg dorthin seinen schweren Verletzungen erlegen. So sieht also die Bilanz meines zweiten Gegenstoßes folgendermaßen aus: Feindverluste 22 Tote und 19 Gefangene. Eigene Verluste: 2 Tote und 4 Verwundete.

Der Arzt ist wieder hereingekommen. Er ist schon seit 1941 beim Bataillon und ein guter Freund von Max Müller. Ich schildere ihm den Hergang der Verletzung, während ich den Filzstiefel vorsichtig und mit einiger Mühe ausziehe. Es geht schwer, denn der Fuß schmerzt und ist geschwollen: Der Arzt befühlt die Schwellung, die um das Sprunggelenk und etwas darüber liegt. „Ja“, sagt er dann, „es scheint eine Verstauchung zu sein. Gehen Sie mal drei Tage zur Schonung zum Tross. Lassen Sie sich aber sicherheitshalber im Lazarett noch einmal untersuchen.“ Ich ziehe den Filzstiefel mühsam wieder an, verabschiede mich vom Arzt und lasse mich hinausführen.

Draußen wartet schon der Verpflegungsschlitten. Ich steige auf und setze mich neben den Fahrer. Die Pferde ziehen an, und mit leisem Zischen gleitet der Schlitten in die Winternacht hinaus. Trappelnd klopfen die Pferdehufe den Boden, und der Schlitten rauscht leise durch den Schnee. Ich drehe mich um.

Hinter mir auf dem Schlitten liegen die beiden toten Kameraden, stumm und steif. Ihre bleichen Gesichter heben sich als helle Flecken von der dunklen Zeltbahn ab. Arme Kameraden! Du dort vor allem, Du brauchtest nicht hier zu liegen, wenn Du nicht so sträflich leichtsinnig gewesen wärest. Was soll ich nun Deiner Mutter schreiben? Aber eigentlich ist es töricht, Dich zu schelten. Unser aller Leben liegt in Gottes Hand. Er hat es wohl für richtig befunden, Dich jetzt abzurufen, und dann hätte Dir auch alle Vorsicht nichts genützt. Du warst ein braver Soldat und ein guter Kerl.



Ich bin im Quartier des Spieß. Es ist ein sauberes Haus, das er mit dem Kammer- und dem Küchenunteroffizier bewohnt. Wir beschließen, dass ich morgen mit einem HF1, der sowieso in die Stadt muss, mitfahre. Er soll mich dann beim Lazarett absetzen. Dann gehe ich ins Bett, in ein richtiges, weißbezogenes Bett. Vorsichtig lagere ich meinen Fuß, und dann bin ich auch schon eingeschlafen.

Es ist noch sehr früh, als ich wieder erwache. Dennoch stehe ich auf, um den Inhalt meiner Offizierskiste einmal durchzusehen und zu ordnen. Diese „Offizierskiste“ ist eine hölzerne russische Munitionskiste mit grünem Anstrich. Sie ist immer beim Tross und enthält meine Ersatzwäsche, Kleidungsstücke und sonstige Dinge, die ich nicht ständig benutze. Die Sachen des ständigen Bedarfs führe ich im Wäschebeutel bei mir mit.

Mein Fuß war über Nacht so stark angeschwollen, dass ich keinen Stiefel mehr anziehen konnte. Ich habe mir daher ein kurzes Brett unter den verletzten Fuß gebunden. Damit kann ich mich wenigstens humpelnd fortbewegen. Nach dem Frühstück steige ich in den Schlitten, um mich ins Lazarett fahren zu lassen. Mitten im Ort erscheinen plötzlich zwei sowjetische Jäger, die im Tiefflug über die Häuser jagen. Der Fahrer stoppt sofort und lenkt den Schlitten in den Straßengraben. Ich steige aus und strebe halb springend, halb hinkend dem nächsten Haus zu. Bei jedem Schritt fährt ein stechender Schmerz durch meinen Fuß. Ehe ich die schützende Hauswand erreiche, klatschen schon die Geschosse um mich herum auf die Straße. Sie treffen aber nichts. Die beiden Maschinen drehen ab und verschwinden. Wir sitzen wieder auf und erreichen nun ungehindert das Lazarett.

Es sind nicht viel Kranke im Wartezimmer, so dass ich bald herankomme. Während ich mein Brettchen vom Fuß losbinde, erzähle ich dem Arzt den Verlauf des Unfalls. Der Arzt fasst den geschwollenen Fuß, befühlt das Gelenk und sagt sofort: „Der ist gebrochen!“ Er geht ins Nebenzimmer und kommt mit einer Elastikbinde zurück, die er mir geschickt und fehlerlos um das gebrochene Gelenk wickelt. Während des Verbindens erklärt er weiter: „Der Fuß muss geröntgt werden. Ich habe hier aber nicht die nötigen Geräte. Sie müssen daher zum Kriegslazarett zurück, nach Odessa. Um 2 Uhr fährt hier vom Lazarett ein Omnibus zum Bahnhof.“ Dann bekomme ich eine grüngeränderte Karte ins Knopfloch gebunden und bin entlassen.

Während ich im Schlitten zur Schreibstube zurückfahre, wird mir klar, dass aus den drei Ruhetagen beim Tross nun ein Heimattransport wird. Im Quartier angekommen, beauftrage ich den Spieß, eine entsprechende Meldung ans Bataillon zu machen. Außerdem reiche ich den Grenadier Schlodder und meinen Melder wegen Tapferkeit vor dem Feind zum EK II ein. Dann packe ich die nötigsten Sachen in meinen Wäschebeutel, esse noch zu Mittag und steige dann auf den HF1, der fahrbereit vor dem Haus steht. Da ich keine Stiefel mehr anziehen kann, habe ich über den gebrochenen Fuß zwei Wollsocken gezogen und dann das Brettchen wieder untergeschnallt, das sich als sehr zweckmäßig erwiesen hat. Trotz der starken Kälte<sup>494</sup> behalte ich warme Füße.

Als wir beim Lazarett ankommen, steht der Bus schon da. Ich melde mich noch schnell in der Aufnahme, verabschiede mich von unserem Fahrer und steige in den Bus.

Am Bahnhof von X<sup>495</sup> werden wir in ein großes Haus gebracht und registriert. Danach lege ich mich in einem Zimmer, in dem sich noch mehrere Kameraden befinden, auf eine Pritsche und versuche, etwas zu schlafen. Aber dann heißt es plötzlich, der Lazarettzug fährt gleich ab. Die Landser greifen ihr Gepäck und verlassen das Zimmer. Ich humpele mühsam hinterher. Ja, da steht ein Zug unter Dampf. Die Landser streben eilig dorthin. Ich schlurfe hinter ihnen her. Mit dem gebrochenen Fuß vorsichtig auftretend, hinke ich dem Zug entgegen. Aber die Gleise zu überschreiten, gelingt mir nicht. Hilflos stehe ich da und sehe die Kameraden schon da hinten im Zug verschwinden. Da werde ich wütend und brülle nach einem Sanitäter. Tatsächlich kommt sofort einer aus dem Haus gelaufen. Schimpfend beschwere ich mich über den Saubetrieb. Ob ich etwa mit dem gebrochenen Fuß allein zu dem Zug laufen soll? Der Sanitäter nimmt mich sofort huckepack auf den Rücken und trägt mich bis zum Zug. Er ist dabei so freundlich, dass mir meine Heftigkeit schon leid tut. Am Zug angekommen, hilft er mir noch in den Wagen. Es ist ein ehemaliger Personenwagen, der statt der beiden Bänke jetzt zwei Doppelbetten

---

<sup>494</sup> -7°C gem. KTB AOK 6, NARA T-312 Roll 1493 Frame 000322

<sup>495</sup> Im Original „*Losowatka*“, das aber keinen Bahnhof hat; der Bahnhof von Kriwoi Rog war am Vortag geräumt worden (KTB LVII. Pz.K., NARA T-314 Roll 1495 Frame 000051); es könnte der *Bahnhof von Gaikowka* oder der erheblich weiter entfernte von *Kasanka* gewesen sein, die beide noch Anschluss an das Eisenbahnnetz hatten (Frame 000051/53).

hat. Ich steige in ein Abteil, in dem sich schon zwei Offiziere befinden. Nach kurzer Zeit setzt sich der Zug in Bewegung. Zum zweiten Mal geht es im Lazarettzug heimwärts.

## 7. Teil

### Zweite Lazarettzeit und Heimataufenthalt

**Odessa.** Der Zug fährt am Ufer der riesigen, fast halbkreisförmigen Hafenbucht entlang. Immer wieder rollen wir zwischen langen Güterzügen hindurch, die auf den zahlreichen Gleisen stehen und uns dann für einige Zeit die Sicht versperren. Wir sind auf dem Gelände des Güterbahnhofs von Odessa. Vor uns erhebt sich leuchtend die gewaltige Hafenterrasse wie ein antikes Amphitheater. Ich werde in einen Sankra geschoben, der gleich darauf anfährt. Wir fahren durch die Stadt. Der Lärm der Straße dringt gedämpft herein, aber sehen kann ich wegen der Milchglasscheiben nichts.

27.2.44. Ich liege im **Kriegslazarett 1/606 Odessa**. Mein „Bett“ ist eine einfache, aus ein paar Brettern zusammengeschlagene Holzpritsche. Sie steht in der Ecke eines großen Saales, der noch achtzig weitere Pritschen enthält. Ob alle Räume hier so aussehen, oder ob dies hier nur ein Notquartier ist, weiß ich nicht. Der Saal ist voll belegt und wird nur von wenigen Schwestern betreut. Als mir eine der Schwestern das Essen bringt, frage ich sie, ob hier im Saal noch mehr Offiziere liegen oder ob es für Offiziere besondere Zimmer gibt. Ich erhalte nicht einmal eine Antwort. Ich frage auch nicht mehr. Im Saal ist eine ständige Unruhe und pausenloses Stimmengewirr. Ich bin froh, dass ich in meinem Winkel etwas mehr Ruhe habe.

Mitten in der Nacht werde ich wach. Es ist dunkel. Von einigen Betten dringt leises Stöhnen zu mir herüber. Jetzt in der Nacht spürt man die Schmerzen stärker, weil man keine Zerstreuung hat. Tagsüber können Gespräche oder Lektüre oder die Vorgänge im Saal die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und von den Schmerzen ablenken. Ein Kamerad ächzt besonders laut. Er liegt in der Mitte des Saales. Jetzt ruft er nach der Schwester. Es rührt sich aber nichts. Er wiederholt seine Rufe, jedoch ohne Erfolg. Ein Landser schleppt sich zur Nachtklingel und drückt auf den Knopf. Niemand vom Krankenpersonal lässt sich sehen. Da läutet er Sturm, während andere Kameraden auch zu rufen anfangen. Da endlich erscheint eine Nachtschwester und geht zu dem Schwerverwundeten. Inzwischen ist der halbe Saal erwacht. Licht flammt auf. Da wird die Schwester plötzlich unruhig und beginnt zu laufen. Der Verband des Verwundeten ist durchgeblutet. Die Schwester verständigt einen Arzt. Der Verwundete wird hinausgefahren. Im Saal tritt allmählich wieder Ruhe ein.

Zwei Sanitäter treten an meine Pritsche, legen mich auf eine Tragbahre und bringen mich zum Operationssaal. Da die sechs Operationstische alle besetzt sind, stellen sie mich vorerst auf die Erde und verschwinden. Hier liege ich nun auf der Bahre zu ebener Erde zwischen zwei offenen Türen in der Zugluft. Da ich aber wohl jeden Augenblick auf die Schlachtbank kommen werde, sage ich nichts. Im Saal stehen sechs Operationstische nebeneinander. Auf jedem Tisch liegt ein Verwundeter, um den mehrere Ärzte und Schwestern herumhantieren. Die Luft im Raum ist muffig. Auf dem Fußboden häufen sich Ballen von verbrauchter Watte und Knäuel blutiger Verbände. Instrumente klirren auf Glasplatten, kurze Anordnungen schwirren durch den Saal. Verwundete schreien plötzlich auf oder stoßen in der Narkose unartikulierte Laute aus. Der Saal ist erfüllt von fieberhafter Geschäftigkeit.

An dem Tisch, der mir am nächsten steht, operiert ein Oberarzt mit einem Assistenzarzt und einer Schwester. Sie haben einem Verwundeten die Schwarte an der Schläfe aufgeschnitten und umgeklappt. Ich kann gerade den Kopf des Verwundeten sehen. Der Oberarzt stochert in der Wunde herum. Offenbar sucht er etwas und findet es nicht. Er ist offensichtlich nervös oder verärgert. Es dauert auch gar nicht lange, da entspinnt sich zwischen ihm und dem Assistenzarzt ein Disput, der bald in einen lauten Streit ausartet. Der Assistenzarzt schimpft, während der Oberarzt seinen Gehilfen anschreit. Soweit ich sehen kann, geben sie die Operation auf und entfernen sich wutentbrannt.

Es läutet zu Mittag. Der Operationssaal leert sich allmählich, die Tische werden frei, und das Personal geht zum Essen. Bevor ich noch fragen kann, was eigentlich mit mir werden soll, ist der letzte Arzt durch die Tür verschwunden. Der Saal ist plötzlich leer. Einsam und allein liege ich auf meiner Bahre zu ebener Erde in der Zugluft zwischen zwei Türen, die weit offen stehen.

Das ist ein toller Saubetrieb hier in diesem Lazarett. Als der erste Mann des OP-Personals nach dem Essen wieder erscheint, sage ich ihm deutlich meine Meinung über diesen Saustall. Es scheint ihn nicht zu erschüttern. Angesichts dieser unmöglichen Zustände hier werden sie wohl häufig solche Beschwerden hören und sind dagegen immun.

Ich komme nun gleich als erster auf die Schlachtbank. Das glatte Leder des Tisches ist kalt. Der Arzt besieht sich meinen Fuß, kann aber nichts Endgültiges unternehmen, da noch keine Röntgenaufnahme gemacht wurde(!). Also werde ich wieder auf meine Pritsche im großen Saal zurückgetragen.

Drei Tage habe ich das Kriegslazarett 1/606 genossen. Dann werde ich für einen Heimattransport herausgesucht, der morgen abgehen soll. Wieder liege ich mit drei Kameraden im Sankra und höre, wie er sich durch das Gewühl des Straßenverkehrs schlängelt. Wenn er um eine Ecke biegt, drückt uns die Fliehkraft nach rechts oder links auf die Bahre. Plötzlich stoppt der Sankra. Die Tür wird geöffnet. Wir sind auf dem Bahnsteig. An der Rampe steht eine lange Reihe von Güterwaggons, die alle mit einem großen Rotkreuzzeichen bemalt sind. Jetzt fassen zwei Mann meine Bahre und ziehen sie heraus. Quietschend gleitet sie nach vorn. Dann werde ich in einen Waggon hinein gehoben und auf ein Bett gelegt. Das Verladen geht schnell. Der Zug verlässt den Bahnhof.

Wir rollen durch Rumänien nordwärts. In unserem Waggon liegen zwanzig Verwundete, darunter zwei Russen. Ein Leichtverwundeter hat unsere Betreuung übernommen. Er verteilt das Essen und die kalte Verpflegung und kümmert sich auch sonst um unsere Bedürfnisse. Plötzlich zieht ein pestilenzartiger Gestank durch den Waggon. Es stellt sich schnell heraus, dass er aus der Ecke kommt, in der die beiden Russen liegen. Sie hatten ein dringendes Bedürfnis, hatten es aber aus unerfindlichen Gründen nicht gesagt, sondern das Geschäft einfach an ihrem Liegeplatz verrichtet, was nicht zu verheimlichen war. Die Landser schimpfen fürchterlich, und die Iwans sind ganz kleinlaut.

Langsam und vorsichtig rollt der Zug über die haushohe, viaduktartige Brücke des **Dnjestr**. Tief unter uns fließt der gewaltige, breite Strom in einem steilwandigen Tal.<sup>496</sup>

Wir kommen überhaupt nicht vorwärts. Jetzt rangieren wir schon wieder drei volle Stunden auf einem Bahnhof herum, nur um noch einige Waggons anzuhängen. Auf der Strecke fahren wir im Schneckentempo, auf den Stationen liegen wir halbe Tage herum. Einmal ist die Strecke nicht frei, ein andermal fehlt die Lok, die gewechselt werden soll. Man munkelt von Sabotage der Rumänen.<sup>497</sup>

Wir passieren **Jassy**. Die recht weitläufige Stadt füllt den Talkessel aus, zieht sich an den Hängen hinauf und setzt sich auch noch auf der Hochfläche fort. Einige Kirchtürme überragen das Häusermeer.

Eine volle Woche haben wir gebraucht, um Rumänien zu durchqueren. Das geht nicht mit rechten Dingen zu!

Wieder einmal fahren wir durch **Lemberg**. Die Waggontüren sind offen. Wer sich bewegen kann, ist an die Tür gekrochen und lässt die Häuserreihen an sich vorübergleiten. Sobald unten auf der Straße ein Mädchen auftaucht, winken und rufen die Landser. Manche Mädchen erwidern den Gruß, andere machen eisige Gesichter.

5.3.44. Ich liege im **Reservelazarett V, Krakau**. Es ist ein ehemaliges Studentenheim. Heute ist der Fuß nun endlich geröntgt worden. Ich habe die Aufnahme gesehen. Der Bruch ist deutlich zu erkennen. Wie ein weißer Strich geht er quer durch den Knochen. Eine glatte Fraktur. Ich liege wieder im Bett, während der Oberarzt neben mir am Tisch sitzt. Er hat eine Schreibmaschine mitgebracht und schreibt den Krankenbericht gleich selbst, indem er abwechselnd meinen Fuß untersucht und dann wieder ein paar Sätze schreibt. „Wer hat Ihnen den Verband angelegt?“ fragt er zwischendurch, „der ist ja vorbildlich gewickelt!“ Ich sage ihm, dass ihn der Oberarzt in Losowatka selbst gemacht hat. „Den lassen wir gleich drum!“, meint er.

Ich habe zwei Krücken bekommen, mit denen ich durch die Gänge des Lazaretts stelze, wenn ich mal hinaus muss. Jetzt stehen sie am Kopfende meines Bettes. Die Betreuung hier im Lazarett ist wieder vorbildlich.

Insgesamt gesehen haben sich die Verhältnisse auf diesem meinem zweiten Verwundetentransport und Lazarettaufenthalt aber in jeder Hinsicht bedeutend verschlechtert. Im vergangenen Jahr war ich noch mit einem richtigen Lazarett-D-Zug zurückgefahren. Der Zug war gut gefedert und flog förmlich heimwärts. Diesmal stand nur noch ein Güterzug zur Verfügung, der im Schneckentempo zurückschlich.

---

<sup>496</sup> Dnjestr-Brücke bei **Bender** im Zuge der **Bahnstrecke Rosdilna-Jassy**

<sup>497</sup> Ende August 1944 fällt Rumänien tatsächlich ab ([Wikipedia](#)).

Damals betreuten noch DRK-Schwestern die Verwundeten im Zug. Diesmal sind sie durch Leichtverwundete ersetzt. Auch die Geschenke und Führerpakete sind sehr dürftig geworden, und die Betreuung in manchen Lazaretten ist schlampig und nachlässig geworden.

Außer mir liegt noch ein junger Leutnant im Zimmer. Er hat seine erste Verwundung. Das merkt man daran, dass er von morgens bis abends nur von seinem Kopfschuss redet. Das ist bei Anfängern immer so.

Als ich hier in Krakau ankam, hatte ich eine Postkarte an Hilde Voß geschrieben. Jetzt sehe ich sie gerade draußen an der offenen Tür vorübergehen. Gleich darauf tritt sie ein. Nach der Begrüßung setzt sie sich auf meinen Bettrand und packt erst einmal ihre Mitbringsel aus: Ein Glas Bienenhonig, einen Würfel Kunsthonig, ein halbes Pfund Butter und ein Weißbrot. Dann unterhalten wir uns lange und ausführlich bis zum Ende der Besuchszeit.

Ich schreibe einen Brief an meinen Regimentskommandeur Haarhaus, auf den ich aber nie eine Antwort erhalten habe.

Ich liege wieder im Lazarettzug<sup>498</sup>. Wir befinden uns schon auf Reichsgebiet. Im Augenblick übersteigen wir gerade die **Sudeten**. Die Landschaft ist winterlich kahl und trostlos. Der dunkle Erdboden mit den vereinzelt Schneeflächen sieht aus wie ein schmutziges Tuch, auf dem die entlaubten Bäume wie trockene Gerippe stehen. Dann rollt der Zug von den Höhen der Sudeten ins **Böhmische Becken** hinab. In **Reichenberg** hält der Zug zum ersten Mal, um Verwundete auszuladen. An der Rampe haben sich viele Schaulustige eingefunden. Sanitäter heben die Bahren aus dem Zug und stellen sie auf die Erde oder schieben sie gleich in die bereitstehenden Sankras. Rotkreuzschwestern laufen hin und her, bücken sich zu den Verwundeten, blicken in ihre Listen und sprechen mit den Sanitätern. Die Zivilisten nehmen herzlichen Anteil an den Verwundeten. Vor allem sind es Frauen und Mädchen, die von unseren weißen Binden und Gipsverbänden sichtlich beeindruckt sind. Das hebt unseren Stolz nicht wenig und ist Labsal für unsere Schmerzen.

Der Zug fährt weiter. Im Bogen umfahren wir **Prag**. Von steiler Höhe blicken wir auf die Stadt hinunter, die in den weiten Talkessel der **Moldau** eingebettet liegt. Das Frühjahrstauwetter hat die goldene Stadt ihres Glanzes beraubt, und die umliegende Landschaft mit ihren feuchten, braunen, kahlen Böden ist öde und unschön.

**Marienbad – Karlsbad –Eger**.<sup>499</sup> Überall halten wir, um Verwundete auszuladen. Ich frage den Transportarzt, ob ich hier in Eger nicht ausgeladen werden könnte. (Denn von hier aus nach Berlin wäre es nur ein Katzensprung!) Aber der Arzt macht mir keine Hoffnung. Zu viele bestürmen ihn jetzt mit Sonderwünschen. Jeder will möglichst nahe bei seiner Heimat untergebracht werden. Wenn der Arzt allen diesen Wünschen entsprechen wollte, käme er mit seinem Belegungsplan hoffnungslos durcheinander. Ich verstehe das und bedränge ihn nicht mehr. Die Vernünftigen geben immer nach und sind dabei oft die Dummen.

Nun rattert der Zug nach Süden und will überhaupt nicht mehr halten. Immer weiter entfernt er sich von Berlin. In **Regensburg**<sup>500</sup> hält er wieder. Wieder gehen die Krankenträger suchend durch die Waggons, heben hier und dort einen Verwundeten auf und bringen ihn auf den Bahnsteig. Auch dieses Mal bin ich nicht dabei. Nun ist mir schon alles egal. Weiter weg kann es ja kaum noch gehen. Ich lege mich bequem in mein Bett zurück und blicke durch das Fenster auf die vorüberhuschende Landschaft. Der Zug rattert in rasender Eile südwärts. Er scheint zu fliegen. Das rollende Klopfen der Räder wird von der Federung abgefangen und überträgt sich als wiegendes Schwingen auf mein Bett. Aber diesmal habe ich keine Freude an dem Tempo, denn es führt mich immer weiter von der Heimat fort. Es wird dunkel. Ermüdet vom vielen Gucken drehe ich mich zur Seite und schlafe ein.

## Landshut

12.3.44. Wir sind am Ziel. Der Zug hält auf dem Bahnhof **Landshut**. Auf der Rampe steht eine ganze Reihe von Sankras. Mit weit geöffneten Türen sind sie rückwärts an die Waggons herangefahren. Sanis

---

<sup>498</sup> *Lazarettzug 827 gem. Soldbuch S. 21*

<sup>499</sup> *Im Original erst Karlsbad, dann Marienbad; die Eisenbahnstreckenkarte legt eine andere Reihenfolge nahe.*

<sup>500</sup> *im Original „Hof“, das aber nicht an der Strecke von Eger Richtung Süden liegt*



laufen mit ihren Bahren hin und her. Ein Sanitätsfeldweibel steht wie ein Feldherr auf der Rampe und kommandiert seine Leute. Diesmal bin auch ich dabei. Zwei Sanis haben mich auf die Bahre gelegt und in einen Sankra geschoben. Die Tür schlägt ins Schloss, und der Wagen rast davon.

Als der Wagen wieder hält und die Tür geöffnet wird, hebe ich den Kopf. In der offenen Tür steht ein Sanitäter und eine Ordensschwester. Wir sind im **Teillazarett Achdorf** des Reservelazaretts Landshut. Es ist ein von katholischen Schwestern geleitetes **ehemaliges Krankenhaus**, das jetzt in ein Schwerverwundetenlazarett umgewandelt ist.

Man legt mich auf einen Rollwagen. Ein Pfleger in weißem Kittel schiebt mich in einen Fahrstuhl, der uns in den ersten Stock bringt. Ich komme sofort ins Bad. Während das herrliche Wasser in die Wanne sprudelt, hilft mir der Pfleger beim Auskleiden. Dann legt er noch ein Brett quer über den Wannenrand, damit ich mein gebrochenes Bein darüberlegen kann, ohne es ins Wasser zu tauchen. Nun steige ich mit seiner Hilfe in die Wanne und lasse mich in das warme Wasser gleiten. Der Pfleger geht hinaus, und ich überlasse mich ganz dem Genuss dieses Augenblicks. Welch' eine Wohltat, in diesem warmen, grünlichen, duftenden Wasser zu liegen! Ich plätschere mit beiden Händen darin herum und genieße diese Flut von Sauberkeit. Dann wieder liege ich reglos, ganz erfüllt vom Glück dieser Stunde. Wie sauber das hier alles ist!

Höre ich recht? Da spielt doch ein Harmonium? Richtig, heute ist ja Sonntag! Jetzt höre ich auch den Gesang. Welch ein Friede liegt über diesem Haus! Alles in diesem Haus strömt Ruhe, Geborgenheit, Entspannung aus. Das monotone Gebet des Credo dringt zu mir herauf. Meine Gedanken fliegen zurück zur Front, zu den letzten Kampftagen, an denen wir im eisigen Schneesturm den verloren gegangenen Graben wieder eroberten. Ich sehe die Kameraden fallen und erkenne die große Gnade, mit der der Herrgott mich wieder einmal – zum wievielten Mal? – vom Tode bewahrt hat. Und nun liege ich hier, umgeben von Sauberkeit und liebevoll sorgenden Schwestern in der Geborgenheit der Heimat. Lieber Herrgott, ich danke Dir!

Man hat mich in ein Zweibettzimmer gelegt. Eben habe ich der Aufnahmeschwester meine Personalien angegeben. Jetzt beschrifte ich die kleinen Tafeln am Fußende der Betten mit Namen und Dienstgrad. Ich habe der Schwester diese Arbeit abgenommen. Dann habe ich ein Telegramm an Carola geschickt: „Liege Lazarett Landshut. Nicht kommen. Brief abwarten!“ Ich habe nämlich ein sehr schlechtes Gewissen.

Wir sind jetzt zu zweit im Zimmer. Mein Zimmergenosse ist ein junger, blonder Artillerieleutnant. Ein ruhiger, freundlicher, sehr gut zu leidender Kamerad. Wir haben gerade unsere obligatorische Entlausungsbehandlung hinter uns. Ein Sanitäter hat unsere Kopf- und Schamhaare mit einem Schwamm behandelt, der mit **Cuprex** getränkt war. Eine kurze, feste Berührung, ein kurzer, beißender Schmerz, und schon war die Prozedur beendet. Der Artillerieleutnant hat sich sein Handtuch wie einen Turban um den Kopf gewickelt.

8 Uhr abends. Das Abendessen ist vorüber. Wir liegen im Bett, haben unsere Nachttischlampen angeknipst und uns jeder in seine Lektüre vertieft. Ich lese „**Lausbubengeschichten**“ von **Ludwig Thoma**. Das heitere Buch passt so recht zu der gelösten Stimmung, in der ich mich befinde. Ich lasse das Buch sinken und genieße noch einmal diesen unwirklichen Frieden, der über dem Haus liegt. Auch im Zimmer ist lautlose Stille. Der Kamerad hinter mir, der zum Glück auch kein Freund von vielem Gerede ist, liest schweigend sein Buch. Welch eine himmlische Ruhe! Vor zwei Wochen kroch ich noch im Feuer des Feindes durch den Schnee, von Tauwasser durchnässt und den Tod an der Seite. Und heute liege ich hier, warm, trocken, sauber und fern vom Krieg in der Obhut der Schwestern. Hier zischt keine Kugel, hier droht kein nächtlicher Überfall, hier regnet und schneit es nicht in Hals und Stiefel. Hier kann ich wieder endlich einmal ruhig und sorglos schlafen. Wie unbegreiflich schön das alles ist!

19.3.44 Und doch – wie so oft im Leben – fällt ein Wermutstropfen in den Becher der Freude. Ich bin in einer peinlichen Situation. Gleich nach meiner Ankunft hatte ich Carola in einem Brief einiges geschrieben, was gesagt werden musste. In ihrem Antwortbrief hatte sie ihren Besuch angekündigt, um darüber zu reden. Heute kommt sie nun. Voll innerer Unruhe und freudiger Erwartung zugleich stehe ich am Flurfenster und blicke in den Park hinunter. Der Boden ist noch von einer dünnen Schneedecke überzogen, nur die von der Sonne beschienenen Stellen geben den dunklen Boden frei. Von der Dachrinne tropft das Schmelzwasser.

Schade, dass ich gerade heute aus meinem Zimmer heraus muss. Es soll als Einzelzimmer für einen Schwerverwundeten hergerichtet werden. Ich siedle ins Nebenzimmer um, wo wir zu dritt liegen werden. Während die Hilfsschwester noch umräumt, schlurfe ich den Flur entlang. Am Ende des langen

Korridors ist ein Fenster, von dem aus man auf den Friedhof blickt. Hier stehe ich nun und hänge meinen Gedanken nach.

Was habe ich schon für Menschenschicksale miterlebt. Ich denke da z. B. an einen Leutnant. Er hatte seine Schwächen und Fehler, wie andere Menschen auch. Aber er war nicht schlecht oder gar böse. Viele Kameraden mochten ihn sogar gut leiden. Aber er war auch nicht frei von jugendlichem Leichtsinn, und der hat eines Tages Unglück über ihn gebracht. Die Reue kam – wie immer – zu spät. Und dann sollte der Herrgott helfen, den er vorher vergessen hatte! Ihr Toten da unten, ihr seid besser dran als mancher Lebende, der mit schwerem Schuldbewusstsein belastet ist.

Wenn ich nach links gucke, fällt mein Blick auf einen hohen Berghang, an dem eine Reihe schöner Villen steht.<sup>501</sup> Dann mache ich immer utopische Zukunftspläne und stelle mir vor, wie schön es wäre, wenn ich mit Carola auch so wohnen könnte.<sup>502</sup>

Ich hinke langsam den langen Gang zurück, da biegt Carola plötzlich um die Ecke! Auf meinen Stock gestützt, bleibe ich stehen und blicke der geliebten Frau entgegen, die da in rotem Mantel und schwarzem Hütchen auf mich zukommt. Dann stehen wir voreinander, und sie reicht mir lächelnd die Hand. Da ich in mein altes Zimmer nicht mehr hineinkann und das neue noch nicht hergerichtet ist, bleiben wir draußen auf dem Korridor. Wir wechseln erst einige belanglose Sätze und dann, zögernd, die ersten unumgänglichen Fragen.

Schon vor Carolas Ankunft hatte ich in einem benachbarten Haus ein einfaches Zimmer in bäuerlichem Stil mit kariertem Bettzeug und knarrendem Fußboden gemietet. Ich hatte es genommen, weil es nahe beim Lazarett und außerdem billig war. Carola aber gefällt es gar nicht. So gehen wir in die Stadt zurück, wo Carola gegenüber der hochturmigen **Martinikirche** ein Hotelzimmer nimmt. Hier gibt mir Carola nach einem langen, klärenden Gespräch zum zweiten Mal ihr Ja-Wort. Es war schon spät abends, als ich den langen, verschneiten Weg zum Lazarett zurückhinke. Durch das schwere Aufstützen auf den Stock habe ich mir unterwegs eine Blase auf der inneren Handfläche gescheuert.

21.3.44. Drei Tage war Carola hier. Heute ist sie wieder abgefahren. Ich habe sie zum Bahnhof gebracht, und nun sitzt sie im Zug auf der langen Reise vom Alpenvorland bis zur Ostseeküste.

Die Bevölkerung ist sehr rücksichtsvoll und rührend besorgt um uns. Überall, wo wir auftauchen, werden wir bevorzugt behandelt. Heute war ich mit einem Flieger-Oberleutnant in der Stadt. In den Cafés macht man uns bereitwillig Platz und bietet uns mehr Kuchen an, als uns auf unsere Marken zusteht. Als wir uns dann auf der Straße mit unseren Stöcken wieder umständlich in Bewegung setzen, greift uns ein Herr auf und fährt uns in seinem Wagen ins Lazarett zurück. Diese Hilfsbereitschaft ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass Landshut von Verwundeten wimmelt, und dass dieser Zustand schon mehrere Jahre dauert. Auch im fünften Kriegsjahr ist der spürbare Dank der Heimat für die Opfer, die wir ihrer Verteidigung bringen, noch lebendig.

In dem jetzigen Zimmer liegen außer mir noch ein Oberleutnant der Luftwaffe, mit dem ich kürzlich im Café war, und ein Artilleriesoldat mit einer komplizierten Fraktur des Unterschenkels. Er ist noch bettlägerig. Ein ruhiger, anständiger Kerl. Der Flieger dagegen ist ein unsympathischer Patron, der mit den Schwestern ständig Streit beginnt, weil ihm die Ordenstracht ein Dorn im Auge ist. Er ist ein Nazi. Aber ebenso ausdauernd belästigt er eine 17-jährige Hilfsschwester mit geschmacklosen Andeutungen. Dem braven Mädchen ist es ebenso peinlich wie uns. Aber auch hier ist es so, wie so oft im Leben: Die Unanständigen bewegen sich völlig ungeniert, und die Anständigen schweigen.

Meine Fraktur ist inzwischen so weit verheilt, dass ich das Schwerverwundetenlazarett verlassen kann. Deshalb überlege ich schon seit Tagen, wohin ich mich verlegen lasse. Eine Anfrage in Köpenick<sup>503</sup> ergibt, dass das dortige Lazarett voll belegt ist. Darum einige ich mich mit der Verwaltungsschwester, dass sie mich einfach nach Berlin losschickt. Ich werde mir dort schon ein Lazarett suchen. Zunächst fahre ich zu meinen Eltern nach Friedrichshagen.<sup>504</sup> Ich drücke unten an der Gartentür auf den Klingelknopf, und kurz darauf erscheint oben am Fenster meine Mutter. Ich sehe, wie ein Freudenstrahl über ihr Gesicht huscht, als sie mich so unerwartet wiedersieht. Dann kommt sie herunter und öffnet die

---

<sup>501</sup> *Google Maps 3D* (Ebenen – mehr – Globusansicht muss aktiviert sein) vermittelt einen Eindruck von diesem Blick vom Ostflügel des ehem. Bezirkskrankenhauses, damaligen Lazaretts und jetzigen Landratsamtes auf den Friedhof und die Villen an der Neuen Bergstraße und am Brühfeldweg

<sup>502</sup> 10 Jahre später war die Utopie vom eigenen Haus dann Wirklichkeit geworden!

<sup>503</sup> nächstgrößerer Ort bei Friedrichshagen, dem Heimatort des Autors

<sup>504</sup> Als Tag der Entlassung aus Landshut-Achdorf ist im **Soldbuch S. 12** der 10.4.44 eingetragen.

Tür. Im Treppenhaus nehme ich meinen Stock, an dem ich auf der Straße noch hinkte, voller Übermut wie ein Gewehr über die Schulter und gehe ohne Stütze die Treppe hinauf.

Heute war ich in Woltersdorf, aber auch das dortige Lazarett ist voll belegt. Dabei überrascht mich ein *Luftalarm*, und ich muss über eine Stunde im Luftschutzkeller sitzen.<sup>505</sup> Vor der Heimfahrt mache ich noch einen kurzen Besuch bei Familie Knop. Ruth ist nicht zuhause.

Ich sitze mit meinen Eltern im Wohnzimmer, als es klingelt. Mein Vater geht hinunter, um zu öffnen und kommt mit irgendjemand wieder herauf. Wie meine Mutter und ich aufblicken, steht mein Bruder Joachim in der Tür. Schon zum zweiten Mal während dieses Krieges hat er zufällig zur selben Zeit Urlaub wie ich. Das ist diesmal besonders erfreulich, weil er an meiner Hochzeit teilnehmen kann.

13.4.44. Ich stehe mit meinem Bruder Joachim auf dem *Lehrter Bahnhof*. Wir sind auf dem Weg nach Cammin in Pommern, wo ich am Sonnabend, den 15. April, meine Hochzeit feiern will. Nach langen Diskussionen mit dem Wehrmeldeamt hat Achim einen Urlaubsschein nach Cammin bekommen. Ich habe ihn als Verwundetenbegleiter angegeben, so dass er nicht nur mitfahren, sondern auch mit mir die 2. Klasse<sup>506</sup> benutzen konnte. Leider hatte er keinen großen Vorteil davon. Die Abteile sind voll besetzt, und da ich wegen meines Fußes viel sitzen musste, musste er den größten Teil der Fahrt im Gang stehen.

Die Bremsen quietschen. Der Zug läuft in den kleinen Bahnhof von Cammin ein und bleibt dann mit einem kleinen Ruck stehen. Joachim steigt aus. Ich selbst will noch nach *Treptow/Rega* weiterfahren, um mich in dem dortigen *Reservelazarett* anzumelden. Wenn ich Glück habe, komme ich heute abend noch zurück, sonst morgen Vormittag. Ich zeige meinem Bruder unser Haus, das nur dreihundert Meter vom Bahnhof entfernt ist, und reiche ihm meine zwei Koffer hinaus, als Carola plötzlich neben uns steht. Da sie meinen Bruder noch nicht kennt, mache ich sie schnell miteinander bekannt und erkläre dann meiner staunenden Braut, dass ich nach Treptow weiterfahre. Da erblickt Carola die Dame am Abteilfenster, die schon seit Stettin neben uns sitzt und alle unsere Gespräche mit angehört hat. Die Damen kennen sich. Es ist Frau Schwarzmeier, Kriegerwitwe, mit der ich nun gemeinsam weiterfahre, denn sie wohnt in Treptow.

## Treptow/Rega

In Treptow werden einige Erinnerungen wach. Hier hatte ich auf der Fahrt nach *Pustchow*, wo ich als Student mit Albert meine Sommerferien verleben wollte, beim Umsteigen eine Stunde Wartezeit, die ich zu einem Bummel durch diese freundliche Kleinstadt benutzte und die mir wegen eines harmlosen Erlebnisses mit zwei jungen Mädchen in netter Erinnerung geblieben ist.

Bald aber weichen diese Bilder einem handfesten Zorn. Ich renne von einer Dienststelle zur anderen, um endlich zu erfahren, dass das gesuchte Lazarett weit außerhalb der Stadt liegt<sup>507</sup>. Ich humpele also wieder zum Bahnhof zurück, treffe unterwegs noch einmal Frau Schwarzmeier, und steige dann in die kleine Bimmelbahn<sup>508</sup>, die zum Lazarett hinausfährt. In einer Aufnahme sitzt ein älterer Feldwebel, dem ich mein Anliegen vortrage: Ich sei zur ambulanten Behandlung hierher überwiesen, möchte meine Aufnahmeformalitäten erledigen und dann wieder nach Cammin zurück. Der Feldwebel ist sehr höflich, erklärt mir aber gleich, dass eine Rückkehr heute unmöglich sei. Erstens führe heute kein Zug mehr in die Stadt zurück. Zweitens müsste ich erst einmal untersucht werden. Es sei aber kein Arzt mehr da, denn es sei *Feierabend*<sup>509</sup>. Drittens gäbe es überhaupt keine ambulante Behandlung mehr, und ich müsste sowieso im Lazarett bleiben. Mir verschlug es die Sprache! Ich sehe im Geist schon die ganze

---

<sup>505</sup> Im Original „Luftangriff“. Ein Angriff direkt auf Berlin hat zwischen 10. und 13.04.1944 nicht stattgefunden. Es gab allerdings am 11.04.1944 *Luftangriffe* u.a. auf *Oschersleben, Bernburg, Halberstadt* und *Eisleben* (ca. 150 km westsüdwestlich) sowie auf *Sorau* und *Cottbus* (100–150 km südostwärts), alle in etwa der gleichen Anflugrichtung wie nach Berlin gelegen, so dass hier vorsorglich Alarm „Luftangriff“ ausgelöst wurde. Zum Angriff (Eighth Air Force mission no. 298): *American Air Museum, Aircrew Remembered*; zum Luftalarm Nr. 191: *Laurenz Demps* (Hg.): *Luftangriffe auf Berlin. Die Berichte der Hauptluftschutzstelle 1940–1945* = *Uwe Schaper* (Hg.): *Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin*, Band 16. Ch. Links Verlag, Berlin 2012, S. 257 f. und S. 302

<sup>506</sup> vergleichbar der heutigen 1. Klasse; die damalige besonders luxuriöse 1. Klasse wurde 1956 abgeschafft

<sup>507</sup> im heutigen Stadtteil *Jaromin*

<sup>508</sup> Linie Treptow–Broitz–Greifenberg der *Greifenger Kleinbahnen AG*

<sup>509</sup> im Original irrtümlich „Wochenende“, gemeint ist sicher „Feierabend“, denn es ist Donnerstag

Hochzeitsgesellschaft in Gala-Toilette<sup>510</sup> bereitstehen und auf mich warten, während ich hier festgehalten werde. Ich bestürme den Feldwebel, male ihm meine Situation aus und suche nach einer Lösung. Er hört sich alles sehr ruhig und gelassen an, bleibt aber völlig unbeeindruckt und lehnt alle meine Vorschläge ab. So eine verdammte Sturheit. Hier habe ich einen pommerschen Dickschädel kennengelernt. Es hilft nichts. Ich muss vorerst hierbleiben.

Man hat mir ein recht hübsches Einzelzimmer angewiesen, in dem ich übernachten soll. Eine DRK-Schwester bringt mir ein paar belegte Brote zum Abendbrot. Ich bin immer noch aufgeregt und rede mir alles von der Seele, erzähle von der übermorgen geplanten Hochzeit und meiner Zwangslage. Im Lauf des Gesprächs stellt sich heraus, dass die Rotkreuzschwester aus Cammin stammt und Carola kennt, weil sie ganz in der Nähe wohnt. Mir ist so etwas ganz neu, dass sie sich in den kleinen Nestern alle kennen.

Ich habe gut geschlafen. Nun aber los, zum Arzt! Es geht auch alles reibungslos. Ich werde untersucht und bekomme meinen Urlaubsschein nach Cammin. Allerdings muss ich mich wöchentlich einmal zur Visite melden. Nun steige ich wieder in die kleine Bimmelbahn und fahre über Treptow nach Cammin zurück. Inzwischen waren auch meine Eltern und mein Schwager Kurt aus Berlin eingetroffen. Mein ältester Schwager Rudi wird morgen erwartet. Da das Haus nicht alle Gäste beherbergen kann, wird die ganze Familie Schrödter im Kurhaus untergebracht.

## Hochzeit

15.4.44 Unser **Hochzeitstag!** Ein sonniger, frischer Morgen lacht durch das Fenster. Ich stehe auf und beginne, sorgfältig Toilette zu machen<sup>511</sup>. Inzwischen ist Achim aus dem Nebenzimmer hereingekommen. Er ist mir beim Anschnallen des Degens behilflich und begutachtet noch einmal den Sitz der Uniform. Dann gehen wir zu Carolas Haus hinüber, das am Rand des Kurparks liegt, wo ich meine Verlobte begrüße. Rudi ist mit dem Frühzug eingetroffen. Er soll zusammen mit meinem Vater als Trauzeugen fungieren.

Um 9 Uhr verlassen wir das Haus, um uns zum Rathaus zu begeben. Ich gehe ohne Stock und kann daher nur langsam laufen. Carola, dieser Wirbel, rennt mir fast davon, und ich muss sie immer wieder bremsen. Kinder kommen uns entgegen. Die Mädchen gucken uns mit großen Augen an, die Jungen zählen schnell meine Auszeichnungen. „Drei Orden, zwei Bänder, EK II“, höre ich sie sagen.

Da es noch etwas zu früh ist, gehen wir über den Marktplatz weiter zu den Landungsbrücken hinunter, kehren dann um und steigen die Rathautreppe zum Standesamt hinauf. Da Carola zu den prominenten Persönlichkeiten der Stadt gehört, lässt es sich der Bürgermeister nicht nehmen, die Trauung persönlich vorzunehmen. Über ein dickes Buch gebeugt, trägt er zunächst die Personalien der offiziellen Teilnehmer ein. Trauzeugen sind 1. Dipl.Ing. Rudolf Rommeler, Direktor. 2. Georg Schrödter, Direktor-Stellv.<sup>512</sup> Dann richtet er die entscheidenden Fragen an Carola und mich, die wir beide mit „Ja“ beantworten. Später behaupten einige Zuhörer, ich hätte mein „ja“ recht leise herausgebracht. Dann legt der Bürgermeister die Feder aus der Hand und beginnt eine feierliche Ansprache, in der er besonders Carola wegen ihrer tapfer getragenen Lasten und Pflichten lobt.

Vom Rathaus begeben wir uns zur Kirche<sup>513</sup>. Sie liegt auf einem kleinen bewaldeten Hügel. Die Hochzeitsgäste sind hier bereits versammelt, und ich schreite mit Carola langsam zwischen den Bankreihen hindurch bis zu den Stühlen vor dem Altar, auf denen wir Platz nehmen. Die feierliche Trauung beginnt.

Unser Hochzeitstag war, soweit es mich betrifft, ein Tag mit mancherlei Spannungen und einigen unterdrückten Zornausbrüchen. Es begann an der Mittagstafel, als Carola kategorisch erklärt: „Brathering bekommst Du bei mir nie!“. Ich fühle mich in die Rolle eines Pantoffelhelden versetzt, aber ich schlucke meinen Ärger hinunter. Die nächste Differenz gab es wegen des obligaten Hochzeitsfotos. Carola wollte sich absolut nicht fotografieren lassen, und so unterblieb der traditionelle und für die

---

<sup>510</sup> alter Begriff für *Kleidung*

<sup>511</sup> alter Begriff für das *Ankleiden*

<sup>512</sup> Titel waren damals, dem Autor auch später noch, sehr wichtig.

<sup>513</sup> *Nikolai- oder Bergkirche*, die einzige katholische Kirche weit und breit, zu der im ganzen Kreis Cammin vielleicht sieben Familien gehörten (Mitt. von Otto-Ehrenfried Selle)



Erinnerung so nette Akt. Ich war drauf und dran, allein zum Fotografen zu gehen, habe es aber dann doch nicht getan. Immerhin setzte ich mich schon in gereizter Stimmung an die Kaffeetafel. Als sich Carola hier nun in langen Tiraden über die Krankheitsgeschichte ihres ersten Mannes verbreitete, verließ ich verärgert das Zimmer. Bei so viel aufgespeichertem Zündstoff konnte ich es mir dann nicht verkneifen, in der Hochzeitsnacht diese Dinge zur Sprache zu bringen. Carola ist zutiefst betroffen und stößt tränenüberströmt die Worte hervor: „Ich hätte es doch nicht tun sollen!“, womit sie unsere Heirat meinte.

Am folgenden Tag machen wir einen Ausflug an den Strand von **Dievenow**. Die Hochzeitsgäste sind wieder abgereist. Ich wohne nun mit Carola, Muttchen, Janna und den beiden Jungens zusammen im Haus. Carola und ich machen viele Spaziergänge. Wir verleben selige Urlaubstage. Zweimal war ich schon in Treptow, um mich untersuchen und den ambulanten Urlaub verlängern zu lassen.<sup>514</sup> Heute ist Carola mitgekommen. Wir sitzen im Vorraum des untersuchenden Arztes und blicken durch die offene Tür in den Behandlungsraum. Der Arzt bohrt gerade einem Verwundeten eine Sonde handtief in eine Rückenwunde, dass der Landser aufstöhnt. Schwestern gehen ein und aus. Als eine von ihnen aus dem Krankensaal kommt, greift aus dem letzten Bett eine Hand nach ihrer Wade. Also sowas – diese Männer! Im Vorraum steht eine Waage, auf der wir beide unser Gewicht prüfen. Ich stelle mit Befriedigung fest, dass ich 142 Pfund (71 kg) wiege.

Meine Untersuchung geht schnell. Weitere acht Tage Urlaub. Zurück nach Cammin. Zu dieser Stunde fährt die Bimmelbahn nicht. Da wir den Zug in Treptow aber noch erreichen wollen, gehen wir zu Fuß. Es ist ein schöner Weg, der weithin durch Felder und offenes Ackerland führt. Leider ziehen jetzt dunkle Wolken am Himmel auf. Sie kommen schnell näher, und bald setzt ein heftiger Regen ein. Mir macht das in meinem Wettermantel nichts aus, aber Carola ist mit ihrem Pelz schlecht dran. Es regnet in Strömen, der Wind fegt uns das Wasser ins Gesicht. Auf dem offenen Feld sind wir dem Wetter schutzlos preisgegeben. Triefend vor Nässe kommen wir in Treptow an, wo wir in der Wartehalle noch auf den Zug warten müssen. Das war kein schöner Ausflug.

Heute fahren wir wieder einmal nach Dievenow herüber. Die Dampferfahrt über den Bodden ist immer ein schönes Erlebnis. Nun tummeln wir uns am Strand. Es ist ein herrlicher, heißer Maientag, aber der Strand ist leer! Krieg! Außerdem ist noch keine Badesaison. Beim Spielen mit den Jungens humpele ich durch den Sand, der sich knirschend in den Verband eindrückt. Es ist noch derselbe Verband, den mir der Oberarzt in Losowatka angelegt hat.

Heute sind wir zu Brauers auf **Gut Fritzow** eingeladen. Carola ist seit Jahren mit der Familie befreundet. Herr Brauer ist Major der Luftwaffe und zur Zeit in Stettin stationiert. So kann er öfter herüberkommen und sich seinem Gutsbetrieb widmen. Wir sollen mit dem Wagen abgeholt werden. Ich habe meine Extra-Uniform angezogen. Punkt 3 Uhr fährt die Kutsche vor, die uns der Gutsherr<sup>515</sup> geschickt hat. Ich helfe Carola beim Einsteigen in den hohen, schwankenden **Jagdwagen** und klettere dann hinterher. Nachdem wir uns in die Decken gewickelt haben, steigt der Kutscher auf den Bock, und die Pferde ziehen an. Es ist ein trüber Tag. Zeitweilig fällt sogar ein feiner Sprühregen. Aber mein Regenmantel hält die Tropfen ab, und Carola ist gut eingewickelt. So sitzen wir als glückliches Paar in der federnden Kutsche, die in flottem Trab über die Chaussee rollt, vorbei an den weiten Feldern pommerschen Gutslandes. Leutnant Schrödter fährt mit seiner jungen Frau zu Besuch auf Gut Fritzow. Ich erlebe einen Hauch der Atmosphäre in **Fontanes „Effi Briest“**.

12.5.44. Heute ist mein Ambulanzurlaub zuende. Eine wunderschöne Zeit liegt hinter uns. Vier lange Wochen voller Glück. Jeden Tag haben wir genossen, als sei es der letzte unseres Lebens. Ich denke zurück an unsere schönen Spaziergänge nach **Soltin**, diesem stillen, idyllischen Dorf mit seinem Ententeich. Ich denke an unsere Wanderungen auf der **Insel Gristow**, an deren Steilufer wir gesessen und über das Wasser des Boddens geblickt haben. Ich denke an unsere abendlichen Rundgänge um die Stadt, an der alten Stadtmauer entlang, an der Brauerei und der Fischräucherei vorbei, an die Landungsbrücke und den imposanten Anblick der wassernden Flugboote der Luftwaffe.

---

<sup>514</sup> vermutlich am 21. und 28.04.1944

<sup>515</sup> **Berthold Brauer** war Gutsinspektor (*Preußische Allgemeine Zeitung*); Gutsbesitzer war Bogislav von Puttkamer (*zamki, palace, dworki*)

## Lehrgang

Nun ist diese Zeit vorbei, denn vom 15.5. bis 1.7.44 bin ich zu einem **Lehrgang** für **genesende Offiziere** in **Potsdam-Nedlitz** kommandiert.

Bei der Eingangsuntersuchung nimmt mir der Oberfeldarzt den elastischen Verband ab, den ich seit meiner Verwundung trage. Das sind fünf Monate. Als er die letzte Wickellage abzieht, löst sich die ganze Haut ab, die inzwischen abgestorben war. Der Fuß sieht gefährlich aus mit dem fast rohen Fleisch. Das ist sehr günstig, denn nun brauche ich längere Zeit zur Genesung.

Unser Dienst geht von 8 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags und besteht aus Unterricht in allen Sparten des militärischen Lebens von der Taktik bis zum Verhalten in der Öffentlichkeit, von Geländebesprechungen bis Sport. Nebenbei wird die Heilbehandlung fortgesetzt, die eigentlich nur aus Bestrahlungen und Massagen besteht. Die Meinungen über den Sinn dieser Lehrgänge sind geteilt. Die einen möchten den Lehrbetrieb, die anderen die Heilbehandlung verstärkt sehen. Manche behaupten, es würde nirgends so viel Dienst gemacht wie in Potsdam und Spandau. So schlimm ist es aber nicht. Die Berliner dürfen zuhause wohnen. Sie müssen nur morgens zum Dienst zur Stelle sein. Auch die Urlaubsgewährung zu Sonn- und Feiertagen oder zu besonderen Anlässen wird großzügig gehandhabt. Unser Lehrgangsleiter, ein Oberst alter Schule, in Potsdamer Geist erzogen, Offizier vom Scheitel bis zur Sohle, ist einer der besten Offiziere, die ich kennengelernt habe. Mit seinem schmalen Gesicht, schmalen Lippen, Monokel, wortkarg und zurückhaltend, macht er äußerlich einen unnahbaren Eindruck. Aber er ist von geradezu väterlichem Verständnis für alle unsere Wünsche und von größtem menschlichen Entgegenkommen. Nur zeigt er es nicht nach außen hin. Er erinnert mich an meinen alten Regimentskommandeur Oberst Taeglichsbeck.

Ich bewohne ein Einzelzimmer in der Kaserne. Mittwochs und samstags fahre ich zu den Eltern nach Friedrichshagen.

Carola kommt zweimal aus Cammin. Sie trifft sonnenabends ein und fährt montags wieder ab. Wir machen dann schöne Ausflüge in der Umgebung, fahren nach Friedrichshagen oder setzen uns in ein Eiscafé.

Lotte ist in Potsdam und ruft zweimal in der Kaserne an. Aber ich war nie zu erreichen. Wir haben uns nicht gesehen.

Bombenangriff auf Berlin!<sup>516</sup> Wir stehen an den Fenstern der Kaserne und beobachten den Angriff. Der blaue Himmel ist übersät mit zahllosen silbernen Pünktchen, den Bombern. Ein ganzer Strom von vielhundert Maschinen fliegt über die Stadt und lässt einen Hagel von Sprengbomben und Brandkanistern auf die Stadt niederregnen. Wir sehen sie fallen. Als dunkle Punkte sausen sie zur Erde, manchmal in der Sonne aufblitzend oder einen langen, weißen Nebelstreif hinter sich herziehend. Aus der Stadt quillt langsam eine riesenhafte, dunkle Rauchwolke zum Himmel empor. Das dumpfe Grollen der Detonationen dringt bis nach Potsdam herüber, und die Luft zittert durch den Druck der Explosionen. Wie ein gewaltiger Pilz breitet sich eine dicke Wolkenmasse über dem Häusermeer aus, ein Gemisch aus Brandwolken und Kondensationsdampf.

Mit angstvollem Herzen starre ich in dieses Bild der Vernichtung. Carola war in Potsdam und ist vor einer Stunde abgefahren. Sie muss genau in diese Hölle hineingeraten sein! Dort, wo jetzt dieses Inferno krepierender Bomben tobt, wo die schwarzen Brandwolken zum Himmel quellen, dort sitzt jetzt meine Frau! Zum ersten Mal habe ich Angst um sie und spüre, wie sehr ich sie liebe.

Der Angriff ist vorüber, und die Sirenen verkünden die Entwarnung. Da hält es mich nicht mehr. Ich verlasse die Kaserne und laufe zu den Quartiersleuten, bei denen Carola gewohnt hat. Meine Hoffnung, dass sie vielleicht vor dem Angriff doch noch zurückgekommen sei, erfüllt sich nicht. Inzwischen wird bekannt, dass der Angriff hauptsächlich Ostberlin getroffen hat. Ich setze mich sofort auf die Bahn, um zu meinen Eltern zu fahren. Auf den Bahnhöfen hängen bereits Karten, auf denen die zerstörten Gleisstrecken eingezeichnet sind und Umsteigemöglichkeiten angegeben werden. Zwischen Bahnhof Friedrichstraße und Ostkreuz ist die mehrgleisige Strecke zwischen allen Bahnhöfen an mehreren Stellen zerstört. Ich muss über Nordring fahren und komme nach drei Stunden zuhause an. Auch hier

---

<sup>516</sup> Während des Lehrgangs gab es **Tagesangriffe** auf Berlin am 19. und 24.5., aber entsprechend der Reihenfolge der Erzählung müsste dieser Angriff gegen Ende des Lehrgangs stattgefunden haben – das wäre der Luftangriff (*Eighth Air Force mission no. 428*) vom 21.6. mit rund 1000 Bombern und ebensovielen Jägern (Zahlen schwanken wegen unterschiedlicher Zählweise), bei dem übrigens **auch Potsdam** getroffen wurde.

ist Carola nicht gewesen. Nun bin ich doch in großer Sorge. Für weiteres Suchen fehlt jeder Ansatzpunkt. Ich bleibe über Nacht bei den Eltern.

Sechs Stunden nach diesem vernichtenden Angriff fahren schon wieder die ersten Behelfszüge. Als ich am nächsten Morgen nach Potsdam zurückfuhr, lief der S-Bahn-Verkehr wieder völlig normal, als wenn nichts geschehen wäre. Das ist doch eine bewundernswerte Leistung an Organisation und Arbeitstempo!

Entlassungsuntersuchung! Jetzt entscheidet sich, ob ich schon zum Ersatztruppenteil zurück muss, oder ob ich erst noch Genesungsurlaub bekomme. Der Oberfeldarzt, wortkarg, wenig wohlwollend und deshalb wenig beliebt, ist diesmal gnädig mit mir. Ich bekomme vierzehn Tage Genesungsurlaub. Noch einmal vierzehn Tage Glück!

2.7.–14.7.44.<sup>517</sup> **Genesungsurlaub** in Cammin. Tage voller Glück und Entspannung, Erholung und Müßiggang. Spaziergänge durch goldgelbe, wogende Kornfelder. Von der Front sind zwei Pakete für mich angekommen. Der Spieß schickt mir alle Eigentumsachen zurück, weil er nicht weiß, ob und wann ich überhaupt zur Kompanie zurückkomme. Er will deshalb meine grüne Offizierskiste nicht als unnötigen Ballast mit herumschleppen, was ich verstehen kann. Sie haben jetzt sogenannte „Fernrosse“ eingerichtet. Alle Trossfahrzeuge, die nicht unbedingt bei der Kompanie benötigt werden, sind als Fernross weiter ins Hinterland verlegt worden. Sie sind der Feindeinwirkung entzogen und belasten die Kampfeinheit nicht mehr, die durch den verringerten Tross auch beweglicher geworden ist.

Albert heiratet. Seine zukünftige Frau ist meine langjährige Freundin Ruth. Wir sind zur Hochzeit geladen, aber Carola sträubt sich mitzukommen. Sie will auch mich zu einer Absage veranlassen. Es kommt zu schweren Meinungsverschiedenheiten. Nach langen Debatten entschließt sich Carola doch zur Teilnahme. An einem glühend heißen Julitag sitzen wir im Zug nach Berlin. Da mir die Uniform zu dick war, habe ich meinen leichteren grauen Zivilanzug angezogen. Im Zug habe ich mich auch der Jacke entledigt. Mit uns im Abteil fahren noch zwei junge Artillerie-Offiziere, die sich beide unterhalten. Plötzlich schaltet sich Carola zu meinem größten Missbehagen in deren Unterhaltung ein. Die beiden ergreifen mit Freuden diese Abwechslung und beginnen eine sehr angeregte Unterhaltung mit meiner jungen und hübschen Frau, während ich voller Eifersucht mit verbissenem Schweigen daneben sitze.

6.7.44. Ich warte mit Alberts Schwägerin vor dem Standesamt Woltersdorf. Wir sollen Trauzeugen sein. Carola will nachkommen. Nach kurzer Zeit kommt uns das junge Paar entgegen. Albert trägt die Uniform eines Fahnenjunker-Unteroffiziers. Bei der Begrüßung äußert Ruth ihre Enttäuschung über meinen Zivilanzug. Sie hätte mich gern in Leutnantsuniform gesehen.

Die Formalitäten der standesamtlichen Trauung sind beendet. Ich setze meinen Namen als Trauzeuge unter die Urkunde. Nach der Rückkehr ins Domizil gibt es ein kaltes Frühstück, belegte Brötchen und Sekt. Da aber Carola jeden Augenblick mit der Straßenbahn kommen muss, trenne ich mich schweren Herzens von der Tafel und gehe zur Haltestelle. Hier habe ich nun schon die dritte Bahn abgewartet. Carola war nicht mitgekommen. Allmählich wird es kritisch. In fünfzehn Minuten wollen wir in die Kirche fahren. Ich stehe wie auf Kohlen. Da endlich kommt sie, buchstäblich in letzter Minute. Aufatmend begrüße ich sie und frage nach dem Grund der Verspätung. Sie gesteht mir etwas verlegen, dass die Aufregung „durchgeschlagen“ sei. Nun fahren wir in einer festlich geschmückten Straßenbahn zu der kleinen evangelischen Dorfkirche von Woltersdorf. Ich verfolge nun als Gast noch einmal dieselben Zeremonien, die ich vor wenigen Wochen als Bräutigam selbst erlebt habe. Der Pastor hält eine sehr schöne, eindringliche Rede über den Sinn der Ehe, die ich – mit leiser Schadenfreude – meinem Freund wohl gönne. Ich muss innerlich lächeln bei dem Gedanken, dass Albert sich dies alles sagen lassen und dazu schön den Mund halten muss. Beim Verlassen der Kirche wird die ganze Gesellschaft fotografiert. Nach der Hochzeitstafel setzen wir uns in den Garten und plaudern mit den Gästen, die nur aus dem engsten Familienkreis bestehen. Ruth fotografiert pausenlos, vor allem ihren jungen Gatten. Dann nimmt sie Carola unter den Arm und spaziert mit ihr auf dem Gartenweg auf und ab. Ich bin sehr froh über diese versöhnliche Geste, denn Carola hat im Verlauf der Gespräche manche kühle Bemerkung gemacht. Nach der Kaffeetafel ziehe ich mich mit Albert in die Veranda zurück. Wir haben eine Flasche besten französischen Wein entkorkt und vertiefen uns nach einem langen Trunk in ein herzliches Gespräch. Mir liegt vor allem daran, bei Albert Verständnis für Carolas Haltung zu gewinnen.

Wie doch das Leben schnell verrinnt! Ich sehe Albert und mich noch als Pennäler in der Schule. Später mühten wir uns als Studenten um Verständnis für die großen Zeitprobleme und die geistigen Welten. Dann beschritten wir beide mit mehr oder weniger Würde und Würdigkeit den ehrbaren Beruf eines

---

<sup>517</sup> gem. **Soldbuch S. 24 3.** (schlecht leserbar) –19.7.44

Lehrers und Jugenderziehers. Nach wenigen Jahren zogen wir als Soldaten in den Krieg, und heute sitzen wir als soldatische Führer und junge Ehemänner zusammen. Inzwischen sind Staatsformen gekommen und gegangen, Weltanschauungen geboren und zusammengestürzt. Wir haben sie alle überlebt, unsere Gesinnung ist die alte geblieben. Der Krieg hat uns auseinandergerissen, an die fernsten Fronten geworfen, in Not und Todesgefahr gestürzt. Und heute sitzen wir zusammen, als sei nichts geschehen. Eine felsenfeste Freundschaft im Strudel des Weltgeschehens.

Da kommt Carola herein und erklärt kurz und bündig: „Ich fahre jetzt nach Hause!“ Ich erwidere ebenso ruhig und gelassen, dass ich noch etwas bleiben wolle. Albert ist verblüfft. „Mit welcher souveränen Sicherheit Du die Situation beherrschst!“ ist das einzige, was er sagt. Carola hat sich entschlossen, doch noch zu bleiben.

Der ereignisreiche Tag neigt sich seinem Ende zu. Carola und ich rüsten zur Heimfahrt. Das junge Paar geht gleich auf Hochzeitsreise nach **Oranienburg**. Wir haben also bis **Friedrichshagen** denselben Weg. Wir brechen auf. Albert hebt ächzend seine beiden bleischweren Koffer an und wankt los. Ich biege mich vor Lachen über dieses Bild. Ruth zischt mich wütend an, ich solle ihm tragen helfen. Ich zögere, weil ich mich vor Carola nicht von ihr kommandieren lassen will, und weil ich nicht einsehe, warum ich nun auch noch unter diesem Unsinn leiden soll, mit zwei prall vollgepackten Riesenkoffern für zwei Wochen nach Oranienburg (am nördlichen Stadtrand von Berlin!) zu fahren. Albert behauptet, es wären fast nur Sachen von Ruth drin. Als ich ihm dann aber tragen helfen will, lässt es sein Stolz nicht zu. Aber schließlich schleppen wir doch gemeinsam die zentnerschwere Last. In Friedrichshagen steigen Carola und ich aus. Als wir uns durch das Zugfenster die Hände zum Abschied gereicht hatten, fasst Ruth meine Hand ein zweites Mal und drückt sie schnell und impulsiv.

Während wir am **Bahnhof** unten auf die Straßenbahn warten, flackert Carolas Missstimmung wieder auf. In dem folgenden Wortwechsel mache ich eine Bemerkung, die Carola tief beleidigt. Der Streit setzt sich sogar noch fort, als wir zuhause schon in den Ehebetten meiner Eltern lagen. (Sie waren zu Verwandten und Bekannten nach **Schlesien** und dem **Generalgouvernement** gefahren.) Carola verlangt erneut Abbruch aller Beziehungen zu Albert und Ruth. Das will ich aber nicht, weil es unsinnig und unnötig ist. Ich will den Freund nicht wegen einer augenblicklichen und unbegründeten Eifersucht fallen lassen. Der Streit ist hart. Passten wir vielleicht doch nicht zueinander? War der Schritt in die Ehe übereilt? Aber unter all meinen weiblichen Bekannten finde ich keine, die ich lieber gehabt hätte als Carola. Die Menschen haben alle gute und schlechte Eigenschaften. Es gibt keinen Menschen, der lückenlos zu einem anderen passt. Es gibt keinen Ehepartner, der den anderen restlos ausfüllt. Selbst gute Ehepartner sind nicht immer in allen Fragen einer Meinung, und nicht alle Eigenschaften ergänzen sich harmonisch. Es gibt also auch in guten Ehen Differenzen. Das ist wohl natürlich. Ohne Spannung kein Glühen, ohne Reibung keine Wärme. Und wo die Menschen sich selbst völlig genügen würden, hätten sie wohl auch den Herrgott bald vergessen. So aber brauchen sie Ihn bei ihren Schwierigkeiten, als Dritten. Ehe zu dritt. Das ist die Lösung. Der Dritte aber muss der Herrgott sein.

Wir stritten noch lange in dieser Nacht. Es war ein unerbittliches Ringen. Aber so, wie ich Carola am Bahnhof ungewollt durch eine Bemerkung verletzt hatte, finde ich jetzt intuitiv das versöhnende Wort. Da schlingt sie mit einem tiefen Seufzer die Arme um mich, und alles ist wieder gut.

Wir sind auf der Rückfahrt nach Cammin. In Stettin verlassen wir die Bahn, um mit dem Schiff weiterzufahren. Bis zur Abfahrt des Schiffes haben wir noch etwas Zeit, und deshalb gehen wir in die Stadt, um noch ein paar Brötchen zu kaufen. „Stadt?“ Die Stadt ist fast ein einziger Trümmerhaufen. Ganze Straßenzüge liegen in Schutt und Asche. Schließlich finden wir zwischen den Ruinen ein halbzerstörtes Haus, in dem sich die Bäckerei befindet. Mit den erstandenen Brötchen laufen wir zur Anlagebrücke zurück. Die Fahrt **oder**abwärts ist herrlich. Ein warmer Sommertag liegt über dem glitzernden Strom. Allmählich treten die Ufer immer weiter zurück, und bald rauschen wir durch die weite Wasserfläche des **Stettiner Haffs**. In **Wollin** legt das Schiff noch einmal an. Dann steuern wir in den **Dievenow-Arm** und erreichen gegen Abend den Camminer Bodden und legen am Landesteg von Cammin an. Die Freude an der schönen Fahrt wurde nur dadurch gestört, dass Carola unter furchtbarer Migräne litt.<sup>518</sup>

---

<sup>518</sup> Laut *Kursbuch 1944*, *Kurs 51*, verließen sie Berlin um 8.05 und kamen um 10.11 in Stettin an; das Schiff verkehrte nur montags, mittwochs und freitags (der 7. war ein Freitag) und laut *Kursbuch*, *Kurs 1003*, verließ es Stettin um 11.15, Wollin um 14.45 und erreichte um ca. 17.00 Cammin.



14.7.44.<sup>519</sup> Ich bin in der v.-Strantz-Kaserne<sup>520</sup> in Landsberg/Warthe. Mein Genesungsurlaub ist abgelaufen, und ich musste mich hier bei meinem Ersatztruppenteil<sup>521</sup> melden. Ich habe aber gleich wieder Einsatzurlaub beantragt und mir eben den Urlaubsschein abgeholt.

21.7.–5.8.44. Einsatzurlaub.<sup>522</sup> Noch einmal vierzehn himmlische Tage in Cammin vor dem endgültigen Abmarsch an die Front. Ich genieße die Bequemlichkeit und lasse mich ein bisschen verwöhnen, freue mich meiner Wohlhabenheit, trage abwechselnd meinen braunen, grauen, hellen und weißen Anzug oder sonntags die Uniform mit Dolch. Wir fahren hinüber zum Strand von Dievenow und gehen abends ins Kino. Carola liegt tagsüber im Bikini hinter dem Haus. Wir spazieren durch den Kurpark und machen Fotos. Wir besuchen den guten alten Schneidermeister Sülflow am Markt, der ein Polenmädchen als Näherin angestellt hat. Wir kaufen Räucheraale und besorgen uns Holzleisten im Sägewerk, dessen Besitzer gerade seinen Sohn im Felde verloren hat, und der in einer Aufwallung väterlicher Rührung seine Arme um uns beide legt, als suche er in uns einen Ersatz für sein verlorenes Kind.<sup>523</sup>

Wir streiten uns überhaupt nicht mehr. Die sonst nicht gerade seltenen Differenzen sind wie weggeblasen. Liegt es an dem Bewusstsein, dass die Trennung naht? Vielleicht. Aber wir standen schon öfter vor dieser Situation und haben uns doch gestritten. Ich glaube, es ist die wirkende Gnade des Ehesakramentes.

Heute begegnet mir auf der Straße ein Matrose, der mit dem „**deutschen Gruß**“ grüßt. Ich danke mit dem üblichen Handanlegen an den Mützenrand. Kurze Zeit später treffe ich einen Infanteristen, der auch „Heil Hitler“ macht. Ich halte den Soldaten an und frage, was eigentlich los sei. Da höre ich, dass ein **Aufstand gegen Hitler** niedergeschlagen und Himmler zum Oberbefehlshaber der Deutschen Wehrmacht<sup>524</sup> ernannt worden sei. Der Reichsführer SS Himmler hat dann als eine der ersten Maßnahmen den deutschen Gruß in der Wehrmacht befohlen. Als ob die Wehrmacht dadurch nationalsozialistisch würde!<sup>525</sup>

## Landsberg/Warthe

6.8.44. Das faule Leben ist nun endgültig vorbei. Fast genau vier Monate hat es gedauert. Jetzt bin ich in der **Strantz-Kaserne** in **Landsberg an der Warthe**. Nach einer kurzen Gastrolle in Block I hat man mir ein schönes, ruhiges Zimmer angewiesen. Es ist ein Einzelzimmer im ersten Stock der Stabskaserne, zwischen der Kommandeurswohnung und dem Bataillonsgeschäftszimmer. Das Fenster geht auf den Kasernenhof hinaus.<sup>526</sup>

Nun bin ich wieder in den Kasernenhof- und Geländedienst eingespannt. Eines Tages sehe ich im Bataillonsgeschäftszimmer zufällig meine Karteikarte liegen. Da steht: Waffengattung: Infanterie. Verwendung: Zugführer Schützenkompanie. „Junge, Junge“, denke ich, „die haben Dich ja ganz schön degradiert!“ Noch am selben Tag lasse ich mich beim Kommandeur, Major Schellack<sup>527</sup>, melden und

---

<sup>519</sup> Gem. **Soldbuch S. 24** hatte der Autor Urlaub bis 19.7. z.D. (zum Dienst[beginn]).

<sup>520</sup> Benannt nach **Hermann von Strantz**; im Original „v.-Witzleben-Kaserne“. **von Witzleben**, der spätere Widerstandskämpfer, war zur Zeit des Kasernenbaus 1934/35 Befehlshaber des zuständigen Wehrkreises III.

<sup>521</sup> **Gren.-Ers.-u.Ausb.Btl. 457** (offizielle Bezeichnung seit 15.07.1944; der Dienststempel im Soldbuch S. 24 lautet noch Grenadier-Ersatz-Bataillon 457)

<sup>522</sup> Laut **Soldbuch S. 24** hatte der Autor bereits ab 20. Urlaub.

<sup>523</sup> Im **Deutschen Reichs-Adressbuch für Industrie, Gewerbe und Handel, 1934, Band IV** finden sich neben dem Schneider Sülflow zwei Lichtspieltheater (Dierberg, Schuchardt) und zwei Sägewerke (Gustav Beutel, Gebr. Beutel).

<sup>524</sup> Missverständnis: Himmler wurde **Befehlshaber des Ersatzheeres**.

<sup>525</sup> Das Attentat wurde **ab 1 Uhr des 21.07.1944** mit einer Rede Hitlers im Rundfunk bekanntgegeben; dem Autor kann es nicht entgangen sein. Himmler wurde **am selben Tag** zum B.d.E. ernannt, der Hitlergruß der Wehrmacht aber erst **am 23. mit Wirkung vom 24.07.** befohlen. Es ist also eine literarische Verdichtung, wenn der Autor schreibt, er habe erst an diesem Tag von dem Attentat erfahren.

<sup>526</sup> Die nun folgenden Ereignisse haben sich in Landsberg während des gesamten dortigen Aufenthalts zugetragen, nicht nur im ersten Abschnitt 06.–17.08.1944, sondern auch in der Periode nach der Livlandfahrt, 02.09.–04.10.1944.

<sup>527</sup> Ein **Hauptm. d. R. Schellack** war 1941 Bataillonsführer im **I.R. 121**, das im Mai 1944 bei Sewastopol vernichtet wurde. Vielleicht hat er überlebt und ist nach Landsberg gekommen.

erkläre ihm, dass ich 1.) kein Mann der Schützenkompanie, sondern der MG-Kompanie bin und 2.) schon seit einem Jahr eine MG-Kompanie im Einsatz führe. Er verspricht mir sofort, die Eintragung berichtigen zu lassen und fragt dann nach meinem Alter. Als er hört, dass ich schon über 30 Jahre alt bin, sagt er: „Donnerwetter, ich habe Sie immer für einen ganz jungen Stift gehalten! Ja, dann sind Sie ja für den Frontdienst eigentlich schon zu alt, denn Kompanieführer sollen nicht über 30 Jahre alt sein.“ Von diesem Tag an ist Major Schellack immer besonders freundlich zu mir.

Carola ist in Landsberg. Sie wohnt im *Elste*-Hotel<sup>528</sup>, unmittelbar am Bahnhof. Das Hotel ist viertklassig, aber ich konnte nichts Besseres finden, da alle Fremdenheime belegt sind. Das Zimmer ist verwohnt, die Teppiche ausgefranst, die Bettmatratzen ausgeleierte und die Bettwäsche fadenscheinig und geflickt. Dennoch sind wir glücklich, einige Tage zusammen sein zu können. Carola ist Sonnabend gekommen und will bis Montag bleiben. Sobald mein Dienst beendet ist, treffe ich mich mit ihr und gehe am nächsten Morgen zum Dienst in die Kaserne zurück. Heute ist unser letzter Abend. Morgen in aller Frühe fährt Carola wieder nach Cammin zurück. Deshalb nehmen wir schon am Vorabend Abschied. Carola weint lange, ist gar nicht zu beruhigen.

Ich gehe jeden Sonntag zur heiligen Messe. Die Kirche liegt neben einem Krankenhaus, aus dem mir die Schwestern immer zuwinken. Der Pfarrer ist jung. Vor einiger Zeit hatte ich ihn gebeten, mir einige persönliche Fragen zu beantworten. Wir hatten dann einen Abend in seinem Arbeitszimmer zusammengesessen, wo er in weitausholender Argumentation meine Probleme analysierte. Seine Lösung ist vernünftig und sehr großzügig. Seine Ansichten sind modern und nach meiner Auffassung fast zu frei. Aber vielleicht bin ich allzu konservativ oder pedantisch?

Carola will wieder einmal kommen. Wir wollen telefonisch einen Termin vereinbaren. In einem Restaurant neben dem Wehrmachtheim habe ich ein Gespräch nach Cammin angemeldet und warte auf die Verbindung. Nach zwanzig Minuten ist sie da. Um bei späteren Gesprächen nicht immer in der Kneipe warten zu müssen, bat ich einmal den Pfarrer, von seiner Wohnung aus anrufen zu dürfen. Da saß ich dann zwei volle Stunden ungeduldig im Arbeitszimmer des Geistlichen, ohne dass eine Verbindung zustande kam. Nach Cammin klappt es mit der Telefonverbindung überhaupt nicht. Nach Berlin geht es wesentlich besser.

Carola ist wieder hier.<sup>529</sup> Am liebsten möchte sie mit mir den ganzen Tag zusammen sein, von morgens bis abends. Deshalb macht sie ganz einfach den Vorschlag, dass ich mich für die Zeit ihrer Anwesenheit vom Dienst befreien lasse. Sie findet, dies sei die schönste und beste Lösung. Ich bin wie vom Donner gerührt und versuche mühsam, ihr klarzumachen, dass man sich nicht einfach von seinen Dienstpflichten befreien lassen kann, weil man lieber seinem persönlichen Vergnügen nachgehen möchte. Sie sieht aber die Dringlichkeit meines Dienstes nicht ein. Frauen haben doch eine sehr subjektive und individualistische Auffassung von der Pflicht.

Aber wir sehen uns täglich nach Dienstschluss von 4 Uhr nachmittags bis zum nächsten Morgen. Allerdings warte ich manchmal noch das Abendessen ab, wenn es etwas besonders Gutes gibt. Außerdem sehe ich nicht ein, warum ich in der Stadt das Abendessen bezahlen soll, wenn ich es in der Kaserne umsonst bekomme. Einmal, als ich schon sehr früh zu Carola gegangen war, schleppte ich sie um 6 Uhr zum Abendessen noch einmal zur Kaserne hinauf. Es gab süße Nudeln, die ich so gern esse. Natürlich bekam auch Carola eine Portion, aber sie schmeckten ihr gar nicht so besonders gut, was mich direkt kränkte.

Diesmal habe ich übrigens ein besseres Quartier für Carola ausfindig gemacht: Das Hotel zur Krone. Hier hat Carola ein großes, helles und gemütliches Zimmer. Es liegt im dritten Stock und hat einen Balkon. Wenn ich von der Kaserne, die ja auch auf der Höhe liegt, über die Dächer der Stadt blicke, kann ich deutlich Carolas Balkonfenster sehen.

Für heute abend habe ich von einem Soldaten Kinokarten für den Film „*Immensee*“ besorgen lassen. Der erste Farbfilm, den ich sehe. Aber kurz nach Beginn wird Carola so übel<sup>530</sup>, dass sie das Kino verlassen muss. Ich bleibe zunächst noch, kehre aber dann doch ebenfalls ins Hotel zurück, wo Carola schon im Bett liegt.

---

<sup>528</sup> im Original irrtümlich „Eden-Hotel“

<sup>529</sup> Dieser zweite Besuch lässt sich nicht in der Zeit zwischen Eintreffen in Landsberg und Abmarsch nach Livland im August unterbringen; er muss im September erfolgt sein.

<sup>530</sup> Übelkeit kann ab der 5. Schwangerschaftswoche auftreten. Diese begann, eine durchschnittliche Dauer der Schwangerschaft vorausgesetzt, um den 16.08.1944.

Morgens 7.45 Uhr. Auf dem Weg zur Kaserne habe ich fast die große Treppe erreicht, die zur Kaserne hinaufführt, als mir mein Vorgesetzter, ein Hauptmann, entgegenkommt. „Kommen Sie gleich mit“, sagt er ohne erst zu grüßen. „Wo haben Sie eigentlich gesteckt? Der Melder hat Sie gestern abend verzweifelt gesucht, denn ich habe ihm gesagt, er solle nicht ohne Sie zurückkommen.“ Da fällt es mir schwer auf die Seele. Ich hatte zu melden vergessen, dass ich bei Carola im Hotel übernachten würde. Nun muss ich es ihm kleinlaut gestehen. Er winkt beruhigend ab, ohne eine Rüge oder ein Wort des Unmutes. Ich bin ihm sehr dankbar dafür.

Wir gehen also gemeinsam zum Bahnhof, denn gestern abend war überraschend eine Geländebesichtigung als Vorbereitung einer dreitägigen Härte-Übung angesetzt worden, die nun heute früh in **Zantoch** stattfindet. Wir haben das westliche Steilufer des Warthebruchs auf seine Eignung zu Übungszwecken geprüft. Bei der Rückkehr in die **Bahnhofswirtschaft** in Zantoch gab es belegte Brötchen, die uns der Wirt, Vater eines unserer Unteroffiziere, spendiert hat. Mittags waren wir schon wieder in Landsberg, und nachmittags erzähle ich Carola von unserer Spritztour.

Ich mache mit Carola einen Spaziergang durch den Stadtpark. Er liegt schon oben auf der Höhe des steilen Nordwestufers des Warthetales. Wir stehen in einem kleinen Pavillon hoch über der Stadt. Rechts von uns liegt in gleicher Höhe die **Strantz-Kaserne**. Unter uns die Stadt an der Warthe. Eine massive Brücke führt über den Fluss zu einer kleinen Vorstadt am jenseitigen Ufer, von der aus die Straßen in die weite flache Ebene der Warthe-Niederung hinauslaufen.

Ich sitze beim Lampenschein lesend in meinem Zimmer. Da klopft es, und der Läufer tritt herein. „Herr Leutnant, unten in der Wache ist eine Dame, die Sie sprechen möchte.“ Ich lasse sie heraufholen und überlege inzwischen, wer das wohl sein könnte. Da tritt freundlich grüßend ein Mädchen ein, das mir völlig unbekannt ist. Während ich noch angestrengt nachdenke, nennt sie schon ihren Namen: Edith Wilk, die Tochter einer Kusine meines Vaters. Ich habe sie in meinem ganzen Leben nur ein- oder zweimal gesehen und mochte damals etwa 15 Jahre alt gewesen sein. Ich fand sie damals aufregend mit ihrem schmalen, von schwarzem Haar eingerahmten Gesicht und den glänzenden, dunklen Augen. Nun sitzt sie hier vor mir. Sie ist gar nicht mehr schön. Sie erzählt, wie sie mich gefunden hat: Auf einem Spaziergang mit ihrem Mann, der hier im Lazarett liegt, habe sie mich gesehen und sich nach meiner Dienststelle erkundigt. Dann beklagt sie sich über ihren Mann, der lieber mit seinen Kameraden Karten spielt, als mit ihr zusammen zu sein. Schließlich fragt sie, ob es mir recht sei, wenn wir uns mal treffen. Sie scheint mein Zögern bemerkt zu haben, denn sie wiederholt mehrmals, dass wir uns nur treffen wollten, wenn es mir recht wäre. Ich mochte es ihr nicht abschlagen. Wir sind ja schließlich Verwandte. Aber so ganz wohl war mir nicht dabei. Wir verabredeten also ein Treffen in dem Wehrmachtsrestaurant, von dem aus ich Carola schon mal angerufen hatte. Und dann habe ich diese Verabredung wahrhaft vergessen. Ich habe mich darüber ehrlich geärgert, denn einmal wollte ich nicht als wortbrüchig gelten und zum andern tat sie mir doch leid in ihrer Freudlosigkeit. Sie ist nie wiedergekommen.

## Marschbataillone nach Kurland

Heute erhalte ich den Befehl, mich in der **Walter-Flex-Kaserne** zu melden. Diese Kaserne liegt ebenfalls hier oben auf der Hochfläche, aber schon außerhalb der Stadt etwa fünfzehn Minuten von der **Strantz-Kaserne** entfernt und direkt neben dem Truppenübungsplatz. Hier soll ein **Marsch-Bataillon** nach **Kurland** zusammengestellt werden. Ich soll als Kompanieführer mitgehen. Am Nachmittag siede ich also zur Flex-Kaserne über, wo wir gleich mit der Aufstellung des Bataillons beginnen. Nun folgen turbulente Tage mit der Einteilung der Kompanien, Einkleidung, Appellen, Ausgabe von Marketenderwaren und anderen Tätigkeiten, die sich *normalerweise*<sup>531</sup> über Wochen hinziehen.

Inzwischen hatte Carola ihr Kommen angekündigt und erscheint auf dem Kasernenhof, als ich gerade vor der angetretenen Kompanie stehe und allerlei Anweisungen gebe. Carola geht vorbei und verschwindet im Eingang, während ich die Kompanie wegtreten lasse. Wie ein brausender Sturm jagen die Männer die Treppe hinauf zu ihren Stuben und umbranden Carola wie ein Strudel. Dann sitzt sie bei mir im Dienstzimmer und erlebt das pausenlose Kommen und Gehen von Meldern, Trägern und

---

<sup>531</sup> Zwischen dem Eintreffen in Landsberg und der Abfahrt der Marschkompanie liegen kaum zwei Wochen, von denen noch die Zeit in der Strantz-Kaserne abzuziehen ist. Daher hat der Herausgeber „normalerweise“ eingeschoben.

Unteroffizieren, das ununterbrochene Öffnen und Schließen der Tür, Hackenklappen, Meldungen, Fragen, Befehle, Anweisungen. Sie bleibt nicht lange, denn bei diesem hektischen Betrieb können wir uns doch nicht unterhalten.

Auf dem neben der Kaserne beginnenden Gelände des Truppenübungsplatzes werden die neu aufgestellten Kompanien noch kurz geschult. Auf dem Plan steht neben dem üblichen Geländedienst noch eine Nachtübung, bei der wir die Sicherung eines Dorfes bei Nacht üben. Die Feldwache liegt im Stallgebäude eines Gutshofes, während die Posten an allen wichtigen Punkten des Dorfes aufgestellt sind. Im Morgengrauen besetzen wir einen Schützengraben, an dem wir dann noch einen Einbruch durchexerzieren. Auch Schießübungen stehen auf dem Dienstplan. Der Schießplatz liegt direkt neben dem Kasernenwohnblock. Carola sollte einmal vom Zaun aus zugucken, aber sie traut sich nicht recht und geht vorbei.

Heute fährt Carola wieder ab. Ich habe aber so viel zu tun, dass ich nicht zum Bahnhof gehen kann. Deshalb drücke ich einem Soldaten 2,- Mark in die Hand mit dem Auftrag, einem Blumenstrauß für Carola ins Hotel zu bringen. Während der Soldat losgeht, trete ich in mein Dienstzimmer – und stehe vor Carola. „Ach du meine Güte!“ entfährt es mir, und schon bin ich wieder draußen, um den Soldaten zurückzurufen. Erst dann kehre ich ins Zimmer zurück und erkläre meiner verständnislos dreinblickenden Frau den Zusammenhang.

Für das Marschbataillon wird eine Filmvorstellung gegeben. Auf dem Weg zum Kino marschieren wir durch Landsberg. Der Marschtritt der Kolonnen hallt rhythmisch auf dem Straßenpflaster. Ich marschiere an der Spitze meiner singenden Kompanie. „Nach der Heimat geht mein heimlich Sehnen“<sup>532</sup> hallt das sentimentale Lied durch die Straßen. Und dann die dritte Strophe: „Großer Vater, der Du bist da droben – ach, erhöre doch mein kindlich Fleh’n – lass mich meine heißgeliebte Heimat – und mein liebes Madel wiederseh’n.“ Die Männer singen zweistimmig mit Oberstimme. Viele Passanten bleiben stehen. Manche Frauen weinen. Sie stehen am Bürgersteig und blicken mit tränenüberströmtem Gesicht auf unsere vorüberziehende Kolonne.

Im Kino sitzen die Offiziere in der Loge. Einige haben ihre Damen mitgebracht, und ich bedaure, dass Carola gestern schon abgefahren ist. Mit einem dieser Kameraden, der auch seine Frau hier hat, saßen wir vorgestern noch zu viert in einem Café. Und nachher fragte er mich: „Sagen Sie mal, wie kommt es eigentlich, dass Ihre Frau ein so klassisches Hochdeutsch spricht, während Sie so munter drauflos berlinern?“ Es war bei einem Abendessen in der „Martinsklause“<sup>533</sup>.

Die Marschverpflegung ist ausgegeben. Ab heute abend ist das Bataillon marschbereit. Der Abmarsch ist für morgen früh geplant, wenn die Waggons bereitgestellt sind. Sicherheitshalber ist aber schon Ausgangssperre angeordnet, falls der Transportzug schon früher zur Stelle ist.

Unter den Soldaten waren viele, die ihre Frauen hatten herkommen lassen. Denen hatte ich, so oft es der Dienst erlaubte, immer Nachurlaub gegeben mit der Auflage, ihren Aufenthaltsort anzugeben. Auch jetzt kamen sie wieder mit der Bitte um Urlaub für diese letzte Nacht. Ich habe sie laufen lassen trotz der Gefahr, dass ich sie nicht alle rechtzeitig zusammenkriege, falls der Zug wider Erwarten in der Nacht starten wollte. Wir könnten ihr Gepäck zum Bahnhof mitnehmen und sie durch Läufer gleich zum Bahnhof dirigieren. Aber vor dem Abmarsch wird angetreten und die Vollzähligkeit festgestellt. Soll ich eine falsche Stärkemeldung abgeben? So ganz wohl ist mir nicht, aber ich habe es gewagt. Und am nächsten Morgen waren sie alle wieder da.

Das Bataillon rückt ab. An der Spitze marschiert eine Militärkapelle. Unter den schmetternden Klängen der Marschmusik geht es auf holpriger Straße den Hang hinunter und dann durch die Straßen der Stadt zum Bahnhof. Hier hält das Bataillon, und die Kapelle nimmt die Stahlhelme ab. In der heißen Augustsonne war ihnen warm geworden, und sie wischen sich lächelnd den Schweiß ab. Sie schwitzen gern die halbe Stunde, denn sie kehren zur Kaserne zurück. Wir aber rollen nach Osten zur Front.

**Bromberg.** Unser Zug steht auf dem Güterbahnhof. Wir fahren erst morgen früh weiter. Noch ist finstere Nacht. Deshalb strecke ich mich auf der langen Sitzbank unseres Personenwagens aus, um etwas zu schlafen. Da meldet sich ein junger Soldat, fast noch ein Kind mit Pausbacken und Stupsnase. Er fragt, ob er schnell mal nach Hause laufen dürfe, er sei aus Bromberg. Ich lasse ihn sausen und versuche, meinen unterbrochenen Schlaf fortzusetzen. Da werde ich schon wieder geweckt. Eine Bromberger Mutter ist da. Die Anwesenheit unseres Transportes hatte sich herumgesprochen, und nun ist sie

---

<sup>532</sup> *Noten mit Text und Gesang (mit leichten Abweichungen)*

<sup>533</sup> *möglicherweise die „Engelhardt-Klause“; Name nicht genau erinnert oder seit 1934 geändert*



gekommen, um ihren Sohn zu suchen. Es stellt sich schnell heraus, dass es die Mutter des eben fortgeschickten Jungen ist. Da verabschiedet sie sich schnell, um nach Hause zu eilen, während ich mich wieder zum Schlafen niederlege. Kaum habe ich mich ausgestreckt, da kommt der Junge zurück, und meldet, dass er zuhause niemand angetroffen habe. Jetzt laufe ich selbst los, um die Mutter wieder einzuholen. Ich hetze über Gleise und an Güterzügen vorbei, kann sie aber nicht mehr finden. Also laufe ich zurück und schicke den Jungen zum zweiten Mal nach Hause. Dann lege ich mich wieder hin. Am Morgen ist die Mutter mit ihrem Sohn wieder da. Sie sehen sich beide zum Lachen ähnlich und sind glücklich, dass sie sich doch noch getroffen haben.

**Danzig-Neufahrwasser**.<sup>534</sup> Das Verladen auf das Schiff geht sehr schnell, da wir weder Fahrzeuge noch schweres Gerät haben. In langer Reihe steigen die Männer zügig das **Fallreep** hinauf. In 45 Minuten ist das ganze Bataillon an Bord. Aber wir müssen uns noch etwas gedulden, denn wir fahren im **Konvoi** und müssen auf die Klarmeldung der anderen Schiffe warten. Inzwischen sitze ich an Deck und blicke über das weite Wasser der **Danziger Bucht**. Um mich herum ist der laute Betrieb der Docks mit den mir so wohlvertrauten Geräuschen des Hafens.<sup>535</sup> Links, weit hinten an der flachen, langgestreckten Küste, liegt **Zoppot**, das elegante Seebad **Westpreußens**.<sup>536</sup>

Am Spätnachmittag verlassen wir den Hafen. Der Konvoi besteht aus drei Truppentransportern, die sich jetzt in **Kiellinie** formieren, während fünf **Schnellboote**<sup>537</sup> uns schützend umkreisen. Kurz nach Verlassen des Hafens wird ein Probealarm durchgeführt. „U-Boot-Alarm.“ Die Schiffe fahren im Zickzackkurs, während sämtliche Mannschaften an Deck zu den vorher bestimmten Kästen laufen und die dort verstauten Schwimmwesten anlegen. Anschließend folgt noch ein Probefliegeralarm. Jetzt verschwindet alles unter Deck, und die **Bordflak** wird lebendig. Die Bestückung des Schiffes besteht aus einer **8,8-Flak** und vier **2-cm-Vierlingsflak**.<sup>538</sup> Die Bedienungen haben Zugstärke unter Führung eines Flak-Leutnants.<sup>539</sup> Wie wir sie wegen ihres bequemen Lebens beneiden!

Die Nacht senkt sich auf das Meer und breitet ihren schützenden Mantel über unseren Konvoi. Wenigstens vor Fliegern sind wir jetzt ziemlich sicher, und auch U-Bootangriffe sind bei Nacht wohl etwas schwieriger.

Im Morgengrauen des dritten Tages<sup>540</sup> macht das Schiff eine scharfe Wendung um 90 Grad und steuert genau südwärts. Wir laufen in die **Rigaer Bucht** ein. Nach einigen Stunden haben wir die **Dünamündung** erreicht. Die Ufer sind ganz flach. Rechts liegt ein kleines Hafenbecken mit einigen Motorbooten. Am Ufer stehen einige flache Gebäude. Plötzlich läuft unser Schiff auf Grund, schwankt ein wenig und legt sich dann quer über den Strom. Die Schrauben laufen rückwärts und wühlen den gelben Grund auf. Eine Stunde müht sich das Schiff, von der Sandbank herunterzukommen. Dann ist es wieder flott und gleitet in der **Fahrinne** vorsichtig flussaufwärts. Inzwischen haben sich zahlreiche Landser an Deck versammelt. In dichten Reihen stehen sie an der Reling und blicken neugierig auf das unbekannte Land. Noch ist es flach und bietet dem Auge wenig Abwechslung. Dann geht ein Gemurmel durch die Reihen: **Riga** in Sicht. In der Ferne ragen drei hohe Türme über den Horizont hinaus und heben sich deutlich gegen den hellen Himmel ab. Die Wahrzeichen Rigas! Die ersten verstreuten Häusergruppen gleiten am Ufer vorbei. Fabriken folgen. Dann wieder Häusergruppen, die sich allmählich zu einem Ortsteil verdichten. Und dann stoppt das Schiff an der Kaimauer des Rigaer Hafens mit seinen langen Reihen von Schuppen und Lagerhallen. Noch einmal werfe ich einen Blick auf die unvergessliche Silhouette der Stadt, und dann nimmt der Dienst meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Wir gehen von Bord, treten kompanieweise zwischen den Lagerhallen an und rücken dann auf einen nahegelegenen Sportplatz zu einem kurzen Halt. Dann nehmen wir unser Gepäck wieder auf und marschieren ab. Unser Ziel ist ein kleiner Bahnhof im Nordosten der Stadt. Unser Marsch führt uns erst durch eine aufgelockerte Siedlung in der Nähe des Sportplatzes, dann durch holprige Straßen mit

---

<sup>534</sup> Das Datum ergibt sich aus dem **KTb HGr N vom 21.08.1944 S. 434**, dem zufolge „gestern“ vier Marsch-Bataillone in Danzig verladen wurden. Auf **S. 455** werden die Bataillons-Nummern genannt: 492, 495, 506 und 507. Gem. Meldung vom 06.09.1944 (**KTb II.A.K., NARA T-314 Roll 162 Frame 000396**) war das **M.Btl. zBv. 495** für die **87.I.D.** bestimmt und ein **M.Btl. 516 (506?)** für die **207.S.D.**

<sup>535</sup> vgl. Fußnote 252

<sup>536</sup> im Original irrtümlich „Ostpreußens“

<sup>537</sup> evtl. die **5. Schnellboots-Flottille**

<sup>538</sup> sicher **8,8-cm-Schnelladekanone C/30 oder KM41** und **2-cm-Flak-Vierling 38**

<sup>539</sup> Angehörige der **4. Kompanie/I. Marine-Bordflak-Abteilung**

<sup>540</sup> Das Datum ergibt sich aus **KTb HGr N vom 22.08.1944 S. 455**.

einstöckigen Häusern und schließlich durch eine breite Asphaltstraße mit langen Fassaden dreistöckiger Großstadthäuser. Zahlreiche Letten blicken aus den Fenstern auf unsere Kolonne herab. Die Soldaten schleppen schwer an ihren hochbepackten Rucksäcken, aber sie halten sich gerade und singen sogar noch Marschlieder. Ich habe meinen Koffer der vorderen Rotte gegeben mit der Weisung, ihn alle hundert Meter an den nächsten Mann weiterzugeben. Leider bleibt er schon bald an einem Mann hängen, der ihn schon eine ganze Weile schleppt, bevor ich es bemerke. Hinter einer Brücke biegen wir rechts ab und gelangen bald zu einem kleinen Bahnhof, wo der Zug schon bereitsteht. Am Spätnachmittag setzt er sich in Bewegung und rollt in Richtung **Wenden–Wolmar–Walk** von dannen.<sup>541</sup> Als es zu dunkeln beginnt<sup>542</sup>, strecke ich mich auf der Sitzbank aus und schlafe ein.

Im Morgengrauen<sup>543</sup> erwache ich. Es ist kühl. Ich wische die beschlagenen Abteilstenfenster ab, um mir die Gegend anzusehen. Mein Blick fällt im Vorbeifahren auf ein lettisches Bauerngehöft, über dessen Hof gerade ein Mädchen schreitet. Potzblitz, hat das Mädel eine Haltung! Rank und schlank und doch kraftvoll. Und ein Gang wie eine Königin! In Sekundenschnelle ist das Bild vorüber, aber ich bin noch fasziniert von dieser Erscheinung. Eine Königin in einem Bauernmädel!<sup>544</sup>

Endstation! Alles aussteigen! Der Zug hält auf einem kleinen Bahnhof mitten in einem großen Waldgebiet. Ostwärts des Bahnhofs erstreckt sich eine große Lichtung, ein Kahlschlag, auf dem die Baracken eines Sägewerks stehen.<sup>545</sup> Das Werk wird von der OT (**Organisation Todt**) betrieben und arbeitet mit russischen Kriegsgefangenen. Wir lassen das Bataillon bei den Baracken lagern und warten auf den Einweiser. Ich gehe inzwischen in die Führerbaracke und bitte einen der OT-Führer, mich hier rasieren zu dürfen. Er stellt mir bereitwilligst sein Zimmer zur Verfügung und ebenso alle Rasierutensilien. Nach kurzer Zeit öffnet sich die Tür, und ein russisches Mädchen kommt herein, um mir warmes Wasser zu bringen. Ich bedanke mich, und sie zieht sich schüchtern wieder zurück. Die Rasur ist schnell beendet. Inzwischen ist draußen auch ein Offizier eingetroffen, der uns den Weg weisen soll. Das Bataillon tritt an, die Spitze setzt sich in Bewegung, und dann marschiert eine endlose Schlange deutscher Soldaten in Fliegermarschtiefe der Front entgegen.

Die Augustsonne scheint warm auf uns nieder, während wir Stunde um Stunde durch die herrliche Landschaft **Livlands** marschieren. Die Schönheit dieses Teiles von Lettland lässt mich die Mühsal des beschwerlichen Marsches leichter ertragen. In sanften Wellen schwingt sich das Land bis zum Horizont. Zwischen den saftigen Wiesen und Weiden breiten sich fruchtschwere Ackerfelder aus, und überall stehen größere und kleinere Waldungen, Gehölze und Baumgruppen. Das Grün überwiegt in der Landschaft. Über das Land verstreut liegen kleine Dörfer und Einzelhöfe. Breit und wuchtig liegen die großen, wohlhabenden Höfe mit ihren Holzhäusern in der Ackerlandschaft. Ich habe nicht gewusst, dass **Livland**<sup>546</sup> so schön ist.

Unser heutiges Tagesziel ist erreicht. Wir quartieren uns in einem Weiler ein. Eine kleine Gruppe von Bauerngehöften, in denen schon ein deutscher Stab liegt. Wir bringen die Mannschaften in Scheunen unter. Ich selbst werde in der Schreibstube der hiesigen Einheit auf einem Strohsack übernachten. Der Erste Schreiber ist sehr hilfsbereit und rührend um mich bemüht. Er behandelt die Blasen, die ich mir heute gelaufen habe und bringt mir unaufgefordert ein Glas Milch. Er sorgt für meine Bequemlichkeit, wo es nur geht. Ein wirklich guter Kamerad, denn er hat von mir ja keinen Vorteil zu erwarten. Am nächsten Morgen geht es weiter. Unterwegs kommen wir an einem Bauernhof vorbei, auf dem lettische Freiwillige üben.<sup>547</sup> Sie tragen deutsche Uniformen mit einem Wappen in den lettischen Farben auf dem Ärmel.

---

<sup>541</sup> Diese Bahnstrecke ist Teil der **Fernverkehrsstrecke Riga–Pleskau**. Aufgrund der militärischen Lage und der Beschreibung ist davon auszugehen, dass die Fahrt nicht viel weiter als bis nach Walk führte. Als Fahrzeit können mind. 2 Tages- und 9 Nachtstunden angenommen werden mit einer Fahrtgeschwindigkeit von max. **30 km/h (tags, nachts auch?)**.

<sup>542</sup> gegen 19.40 Uhr

<sup>543</sup> gegen 5.10 Uhr

<sup>544</sup> Dieses Mädchen begegnete dem Autor **während der Gefangenschaft im Traum** wieder.

<sup>545</sup> Eine solche Situation zeigt das **Luftbild** vom Bahnhof **Saule** heute noch, ohne dass der Herausgeber zu behaupten wagt, dass dies die Endstation des Transports gewesen sein müsste.

<sup>546</sup> im Original „Kurland“

<sup>547</sup> Lettische Freiwillige gab es in der Polizei und in der SS. Da die SS-Verbände aber zu diesem Zeitpunkt in einer anderen Gegend waren, muss es eine Polizeieinheit gewesen sein, am ehesten das **271. Polizeibataillon Valmiera**, das um diese Zeit mit der Bewachung der Eisenbahnstrecke Sigulda–Cēsi beauftragt war. Bei der Heeresgruppe

Das Ziel ist erreicht. Wir sind beim Stab einer Infanterie-Division angelangt.<sup>548</sup> Da die Division in letzter Zeit starke Ausfälle hatte, herrscht über den Ersatz große Freude. Nach einer ausgiebigen Rast tritt das Bataillon in einem offenen Viereck an, und der General hält eine kurze Ansprache. Dann beginnt die Aufteilung unseres Marschbataillons auf die einzelnen Regimenter, Nachrichteneinheiten, Pionierbataillon usw. Ich sehe, wie der kleine pausbäckige Soldat aus Bromberg zu den Füsiliern gestellt wird. Aufklärungsabteilung! Das bedeutet Späh- und Stoßtrupptätigkeit. Einen Augenblick lang bin ich versucht, ihn da wieder rauszuholen, aber dann unterlasse ich es doch. Es ist zwecklos, Schicksal spielen zu wollen. Wenn es Gott gefällt, ihn am Leben zu lassen, dann tut er es auch bei den Füsiliern. Und wenn es ihm bestimmt ist zu sterben, dann rette ich ihn auch nicht.

Bei der Geräteübergabe fehlen mir zwei Taschenlampen. Sonst ist alles in Ordnung. Nach den Übergabeformalitäten ist das Rahmenpersonal des Marschbataillons beim General zu Gast. Man macht kein Hehl daraus, dass man uns Offiziere auch gut gebrauchen könnte. Besonders ein wichtigtuerischer junger Kompanieführer erhebt laut und ernsthaft die Forderung, uns einfach hierzubehalten. Daraus wird natürlich nichts. Da es zur Rückkehr heute schon zu spät ist, übernachten wir beim Divisionsstab. Vor dem Schlafengehen trete ich noch einmal vor das Haus. Die Nacht ist hereingebrochen, und tiefe Dunkelheit liegt über dem Land. Von der Höhe meines Standortes kann man weit in das Land hineinsehen und die ganze Front überschauen.<sup>549</sup> Ich blicke hinunter in die weite, nachtdunkle Senke. Dort unten liegt die Front! Es ist still da drüben. Nur hier und da steigt lautlos eine Leuchtkugel empor. In der Ferne brennt ein Haus. Deutlich sehe ich die glutroten Flammen züngeln, die die Umgebung in ein flackernd düsteres Rot tauchen.

Unser Auftrag ist beendet. Am nächsten Morgen in aller Frühe bringt ein Lkw das Rahmenpersonal zum nächsten Bahnhof. (Das „Rahmenpersonal“ bestand aus dem Bataillonsführer (ein Hauptmann), drei Kompanieführern (drei Leutnants) und einigen Feldwebeln und Unteroffizieren.) Wir hatten das Marschbataillon (Ersatz, bestehend aus jungen Rekruten) heraufgebracht und fahren nun wieder „nach Hause“. Das Bahnhofsgebäude ist stark zerstört. Während wir auf den Zug warten, streife ich durch die Ruinen und ziehe noch ein paar brauchbare Nägel aus den Holzwänden.

Unterwegs hält der Zug auf freier Strecke. Ich sehe aus dem Fenster, um die Ursache unseres Haltens zu ergründen. Da fällt mein Blick auf den Bahndamm, der mit blühender Erika übersät ist. Da steige ich aus und pflücke schnell einen Strauß, den ich Carola mitbringen will.

In **Riga** müssen wir auf ein Schiff warten, das uns nach Danzig zurückbringen soll. Man hatte uns gesagt, dass das einige Tage dauern könnte. Deshalb haben wir uns im Hotel „Excelsior“ einquartiert und machen von hier aus Spaziergänge durch die Stadt. Vorher haben wir uns von der zuständigen Dienststelle unsere Marschverpflegung besorgt und den verantwortlichen Unteroffizier in der Entlausungsanstalt nach langer Unterredung bewogen, uns die vorgeschriebene Entlausungsprozedur zu ersparen. Einmal waren wir auch in einer griechisch-orthodoxen Kirche<sup>550</sup>, in der gerade ein Gottesdienst gehalten wurde. Der kreisrunde Raum mit gewaltiger Kuppel hat keine Bänke. Die Gläubigen stehen im Halbkreis um den Popen, der mit volltönender Stimme mit Inbrunst und ein wenig Pathos aus dem großen Evangelienbuch singt. Wir stehen mit entblößtem Kopf dabei und hören uns schweigend das Ritual an. Hier in Riga überschneiden sich zwei Kulturkreise. Einerseits ist Riga in Baustil und Geisteshaltung der Bevölkerung eine europäische Großstadt. Aber neben den Bauwerken aus der Zeit der Hanse stehen auch Zeugen aus der alten russischen Zeit. Neben den schlanken, hochragenden Kirchtürmen europäischer Bauart stehen die russisch-orthodoxen Kuppelkirchen mit ihren Zwiebeltürmen. Und manche alte Leute sprechen noch russisch.

Gestern war ich mit dem Führer unseres Marschbataillons, einem Hauptmann, am Hafen, um nochmals Erkundigungen über eine Rückfahrtmöglichkeit einzuziehen. Da wurde uns mitgeteilt, dass wir heute fahren könnten. Nun stehen wir am Kai, an dem ein großer Transporter festgemacht hat. Es wird gerade

---

*Nord gab es **anscheinend** auch eine lettische Ost-Kompanie und beim Wehrmachtbefehlshaber Ostland eine lettische Ersatzkompanie (mit **noch** unbekannten Standorten).*

<sup>548</sup> *Die Division kann nicht identifiziert werden. Aufgrund der unklaren Fahrtdauer und des weiten Fußmarsches kommen fast alle Divisionen der **18.Armee** in Frage. Sollte der Autor – wie oben vermutet – im Marschbataillon 495 gewesen sein, wäre es (gem. **KTb II.A.K., NARA T-314 Roll 163 Frame 000396**) die **87.I.D.** gewesen (siehe **Karte der Umgebung von Walk**).*

<sup>549</sup> *Der Gefechtsstand der 87. I.D. war sicher im **Schloss Sangaste**, und wenn er denn wirklich hier war, sah der Autor die Front vielleicht **wie von hier aus**. Aber hätte der Autor solch ein Schloss nicht erwähnt?*

<sup>550</sup> ***russisch-orthodoxe Kirchen** wurden früher auch als **griechisch-orthodox** bezeichnet*

eine lettische Einheit eingeschifft, die nach Deutschland verlegt wird. Der Kai ist voll von weinenden Frauen. Inzwischen sind auch wir an Bord gegangen. Als das Schiff ablegt, stimmen die lettischen Soldaten ihre Nationalhymne an.

Die Überfahrt ist stürmisch. Ich blicke achteraus und sehe das uns folgende Schiff gewaltig schlingern. Wir fahren wieder im Konvoi. An Bord unseres Transporters sind auch vier Zahlmeister, die von morgens bis abends besoffen sind und apathisch auf ihrem Gepäck liegen. Ich erfahre, dass sie von einer „Heldengreifkommission“ aus ihrer bisherigen Einheit als überflüssig ausgekämmt worden sind und nun zu einem kurzen Umschulungskurs nach Deutschland fahren, um dann zu einer Fronteinheit kommandiert zu werden. Junge, Junge, die haben vielleicht eine Stimmung! Wie hart und ungerecht das Schicksal aber auch mit ihnen verfährt! Vier Jahre lang haben sie als Zahlmeister ein Hamsterleben geführt und sich in der Etappe geruhsam die Backetaschen vollgestopft. Und nun sollen sie zur Infanterie an die Front! Ausgerechnet sie! Warum gerade sie?! Warum nimmt man denn nicht die anderen! Nein, wie ungerecht!

Eben gab es eine kleine Sensation. Querab in westlicher Richtung wird ein treibendes Boot gesichtet. Ein Begleitfahrzeug der Kriegsmarine rauscht an das Boot heran und nimmt einige völlig erschöpfte Leute an Bord. Jetzt verlautet, dass es Letten waren, die aus dem bereits von Russen besetzten Gebiet nach Schweden flüchten wollten und in dieses stürmische Wetter geraten waren. Ohne unsere Hilfe wären sie zugrunde gegangen.

In Neufahrwasser verlassen wir das Schiff und begeben uns zum Bahnhof, wo wir einen Vorortzug nach Danzig besteigen. Ich bin etwas ärgerlich, weil wir mit dem Hauptmann verabredet hatten, dass jeder mit einem eigenen Fahrschein nach Landsberg zurückfährt. Auf diese Weise könnte ich einen Umweg über Cammin machen. Der Hauptmann aber macht keine Anstalten, unsere Fahrscheine auszustellen. Ich sehe meine Hoffnung, Carola einen überraschenden Besuch abzustatten, schon schwinden.

Soeben fährt der Zug an einer **U-Boot-Werft** vorbei. Drei hellgraue, schlanke Bootsrümpfe liegen wie riesenhafte Torpedos auf den Helgen.<sup>551</sup>

Nun hat der Hauptmann doch noch unterschrieben. Ich habe ihm Unrecht getan und bitte es ihm im Stillen ab. Wir haben ihn auf dem Transport als einen ruhigen, verständnisvollen Offizier kennengelernt. Er hat nur nie viel Worte gemacht. Nun trennen sich unsere Wege. Der Hauptmann fährt nach M. (*Meseritz?*), während wir drei später nach Landsberg zurückkehren wollen. Wir hatten schon früher beschlossen, erst zu unseren Angehörigen zu fahren und uns dann drei Tage später wieder in Landsberg zu melden, was natürlich eigentlich unzulässig ist.

Da mein Zug erst abends fährt, gehe ich mit einem Kameraden noch in die Stadt, besichtige die **Marienkirche** und das **Krantor**, schlendere durch einige schöne alte Straßen mit Patrizierhäusern, besuche eine Kinovorstellung und gehe dann zum Bahnhof. Der Zug ist gerammelt voll. Ich muss unterwegs noch einmal umsteigen und kann mich auch hier nur mit Mühe in den vollgestopften Zug drängen.<sup>552</sup> Mit wenigen Minuten Verspätung kommen wir in Stettin an. Und während mein Zug auf dem einen Bahnsteig einläuft, fährt der Camminer Zug auf dem anderen ab!<sup>553</sup> Mich packt die Wut. Das ist mir mit Carola schon einmal passiert, so dass wir die ganze Nacht hindurch bei Stettiner Bekannten im Wohnzimmer auf Stühlen sitzend verbracht haben. Diese lächerliche Bimmelbahn versäumt absolut nichts auf ihrer Strecke an der Küste entlang. Sie könnte wahrhaftig die drei Minuten auf den D-Zug warten! Wütend nehme ich meinen Koffer auf und gehe über eine Brücke zum Wehrmachtheim. Es ist 6 Uhr früh, und der nächste Zug nach Cammin geht um 10 Uhr ab. Ich war die ganze Nacht durchgefahren und will versuchen, noch ein paar Stunden zu schlafen. Ich lasse mir ein Zimmer geben und bitte den sehr freundlichen Gefreiten, mich um 9.30 Uhr zu wecken. Dann rasiere ich mich und lege mich zu Bett. Aber mir schwirren so viele Gedanken im Kopf herum, dass ich gar nicht schlafen kann. Ich stehe also wieder auf und gehe zum nahen Bahnhof hinüber.

---

<sup>551</sup> Zu jenem Zeitpunkt waren auf der Schichau-Werft 10 Boote des **Typs XXI** im Bau. Der Autor hat vielleicht die 3 am weitesten fortgeschrittenen gesehen: **U 3507–U 3509**

<sup>552</sup> Unklarer Reiseweg: Der **D 22** fuhr von Danzig (Abfahrt 22.15 Uhr) ohne Umsteigen über Stettin (Ankunft 4.58 Uhr) nach Berlin; auf der Strecke über **Dirschau** und **Kreuz** hätte man zweimal umsteigen müssen. Zwischen Stettin und Cammin musste man jedoch stets in Wietstock umsteigen.

<sup>553</sup> Ankunft des **D 22** in Stettin: 4.58 Uhr; Abfahrt nach Cammin über Wietstock gem. **Kursbuch 1943**: 5.06 Uhr (immerhin der Versuch einer Verbesserung gegenüber dem **Kursbuch 1941/42**, dem zufolge die Abfahrt sogar zur genau gleichen Uhrzeit, 4.58 Uhr erfolgte) und dann erst wieder 11.12 Uhr.



Cammin in Sicht! Ich stehe auf der eisernen Plattform des Provinzeisenbahnwägelchens und blicke auf die kleine Stadt, der der Zug entgegenrattert. Vor mir taucht der kleine Hügel mit dem Kirchlein auf, in der wir getraut wurden.<sup>554</sup> Dann gleitet links die Windmühle vorbei. Nun macht der Zug eine Kurve, überquert die Straße und hält auf dem Bahnhof. In wenigen Minuten bin ich zuhause. Carolas Freude ist riesengroß und ich freue mich über die gelungene Überraschung. Der Erikastrauß, den ich nun aus dem Koffer hole, ist eine weitere kleine Freude, und meine Ankündigung, dass ich drei Tage bleiben werde, macht die Seligkeit vollkommen.

Ich bin wieder in Landsberg und wieder in der *Strantz*kaserne und wieder in demselben Zimmer. Ich finde sogar noch ein Tütchen Zucker in der Tischschublade, das ich vor meinem Auszug dort hineingelegt hatte. Ich mache wieder Ausbildungsdienst. Je 200 Mann sind immer zu einer Kompanie zusammengefasst, und je 100 Mann bilden eine Abteilung, von denen ich eine führe. Der Schwerpunkt der Ausbildung liegt auf dem Geländedienst, der auf dem Truppenübungsplatz stattfindet. Von hier kehren wir mittags in geschlossener Formation mit Gesang in die Kaserne zurück. Nachmittags ist Formalausbildung im Kasernenhof. Heute waren wir auf dem Schießplatz. Da fechte ich jedesmal mit den Feldwebeln ein „Preisschießen“ aus. Die Kerle schießen ausgezeichnet, aber auch ich bin ein sehr guter Schütze, und so ist es dann immer ein spannender Kampf.

Heute üben wir das Aufrollen eines Schützengrabens nach dem Einbruch, einige Nahkampfricks und Bajonettieren. Daneben beschäftigt sich eine Gruppe mit dem Studium eines veralteten Karabinermodells. Ich hatte gar nicht darauf geachtet, und ausgerechnet heute kommt der Kommandeur, sieht das Ding und schimpft wie ein Rohrspatz, dass dieser „alte Schinken“ noch vorgeführt wird. Nach dem Mittagessen im Kasino beraumt er gleich eine kurze Besprechung an und bringt die Sache mit der alten Donnerbüchse nochmal vor.

In einer Ecke des Kasernenhofes ist eine Gruppe von Soldaten angetreten. Es sind Genesene, die nach ihrem Lazarettaufenthalt (und anschließendem Genesungsurlaub) nun wieder hierher zu ihrem Ersatztruppenteil zurückgekehrt sind und über kurz oder lang zu ihrer alten Truppe an die Front geschickt werden. Hier treffen sich also viele Bekannte. Landsberg und Meseritz sind die Standorte der Ersatztruppenteile unserer Berliner Division, so dass alle Verwundeten unserer Division nach ihrer Genesung hier durchgeschleust und wieder zu ihrem „alten Haufen“ geschickt werden.<sup>555</sup>

Ich gehe also an der angetretenen Gruppe vorüber, als ich aus der Gruppe heraus angerufen werde: „Heil Hitler, Herr Leutnant!“ Ich drehe mich um und erkenne den Feldwebel, der damals bei Losowatka (Kriwoi Rog) bei dem Gegenstoß in wüstem Schneesturm durch einen doppelten Oberschenkeldurchschuss verwundet worden war. Ich begrüße ihn und verabrede ein Treffen nach dem Dienst. Als ich dann die Kaserne betreten will, erlebe ich eine zweite Überraschung. Ich stoße in der Tür fast mit einem Soldaten zusammen: Grenadier Schlodder. Meine erste Frage, ob er das EK II bekommen hat, für das ich ihn eingereicht hatte, bejaht er zu meiner Freude. Auch er ist als Genesender hier.

Inzwischen wird mir bestätigt, dass der Knochenbruch, den ich bei dem Gegenstoß bei Losowatka erlitten hatte, als Verwundung gilt. Das Schreiben Achim von Arnims hat den Tatbestand sicher bekräftigt. Dann ist das meine dritte Verwundung, für die das silberne *Verwundetenabzeichen* fällig ist. Auch Carola hat mich schon gedrängt, darüber mal mit dem Kommandeur zu sprechen. Ich gehe also zum Bataillonskommandeur, und der sagt sofort: „Selbstverständlich, Schrödter, einem so ordentlichen Soldaten wie Sie tue ich gern den Gefallen. Die Zeugenaussage von Leutnant von Arnim liegt ja vor. Also reichen Sie den Antrag ein.“ (Ich hatte in einem Brief an Leutnant von Arnim gebeten, er möge den Vorgang bestätigen, denn er hat meinen Gegenstoß damals von seinem Gefechtsstand aus genau verfolgt.)

Für die genesenden Offiziere des Ersatzbataillons ist außer dem normalen Dienst noch ein zusätzlicher Dienstplan erstellt, der Geländebesprechungen, Teilnahme an Gerichtsverhandlungen, Museumsbesuche u. ä. Veranstaltungen vorsieht, die alle den Zweck haben, den Offizieren das Rüstzeug für die erhöhten Anforderungen zu vermitteln, die ihr Dienst und ihr Stand an sie stellen. Nicht immer werden

---

<sup>554</sup> *Das Kirchlein selbst, die Ottokirche, war – anders als die Nikolaikirche oben auf dem Hügel – von der Bahn aus nicht sichtbar.*

<sup>555</sup> *Ursprünglich gab es für jedes Regiment der Division ein Reservebataillon gleicher Nummer; daher gab es außer dem Gr.Ers.Btl.457 in Landsberg a.d.W. das Gr.Ers.Btl.466 in Schwerin a.d.W. und das Gr.Ers.Btl.477 in Meseritz. Ab 18.04.1944 wurde dies starre System abgeschafft, weshalb der Autor später zwar nach Meseritz, jedoch zum Gr.Ers.Btl.188 kommen wird.*

diese Veranstaltungen zweckentsprechend absolviert. Manche Geländebesprechungen sind nichts als ein Spaziergang im Stadtpark. Aber heute waren wir Zuhörer bei einer Gerichtsverhandlung. Vor den Schranken steht ein hübsches, hellblondes, rotwangiges Mädchen, eine Bauerntochter, die sich in der Scheune des väterlichen Hofes mit einem kanadischen Kriegsgefangenen auf Intimitäten eingelassen hat. Die Anzeige hatte ihr bisheriger Freund erstattet, ein Landser im Urlaub, der zufällig in die Scheune trat, als das Mädchen mit dem Kanadier im Stroh lag. Der Vater des Mädchens war von weit her gekommen, um seiner Tochter zu helfen. Die Verhandlung dauerte eine halbe Stunde. Das Urteil lautete sechs Monate Gefängnis. Ich finde es hart. Das Mädchen steht da und weint bitterlich. Der Vater ist ganz verstört. Ich habe das leise Gefühl, dass der Richter sich durch die Anwesenheit unserer Offiziersgruppe zu diesem harten Urteil verleiten ließ.

Ich bin im Bataillonsgeschäftszimmer, um dem Unteroffizier einige Angaben wegen meines Antrages für das Verwundetenabzeichen zu machen. Da kommt der Adjutant herein und legt schweigend meine Personalakte so auf den Tisch, dass ich hineinsehen kann.<sup>556</sup> Oben auf liegt meine Beurteilung, die ich hastig überfliege. Nur einige Sätze bleiben mir im Gedächtnis haften: „... grundständiger Charakter ... zuverlässig und gewissenhaft ... Kompanieführer mit Kampferfahrung an der Ostfront.“ Dass Major Schellack für mich tut, was in seinen Kräften steht, merke ich schon seit längerer Zeit. Er schlägt mich für keinen Fronteinsatz mehr vor, sondern immer nur für rückwärtige Dienste. Jetzt hat er mich wieder als Ordonnanzoffizier beim AOK Norwegen gemeldet.

Die Härteübung, zu deren Vorbereitung wir seinerzeit nach Zantoch gefahren waren, hat während meiner Abwesenheit in Livland<sup>557</sup> stattgefunden. Kürzlich sprach ich mit Major Schellack über den Verlauf dieser Übung. Er war mit einigen Offizieren nicht zufrieden und sagt abschließend: „Wissen Sie, Schrödter, mit diesen jungen Leutnants ist doch nichts anzufangen.“ Das kann ich ihm aus eigener Erfahrung bestätigen.

Heute hatten wir beim Mittagessen im Kasino zwei sonderbare Gäste. Es waren durchreisende Offiziere, die ihre Mahlzeit mit uns einnahmen. Sie hatten sich weder beim Kommandeur noch bei uns vorgestellt, sondern sich einfach mit uns an den Tisch gesetzt und ungeniert zu fressen begonnen. Der Kommandeur blickt wie gebannt zu den beiden hinüber, und allmählich folgten ihm auch unsere Blicke. Der Anblick war atemberaubend. Einer der Gäste hatte die Gabel in der Mitte gepackt, seine Finger auf die Zinken gelegt und stocherte damit im Essen herum, dass es aussah, als ob er die Finger ins Essen tauchte. Beim Schälen der Pellkartoffeln umfasste seine Hand die Schneide, so dass nur eine Spitze herausguckte, während das lange Heft hinten aus seiner Faust herausragte. Die Blicke der ganzen Tischrunde waren auf dieses Unikum gerichtet, aber er merkte es nicht. Nach dem Essen sagte der Regimentskommandeur dann ganz laut: „Na, wenn der Prophet nicht zum Berge kommt, dann muss der Berg zum Propheten gehen!“ Mit diesen Worten ging er auf die beiden zu und stellte sich vor: „Gestatten – Oberstleutnant X, Regimentskommandeur.“ Worauf die beiden Fremden gelassen dankten und sich ungerührt entfernten. Für diese Sorte von Offizieren haben wir seit längerer Zeit einen Namen: Vomag. (Volksoffizier mit Arbeitergesicht), wobei sich der Spott nicht eigentlich gegen die Arbeiter richtet, sondern gegen Parteibonzen aus niederen sozialen Schichten, die ohne ausreichende Allgemeinbildung und militärische Kenntnisse nur wegen ihrer Verdienste um die Partei in das Offizierskorps hineingeschleust wurden.<sup>558</sup>

Eine neue Hiobsbotschaft hat uns erreicht: Rumänien hat uns verraten und hinter dem Rücken der Deutschen die Sowjetunion um Frieden gebeten. Die Front in Rumänien ist zusammengebrochen. Die rumänischen Truppen kämpfen plötzlich gegen uns. Die deutschen Divisionen sind eingekesselt. Mühsam und unter schwierigsten Verhältnissen versuchen sie, sich nach Ungarn oder ins Reich durchzuschlagen. Unter den Eingeschlossenen befindet sich auch die 257. Infanterie-Division, meine alte Berliner Bärendivision. Was wir zunächst über die Vorgänge erfahren, stützt sich auf die lückenhaften Berichte einiger einzelner Rückkehrer oder auf Gerüchte. Von unserer Division sollen demnach nur eine kleine Trosseinheit mit etwa 120 Mann und einzelne kleine Gruppen

---

<sup>556</sup> Damals hatte man kein Recht auf Einsicht in die Personalakten.

<sup>557</sup> im Original „Kurland“

<sup>558</sup> Zur sozialgeschichtlichen Entwicklung des Heeresoffizierskorps: Bernhard R. Kroener: *Auf dem Weg zu einer „nationalsozialistischen Volksarmee“*. In: Martin Broszat, Klaus-Dietmar Henke und Hans Woller (Hg.): *Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, Band 26 der Reihe Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte*, Oldenbourg Wissenschaftsverlag, 1990

herausgekommen sein. Insgesamt etwa 200 Mann.<sup>559</sup> Und dabei war die Division kurz vorher auf volle Kriegsstärke aufgefüllt worden! Denn sie hatte bei den Rückzugskämpfen schwere Verluste erlitten.

Auch diesmal bin ich wieder einem bösen Schicksal nur dadurch entgangen, dass ich gerade wieder einmal verwundet war.

Außerdem bin ich froh, dass ich meine Dienstuhr nicht zurückgeschickt habe, die der Kammerunteroffizier meiner Kompanie zurückerbeten hatte. So habe ich diese wenigstens noch gerettet.

Dass es in Rumänien schon seit längerer Zeit kriselte, habe ich bereits bei meiner letzten Durchfahrt im Lazarettzug bemerkt. Auch ist bekannt, dass deutsche Dienststellen von rumänischen Offizieren über den bevorstehenden Verrat in Kenntnis gesetzt worden waren und diese Warnung in den Wind geschlagen haben.

Es kriselt überall. Die Front geht langsam, aber sicher zurück, bröckelt ab, bricht zusammen. Der Krieg ist nicht mehr zu gewinnen. Vielleicht hätten wir 1943 noch einen Frieden mit ehrenvollen oder wenigstens tragbaren Bedingungen schließen können. Danach war es zu spät. Seit 1943 ist der Krieg schon verloren. Ich weiß das seit dem Tag, als Goebbels in maßloser Verblendung sich zu einer Gotteslästerung hinreißen ließ, indem er während einer Rede ausrief: „Gelobt sei nicht Jesus Christus, sondern was hart macht!“<sup>560</sup> Als ich davon hörte, hatte ich plötzlich ein unerklärbares Gefühl der Gewissheit, dass sich der Herrgott diese Beleidigung nicht gefallen lassen würde, auch wenn seine Mühlen langsam mahlen.

Es wird wieder ein **Marschbataillon** nach **Kurland** aufgestellt. Diesmal bin ich aber nicht dabei. Unter den Mannschaften sind viele umgeschulte Marinesoldaten.<sup>561</sup> Die Einkleidung erfolgt in der Fahrzeughalle unserer Kaserne. Morgen früh soll das Marschbataillon ausrücken.

Und heute abend, kurz vor Dienstschluss, meldet sich plötzlich einer der Kompanieführer krank! Es ist ein junger, weicher Leutnant von der Nachrichtentruppe. In aller Eile sucht man einen Ersatz und findet ihn natürlich in Leutnant Schrödter. Alles Schimpfen und Toben und alle Verdächtigungen helfen nichts. Der „Kamerad“ ist eben krankgeschrieben. So etwas lässt sich „unter Freunden“ leicht bewerkstelligen. Nicht einmal bis in die hinteren Regionen der Front wagen sich diese Helden von den rückwärtigen Einheiten. Nicht einmal dann, wenn sie in drei Wochen schon wieder zurück sind. Ich weiß nicht, ob diese Salon-Offiziere so feige oder so verwöhnt sind. Wahrscheinlich sind sie beides. Aber der Arzt, auch so ein Etappenschwein, hat ihn krankgeschrieben, kurz vor Dienstschluss, und dann war er nicht mehr zu erreichen. Das war sauber eingefädelt, meine Herren „Kameraden“. Sie waren jedenfalls wieder einmal die „Klügeren“. Und der brave, anständige, doofe Schrödter, der nicht simulieren will und kann, fährt zum zweiten Mal nach Kurland.

Wir sollen ja nun doch bald das neue Ärmelband bekommen. Es soll die bekannte Aufschrift tragen: Immer dieselben!<sup>562</sup>

Freitag früh 10 Uhr soll die Verladung beginnen. Da erhalte ich den zweiten Nackenschlag. Mit der Frühpost kommt ein Telegramm von Carola: „Ankomme Freitag mittag 12 Uhr Landsberg“. Genau um diese Zeit werden wir abfahren! Wenn Carolas Zug oben auf dem Personenbahnsteig einläuft, wird sich unten auf dem Güterbahnhof unser Transportzug in Bewegung setzen! So eine verdammte Schweinerei! Da hat dieser feige Lump mir was Schönes eingebrockt! Ich überlege schnell, was zu tun ist, da hallt durch die Kaserne schon das Kommando zum Fertigmachen.

Während die Kompanien verladen, erzähle ich dem Bataillonsführer, einem älteren Nachrichtenhauptmann, von meinem Pech. Der Alte macht mir gleich einen Vorschlag: „Bleiben Sie mit Ihrer Frau noch einen Tag hier. Kommen Sie morgen mit dem D-Zug nachgefahren. Bis Danzig und bevor wir

---

<sup>559</sup> Die Reste der Kampftruppen, aus denen der KG des XXX.A.K., *GenLt Postel* am 28.08.1944 in den Wäldern zwischen Pruth und Sereth letzte Kampfgruppen gebildet hatte (NARA T-733 Serial 107 Roll 139 Frame 6068000), wurden in der *Kesselschlacht von Kischinew* am folgenden Tag vernichtet; die Reste der rückwärtigen Dienste (am 06.09.1944 ca. 270, am 11.09.1944 schließlich ca. 400 Mann) wurden in *Görcon* versammelt (Frame 6068013) und am 03.10. durch Verteilung auf andere Divisionen aufgelöst (Frame 6068014).

<sup>560</sup> 1939 (unter Berufung auf *Nietzsche*) und 1940 (in Münster i. W.) beendete Goebbels *Reden* mit den Worten: „Gelobt sei, was hart macht!“ Als gläubiger Christ, der den Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“ wertschätzte, sah der Autor darin eine Abkehr von Gott, was zu obigem Fehlzitat führte.

<sup>561</sup> Dönitz hatte Schörner 6000 Marinesoldaten angeboten, die noch bis ca. 08.10.1944 auszubilden waren (*KTb HGr N v.17.9.44 S.198*), vielleicht diese.

<sup>562</sup> vgl. Fußnote 372

eingeschifft sind, haben Sie uns eingeholt. Und wenn es nicht klappt – ich decke Sie!“ Aber irgendetwas hält mich ab, den Vorschlag anzunehmen. Es ist mir zu unsicher. Ich habe es mir anders überlegt. Das Bahnpersonal meint, wir würden wohl erst um 1 Uhr abfahren können. Da Carola aber schon um 12 Uhr ankommt, kann ich sie ja noch sprechen. Sie kann dann gleich mit demselben Zug weiterfahren und über *Küstrin*<sup>563</sup>–Stettin zurückkehren. Dazu braucht sie aber eine neue Fahrkarte. Ich renne also zum Fahrkartenschalter und schildere der Verkäuferin meine Not. Freundlicherweise gibt sie mir dann die Fahrkarten, denn eigentlich darf sie diese nur gegen Reisegenehmigung herausgeben, die ja Carola bei sich hat. Nun laufe ich zum Bahnsteig. Der Zug muss gleich einlaufen. 12 Uhr – 12.10 – 12.20 – kein Zug! Da knackt es im Lautsprecher und eine Stimme verkündet, dass der Zug voraussichtlich eine Stunde Verspätung haben wird. Verdammt und zugenäht! Ich springe die hohe Böschung zum Güterbahnhof hinunter und frage den Lokführer, wie lange sich unsere Abfahrt noch verzögern könnte. Natürlich hatte ich auch ihm bereits meine Geschichte erzählt, denn ich habe heute früh ja nichts anderes im Kopf. Der Lokführer ist ein älterer Mann mit viel Verständnis für meinen Kummer. Mit väterlicher Güte beruhigt er mich und sagt, dass er jetzt noch eine Bremsprobe machen müsse, und dann ging es los. Ich gebe ihm eine Packung Zigaretten und frage, ob man die Bremsprobe nicht etwas verlängern könnte. Glücklicherweise muss unser Zug denselben Bahnsteig passieren, auf dem auch Carolas Zug eintrifft. Daher verabreden wir, dass ich ruhig oben bleiben soll. Er würde dann ganz langsam am Bahnsteig vorüberfahren, so dass ich aufspringen kann. Nun kletterte ich voller Hast wieder den steilen Hang zum Personenbahnhof hinauf und mache die Rotkreuzschwestern rebellisch, indem ich auch diesen meine Geschichte erzähle, ihnen die Fahrkarte gebe mit der Bitte, bei Ankunft des Zuges nach Carola zu rufen und sie mit der Karte gleich weiterzuschicken. Ich bleibe aber selbst auch noch oben und stehe wie auf Kohlen. Es geht auf 1 Uhr zu, ich blicke nervös in die Richtung, aus der Carolas Zug kommen muss, aber er kommt nicht. Dann wieder fliegt mein Blick hinunter zum Güterbahnhof. Herrgott, jetzt fährt der Transportzug an! Nein, er stoppt wieder. Ach so, die Bremsprobe! Ich bin nervöser als vor einem Sturmangriff. Da endlich kommt Carolas Zug. Er donnert in den Bahnhof, und das Getöse ist wie Musik in meinen Ohren. Ich laufe an dem vollbesetzten Zug entlang und entdecke Carola in dem Augenblick, als sie schon die Trittbretter heruntersteigen will. Ich winke ab und rufe ihr zu, im Zug zu bleiben. Sie sieht mich erstaunt und verständnislos an, kehrt aber zu ihrem Platz zurück und lässt das Fenster herunter. Ich erkläre ihr in kurzen Sätzen, dass ich im Begriff bin, nach Kurland zu fahren und deute auf den Transportzug unten auf dem Güterbahnhof. Sie müsse leider wieder umkehren. Carola blickt mich mit großen Augen voller Enttäuschung an, und als ich ihr die Fahrkarte gebe, fängt sie an zu weinen. Ich kann sie nur damit ein wenig trösten, dass ich ja in drei Wochen wieder zurück bin. Da tönt auch schon der Warnruf des Stationsvorstehers: „Zurücktreten!“ Noch ein Kuss, dann trennt uns der anführende Zug.

Auf der Bank Carola gegenüber sitzt Leutnant Schröder. Ich hatte ihn meiner Frau schon vorgestellt, aber über dem Trennungsschmerz ist das überraschende Wiedersehen mit diesem sympathischen Kameraden aus den schweren **Kampftagen auf der Försterei** etwas zu kurz gekommen. Wir haben nur wenige Sätze miteinander gesprochen. Er trägt eine Handprothese. Nun hat Carola wenigstens etwas Unterhaltung und Ablenkung.

Kaum hat der Zug den Bahnhof verlassen, da prustet auch schon auf der anderen Seite des Bahnsteigs mein Transportzug hinein. Im Schnecken tempo rollt er am Bahnsteig vorbei. Der Lokführer hat sich weit aus seiner Maschine gebeugt und blickt nach rückwärts am Zug entlang. Ich springe auf und winke ihm dann aus meinem Fenster zu. Er sieht mich aber nicht. Erst als ich meine Mütze zu Hilfe nehme und rufe, geht ein Lächeln über sein Gesicht. Er verschwindet im Lokstand, und bald darauf erhöht der Zug seine Geschwindigkeit.

---

<sup>563</sup> Im Original irrtümlich „Frankfurt/Oder“; Carola reiste entweder am Vortag von Cammin (ab 21.17)–Wietstock (an 21.45, ab 22.05)–Gollnow (an 22.58, ab 22.59)–Stettin (an 23.50, Übernachtung) oder, falls jemand sie mit einem Auto nach Gollnow hätte bringen können, von dort (ab 6.08)–Stettin (an 7.02, ab 7.40)–Kreuz (an 9.41, D 16 ab 11.26)–Landsberg (an 12.15, ab 12.18)–Küstrin (an 12.56, ab 17.08)–Stettin (an 19.56, ab 20.25)–Gollnow (an 21.19, ab 21.31)–Wietstock (an 22.24, ab 22.39) nach Cammin (an 23.07). Frankfurt lag nicht an dieser Strecke.

D 16 war in Kutno um 5.45 abgefahren; die lange Strecke kann durchaus zu einer einstündigen Verspätung in Landsberg führen.



Ich erwache. Der Zug steht. Draußen ist dunkle Nacht. Ein leichter Sprühregen fällt. Ich steige aus, um mich zu orientieren. Nach einigen Streifzügen über die Gleisanlagen stelle ich fest, dass wir schon in Neufahrwasser sind.

Wir sind an Bord. Ich habe in aller Eile noch einen Brief geschrieben und werfe ihn, mit einem Stück Holz beschwert, auf den Kai hinüber, während das Schiff bereits ablegt. Ein älterer Mann hebt ihn auf. Nun fahre ich schon zum dritten Mal innerhalb weniger Wochen auf dieser Route. Im Morgengrauen<sup>564</sup> kommen wir vor **Libau** an, laufen in den Hafen ein und gehen vor Anker. Nach einstündiger Liegezeit werden die Anker plötzlich wieder gelichtet, das Schiff dreht und geht wieder in See mit Kurs nach Norden.

Wir liegen im Hafen von **Windau**. Das Schiff hat am Kai festgemacht. Im Gänsemarsch kommen die Männer das Fallreep herunter. Auf dem Kai ordnen sich die Kompanien. In langen Reihen, sauber ausgerichtet, liegt das Gepäck. Die Landser stehen in Gruppen daneben. Unermüdlich schwenkt der Ladebaum hin und her, senkt ratternd das dicke Seil mit dem starken Haken in den Schiffsbauch und hebt ein gewaltiges Netz voller Geräte wieder herauf. Während des Ausladens hat der Bataillonsführer den Hafenkommandanten aufgesucht, um weitere Order einzuholen. Bald darauf setzt sich das Bataillon in Marsch. Wir ziehen erst durch eine krumme, schlecht gepflasterte Straße, die von niedrigen Holzhäuschen flankiert ist. Dann überqueren wir den viereckigen Marktplatz, der von einstöckigen Steinhäusern umrahmt ist. Er bietet dasselbe Bild wie alle ostdeutschen Kolonialstädte. Dann schwenken wir nach Osten ab und haben das kleine, freundliche Städtchen bald verlassen.<sup>565</sup> Nach einer halben Stunde erreichen wir einen kleinen Bahnhof, an dem wir Halt machen und auf den Zug warten. Auf den Gleisanlagen rangiert eine kleine Schmalspurlokomotive mit ebenso kleinen Wägelchen. Schließlich hat sie einen ganzen Zug zusammengeschoben und kommt schnaufend auf das Abfahrgleis gerappelt. Das ist also unser Transportzug!<sup>566</sup> Wir steigen auf die Plattenwägelchen, und bald dampft **diese Liliputbahn** qualmend davon. Sie qualmt gewaltig. Der Heizer stopft Unmengen von armlangen Baumstämmchen in das Feuerloch. Die Lok wird nur mit Holz geheizt, denn das ist in Fülle vorhanden. Der Schornstein stößt gewaltige Rauchwolken aus, die uns zeitweilig völlig einnebeln. Die Landser haben sich daher ihre Zeltbahnen über die Köpfe gezogen. So zuckeln wir durch ausgedehnte, meist niedrige und oft versumpfte Waldgebiete.<sup>567</sup> Am Spätnachmittag haben wir unser Ziel erreicht. Der Ort heißt **Dondangen**. Vom Bahnhof aus sind nicht viele Häuser zu sehen, denn sie liegen weit verstreut in kleinen Gruppen. Hier liegt die Feldersatzdivision<sup>568</sup>, der wir das Bataillon übergeben. Das geht sehr schnell. Inzwischen ist es dunkel geworden, und das Rahmenpersonal des Marschbataillons wird in einem Bauernhaus untergebracht.

Wir haben recht gut geschlafen und gefrühstückt. Der Bataillonsführer ist zum Kommandeur des Feldersatzregiments<sup>569</sup> gegangen, um unsere Rückkehr vorzubereiten. Er kommt unverrichteter Dinge zurück. Man will uns hierbehalten! Das ist der dritte Nackenschlag, den mir dieser feige Lump in Landsberg eingebrockt hat! Der Regimentskommandeur beruft sich auf einen Befehl des OB Schörner, demzufolge kein Soldat ohne besondere Erlaubnis die Festung Kurland verlassen darf. Also ist Schörner jetzt OB in Kurland. Der verfolgt mich auch überall, aber die Front wird jedenfalls stehen!

Dass man uns hier festhalten will, passt uns gar nicht. Manche von uns haben schon ihren Abstellungsbefehl für einen anderen Truppenteil. Die meisten wollen wieder zu ihrer alten Einheit, bei der sie schon jahrelang stehen. Und ich koche vor Wut über die Situation, in die ich da hineinmanövriert wurde und über Schörners eigenmächtige Handlungsweise. Wir dringen in unseren Bataillonsführer, gegen diese Zwangsrekrutierung zu protestieren. Er tut es auch – wenn man seinen Worten glauben kann – aber erfolglos. Am ersten Tag hatten wir noch beim Regimentskommandeur zu Mittag gegessen. Jetzt wird uns das Essen in unser Quartier herüberschickt. Als wir den Bataillonsführer nochmals zu einem Vorstoß beim Regiment überreden wollten, lehnt er schroff ab mit der Begründung, er habe sich durch

---

<sup>564</sup> Es war wohl der 10.10.1944; an diesem Tag traf der **Dampfer „Lapland“** mit 1 Infanterie- und 2 Marine-Marschbataillonen in Libau ein (**KTb HGr N vom 10.10.1944 S. 199**); der nachfolgende Dampfer „Prake“ mit 3 Marine-Marschbataillonen an Bord wurde am 12. vor Windau bombardiert (S. 233).

<sup>565</sup> **Ansichten verschiedener Gebäude der Stadt**

<sup>566</sup> **Ansichten und eine Beschreibung der Eisenbahn (auf Lettisch)**

<sup>567</sup> Der Streckenverlauf ist noch in der **openrailwaymap** zu sehen (gestrichelte Linie zum rechten Kartenrand)

<sup>568</sup> Die **Feld-Ausbildungs-Division (FAD) Nord** war unmittelbar der HGr N unterstellt (**www.Kurland-Kessel.de**); ihr oblag auch die Verteidigung der nordostwärtigen Küste (Haupt 1979 S. 37)

<sup>569</sup> vermutlich **Feld-Ausbildungs-Regiment 640**

seine mehrfachen Vorstellungen schon den Mund verbrannt. Kurze Zeit später erzählt er beim Kartenspielen, man würde ihm im Falle seines Hierbleibens mit der Führung eines (rückwärtigen) Nachrichtenbataillons betrauen. Nun ist klar, dass er an unserer Rückkehr nicht mehr so brennend interessiert ist. Außerdem war durchgesickert, dass die Division vor allem an uns Kompanieführern interessiert ist, da ein großer Mangel an Offizieren herrscht.<sup>570</sup> Damit hatten auch unsere Unteroffiziere und Mannschaften wieder Hoffnung geschöpft und verstummten allmählich mit ihrer Forderung nach Rückkehr. So blieben nur wir vier Kompanieführer übrig, und wir beschlossen, die Sache in eigene Hände zu nehmen. Ich ging also auf eigene Faust mit einem Kompanieführer zu der maßgebenden Dienststelle und erbat einfach unsere Rückfahrtscheine. Der diensttuende Hauptmann vertröstete uns wieder mit dem Hinweis, dass man die Antwort der Heeresgruppe abwarten müsse, der unser Fall unterbreitet worden sei. Wir versprachen ihm, sehr bald wiederzukommen und gingen hinaus. Tag um Tag verstreicht. Ich mache häufig kleine Spaziergänge, wandere ganz allein durch Busch und Feld und versuche, mich in die neue Lage hineinzufinden. Denn viel Hoffnung auf die Rückkehr nach Landsberg habe ich nun auch nicht mehr. Und diese Rückkehr in drei Wochen war der einzige Trost, den ich meiner betübten Frau beim Abschied geben konnte. Auch ich bin bedrückt, weil ich mich nicht so schnell in die neue Lage schicken konnte, zumal sie unter so unerfreulichen Umständen zustande kam. Dieser unerwartete Zwang, plötzlich hierbleiben zu müssen, hat mich etwas aus dem Gleichgewicht gebracht. Wenn ich von Carola in dem Bewusstsein Abschied genommen hätte, dass ich nun nach Kurland gehe und dort bleibe, wäre es zwar auch ein schmerzlicher Abschied gewesen, aber man war seelisch darauf eingestimmt. So aber war es beinahe wie ein Schock, verschärft durch den Ärger, dass ich durch die Intrige eines Drückebergers hier hineingeraten war. Jetzt sitzen wir hier schon drei Wochen. Und Carola wartet zuhause auf meine Rückkehr.

Heute habe ich den Divisionspfarrer besucht. Wir haben uns lange unterhalten. Er schildert mir, wie die Russen bei **Memel** mit einem starken Keil bis an die Ostsee durchgestoßen sind und damit Kurland von Ostpreußen bzw. dem Reichsgebiet abgeschnitten haben.<sup>571</sup> Der Versuch, diese Klammer wieder aufzubrechen, ist gescheitert.<sup>572</sup> Kurland ist nur noch über die Ostsee zu erreichen. Es wurde zur Festung erklärt.<sup>573</sup> Die Stimmung bei der Truppe ist seit der Abschnürung etwas gesunken, aber sie ist nicht schlecht. Die Landser sind keineswegs mutlos, aber im Grunde ihres Herzens rechnen sie wohl schon ein wenig mit der Gefangenschaft. Kürzlich ging ich an einem Bauernhof vorbei, auf dem gerade zwei Landser Heu abluden. Da hörte ich den einen zu seinem Kameraden sagen: „Wir sehen die Heimat nicht wieder.“ Er sagte es sehr laut, vielleicht in der Hoffnung, dass ich die Bemerkung aufgreifen und ihm etwas Neues über die Lage sagen würde, denn als Offizier wüsste ich ja sicher mehr als die Landser. Die Äußerungen eines Offiziers hatten immer noch Gewicht. Aber ich wusste ja selbst nichts. So ähnlich wie der Landser denkt auch der Geistliche. In aller Ruhe schließt er seinen Bericht: „... und wenn es uns nicht gelingt, dann tippeln wir eben in die Gefangenschaft!“ Aber da ist keine Angst oder Fatalismus, sondern gesunder Realismus mit einem Schuss Galgenhumor. Dass man noch nicht das Gefühl hatte, in einer Mausefalle zu sitzen, lag nur daran, dass die Verbindung über die Ostsee noch offen, wenn auch gefährdet war.

Soeben marschiert eine Abteilung schwerer Artillerie vorbei.<sup>574</sup> Wir wechseln einige Worte mit einem Feldwebel. Er ist Berliner und sagt, dass sie von der Halbinsel **Sworbe** kommen. Sworbe ist der südlichste Zipfel der Insel **Ösel** und das einzige Stück Boden, das wir dort noch halten. Der Russe greift mit erbitterter Wut an. Unsere Front geht Schritt für Schritt langsam zurück, damit das Übersetzen der Truppen aufs Festland geordnet erfolgen kann. Dabei ist der **schwere Kreuzer „Prinz Eugen“** mit seinen

<sup>570</sup> so auch KTB HGr N vom 20.10.1944 S. 332/334

<sup>571</sup> am 9. oder 10.10. in Höhe des kleinen Hafens **Polangen** an der Grenze des **Memellandes** (9.10. bzw. 10.10. gem. Wikipedia, 10.10. gem. **Key dates in Palanga history** und KTB HGr N vom 10.10.1944 S. 190/196, Mitte Oktober gem. Haupt 1979 S. 18, der allerdings auf S. 23 den „Beginn der Einschließung“ auf den 13. datiert; eine dauerhafte Abtrennung bestand mit Sicherheit ab 14. (Lagekarte „Kurland in Karten“ vom 14.10.1944)

<sup>572</sup> Unternehmen „Geier“ gem. KTB HGr N vom 13.–16.10.44 (13./S. 257: Richtlinie, 15./S. 275: befohlen für 17., 16./S. 285: verschoben auf 18., S. 288: auf Ende d. 1. Kurlandschlacht)

<sup>573</sup> Hitler befahl Kurland zu halten (KTB HGr N vom 21.10.1944 S.353), das ist sinngemäß das gleiche. Eine offizielle Benennung als Festung ist nicht zu finden. Generaloberst Schörner verwendet die Bezeichnung in einer Grußadresse an Hitler (KTB HGr N vom 31.12.1944 S.344)

<sup>574</sup> Es muss sich um ein Missverständnis handeln. Eine Verlegung von Truppen aus Sworbe ans Festland ist weder zu finden noch denkbar. Es gab aber eine Reihe von Verlegungen auch von sFH nach Sworbe oder innerhalb Kurlands. Einige davon mögen durch Dondangen gezogen sein.

großkalibrigen Geschützen für unsere Truppen eine unschätzbare Hilfe. Das Tempo des Rückzuges bestimmen wir. Die Front hält zusammen, aber die Verluste auf beiden Seiten sind enorm.

Die Tage sind furchtbar langweilig. Ich gehe viel spazieren, meist allein, zuweilen mit Kameraden. Wir schlendern durch das Dorf, besuchen einen Flak-Divisionsstab<sup>575</sup>, beobachten einen Fesselballon, der wie eine pralle Wurst am blauen Himmel steht und die Nordküste überwacht. Unser Bataillonsführer spielt den ganzen Tag Karten. Manchmal waren die Tage so langweilig, dass sogar ich zuweilen versucht habe, das Kartenspielen zu erlernen.

Heute habe ich in der Schreibstube einen langen Brief an Carola geschrieben, in dem ich ihr mitteilte, dass wir wohl endgültig hier festgehalten würden. Die Unteroffiziere und Mannschaften unseres Marschbataillons sind nämlich heute abgereist. Sie kehren ins Reich zurück. Wir Offiziere dagegen sind „zur vorläufigen Dienstleistung“ auf die Bataillone des Feldersatzregiments verteilt worden.

Ich habe ein Einzelzimmer in einem einstöckigen Steinhaus bezogen. Es ist ein sehr hoher Raum mit einem riesenhaften, etwa zweieinhalb Meter hohen eisernen Ofen, wie sie hierzulande üblich sind. Er ist so in die Wand gebaut, dass er mit je einer Hälfte in zwei Räumen steht und somit beide heizt. Die Feuerung erfolgt vom Flur aus. Im Nebenzimmer wohnt ein Oberleutnant, der trotz seiner 42 Jahre noch Kompanieführer ist. Offiziere sind Mangelware. Die übrigen Kameraden sind meist jüngere Offiziere in meinem Alter. Es sind durchweg lebenswürdige und sympathische Kameraden, bei denen es mir wohl gefällt.

Sonntag. Vor dem Gottesdienst ist Beichtgelegenheit. Da es sich um eine evangelische Kirche handelt, ist kein Beichtstuhl vorhanden. Daher sitzt der Geistliche hinter dem Altar. Wie ich um die Altarecke herumgehe, stutze ich doch für den Bruchteil einer Sekunde. Da sitzt ein Gefreiter in Wehrmachtsuniform, die Stola um den Hals. Also kniet der Herr Leutnant vor dem Gefreiten nieder und beichtet. So wenig gelten Rang und Schulterstücke vor dem HERRN!

Hauptamtliche Geistliche gibt es nur von der Division aufwärts. Die übrigen Geistlichen tun meist bei den Truppenteilen als Sanitäter Dienst. Welch ein Segen ging von diesen geistlichen Sanitätsdienstgraden auf den Verbandsplätzen und in den Lazaretten aus! Wie viel Trost haben sie den Verwundeten gespendet, und wie viel Seelen der Sterbenden haben sie in den Himmel gerettet! Ich denke mit Sorge an die Versuche, die Geistlichen hier durch andere Kräfte zu ersetzen. Im Ersten Weltkrieg waren nicht zuletzt die Lazarette die Brutstätten der Revolution, denn die durch die Verwundung auch seelisch labilen Soldaten waren leicht zu manipulieren. Und wenn das Pflegepersonal der Lazarette erst aus Pazifisten und Kriegsdienstverweigerern besteht, dann wird von hier aus – wie im ersten Weltkrieg – die Aufweichung des Widerstandswillens und der Kampfmoral vonstatten gehen.

Ich bin auch schon von der fixen Idee der vermutlichen Aussichtslosigkeit der Lage hier oben angesteckt, denn ich ertappe mich bei einem Stoßgebet zur Gottesmutter: „Komm zu uns, den Ärmsten der Armen in den Schützengräben der umzingelten Festung Kurland!“

Nach dem Gottesdienst lädt mich der Kompanieführer zum Frühstück ein. Außer mir sind noch zwei junge Offiziere anwesend. Es gibt einen ganzen Berg belegter Brötchen. Es war ein schöner, harmonischer Sonntagvormittag. Heute abend ist Kasinoabend. Das Regiment ist nämlich kurz vor unserer Ankunft in Dondangen aus dem Einsatz zurückgekommen, und deshalb ist alles in gehobener Stimmung.<sup>576</sup>

Heute ist Schießdienst. Die Schießübungen werden auf einer Wiese abgehalten. Auf dem Weg dorthin und zurück beschäftige ich mich mit einigen Angelegenheiten, die ich Carola noch mitteilen will, falls ich noch einmal zurückkehre. Denn heute kam vom Bataillon das Gerücht, dass wir fünf Offiziere doch noch nach Landsberg zurückgeschickt werden, vielleicht sogar in allernächster Zeit. Zwar weiß jeder, was von solchen Parolen zu halten ist, aber die nie ersterbende Hoffnung lebt sofort wieder auf.

Es ist doch wahr geworden: Wir sollen morgen nach Deutschland zurück! Ich laufe gleich zu dem Bataillonszahlmeister, um ihm eine Flasche „Kakao mit Nuss“ abzuhandeln. Diesen Likör habe ich auf dem Kasinoabend kennengelernt und fand ihn sehr wohlschmeckend. Aber der Zahlmeister gibt mir nur eine Flasche Korn. Später habe ich mich über meine Harmlosigkeit gewundert. Ich fand es unanständig,

---

<sup>575</sup> 6. Flak-Division

<sup>576</sup> Das Feld-Ausb.-Regt. 640 war zunächst (im Rahmen der FAD N) nach Riga und später zur 16. Armee geschickt worden (KTB HGr N vom 15.09.1944 S. 162 und vom 20.09.1944 S. 262), seine Rückkehr (nach Ablösung durch Div. „Nordland“ wohl am 22.9., vgl. KTB HGr N S.293/S.301) ist im KTB nicht vermerkt.

diesen armen Schluckern hier oben in Kurland ihre schönsten Marketenderwaren zu entziehen, nachdem ich schon das Glück hatte, aus dieser Falle herauszukommen.

Wir stehen mit unserem Gepäck vor dem Haus der Feldpost. Von hier aus geht der Omnibus ab, der uns nach Windau bringen soll. Außer uns fünf Offizieren sind noch einige Unteroffiziere und Mannschaften bei uns, die man ebenfalls noch zurückgehalten hatte.

Wir liegen in der Wehrmachtsunterkunft in Windau. Hier hatten wir zunächst einmal alle zusammen ein großes Zimmer mit Holzpritschen bezogen und dann Kundschafter zum Hafen geschickt, die sich nach einer Einschiffungsmöglichkeit nach Danzig umsehen sollten. Ich habe mich inzwischen über meine Marschverpflegung hergemacht und liege nun satt und zufrieden auf meiner Pritsche. Ein Soldat braucht nicht viel, um glücklich zu sein. Unsere Abgesandten kommen von der Hafenkommandantur zurück und melden, dass in den nächsten drei bis vier Tagen kein Schiff nach Deutschland ausliefe. Die Mannschaften sind damit zufrieden. Sie erklärten, dass sie viel Zeit hätten und ruhig solange warten wollten, bis das nächste Schiff ausliefe. Ich aber will so schnell wie möglich zurück, um noch einige Tage zu Carola fahren zu können. Ich erhebe mich also von der Pritsche, um selbst einmal im Hafen Umschau zu halten. Ein Offizierskamerad schließt sich an. Wir gehen nicht zur Kommandantur, sondern gleich in den Kriegshafen. Hier liegt ein **Vorpostenboot**, von dem uns gesagt wurde, dass es nach Danzig ausliefe. Ich gehe an Bord und frage den Ersten Offizier, ob er uns mitnehmen könne. Er bedauert sehr und lehnt mit der Begründung ab, dass sie keine Fahrgäste mitnehmen dürften. Ich hatte das Schiff kaum verlassen und stehe mit dem Kameraden noch unschlüssig auf dem Kai neben dem Boot, als eine elegante Dame im Pelz mit einem Reisekoffer erschien und an Bord ging, gefolgt von ihrem Mann und zwei Kinder. Der Erste Offizier begrüßt sie mit höflicher Verbeugung und war so um sie bemüht, dass er unsere wütenden Blicke gar nicht bemerkte.

Nun wollen wir es noch bei den Schnellbooten versuchen, von denen einige im Hafen liegen. Wir steuern also auf das S-Boot-Mutterschiff<sup>577</sup> zu, und während mein Begleiter unten auf dem Kai stehen bleibt, steige ich das schwankende Fallreep empor. Kaum habe ich meinen Fuß auf die erste Stufe gesetzt, ertönt an Deck die Signalpfeife. Der Bootsmaat der Wache trillert noch sein Signal, als schon ein Läufer an die Treppe springt, um mich zu empfangen. Im ersten Augenblick war ich überrascht, aber dann erinnerte ich mich an **Köhlers Flottenkalender**, in dessen Geschichten auch immer gepfiffen wurde, wenn ein Offizier an Deck kam. Ich lasse mich beim Flottillenchef<sup>578</sup> melden und trage ihm meinen Wunsch vor. Ich habe Glück. Er sagt sofort zu. „Heute abend laufen drei Boote aus. Sie sind havariert und müssen nach **Gotenhafen** ins Dock. Melden Sie sich bei den Bootskommandanten. Die nehmen Sie bestimmt mit.“ Gesagt, getan. Wir klettern auf das erste der drei Schnellboote, die nebeneinander festgemacht haben. Der Kommandant ist ein junger Leutnant. Er ist sofort einverstanden. Nun laufen wir schleunigst zur Unterkunft zurück, um unser Gepäck zu holen. Ein weiterer Kamerad schließt sich an, und wir gehen zu dritt an Bord des Schnellbootes.<sup>579</sup>

Bei Einbruch der Dunkelheit legen die Boote ab. Mit langsamer Fahrt laufen sie in Kiellinie aus dem Hafen, drehen dann scharf nach Süden und brausen plötzlich mit Volldampf davon. Es ist 10 Uhr abends. Finsternis liegt über dem Meer. Die Küste versinkt schnell vor unseren Blicken im nachtdunklen Horizont. Mit hoher Fahrt jagen die Boote durch die See. Sie fahren in Kiellinie. Ich stehe auf dem Achterdeck des Führungsbootes und blicke achteraus. Die folgenden Boote sind nur schemenhaft zu erkennen. Ich habe mich auf dem Heck zwischen eine Seiltrommel und die Skylights gedrückt, um nicht vom Deck abzurutschen. Denn das Boot hat durch die hohe Fahrt seinen Bug hoch in die Luft gehoben, während das Heck sich tief ins Wasser drückt. Die rasenden Schrauben zerwühlen die See, dass die wirbelnde Heckwelle sich bis in Augenhöhe aufbäumt und einen breiten, quirlenden Schaumstreifen zurücklässt, der sich mit seinem hellen Weiß deutlich von der schwarzen See abhebt. Der Bootsrumpf

---

<sup>577</sup> In Windau lagen damals die 5. Schnellbootsflottille und die 2. Schnellbootsschulflottille. Grundsätzlich verfügte jede Flottille über ein Begleitschiff; das Begleitschiff „Hermann von Wissmann“ der 5. S-Flottille war aber am 01.10. in die Heimat zurückgeholt worden. Es handelte sich also um das **S-Bootsbegleitschiff „Tsingtau“** der 2. S-Schulflottille.

<sup>578</sup> Wahrscheinlich sprach der Autor mit dem Flottillenchef der 5. S-Flottille **Kapitänleutnant Hermann Holzapfel**, mit dessen Boot er dann auch fuhr, aber es ist auch möglich, dass er den Flottillenchef der 2. S-Schulflottille **Kapitänleutnant Hans-Helmut Klose** traf, der 1949–1955 **Geheimagenten in den Ostblock fuhr** und 1975 **Vizeadmiral** wurde.

<sup>579</sup> Es handelte sich um „S 110“ unter **Oberleutnant zur See Johann Schmölzer**, das mit „S 67“ und „S 85“ am 27.–28.10.1944 von Windau nach Gotenhafen verlegte. Alle drei Boote gehörten zur 5. S-Bootsflottille.



vibriert unter der Wucht der arbeitenden Maschinen. Ein dumpfes Brummen läuft durch den Schiffskörper, der zischend und rauschend die schwarze See durchpflügt, dass der Gischt und der Sprühregen der Brecher zischend über Deck fegen. Alle diese Geräusche, die brummenden Motoren, das rauschende und zischende, gurgelnde und klatschende Wasser, der fauchende Fahrtwind und das schwingende Stampfen des Bootes vereinigen sich mit der Erinnerung an meine Seefahrtzeit<sup>580</sup> und der Freude über meine überraschende Heimkehr zu einem einzigen, jubelnden Glücksgefühl. Der Jubel würgt mir in der Kehle, als ich das Boot durch das Wasser schießen sehe und an die Überraschung denke, die ich Carola mit meiner unverhofften Rückkehr bereiten werde. Das Boot fliegt förmlich. Es geht heimwärts!

Mir wird kalt, und ich verhole mich vorsichtig längs Deck zum Vorschiff. Dabei blicke ich über die Reling. Quirlender Schaum schießt seitlich am Boot vorbei. Wir haben eine rasende Fahrt.

Ich steige in die hellerleuchtete Kajüte des Kommandanten hinunter. Ein winziger Raum, der vier sitzenden Menschen gerade Platz bietet. Der Kommandant sitzt auch bei uns und gibt über die vielen neugierigen Fragen Auskunft. Die Boote sind alle drei beschädigt. Das vorderste hat einen Schraubendefekt und muss vorsichtig fahren. Deshalb fährt es an der Spitze. Wir müssen uns nach seiner Geschwindigkeit richten und können daher nicht mit voller Kraft laufen.<sup>581</sup> Mir verschlägt es die Sprache. Das war noch keine Höchstgeschwindigkeit! Unser Boot hatte einen Bombentreffer erhalten, der das Vorschiff und den Kommandostand beschädigt hatte. Die vordere Wand war etwas aufgerissen, und von Zeit zu Zeit überschütteten uns Brecher und Bugwellen mit einem Schauer von Sprühregen. Zwar war das Loch notdürftig abgedichtet, aber der Schutz war gering. Immer wieder spritzten die kalten Duschen bis in unsere Kajüte. Der Kommandant war an Deck gegangen, und wir hatten uns auf den Bänken ausgestreckt, um ein wenig zu schlafen. Aber daraus wurde nichts. Es war zu eng und zu nass. Von Deck aus liefen kleine Rinnsale in die Kajüte hinunter. Auf dem Boden bildeten sich schon Wasserlachen, so dass wir unser Gepäck auf die Sitzbänke stellen mussten. Eine Zeitlang halte ich es noch aus, dann schlängle ich mich aus meiner Ecke heraus und steige an Deck. Querab blinken zahlreiche Lichter über das dunkle Wasser herüber: Libau! Ich stelle mich fröstelnd in den Seitengang neben der Kajüte. Er ist verdeckt und bietet etwas Schutz gegen die ständigen Spritzer. Mein Mantel ist schon ganz feucht. Ich friere. Schließlich steige ich in die kleine Kommandobrücke und stelle mich neben den Rudergänger. Wieder sind einige Stunden verstrichen. Voraus ist die Sonne aufgegangen und wirft ihre Strahlen über das kabbelige Wasser. Wir gucken direkt in das Licht. Das ist ein Glitzern und Gleißeln, dass man die Augen schließen muss. Voraus taucht **Pillau** auf. Wir verlangsamen die Fahrt und tasten uns an der Küste entlang. Bald werden wir am Ziel sein. Gegen 11 Uhr laufen wir in **Gotenhafen** ein und machen im Kriegshafen am Pier fest. Rund zwölf Stunden haben wir für die Strecke gebraucht. Mit herzlichem Dank verabschieden wir uns von dem jungen Seeoffizier und gehen von Bord.

Gotenhafen – das frühere Gdingen – liegt am Westufer der Danziger Bucht. Ursprünglich ein kleines Fischerdorf, haben die Polen es als polnischen Konkurrenzhafen zu Danzig zu einer beachtlichen Stadt ausgebaut. Mein Weg führt über Asphaltstraßen an vielstöckigen, modernen Hochhäusern vorbei zum Wehrmachtsheim, wo ich mir ein Zimmer anweisen lasse, um bis zur Abfahrt des Zuges zu schlafen. Wir waren ja die ganze Nacht durchgefahren, und ich war müde. Dennoch finde ich keinen Schlaf. Zu viele Gedanken wirbeln mir im Kopf herum: Das Erlebnis der Überfahrt, die Heimkehrfreude, die Überraschung für Carola und die Planung der Rückkehr nach Landsberg. Da die Mannschaften und Unteroffiziere erst in einigen Tagen zurückkommen, haben wir drei bis vier Tage Vorsprung. Wir drei Schnellbootfahrer hatten daher verabredet, dass wir alle uns in vier Tagen in Landsberg wieder einfinden wollten.

---

<sup>580</sup> s. Fußnote 252

<sup>581</sup> „S 110“ – auf dem sich nach Ansicht des Hg. der Autor befand – zog sich am 25.10.1944 in Sworbe durch Pierteile Schäden am Mittelpropeller zu; beim Rückmarsch erlitt es weitere Schäden durch Bombentreffer und nachfolgenden Brand. „S 67“ – das der Hg. für das vorausfahrende Boot hält – erhielt auf der gleichen Fahrt nach Sworbe Raketentreffer auf die gepanzerte Brücke, in Sworbe wurden durch Pierteile die Schrauben beider Außenwellen beschädigt; beim Rückmarsch wurde es von Raketen getroffen. „S 85“ sollte nach Königsberg zwecks Reparaturen und Einbau eines 2 cm-Zwillings.

Der Zug<sup>582</sup> rattert an der Ostseeküste entlang westwärts. Er ist brechend voll. Nun läuft er im Camminer Bahnhof ein. Ich brauche nur einen Bogen um das Bahnhofsgebäude zu machen, die Gleise zu überschreiten und bin dann nach hundert Metern vor unserem Haus. Ich gehe an Mittags Gärtnergebäuden vorbei, und schleiche mich durch den Hintereingang in die Wohnung. Wie ich gerade meinen Rucksack von den Schultern gleiten lasse, öffnet sich die Wohnzimmertür, und der kleine Peter<sup>583</sup> kommt weinend in die Diele geschlurft. Infolge seines eigenen Schmerzes erschüttert ihn mein Erscheinen überhaupt nicht. Ich beruhige ihn schnell, ziehe meinen Mantel aus und trete in das Wohnzimmer. Meine Schwiegermutter und meine Schwägerin Anni sitzen strickend beisammen. Einige Kinder spielen auf der Erde. Muttchen sieht mich zuerst. Ihr erstauntes „Aah!“ macht Anni aufmerksam. Ich lege den Finger auf den Mund, gebe beiden flüchtig die Hand und trete durch die offene Flügeltür ins Herrenzimmer. Carola sitzt mit dem Rücken zu mir am Tisch und tippt gerade einen Brief an mich in die Maschine. Sie hat aber die Bewegung im Nebenzimmer bemerkt und dreht sich in demselben Augenblick um, als ich neben sie trete. Ich bin etwas verlegen, weil wir Zuschauer haben. Beide Arme in die Hüfte gestützt, sage ich nur: „Ja, da staunst Du, was!?“ Carola hat sich in ihrem Sessel halb umgedreht und blickt wortlos mit großen, lachenden Augen zu mir auf. Da habe ich gesehen, wie Augensterne strahlen können. Diese schönen, wasserhellen, glückstrahlenden Augen! Carola erhebt sich, wir begrüßen uns etwas unbeholfen und verlassen dann wie auf ein geheimes Kommando das Zimmer. Draußen in der Diele fällt sie mir um den Hals und weint vor Freude. Später frage ich sie: „Wie lange soll ich bleiben? Zwei Tage?“ Sie nickt begeistert mit dem Kopf. „Oder drei Tage?“ Sie klatscht in die Hände. „Oder vier Tage?“ Da hüpfte sie vor Freude. Vier Tage Glück!

Als ich vier Tage später in Landsberg eintreffe, sind auch die anderen Kameraden wieder da. Aber die Mannschaften<sup>584</sup> waren schon einen Tag vorher angekommen! Sie waren einige Tage nach unserer Abfahrt aus Windau planmäßig mit einem Konvoi von Truppentransportern nachgekommen. Der Konvoi war von sowjetischen Bombern angegriffen worden. Dabei hatte das Schiff, auf dem sich unsere Leute und 500 Verwundete befanden, einen Bombentreffer erhalten. Das Ergebnis waren 30 Tote und Verwundete. Außerdem entstand ein Brand. Die anderen Schiffe boten ihre Hilfe an, aber der Kapitän hoffte, mit dem kleinen Brand allein fertig zu werden. Die Brandbekämpfung ging jedoch nicht recht voran. Das Feuer fraß sich weiter, und plötzlich war das Mitteldeck von allen Verbindungen mit dem Hauptdeck abgeschnitten. Die Niedergänge brannten. Das Mitteldeck lag voller Verwundeter, unter denen eine Panik ausbrach. Diejenigen, die sich noch bewegen konnten, versuchten, an Deck zu gelangen. Es entbrannte ein verzweifelter Kampf um die Aufgänge, die schon in Flammen standen. Inzwischen hatte das Feuer fast das ganze Schiff ergriffen. Einige Verwundete waren durch die Bullaugen gekrochen und hatten sich ins Wasser fallen lassen. Die nun doch herbeigeeilten anderen Schiffe fischten die Männer aus dem Wasser. Dabei geriet ein im Wasser treibender Verwundeter zwischen die Bordwände der längsseits gegangenen Schiffe und wurde zerquetscht. Ein anderer, dessen Oberkörper im Gipsverband lag, hatte sich bei dem Versuch, durch ein Bullauge zu kriechen, völlig festgeklemt, während die Flammen schon über seinem Kopf aus dem Bullauge schlugen. Im ganzen sind 400 Verwundete umgekommen.<sup>585</sup> Von unseren Leuten ist nur ein Feldwebel durch den Bombentreffer getötet worden. Alle anderen sind heil zurück gekommen, wenn auch ohne Mütze und Koppel. Ihr Gepäck ist verbrannt. Eine lettische Rotkreuzschwester ist wegen ihres todesmutigen Einsatzes bei der Bergung der Verwundeten öffentlich belobigt worden.

Im Trubel dieser Ereignisse ist gar nicht bemerkt worden, dass wir einen Tag später angekommen sind. 3.11.1944. Major Schellack überreicht mir die Verleihungsurkunde für das **Verwundetenabzeichen in Silber**.

Carola ist wieder hier. Sie hat dasselbe Zimmer bekommen, in dem sie schon im August gewohnt hat. Wie immer, gehe ich sofort nach dem Dienst zu ihr. Wir spazieren dann noch durch die Stadt. Ich

---

<sup>582</sup> Der Autor benutze zweifellos folgende Züge gem. *Kursbuch*: D 20 Gotenhafen ab 7.59, Köslin an 11.07, 1354 ab 12.27, Kolberg an 13.44, 846 ab 14.22, Treptow (Rega) an 15.09, 768 ab 15.23, Cammin (Pom) an 16.36; die ganze *Strecke* verläuft mehr oder weniger entlang der Ostseeküste.

<sup>583</sup> Spitzname von Carolas zweitem Sohn Georg

<sup>584</sup> die Unteroffiziere und Mannschaften, die in Windau ruhig solange warten wollten, bis das nächste Schiff auslief

<sup>585</sup> Der Bombenangriff auf den Truppentransporter „Bremerhaven“ mit 3171 Personen an Bord (darunter 156 Wehrmachtsangehörige und 1515 Verwundete) am 30.10.1944 forderte 410 Menschenleben (*Württembergische Landesbibliothek, Forum Marinearchiv*).

übernachte bei ihr, frühstücke dann morgens im Gastzimmer des Hotels, und dann gehe ich zum Dienst. Die Nachmittage benutzen wir zu Kaffeehausbesuchen, und manchmal gehen wir zum Abendessen in ein Restaurant. Vorgestern waren wir zur Abendandacht. Gestern haben wir in einer Buchhandlung ein großes Muttergottesbild gekauft, das ich meinem Vater zum Geburtstag schenken will. Heute früh waren wir zum Gottesdienst.

Heute nachmittag gehe ich mit Carola spazieren. Auf der anderen Straßenseite steht ein Unteroffizier, der sich mit ein paar Soldaten unterhält. Wir grüßen uns fast gleichzeitig. Aber während ich ordentlich und vorschriftsmäßig grüße, tippt der Unteroffizier mit krummen Fingern nur kurz an seine Mütze. Das ist mir doch zu dumm. Ich gehe hinüber und stelle ihn zur Rede. Er bleibt lässig auf einem Bein stehen und gibt noch dreiste Antworten. Er ist aus dem Lazarett, fühlt sich wohl als alter Frontkämpfer und mich für einen Etappenhengst. Das würde ich ihm nicht einmal so übel nehmen, aber sein Verhalten war allzu provozierend. Sind sie das erste Anzeichen nachlassender Manneszucht? Oder ein Einzelfall? Ich nehme ihm jedenfalls sein Soldbuch ab und lasse ihn am Freitag in meiner Kaserne antanzen. Da haben wir allwöchentlich eine Übungsstunde für Soldaten eingerichtet, die sich im Lauf der Woche durch Disziplinlosigkeit hervorgetan haben. Ob diese Exerzierstunde das richtige Umerziehungsmittel ist, sei dahingestellt, aber zur Zeit gibt es keine andere. Im vergangenen Jahr war diese Einrichtung noch nicht nötig.

Nun haben auch meine Eltern ihren Besuch angesagt. Ich laufe die Hotels ab, um ein Zimmer zu bekommen. Es ist schwierig. Schließlich muss ich doch zum Elstehotel am Bahnhof, wohin wir eigentlich nicht mehr gehen wollten. Hier bekomme ich noch ein Zimmer. Höchste Zeit, die Eltern werden gleich eintreffen. Ich verlasse das Hotel in großer Eile und will in Richtung Kaserne abbiegen. Da werde ich angerufen. Ich blicke auf und stehe vor meinen Eltern, direkt vor dem Hoteleingang. Ich wäre in der Eile vorbeigelaufen, wenn Papa mich nicht erkannt hätte. Sie hatten einen Spazierstock durch die Koffergriffe geschoben und den Koffer zu zweit getragen. Ich führe sie nun gleich zu ihrem Zimmer hinauf. Dort unterhalten wir uns noch über den Verlauf der Reise, und dann muss ich in die Kaserne zurück.

8 Uhr morgens. Ich betrete das Gastzimmer des Hotels. Mama sitzt schon da. Bald kommen auch Carola und Papa. Wir frühstücken gemeinsam. Abends nach Dienstschluss habe ich die Eltern und Carola in die Kaserne bestellt. Sie sollen sich einmal das Zimmer ansehen, in dem ich schon so lange wohne. Sie sollten schon um 5 Uhr hier sein. Es ist bereits 5.15 Uhr. In freudiger Ungeduld stehe ich am Fenster und blicke über den Kasernenhof. Mir gegenüber auf der anderen Seite des Hofes ist die Wache für den hinteren Eingang. Dort drüben sehe ich sie jetzt auftauchen. Nun überqueren sie den Kasernenhof, während ich auf sie hinunterschaue. Die drei liebsten Menschen, die ich auf der Erde besitze! Dann empfangen sie mich in meinem Zimmer, zeige ihnen die Behausung und setze mich aus Platzmangel neben Carola auf den Bettrand. Meine kleinen Zärtlichkeiten lassen sie ungerührt. Sie schämt sich vor den Eltern.

Zum Abendessen gehen wir wieder in eine Gaststätte. Ich trage zum ersten Mal mein silbernes Verwundetenabzeichen und strecke die Brust absichtlich etwas vor, bis die Eltern es entdeckt haben.

Nach Tisch schreibe ich noch einige Postkarten, darunter eine an Ruth. In Gedanken schreibe ich versehentlich an „Fräulein Ruth Knop“. Mama sieht es (sie hat geguckt – typisch Frau!) und sagt: „Nanu?“ Ich entdecke mein Versehen und blicke zu Carola. Sie sieht mich mit großen Augen warnend an, und ich lache verlegen.

Während wir noch zusammensitzen, verlässt ein Feldwebel mit Ritterkreuz das Restaurant. Am Ausgang dreht er sich zu mir um, knallt die Hacken zum Gruß zusammen, dass alle Anwesenden zusammenfahren, und verlässt das Gastzimmer. Es ist mir gelungen, für meine Eltern ein Zimmer in demselben Hotel zu bekommen, in dem Carola wohnt. Ich schicke einen Soldaten hinüber, der den Eltern den Koffer tragen soll.

Noch einmal besuchen mich die Eltern und Carola in der Kaserne. Augenblicklich wohne ich mit einem Oberzahlmeister zusammen in einem anderen Zimmer. Zur Essenszeit hole ich mein Abendessen herüber. Es gibt wieder süße Nudeln. Ich fülle Papa einen Teller voll, den er mit Behagen zu verspeisen beginnt. Welch sonderbares Spiel des Schicksals: Vor 28 Jahren, im Ersten Weltkrieg, war Papa als Sanitätssoldat in Thorn im Lazarett. Dort hat ihn Mama einmal besucht und mich mitgenommen. Wir saßen in Papas Stube, als es gerade Essen gab. Es waren Klöße mit Backpflaumen. Papa füllte mir einen ganzen Napf voll, den ich mit Genuss verspeiste. Heute ist es genau umgekehrt.

23. November 44, Papas Geburtstag. Die Eltern haben zur Feier des Tages ein gebratenes Hühnchen mitgebracht, das wir auf dem Zimmer kalt verspeisen. Carola und ich überreichen Papa das Bild der Gottesmutter, das uns immer so gut gefiel. Abends trennen wir uns dann, und ich gehe mit Carola in ihr Zimmer. Die Eltern wollen am nächsten Morgen abreisen. Einer spontanen Regung folgend, lief ich noch einmal in das Zimmer der Eltern, um sie ein letztes Mal zu umarmen. Das Scheiden fällt mir schwer, und die trübselige Zimmerbeleuchtung erhöht noch die gedrückte Abschiedsstimmung.

24.11. Die Eltern sind abgereist, und auch Carola ist wieder fort. Ich zähle noch einmal die Tage zusammen, die ich mit Carola seit unserer Hochzeit gemeinsam verbracht habe. Es sind 106 Tage.

Ich habe mit Major Schellack wegen meiner Beförderung gesprochen. Meine alte Division besteht ja nun nicht mehr. Sie wurde in Rumänien vernichtet. In eine neue Einheit müsste ich mich erst einleben, und man müsste mich dort erst kennenlernen, bevor ich dort zur Beförderung eingereicht würde. Das kann einige Zeit dauern, denn einen Neuling befördert man nicht gleich. So bitte ich Major Schellack, mich zur Beförderung einzureichen. Er willigt ein und lässt noch am selben Tag die notwendigen Fragebögen ausfüllen und sonstige Unterlagen beschaffen. Meine Beförderung läuft bereits zum Regiment<sup>586</sup>. Betreffs meiner Verwendung schlägt er vor: Ausbilder an einer **Kriegsschule**, Erster Ordonnanzoffizier beim **AOK Norwegen** oder einer Division, **Feldgendarmerie**.

Landsberg ist der Ersatztruppenteil für die Schützenkompanien des Infanterie-Regiments 457 der 257. Infanterie-Division. Die MG-Kompanie liegt in Meseritz. Dorthin gehöre ich eigentlich, bin aber zufällig nach Landsberg geraten und fühle mich hier seit Anfang an sehr wohl. Mit Meseritz verbinden sich für mich sehr unerfreuliche persönliche Erinnerungen, und deshalb kann ich diesen Ort nicht leiden, obgleich es zweifellos ein recht nettes Städtchen ist. Nun aber lässt es sich nicht mehr umgehen: Ich muss nach Meseritz. Carola war gerade wieder einmal hier, und nun fahren wir gleichzeitig ab, sie nach Cammin und ich nach Meseritz.

6.12.44<sup>587</sup> Meldung bei Major Huth, Kommandeur des Grenadier-Ersatzbataillons 188<sup>588</sup> in **Meseritz**. An der Mittagstafel am ersten Tag sitze ich auf dem „Ehrenplatz“ zur Rechten des Kommandeurs, aber er spricht während des ganzen Essens nicht ein einziges Wort mit mir. Ich fand es sehr aufmerksam von ihm. Er muss eine gute Erziehung genossen haben!! Ein Hauptmann, den ich in Landsberg schon einmal gesehen habe, ist ein wütender Gegner der Kirche. Während des Essens kommt das Gespräch auf den Garnisonsgottesdienst, und der Hauptmann fragt den Kommandeur: „Kann man denn da nicht querschießen, und den Gottesdienst verhindern?“ Major Huth schüttelt bedauernd den Kopf. Als Verantwortlicher ist er an Bestimmungen gebunden, und er möchte keine Unannehmlichkeiten haben. Nur nicht unangenehm auffallen bei den Vorgesetzten! Ich will mich nicht gleich am ersten Tag unbeliebt machen und schweige zu alledem. Ich weiß, dass das feige ist und ärgere mich darüber. Nein, das ist eine widerliche Atmosphäre hier in Meseritz.

Ich mache Ausbildungsdienst, vorzugsweise mit den Granatwerfern. Eines Tages komme ich nach dem Geländedienst zur Kaserne zurück, als mein Blick auf einen Zettel fällt, der an eine Tür geklebt ist: Leutnant Fischer. Ob das der ehemalige Gefreite Fischer ist, Richtschütze in meinem MG-Zug, der beim Ssula-Übergang so schwer verwundet worden ist? Ich drücke auf die Türklinke, aber das Zimmer ist abgeschlossen. Ich höre, dass Leutnant Fischer erst in einigen Tagen zurückkommt.

Als ich abends nach einem kleinen Spaziergang durch die Stadt auf mein Zimmer zurückkomme, liegt ein Brief auf dem Tisch. Er ist an das **OKH (Oberkommando des Heeres)** in **Lübben**<sup>589</sup> gerichtet. Aus einem beiliegenden Schreiben ersehe ich, dass ich mich morgen früh mit dem Brief in Lübben melden soll. Ich gehe gleich nochmal zur Schreibstube hinüber, um mich nach dem Zweck der Reise zu erkundigen. Da es schon 9.30 Uhr abends ist, hat die Schreibstube schon Dienstschluss. Ich gehe daher zu dem Ersten Schreiber auf die Stube und frage ihn, was ich in Lübben soll, damit ich mich seelisch schon darauf einstellen kann. Der Schreiber tut, als wenn er nichts wüsste. Im weiteren Verlauf des

---

<sup>586</sup> **Grenadier-Ersatz- und Ausbildungs-Regiment 543**

<sup>587</sup> im Original „6.11.44“

<sup>588</sup> Das **Grenadier-Ersatzbataillon 188** lag im Regenwurlager Meseritz.

<sup>589</sup> im Original „an das OKW in Fürstenwalde“; da es in Fürstenwalde/Spree keine OKW-Dienststelle gab und der Reisezweck es nahelegt (vgl. die weitere Erzählung), muss es sich um das OKH gehandelt haben, und zwar um dessen Personalverwaltung, das **Heerespersonalamt**, das sich seit 1943 in Lübben befand (Beleg s.u.)



Gesprächsfrage ich nach dem Inhalt des Briefes, weil sich daraus vielleicht der Zweck der Reise ergeben könnte. Der Schreiber ist verschlossen. Er darf ja wohl auch nichts sagen.<sup>590</sup> Ich gehe wieder.

8.12.1944. In **Lübben** suche ich den Gebäudekomplex des OKH auf, frage mich nach der zuständigen Dienststelle durch und finde hier schon eine Reihe von Kameraden vor, die wahrscheinlich zu demselben Zweck hierher befohlen sind. Ich erfahre, dass man aus unseren Reihen einige Ausbilder für die Lehrgänge der Kriegsschule aussuchen will. Wir werden einzeln zu dem Personalbearbeiter hereingerufen. Jetzt bin ich an der Reihe. An der Zimmertür hängt das Schild: Hauptmann von NN<sup>591</sup>. Ich trete ein. Am Schreibtisch sitzt ein sehr junger Hauptmann. Ich schätze ihn auf 25 Jahre. Kaum habe ich mit dem üblichen deutschen Gruß begrüßt, als er mich auch schon anfährt: „Was ist das für ein schlampiger Gruß?! Wir brauchen hier nur Soldaten mit straffer Disziplin, verstehen Sie!?“ Ich verstand nichts, denn ich war ziemlich verdattert. Zugegeben, ich habe nicht mit gerade ausgestrecktem Arm begrüßt, sondern ihn nur etwas salopp hochgeworfen. Soll ich diesem jungen Mann erst klar machen, dass ein Frontoffizier mit langjähriger Kampferfahrung bessere Qualitäten für die Nachwuchsausbildung mitbringt als Zackigkeit? Aber das ist bei diesem brüllenden Wichtigtuier zwecklos. Man kann nicht an Vernunft appellieren, wo keine ist.

Nachdem er sich dann wieder beruhigt hat, fragt er mich nach allen möglichen Dingen. Er interessiert sich auffallend stark für meine Tätigkeit in NS-Organisationen. Da wurde ich hellhörig und gebe an, dass ich HJ-Führer war. Das stimmte so ziemlich. Als junger Sportlehrer war ich Sportreferent im Jungvolk, und in dieser Position hatte ich Anspruch auf den untersten Führerrang. Ich trug auch die Abzeichen, aber ich war in dieser Stellung nie offiziell bestätigt worden.<sup>592</sup> Jetzt macht sich der Hauptmann sogar Notizen. Das schien das einzige, was ihm an meiner Eignung zum Offiziersausbilder wichtig war. Mir ist sofort alles sonnenklar: Dieser junge, grüne Hauptmann da vor mir ist aus der Hitlerjugend hervorgegangen, große Schnauze, zackig und noch dazu adlig. Mit der nötigen Protektion durch die Partei bringt er alle Voraussetzungen für diesen Posten hier mit. Politische Linientreue wird wichtigste Voraussetzung für jegliche Qualifikation. Na, dann gute Nacht, armes Deutschland. Aber es ist ja zu allen Zeiten nie anders gewesen. Jetzt ist mir auch der Grund für seinen Wutanfall bei meinem Eintritt klar: Mein Hitlergruß war so lässig, dass er daraus meine antinazistische Haltung sofort erkannte oder zumindest vermutete. Und damit war ich für diesen Schnösel von vornherein erledigt.

Dann fragt er nach dem Brief, den mir meine Dienststelle mitgegeben hat. Ich greife in die Brusttasche meines Mantels und ziehe den Brief heraus. Als ich ihn hinübergereicht hatte, sagt der Fatzke plötzlich mit scharfer Stimme und drohendem Blick: „Der Brief ist ja geöffnet!“ Ich denke: „Das hat mir noch gefehlt.“ Ich habe zwar ein reines Gewissen, bin aber doch von dieser peinlichen Situation sehr betroffen. Ich versuche, ihm und mir eine Erklärung für diesen unbegreiflichen Umstand zu geben. Im Bewusstsein meiner Unschuld erkläre ich ihm in aller Ruhe: „Ich habe den Brief selbstverständlich nicht geöffnet. Aber der Umschlag war schon einmal benutzt worden und daher beim zweiten Gebrauch mit einem **Klebstreifen** verschlossen worden (das war aus Ersparnisgründen allgemein üblich). Ich kann es mir nur so erklären, dass die Wärme unter meinem Mantel – im Zug war es sehr warm – den Klebestreifen gelöst hat.“ Was mir selbst aber unerklärlich blieb, war der Umstand, dass ich den Klebestreifen auch in der Brusttasche nicht fand.

Der Hauptmann schweigt und entlässt mich dann.

Während wir noch im Vorraum zusammensitzen, um die Entscheidung der Personalabteilung abzuwarten, tritt ein Major auf mich zu und erklärt mir ruhig und nicht unfreundlich: „Sie kommen für einen Ausbildungsposten hier nicht in Betracht. Aber wir erhalten soeben Ihren Gestellungsbefehl für eine Neuaufstellung. Sie sind dort als Kompanieführer vorgesehen.“ Das ging ja verdächtig rasch! Ich muss schon sagen, die arbeiten hier gut zusammen! Mir ist alles völlig klar.

---

<sup>590</sup> Damals wurden Personalakten vor den Betroffenen geheim gehalten.

<sup>591</sup> möglicherweise von Platen, am 01.07.1944 als Oberleutnant Hilfsoffizier im Heerespersonalamt, Amtsgruppe P1/1. (Zentral-) Abteilung, Hauptgruppe II, Gruppe IIe, zuständig u. a. für die Offizierstellenbesetzung der NS-Führungsoffiziere, des OKW, des OKH, des Generalinspektors für den Führernachwuchs (dem die Kriegsschulen unterstanden), der Stäbe vom Divisions-Stab aufwärts und der Feldjägerkommandos (NARA T-78 Roll 40 Frame 6002629, Abschrift in Forum für deutsche Militärgeschichte), also aller Stellen, für die der Autor vorgeschlagen worden war; die Ag P1/1. (Z)Abt war in Lübben/Spreewald, Jägerkaserne untergebracht (Frame 6002624)

<sup>592</sup> Hierzu erzählte der Autor gerne, dass er auf einem HJ- oder Jungvolk-Sportfest im Sportanzug statt in der Uniform erschien und dadurch den Unmut seines HJ-Führers erregte.

Rückfahrt nach Meseritz. Der Zug ist wieder überfüllt. In etwas bedrückter und verdrießlicher Stimmung stehe ich, von den Mitreisenden eingekeilt, im Abteil. Einziger kleiner Lichtblick ist die gutaussehende Dame, die direkt vor mir sitzt.

Wie ich mich in Meseritz bei Major Huth zurückmelde, da habe ich kaum den Mund aufgemacht, als er mich schon mit einem wütenden Donnerwetter überfällt. Ich bin so überrascht, dass ich von dem ganzen Hagel von Vorwürfen nur wenig verstehe: „... kommen hier her und bringen mein Bataillon in Verruf...!“ (Wieder diese Angst, dass sein Renommee leiden könnte!) Wie ein Blitz kommt mir die Erkenntnis: Der Fatzke aus dem OKH hat natürlich sofort hier angerufen und den Major informiert, bevor ich zurück war. Ich finde es unverschämt, auf Grund vager Verdachtsgründe mich einfach zum Schuldigen zu stempeln und antworte erregt, dass ich den Brief nicht geöffnet und auch gar keine Veranlassung dazu gehabt hätte. Der Major kontert: „Sie können doch nicht leugnen, dass sie noch gestern Nacht bei dem Schreiber waren und nach dem Inhalt des Briefes gefragt haben, weil Sie sich offensichtlich dafür interessierten!“ Den Schreiber haben sie also inzwischen auch schon ausgefragt. In Gedankenschnelle wird mir klar, dass alle Indizien gegen mich sprechen. Eine verteufelte Situation! Da höre ich den Major wieder: „Gehen Sie ins Nebenzimmer zur Vernehmung!“ Ich gehe durch die Tür. Da sitzt schon ein Hauptmann bereit, und neben ihm eine Wehrmachtshelferin an der Schreibmaschine. Ich mache meine Angaben und äußere meine Vermutungen über das selbsttätige Aufgehen des Briefes. Es ist dürrig genug. Der Hauptmann ist sehr verständig, hört sich alles in Ruhe an und setzt das Protokoll in wohlabgewogenen, fast wohlwollenden Worten auf. Jedem vernünftigen Menschen muss die Möglichkeit, dass so ein Klebestreifen sich ablösen kann, auch einleuchten! Ebenso ist es ein gewisser Leichtsinn, einen bereits benutzten und aufgeschlitzten Umschlag ein zweites Mal für einen wichtigen Brief zu benutzen. Und schließlich wäre ich ja nicht so blöde gewesen, einen von mir geöffneten Brief einfach offen zu übergeben, zumal ich die Möglichkeit gehabt hätte, ihn mit einem eigenen Klebestreifen wieder zuzukleben. Immerhin sprechen schwerwiegende Umstände gegen mich, besonders die Tatsache, dass ich am Vorabend den Schreiber so neugierig nach dem Inhalt des Briefes gefragt habe. Ich weiß zwar nicht, ob diese Angelegenheit zu einem Kriegsgerichtsverfahren führen kann, aber allein der Gedanke an diese ganze Affaire lässt mich nicht zur Ruhe kommen. Was für Tücken das Schicksal dem Menschen doch bereiten kann! Innerhalb von Sekunden sitzt man völlig unschuldig in einer verzweiferten Situation. Alles spricht gegen einen, man kann nichts Wesentliches zu seiner Entlastung sagen. Wenn man den schwerwiegenden Indizien mehr glaubt als einem Offizierswort, dann werde ich verurteilt. Und bin doch völlig unschuldig!

Ja, in diesem Falle unschuldig. Aber ist da nicht noch vieles, was ungesühnt ist? Die vielen Bosheiten gegen Gott und die Menschen? Der Undank gegen Gottes unendliche Güte, die er mir immer wieder unverdient erwiesen hat? Und wenn ich auch in diesem Fall unschuldig verurteilt werden sollte, so will ich es annehmen als Buße für die ungesühnten Sünden meines Lebens. Ich stehe in Gottes Hand. Was auch geschehen mag – es geschieht nicht ohne sein Wissen und seinen Willen.

Bei der Division<sup>593</sup> in Frankfurt/Oder kommt nun dieser Vorfall gleichzeitig mit meinem Beförderungsvorschlag an. Dann wird also aus der Beförderung vorläufig nichts werden. Diese Suppe hat mir der NS-Fanatiker im OKH eingebrockt. Hat er es wirklich? Nein, **der** kann mein Schicksal nicht bestimmen. Er ist nur Werkzeug in Gottes Hand.

Am nächsten Morgen habe ich bereits meinen Abstellungsbefehl in der Hand. Wenn diese Etappengesellschaft immer so schnell arbeiten würde, stünde es um manchen Übelstand besser. Ich gehe noch einmal zu unserem Standortpfarrer, um die heiligen Sakramente zu empfangen. Anschließend sitzen wir noch im Gespräch beisammen, wobei ich ihn vor dem hinterhältigen „Querschieser“ im Bataillon warne, der den Gottesdienst sabotieren möchte.

Dann nehme ich mein Gepäck auf und begeben mich zum Bahnhof. Ich scheide ohne Bedauern. Meseritz wird mir ewig in denkbar schlechter Erinnerung bleiben. Hier habe ich nur Nackenschläge vom Schicksal erhalten. Ich schüttele buchstäblich den Staub von den Füßen, und besteige den Zug, der mich hoffentlich für immer aus dieser Stadt hinausführt. Auf Nimmerwiedersehen!

9.12.1944, **Truppenübungsplatz Wandern**<sup>594</sup>. Ich melde mich befehlsgemäß beim Stab der **257. Volksgrenadierdivision**. Ein Läufer bringt mich dann zu einer Baracke, in die schon zahlreiche Offiziere

---

<sup>593</sup> *Division 433*

<sup>594</sup> *gem. Stempel des Feldpostbriefs vom 09.12.1944 offenbar im Narviklager; Lage gem. Ostensternberger Heimatbrief 3/2012 S. 11 zwischen See-Vw. und Schermeisel an der südlichen Straßenseite auf einer Waldlichtung;*

eingezogen sind. Und wie ich die Kameraden so der Reihe nach begrüße, fällt mein Blick auf ein altbekanntes Gesicht: Leutnant von Arnim! Das ist ein frohes Wiedersehen.

Heute ist Vorstellung beim Ia<sup>595</sup> der Division. Er erklärt, dass die Division für den Einsatz im Westen bestimmt ist. Er fragt mich nach meiner bisherigen Dienststellung, Auszeichnungen, Alter. Da stutzt er: 34 Jahre? Ein bisschen alt. Aber er fügt hinzu: „Aber Sie haben ja Aussicht, bald Oberleutnant und dann Hauptmann zu werden!“ Er entschließt sich dann aber doch für einen Jüngeren.

Gleichzeitig mit der 257. Volksgrenadierdivision wird noch ein Korps-MG-Bataillon aufgestellt, das ebenfalls für den Westen bestimmt ist. Es trägt den Namen „**Korps-MG-Bataillon Berlin**“.<sup>596</sup> Hier werde ich als Kompanieführer der 3. Kompanie eingesetzt und löse den bisherigen Kompanieführer ab. Ich habe in meiner Kompanie noch einen Offizier, einen frisch gebackenen Leutnant, der den 1. Zug führt. Bataillonsführer ist ein zierlicher Hauptmann, im Zivilberuf evangelischer Pastor. Er ist ruhig und zuvorkommend, soll aber ein Nazi sein.

Das Unteroffizier-Korps besteht zum großen Teil aus umgeschulten Luftwaffenangehörigen. Die Mannschaften haben eine kurze Rekrutenausbildung von sechs Wochen hinter sich und gehen erstmalig an die Front. Die einzigen kampferfahrenen Soldaten sind der Bataillonsführer und die Kompanieführer. So sehen die Einheiten aus, mit denen wir heute in den Krieg ziehen!

Das Bataillon gliedert sich in 3 schwere MG-Kompanien und 1 schwere Granatwerfer-Kompanie. Die MG-Kompanien haben 3 Züge mit je 4 sMGs und ein Panzerabwehrzug mit 6 Ofenrohren vom Typ „Panzerschreck“<sup>597</sup>. Die Gliederung ist also etwas anders als bei den üblichen MG-Kompanien. Die Werferkompanie besitzt 12 Werfer vom Kaliber 8 cm.

Tag für Tag trifft neuer Ersatz ein. Dazu Ausrüstungsgegenstände, Bekleidung, Geräte, Waffen, Fahrzeuge und Pferde. Die Pferde sind gut im Futter, aber die Reitpferde sind ungenügend zugeritten. In den Reitstunden gibt es jedesmal aufregende Minuten, wenn die Pferde mit ihren Reitern durchgehen oder sie an der nächsten Wand abzustreifen versuchen.

Die Aufstellung und Ausrüstung des Bataillons ist beendet. Wir beginnen mit der Schießausbildung der sMG und der Gruppenausbildung. Die Männer müssen sich aufeinander einspielen. Später folgen Zug- und Kompanieübungen, eine Verladeübung und von Zeit zu Zeit auch kleine Nachtübungen. Die Übung in größerem Verband folgt später.

Die Weihnachtszeit naht heran. Wir schicken Kundschafter auf die Dörfer, um festzustellen, ob wir die Männer über die Weihnachtsfeiertage bei den Bauern unterbringen können. Die Dorfbevölkerung ist rührend hilfsbereit. Ich habe schon meine ganze Kompanie untergebracht. Nun suche ich noch ein Quartier für Carola und mich, denn ich will versuchen, Carola über die Feiertage hierher zu holen.

Das Truppenlager **Wandern** ist ein ausgedehntes Barackenlager, das unmittelbar an der Bahnstation beginnt und von dichtem Hochwald umgeben ist. Der Übungsplatz ist offenes Gelände.

Bataillonsübung mit Scharfschießen auf dem Truppenübungsplatz **Groß-Kirschbaum**<sup>598</sup>. Ich gehe los, um mit dem Scheiben-Unteroffizier die Ziele für das Scharfschießen aufzubauen. Er wartet schon an dem Deckungsbunker auf mich. Wie ich näher komme, erkenne ich den Feldwebel, der in Michailowka in meiner Kompanie Zugführer des schweren Granatwerfer-Zuges war und mir wegen seiner Drückebergerei in übelster Erinnerung ist. Dieser listige Lump hat es also geschafft, sich bis in die Heimat abzusetzen. Nun sitzt er hier auf dem ungefährlichen Posten eines Scheiben-Unteroffiziers in der Heimat. Weiter nach hinten geht es nicht mehr. Diese Sorte Gauner ist so gerissen, dass sie durch die kleinsten Maschen entslüpfen und allen Heldengreifkommissionen entwischen.

Und dann treffe ich hier noch einen alten Bekannten. Es ist der Schieß-Offizier. In Jasło war ich mit ihm zusammen Feldwebel. Später waren wir zusammen in der Führerreserve, wo er, inzwischen zum Leutnant avanciert, sich immer die bequemsten Nachtwachen aussuchte, bis ich mich dagegen verwehrte. Der hat sich auch hier wieder einen bequemen Posten ausgesucht, in der Heimat. Der Charakter lässt sich nicht verleugnen. Inzwischen ist er sogar Oberleutnant geworden und tut sehr

---

auf einem dem Tagebuch beigelegten Notizzettel ist vermerkt: nächstes Städtchen: **Zielenzig**; Z. ist gem. diesem Feldpostbrief auch Postort für Wandern

<sup>595</sup> gesprochen Eins-A, der Erste Generalstabsoffizier der Division (moderne Bezeichnung: G3)

<sup>596</sup> 28 solcher Bataillone wurden seit November 1944 aufgestellt (KTb HGr N vom 22.11.1944 S. 304)

<sup>597</sup> Ofenrohr und Panzerschreck waren Spitznamen für die **Raketenpanzerbüchse 54**

<sup>598</sup> Der Autor erinnerte sich nur an „Groß-“. Groß Kirschbaum ist eines der Dörfer, die 1939 zwecks Anlage des TrÜbPl Wandern freigemacht werden mussten (**Ostensternberger Heimatbrief 1/2002 S. 4**).

reserviert. Ich merke, dass ihm mein kameradschaftlicher Ton gar nicht gefällt. Er ist sehr einsilbig, und deshalb lasse ich den aufgeblasenen Frosch bald stehen.

**bis hier übersetzt**

**bis hier in Arbeit**

## 8. Teil Festung Kurland

### Transport über die Ostsee – 4. bis 6. Kurlandschlacht – vierte Verwundung – Sumpfstellung südlich Libau

21.12.44. Alle unsere Pläne sind über den Haufen geworfen! Wir kommen nicht nach dem Westen, sondern nach Kurland! Die 3. Kurlandschlacht hat gerade begonnen, und die Festung braucht dringend Verstärkung. Und da wir gerade einsatzbereit sind, wirft man uns hinein. Damit es schneller geht, nehmen wir nur unsere Waffen mit. Innerhalb weniger Stunden haben wir sämtliche Pferde und Fahrzeuge abgegeben und machen uns marschfertig. Wir ändern unseren Namen in „Korps-MG-Bataillon 410“ um.<sup>599600</sup>

23.12.44. Wir sind in **Danzig**. Da der Termin unserer Überfahrt noch nicht feststeht, hat man uns in einer Kaserne in der Nähe des Hafens untergebracht. Hier treffen wir nun die Vorbereitungen für den Heiligen Abend. Die Züge haben sich Weihnachtsbäume besorgt und richten ihre Unterkünfte für die Feier her. In meinem Kompaniegeschäftszimmer häufen sich die Marketenderwaren zu Bergen. Überall am Boden, auf Tischen und Stühlen stehen Kartons und Pakete mit Backwaren herum. Sie sind von der Wehrmacht, der Partei, dem Roten Kreuz und den Danziger Frauenorganisationen gestiftet. Die Heimat tut, was in ihren Kräften steht, um den Kämpfern ihr hartes Los zu erleichtern. Diese Opferbereitschaft des Volkes und Einzelner hat mich immer wieder in Erstaunen versetzt. Eine Gruppe von Soldaten ist mit der Verteilung der Geschenke auf die einzelnen Züge beschäftigt. Ich selbst bin mit dienstlichen Laufereien derart ausgelastet, dass ich mich um diese Arbeiten nicht kümmern kann.

Ein Soldat meiner Kompanie ist in Danzig beheimatet: Er lädt mich für den zweiten Feiertag zum Entenbraten in sein Elternhaus. Ich lehne aber dankend ab, weil ich mich in keiner Weise verpflichtet will (auch so eine überkorrekte Angewohnheit von mir, die ich auch als Lehrer beibehalten habe, wenn Eltern mit Rücksicht auf ihre Söhne mit Einladungen oder harmlosen und oft auch ganz absichtslosen Geschenken auftraten).

Unsere Soldaten tragen schon ihre Winterausrüstung. Überall in den Straßen laufen jetzt unsere Soldaten in Wintertarnanzügen und dicken Filzstiefeln herum.

Nachmittags versammelt sich das Bataillon in einem Saal, in dem uns ein Propaganda-Offizier einen Vortrag über die Lage in Kurland hält. Er schildert uns die Größe des von uns noch gehaltenen kurländischen Raumes und nennt die Zahl und Stärke der Divisionen, Artillerie und Panzer, die dort oben kämpfen. Es sind rund 300.000 Mann. Er will uns beweisen, dass die Festung Kurland keineswegs eine Mausefalle ist, sondern eine Bastion, die dem Russen schwer zu schaffen macht und starke sowjetische Kräfte bindet, die sonst gegen Ostpreußen marschieren würden.

So kann man das natürlich auch sehen. Es ist nicht einmal ganz falsch, aber er verschweigt das Entscheidende: Dass wir, aufs Ganze gesehen, auf dem Rückzug sind. Dass wir vor drei Monaten Riga aufgeben mussten, hat er natürlich auch nicht gesagt. Er ist ja Propaganda-Mann.

24.12.44. Heiliger Abend in Danzig. Es ist dunkel. Ich gehe von einem Zug zum anderen, um an ihren Weihnachtsfeiern teilzunehmen. Bei jedem Zug halte ich eine kurze Ansprache. Zuletzt bin ich beim 1. Zug. Hier überreicht mir zu meiner großen Überraschung der Zugführer, Leutnant Harms, ein Weihnachtsgeschenk der Kompanie. Es ist ein Buch von Ludwig Thoma und ein sehr schöner Kupferstich vom Danziger Krantor.

---

<sup>599</sup> *Das war erst später.*

<sup>600</sup> *Gem. Feldpostbrief vom 22.12.1944 erfolgte „heute“ die Abreise aus Wandern.*



Inzwischen ist es 23 Uhr geworden, und ich gehe noch ins Kasino herüber, wo wir Offiziere noch ein wenig beisammen sein wollen. Ich nehme ein Päckchen von Carolas herrlichen Keksen mit, die heute mit der Post gekommen waren. Es sind die einzigen Kekse, die ich an diesem Weihnachtsfest esse, denn von den Riesenmengen an Backwerk, die die Kompanie erhalten hat, habe ich keinen einzigen Krümel abbekommen, weil ich den ganzen Tag unterwegs war und die Verteiler die Sachen nur an die Züge und den Kompanietrupp ausgegeben haben. Nun sitzen wir im Kasino zusammen. Der Bataillonskommandeur, sein Adju, der O.O. und wir vier Kompanieführer. Ich biete meine Kekse an, die besonders beim Kommandeur Anklang finden. Nach dem Trubel des Tages empfinden wir die Stille des Raumes, in dem wir sitzen, als besonders wohltuend. Es wird wenig gesprochen, aber es liegt eine warme und herzliche Stimmung über unserem Beisammensein. Wir sind alle rechtschaffen müde, und deshalb dehnen wir unsere Feier auch nicht allzu lange aus.

Ich habe noch ein großes Paket mit überflüssigen Sachen gepackt, das ich nach Cammin schicken will. Darunter meinen dicken Fahrermantel und die Weihnachtsgeschenke der Kompanie. Der Danziger hat sich erboten, es mit nach Hause zu nehmen. Seine Frau will es dann zur Post bringen.

25.12.44. Erster Weihnachtsfeiertag. Früh um 7 Uhr steht das Bataillon am Kai. Wir beginnen mit der Verladung. In langen Schlangen stehen die Soldaten, hochbepackt mit Rucksack, Wäschebeutel, Karabiner, Stahlhelm und viel Gerät am Koppel. Dann setzt sich die Spitze in Bewegung, und Mann hinter Mann steigen sie das schwankende Fallreep hinauf. Während die Männer das Schiff besteigen, schwingen die Ladebäume unser Gerät in großen Netzen an Bord und setzen es auf Deck ab oder versenken es in die Tiefe der Ladeluken.

Wir sind auf See. Die Marineoffiziere haben uns in ihren kleinen Salon gebeten, wo wir nun gemeinsam bei einer Flasche Kognac von der ungewissen Zukunft reden. Einer der Offiziere ist sternhagelvoll. Er hat Weihnachtsstimmung und Katzenjammer im Alkohol ertränkt, aber er lässt es sich nicht anmerken.

26.12.44. Unser Transporter läuft in den Hafen von **Libau** ein und macht am Kai fest. In großer Schnelligkeit gehen die Kompanien von Bord. Sie begeben sich sofort in die nächsten Straßen, wo sie im Schutz der Häuser das Ende der Ausladung abwarten. Sowjetische Bombenangriffe auf den Hafen sind an der Tagesordnung. Die **3. Kurlandschlacht** ist ja in vollem Gange. Deshalb sind Fliegerschutzmaßnahmen nötig. Dann sammeln wir auf einem Platz im Hafengelände, wo uns wieder ein **PK**-Offizier erwartet und uns nochmals Mut einredet. Inzwischen war unser Kommandeur schon vorausgefahren, um sich in die Stellungen einweisen zu lassen. Kurze Zeit später wird auch schon die 1. Kompanie in Marsch gesetzt. Die anderen Kompanien werden auf die einzelnen Häuser der umliegenden Straßen verteilt, wo sie auf ihren Abruf warten sollen. Ich selbst gehe noch einmal zum Kai zurück. Immer noch pendeln die Ladebäume hin und her, und auf dem Kai wachsen die Stapel unserer Munitionskisten und des übrigen Gerätes. Ich bin mit einem Maat ins Gespräch gekommen, der mich und einen weiteren Offizier zum Essen einlädt. Wir begeben uns an Bord und verschwinden in der Unteroffiziersmesse, wo uns der Maat einen gehäuften Teller mit Bratkartoffeln, Rotkohl und Fleisch vorsetzt.

Inzwischen ist es dunkel geworden, ohne dass für uns weitere Befehle eingetroffen sind. Also heißt es warten. Wir gehen deshalb in die Unterkunftsbaracke der Marineflak, die hier den Schutz des Hafens besorgt. Die Matrosen erzählen uns spannende Episoden aus ihren Kämpfen mit den russischen Bombern. Sie sind mächtig stolz auf die hohe Zahl ihrer Abschüsse, und sie übertreiben nicht, denn die ganze Stadt ist Zeuge, wenn sie die angreifenden Bomber Stück für Stück vom Himmel holen.

Allmählich werden wir müde. Die Unterhaltung schläft ein. Einige Matrosen haben sich schon hinter ihre Kojenvorhänge zurückgezogen. Wir zwei Infanteristen haben uns dösend über den Tisch gebeugt. Dann kommt endlich der Abmarschbefehl, nach mehreren Stunden Wartezeit.

Wir marschieren einige Stunden und erreichen im Dunkeln ein kleines Dorf<sup>601</sup>, eigentlich eine Streusiedlung, denn die wenigen Gehöfte liegen weit auseinander. Hier sollen die Kompaniegeschäftszimmer eingerichtet werden. Die Kompanien lassen also ihre schweren Rucksäcke hier. Meine Kompanie stellt ihr Gepäck zugweise zusammen, macht das kleinere Grabengepäck – Sturmgepäck – fertig und zieht dann unter meiner Führung in die Stellungen. Es ist ein durchgehender Schützengraben mit einer starken vorgeschobenen Stellung. Als wir in die Stellungen einrücken, ist es immer noch dunkel. Die Bunker meines Kompaniegefechtsstandes liegen in einem Gehöft fünfzig Meter hinter dem Graben. Ich sehe mir gleich die Stellungsskizze, den Minen- und Feuerplan an. Minen liegen

---

<sup>601</sup> möglicherweise *Nica*

nur an wenigen Stellen vor dem Graben. Stacheldrahtzäune haben wir überhaupt keine. Ich laufe schnell noch einen Teil der Stellungen ab. Das andere will ich morgen machen.

Unser Graben zieht sich vor der aufgelockerten Gehöftgruppe des Dorfes **Jurmalsciems**, zwanzig Kilometer südlich von Libau mit Front nach Süden, entlang.

Als Korps-MG-Bataillon ist es eigentlich unsere taktische Aufgabe, mit unserer massierten Feuerkraft an Brennpunkten des Kampfes eingesetzt zu werden. Da aber die Fronttruppen der vordersten Linie infolge hoher Verluste stark zusammengeschmolzen sind, hat man unser Bataillon aufgeteilt und kompanieweise anderen Einheiten unterstellt. Ich gehöre jetzt mit meiner Kompanie zu einem Bataillon, dessen Kommandeur ein saugrober Bayer ist.<sup>602</sup> Aber auch in diesem Bataillonsabschnitt bilden wir mit unseren schweren Waffen nicht etwa eine zweite Linie (wie es eigentlich sein sollte, aber im ganzen Krieg nur selten der Fall war), sondern sind wie die Schützenkompanien vorn im Graben eingesetzt. Die HKL ist auf diese Weise zwar gut besetzt, aber hinter uns ist außer Pak und Artillerie nichts mehr. Der einzige Vorteil für mich ist, dass ich meine Kompanie geschlossen zusammen habe und mit ihr einen eigenen Abschnitt verteidige.

Da haben wir nun auf Kursen und Lehrgängen immer von der Tiefenstaffelung der Front durch eine netzartige Anlage von Verteidigungsstellungen gehört, aber hier draußen gibt es fast immer nur eine Linie, die entweder aus einem durchgehenden Graben oder einer Kette von Einzelstellungen und Schützenlöchern besteht. Seit langem ist diese Linie dann auch noch erschreckend schwach besetzt. Ich selbst habe einmal – das war mein krassester Fall – mit meiner **45 Mann starken Kompanie** (das ist ein Viertel der Sollstärke!) einen Abschnitt verteidigt, der normal mit 180 Mann besetzt sein müsste. Ich weiß, dass es aus Mangel an Soldaten immer nur zu einer dünnen Linie reicht, aber hier in Jurmalsciems könnte man eine zweite Linie aufbauen. Wir könnten die Wirkung unserer schweren Waffen besser zur Geltung bringen, die Feuerkraft des Gegners würde geteilt und zersplittert, und der Angreifer würde selbst nach Durchstoßen der ersten Linie immer noch vor einer zweiten stehen. So aber kann der Iwan sein massiertes Feuer auf eine Linie konzentrieren. Aber ich bin kein Heerführer. Lass' sie also machen.

Mein Abschnitt ist 1100 Meter lang und besteht aus einem durchgehenden Graben, der mit 90 Mann besetzt ist. Mit unseren vielen schweren MGs besitzen wir eine enorme Feuerkraft, wenigstens gegen angreifende Infanterie. In der Mitte des Abschnitts, etwa sechzig Meter hinter dem Graben, liegt das Gehöft, zwischen dessen Gebäuden die Bunker meines Kompaniegefechtsstandes liegen. Das ist soweit sehr zufriedenstellend, fast ideal, hat nur einen großen Nachteil: Die Männer sind nur kurz ausgebildete Rekruten und umgeschulte Luftwaffenangehörige ohne jegliche Kampferfahrung, die erstmalig an der Front sind.

Unser Bauernhof ist von Zivilisten geräumt. Aber von Zeit zu Zeit kommt ein Mitglied der jetzt weiter im Hinterland lebenden Familie für ein paar Stunden her, um zu sehen, ob alles noch in Ordnung ist. Sie haben die Möbel in den Zimmern zusammengedrückt. Einmal sprach ich mit dem Bauern. Er ist sehr befriedigt darüber, dass alles noch heil und unbeschädigt ist. Ich versichere ihm, dass wir alles so schonend wie möglich behandeln. Die einzigen Lebewesen, die den Hof nicht verlassen haben, sind die Katzen.

Seit langer Zeit habe ich endlich wieder einmal eine vollzählige Kompanie. Allein mein Kompanietrupp ist 17 Mann stark: 1 Kompanietruppführer, 2 Melder, 6 Funker, 6 Fernsprecher, 2 Sanitäter.

Die Nachrichtenstaffel und die beiden Sanis sind in einem Bunker neben der Scheune untergebracht. Unter der Scheune liegt ein Bunker, den ich mit dem Kompanietruppführer bewohne. Als dritter Mann hat sich hier mit meinem stillschweigenden Einverständnis noch ein Feldwebel eingenistet. Er ist, ebenso wie der Kompanietruppführer, Luftwaffen-Feldwebel, hat von der Infanterie wenig Ahnung und war, wie die ganze Kompanie, noch nie an der Front. Ich benutze ihn als Melder. Er ist leise, unauffällig und freundlich, aber ein undurchsichtiger Schleicher. Außer dem Kompanietrupp habe ich noch eine 9 Mann starke Reservegruppe. Diese Kompaniereserve ist vorläufig in einem Zimmer des Wohnhauses untergebracht. Neben dem Wohnhaus liegt ein Munitionsbunker.

---

<sup>602</sup> Die **132. I.D.** stammte in der Tat aus Landshut; das Bataillon könnte das **II./G.R. 438** gewesen sein (KTB X.AK vom 22.01.1945 S.85).

Unsere Unterstände haben alle Namen bekommen. Mein Kompanie-Gefechtsstand heißt „Carola“. Ich habe das Namensschild über dem Eingang angebracht und lasse mich mit den beiden Insassen gleich davor vom Gefreiten Otto fotografieren.<sup>603</sup>

Die Reservegruppe soll sich hinter dem Wohnhaus einen Bunker bauen. Sie haben gar keine Lust dazu, denn in ihrem Wohnzimmer leben sie viel gemütlicher. Der Schutzbunker ist aber notwendig, und deshalb habe ich es angeordnet. Da die Männer durch das Haus vor Feindeinsicht geschützt sind, können sie tagsüber ungehindert buddeln. So haben sie gleich eine vernünftige Beschäftigung. Der Bau geht sehr langsam voran, weil die Kerle keine Lust haben. Ich lasse sie gewähren. Sie sind ja alle Neulinge an der Front. Nach dem ersten Feuerüberfall werden sie schneller arbeiten!

Auf dem Dachboden der Scheune, die feindwärts liegt, haben wir eine kleine B-Stelle eingerichtet. Wir haben durch das Strohdach ein kleines Loch gestoßen, durch das ich mit meinem starken Fernglas das Vorgelände meines Kompanieabschnittes gut übersehen kann.

Kaum sind wir einige Tage hier in der Stellung, da haben die Landser schon eine **Kartoffelmiere** entdeckt, die auf dem Acker angelegt war. Da buddeln sie nun auch am Tage drin herum. Ich verbiete das, weil wir durch diese Bewegungen die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns lenken.

Abend für Abend, sobald die Dämmerung hereinbricht, beginne ich mit meinen Kontrollgängen durch die Stellungen. Es gibt viel kleineren und größeren Ärger. Überall ist etwas zu bemängeln, zu verbessern, zu befehlen. Selten kann ich mal loben. Da haben sie in einem Unterstand am Tage geheizt, und der Rauch hat natürlich die Lage des Bunkers verraten. Die Russen sind sehr gute Beobachter. Ein andermal steht nur ein Einzelposten, obgleich bei Einbruch der Dunkelheit ein Doppelposten aufziehen soll. Am nächsten Abend steht zwar ein Doppelposten, aber die beiden Landser unterhalten sich laut und ungeniert. Immer wieder treffe ich auf Posten, die ganz offen eine Zigarette rauchen. Da ich, mit Ausnahme des linken Flügels, einen durchgehenden Graben habe, kann ich die Stellungen auch am Tage ablaufen. Auch dann ist vieles nicht in Ordnung. Da steht ein Posten zu hoch, so dass er bis zur Brust über den Grabenrand hinausragt. Bei einem anderen stimmt das Visier am Maschinengewehr nicht. Der würde keinen Russen treffen, weil er über ihre Köpfe hinweggeschossen hätte. Ein anderer Richtschütze kennt nicht die linke und rechte Begrenzung seines Feuerraumes, so dass Lücken im Vorfeld entstehen, die nicht bestrichen sind. So ist heute dies und morgen das. Die Schuld liegt nicht immer bei den Soldaten. Sie wissen noch nicht, wie man sich im Graben und vor dem Feind zu verhalten hat. Ihre Ausbildung war zu kurz. Außerdem lernt man vieles erst aus Erfahrung, die ihnen eben noch fehlt. Vielleicht kommt auch noch eine gewisse Kriegsmüdigkeit hinzu.

Es ist nicht mehr die Truppe von 1939.

Da habe ich z. B. einen Feldwebel, der keinen klaren Satz und keine vernünftige Meldung herausbekommt. Jedesmal, wenn ich mit ihm zusammen komme, muss ich ihn wegen irgendwelcher Nachlässigkeiten anpfeifen. Ihm ist es nun selbst zu viel geworden. Eines Tages meldet er sich bei mir und bittet um seine Versetzung zu einer anderen Kompanie, da er mir ja doch nie etwas rechtmachen könne. Ich habe nichts dagegen und schlage ihm vor, seinen Wunsch direkt beim Bataillon vorzutragen.

Es ist spät abends. Eben hat mir der Regimentskommandeur einen kurzen Besuch abgestattet. Er war ganz allein gekommen, hatte sich nach allen möglichen Dingen erkundigt und war nur etwas verwundert über meine Verteilung der Nachtposten. Hier hatte ich ihm allerdings etwas vorgeflunkert, um zu verheimlichen, dass ich meine vorgeschobene Stellung noch gar nicht besucht hatte. Das muss ich nun schnellstens nachholen.

Diese vorgeschobene Stellung ist ein Gehöft, das etwa zweihundert Meter vor unserem Graben liegt. Ich habe sie mit einer Gruppe besetzt. Außerdem habe ich einen meiner Fernsprecher, der sich wiederholt befehlswidrig benommen hat, dorthin „strafversetzt“. Als ich ihn nun bei einem Besuch der Stellung wieder mit zum Kompanietrupp zurücknehmen wollte, zeigte er erstaunlicherweise gar keine Lust zur Rückkehr. Also ließ ich ihn hier vorn. Eine Verstärkung hier vorn konnte nicht schaden. Später erfuhr ich, dass die Gruppe da vorn ein vergrabenes Fass mit Pökelfleisch gefunden und ein herrliches Schlemmerleben geführt hatte.

Mitten in der Nacht werde ich geweckt. Der Bataillonskommandeur steht im Bunker. Er hat meinen Abschnitt kontrolliert und angeblich einen unbesetzten Postenstand gefunden. Junge, Junge, was so ein cholerischer Wurzelhuber für einen bilderreichen Wortschatz hat! Zum Schluss kollert er noch etwas

---

<sup>603</sup> Leider hat der Autor dieses Foto – wie so viele andere – nie erhalten. – Ist Otto ein Vor- oder Nachname? Ist evtl. Otto von Kleinsorgen gemeint?

von einem „Saupreiß“. Ich habe keine Widerworte gegeben, denn ich bin nicht sicher, ob er nicht doch im Recht ist.

Die vorgeschobene Gruppe meldet, dass sie in dem Wald vor dem Gehöft Licht gesehen habe. Der Wald schiebt sich hier wie eine vorgestreckte Halbinsel bis auf fünfhundert Meter an das Gehöft heran. Hier in dieser Halbinsel soll mehrmals eine Taschenlampe aufgeblitzt sein. Ich melde dies dem Bataillon und bekomme erwartungsgemäß den Auftrag, das Waldstück durchsuchen zu lassen. In der folgenden Nacht schicke ich einen Spähtrupp unter Führung eines Feldwebels ab.

Dieser Feldwebel ist derjenige, der es mit seltenem Geschick verstanden hatte, in meinen Kompaniegefechtsstand mit einzuziehen. Er hatte, als wir hier einzogen, einfach ein Bett in meinem Unterstand belegt, das für einen Melder bestimmt war. Ich ließ ihn unter der Bedingung hier, dass er Melderdienste tat. Er war sofort einverstanden, obgleich das eigentlich „unter seiner Würde“ (– als Feldwebel!) hätte sein müssen. Er ist ein dunkler, weicher Typ, höflich, aber ein Leisetreter, der sich überall durchzuschlängeln versteht. Als er sich dann aber sogar um die Ernennung zum Offizieranwärter bewarb, musste ich ihn doch etwas näher mit der Front bekanntmachen. Ich übergab ihm also die Führung des Spähtrupps. Da der Feind, wenn er überhaupt im Walde war, nach unseren bisherigen Beobachtungen sehr zurückhaltend war und sich keineswegs aggressiv verhielt, war die Aufgabe dieses Spähtrupps leicht und fast gefahrlos.

Nach zwei Stunden kommt der Spähtrupp ergebnislos zurück. Ich bin etwas enttäuscht und entlasse die Gruppe ein wenig unfreundlich. Da kommen einige Männer zu mir und beklagen sich erbost über den Feldwebel, der feige und angstvoll am Waldrand liegen geblieben war. Er war nicht zu bewegen, in den Wald hineinzugehen. Als einige Männer einmal tiefer in den Wald eindringen wollten, hat er sie sogar zurückgerufen.

Heute abend geht noch einmal ein Spähtrupp unter Führung eines Unteroffiziers hinaus. Ich gehe bis zu unserem Vorposten-Gehöft mit. Hier bin ich näher am Geschehen. Es ist finster. Ich stehe neben der Scheune bei dem Erdloch des Horchpostens. Schweigend gehen die dunklen Gestalten des Spähtrupps an mir vorbei. Sie ziehen sich in Schützenkette auseinander und verschwinden in leicht geduckter Haltung in der Dunkelheit. Sie werden sich jetzt kriechend dem Waldrand nähern. Ich bleibe noch eine Weile und gehe dann in die Bauernstube, während der Horchposten draußen bleibt. Aber lange hält es mich nicht drinnen bei der Petroleumlampe. Ich gehe wieder zu dem Posten hinaus. Wir warten und lauschen. Weder Geräusche noch Bewegungen sind wahrzunehmen. Zweieinhalb Stunden sind inzwischen vergangen. Sie müssten nun bald zurückkommen. Da – ein Schatten. Er nähert sich. Ein zweiter und dritter folgt. Sie kommen zurück. Jetzt hören wir auch ihre Schritte, und bald sind sie vollzählig da. Der Unteroffizier meldet, dass sie das ganze Waldstück abgesucht, aber nichts Verdächtiges gefunden hätten. Damit ist die Aktion beendet. Um 2 Uhr nachts lege ich mich zum Schlafen nieder.

8.1.45. Schon seit einigen Tagen wird der linke Abschnitt meiner Kompaniefront, den Leutnant Harms mit seinem Zug besetzt hält, von russischen Granatwerfern beschossen.<sup>604</sup> Eben erhalte ich die Meldung, dass Leutnant Harms und zwei Mann verwundet sind. Ich beschließe, gleich hinüber zu gehen. Diesen Zug habe ich nicht so oft kontrolliert wie die anderen. Schließlich ist dort ein Offizier als Zugführer. Trotzdem stimmt auch da so manches nicht. Harms beurlaubt einfach Leute, schickt sie ohne mein Wissen zum Tross oder zum Kartoffelsuchen und führt unmögliche Sitten und Gebräuche im Graben ein. Erst kürzlich habe ich diesen jungen, unerfahrenen Stift am Telefon ganz gehörig zusammengestaucht. Auf dem Weg zum 1. Zug komme ich am Bataillonsgefechtsstand vorbei und mache da mal einen kurzen Besuch, ohne mich lange aufzuhalten. Als ich dann auf die Ruine zusteuere, in der Leutnant Harms seinen Zuggefechtsstand hat, sehe ich weißen Rauch aus dem Schornstein kräuseln; und das am helllichten Tag! Kein Wunder, dass sich der Russe das nicht tatenlos ansieht. Jetzt ist mir der Grund seiner Feuerüberfälle sofort klar! Bei meinem Eintritt in das zerschossene Haus erhebt

---

<sup>604</sup> KTB HGr N vom 05.01.1945 S. 43 meldet „lebhaftes fdl. Störungsfeuer“, jedoch nicht von diesem Frontabschnitt,

6./S. 60 „lebhaftes Stoßtrupptätigkeit“ (Morgenmeldung, gilt nur für die Nacht, Tagesmeldung nicht erhalten),

7./S. 64 „verstärktes fdl. Störungsfeuer“ von einem anderen Frontabschnitt,

8./S. 73 „lebhaftes beiderseitige Späh- und Stoßtrupptätigkeit“,

9./S. 80 „außer lebhafter beiderseitiger Späh- und Stoßtrupptätigkeit keine besonderen Kampfhandlungen“,

10./S. 86 „ohne besondere Kampfhandlungen“,

11./S. 94 „ohne wesentliche Kampfhandlungen“



sich Leutnant Harms mit freundlichem Lächeln. Auf dem Tisch vor ihm steht eine große Schüssel mit Bratkartoffeln. Ich suche vergeblich nach seiner Verwundung im Gesicht, die er sich vorgestern geholt haben soll. Es stellt sich heraus, dass es ein winziger Kratzer an der Lippe war, von dem schon heute nichts mehr zu sehen ist. Und da wünscht er noch, dass ich ihm die Verwundung bestätige. Ich lehne ab. Anschließend machen wir dann noch einen Gang durch die Stellungen seines Zugabschnittes. Schon den ersten Posten treffe ich rauchend an. Da hat es mir dann gereicht.

Die Vernachlässigung der Postenanweisungen wurde mir schließlich zu toll, und da auf der letzten Besprechung beim Regiment auch dort über die gefährliche Sorglosigkeit der Posten Klage geführt wurde, machte ich den Vorschlag, das Regiment möge einmal einen den Kompanien unbekannten Mann nach vorn schicken, um die Zuverlässigkeit der Leute zu prüfen. Das geschah auch bald darauf, und zwar hatte das Regiment boshafterweise in meinem Abschnitt begonnen. Ein Unteroffizier und ein Gefreiter vom Regimentsnachrichtenzug haben die Kontrolle durchgeführt. Sie haben eben meinen Bunker verlassen, nachdem sie mir ihre Erlebnisse geschildert haben. Sie waren durch meinen Graben gegangen, haben alle Posten angesprochen und sich herrlich mit ihnen unterhalten. Sie haben die Posten nach geheimzuhaltenden Dingen gefragt und überall die umfassendste Auskunft erhalten. Nicht ein einziger Posten hat diese ihnen unbekannten Männer nach ihrem Soldbuch gefragt. Und kein einziger Posten hat mir über diesen Besuch Meldung gemacht. Oh Herr, oh Herr! was müssen die noch alles lernen, bevor es ernst wird! Es ist immer wieder dieselbe Schwatzhaftigkeit und Vertrauensseligkeit, die uns schon Tausende von Toten gekostet hat. **Der deutsche Michel** wird es wohl nie lernen, denn es ist sein Charakter.

Ich stehe auf dem Hof unseres Gehöfts vor meinem Bunkereingang. Es ist eine kalte, sternklare Nacht. Drüben, jenseits des Waldes, liegt die Ostsee. Es sind keine zwei Kilometer bis zur Küste, von der uns nur ein Waldstreifen trennt. Das Rauschen des Meeres dringt über die Wipfel des Waldes bis an mein Ohr. Und an derselben Küste wohnt Carola. Es ist dasselbe Wasser, das ihr dasselbe Lied singt. So nah, und doch so unerreichbar fern!

Der Russe wird rühriger.<sup>605</sup> Der 1. Zug hat schon wieder zwei Verwundete. Das Loch für den Schutzbunker meiner Kompaniereserve ist fertig ausgehoben. Nun sind sie dabei, es mit Balken abzudecken.

Leutnant Harms hat sich nun doch das Verwundetenabzeichen ergattert. Der Bataillonsarzt hat sie ihm ins Soldbuch eingetragen.

Vor einigen Tagen musste ich Gutachten über die Eignung der Offizieranwärter in meiner Kompanie abgeben. Ich habe die Streichung des Luftwaffen-Feldwebels aus der Anwärterliste beantragt, was auch geschehen ist.

Außer diesem Feldwebel habe ich noch so einen würdigen Vertreter in der Kompanie. Er ist Gefreiter und Offizieranwärter, macht seinen Dienst sehr nachlässig und hat deswegen dauernd Streit mit seinen Kameraden. Gestern habe ich ihn deswegen in aller Ruhe zurecht gewiesen, als erste Verwarnung.

Kürzlich wurden wieder einmal Stichprobenkontrollen bei den Päckchen durchgeführt, die die Soldaten nach Hause schicken. Da habe ich bei einem Soldaten meiner Kompanie einige Paar Socken und eine Gasplane herausgeholt. Die Gasplanen sind in der Heimat als Gummiunterlage für Babys sehr begehrt, denn Gummisachen sind knapp in der Heimat. Aber hier kann die Plane den Mann vor schlimmen Verletzungen schützen, und die Socken vor Erkältungen.<sup>606</sup>

Es ist Abend. Unsere Artillerie hat drüben am Waldrand eine Sauna in Brand geschossen. Das Blockhaus brennt lichterloh. Die lodernden Flammen werfen ihren Lichtschein flackernd und zuckend über den dunklen Wald. Durch mein Glas erkenne ich einige Gestalten, die hastig um das Häuschen herumlaufen in dem Bestreben, den Brand zu löschen. Das gelingt ihnen dann auch ziemlich schnell. Das Häuschen ist ja klein. Ich meine, es waren Russen, konnte es aber nicht mit Sicherheit feststellen.

Auch der 2. Zug hat jetzt Bewegungen in dem Sumpfwald vor seinen Stellungen gemeldet. Der Wald ist niedrig und sehr licht. Außerdem ist er in etwa hundert Metern Breite vor unseren Stellungen kahlgeschlagen, um eine Annäherung des Feindes zu erschweren. Aber von jetzt an schicke ich in jeder dritten Nacht einen Spähtrupp in den Buschwald, um ein etwaiges Heranarbeiten des Feindes

---

<sup>605</sup> KTB HGr N vom 12.01.1945 S. 99 vermerkt „bei verstärktem fdl. Störungsfeuer infanteristisch ruhig“, 13./S. 106 „ohne Kampfhandlungen von Bedeutung“

<sup>606</sup> Abhandenkommen von Gasschutzmitteln in auffallend großem Umfang wurde sogar Thema im KTB HGr N vom 12.11.1944 S. 159

rechtzeitig zu erkennen. Einen weiteren Spähtrupp schicke ich am Tage hinein, um einen verdächtig großen Baumstumpf und eine Sauna zu untersuchen. Unsere Artillerie hat schon mehrfach auf das kleine Blockhaus geschossen, weil sie darin eine feindliche B-Stelle vermutet. Beides erweist sich als harmlos, dennoch bleibe ich misstrauisch, denn ich kenne die verblüffende Tarnkunst der Russen. Auch habe ich von Zeit zu Zeit abends schon Horchposten in den Wald geschickt, die den ganzen Tag über dort blieben. Auch sie konnten nichts Verdächtiges feststellen. Trotz allem bleibe ich wachsam. Immerhin ist aber ziemlich sicher, dass die russischen Stellungen mindestens achthundert Meter entfernt sind. Was wir hier vor unserer Front von ihnen sehen, sind wahrscheinlich Späher und vorgeschobene Sicherungen. Angriffsabsichten sind nicht zu erkennen.<sup>607</sup>

Gestern habe ich den bayrischen Bataillonier, dem ich unterstellt bin, um einen Tag Urlaub gebeten, denn ich will heute einmal zu meinem Tross. Der liegt in Jurmalciems, einem großen Dorf jenseits des Waldes direkt an der Küste. Ich gehe durch meinen rechten Grabenabschnitt, der sich durch freies Gelände und Äcker bis an den Waldrand zieht. Hier beginnt der Waldweg nach Jurmalciems. Etwa zwanzig Meter waldeinwärts erhebt sich eine kleine Düne, auf der ein Bunker mit einer Artilleriebeobachtungsstelle liegt. Sie ist schon im Schutz des Waldes und hat doch einen guten Überblick über das Gelände vor meinem Kompanieabschnitt. Ich kehre kurz bei dem Beobachter ein, um ihn zu begrüßen und einige Erfahrungen auszutauschen. Danach setze ich meinen Weg fort. Auf dem breiten Waldweg, der geradewegs ins Dorf führt, mache ich einen herrlichen Spaziergang durch den hohen Buchenwald. Leider ist er nur kurz, denn schon nach zwei Kilometer erreiche ich das Dorf, das vom Waldrand bis ans Wasser reicht. Da, wo der Weg aus dem Wald austritt, liegt der Kommandeursbunker. Ich steige zuerst zum Adju hinunter, der mit dem Ordonnanzoffizier zusammenwohnt. Es hat gerade Marketenderwaren gegeben, die hier zur Verteilung an die Kompanie bereitliegen. Beim Eintreten sehe ich, wie sich der O.O. gerade zwei große Schachteln Lanolincreme beiseite legt. Es waren die einzigen Schachteln, die diesmal mitgekommen waren.

Der Adju nimmt mich beiseite: „Da kam kürzlich von der Ersatzdivision in Frankfurt/Oder ein Brief, dass ihre Angelegenheit niedergeschlagen sei.“ Es beeindruckt mich nicht im Geringsten. Ich hatte an diese Geschichte schon gar nicht mehr gedacht. Dann melde ich mich noch beim Kommandeur und gehe dann zu meinem Tross, der in einigen Häusern mitten im Dorf untergebracht ist.

Einige Zeit später war ich nochmals hier, kam aber nur bis zum Kommandeursbunker. Hier hatten wir uns gerade gesetzt und ein Gespräch begonnen, als jenseits des Waldes einige Abschüsse und gleich darauf die donnernden Einschläge zu hören waren. Wir spitzen die Ohren. Rumm-rumm-wumm-bupp--bruuuchh. Brach-brumm. Russische Artillerie! Das Feuer liegt auf meinem Kompanieabschnitt. Daran ist bei der kurzen Entfernung gar kein Zweifel. Einige Einschläge liegen auch im Wald. Man hört das an dem Widerhall und dem Splittern der Äste. Nach der Stärke des Feuers zu urteilen, handelt es sich nur um eine Batterie. Es scheint auch keine große Aktion zu sein.<sup>608</sup> Trotzdem entschieße ich mich doch, lieber zurückzukehren. Es wäre peinlich, wenn der Iwan einen Besuch machen wollte, und der Hausherr ist nicht daheim. Der Bataillonskommandeur ist derselben Ansicht und verabschiedet mich mit einem freundlichen Klaps auf die Schulter.

Ich gehe also den schönen Waldweg zurück. Man hat mir einen Melder mitgegeben für den Fall, dass mir etwas zustößt. Außerdem soll er dem Bataillon<sup>609</sup> gleich einen Lagebericht zurückbringen. Der Wald ist hier knapp zwei Kilometer breit, und die Schneise führt schnurgerade hindurch. Wir sehen bald, dass die Einschläge außerhalb des Waldes auf meinem Graben liegen, aber auch den Waldrand erfassen. Etliche Granaten schlagen in die Baumkronen, dass die Äste splittern und krachend zu Boden wirbeln. Der Donner der Explosionen rollt mit vielfacher Verstärkung dröhnend durch die Halle des Hochwaldes. Wir gehen dem Feuer entgegen, aber je näher wir dem Ende des Waldes kommen, umso schwächer wird

---

<sup>607</sup> KTB HGr N vom 14.01.1945 S. 113 meldet „rege Späh- und Stoßtrupptätigkeit“, 15./S. 118 „132.I.D. (X.A.K.) hat 2 Gefangene eingebracht“, 16./S. 127 „außer lebhafter beiderseitiger Späh- und Stoßtrupptätigkeit keine besonderen Ereignisse“, 17./S. 134 „beiderseitige Späh- und Stoßtrupptätigkeit“, 18./S. 141 „keine Kampfhandlungen von Bedeutung“, 19./S. 144 „keine Kampftätigkeit“, S. 149 vermerkt nichts besonderes, 20./S. 157 „keine Kampfhandlungen von Bedeutung“

<sup>608</sup> KTB HGr N vom 21.01.1945 S. 160 „Seit 09.00 Uhr starkes Feindfeuer im Raum Gederti und westlich“; am 21. wurde ein sowjetischer Großangriff (16 Divisionen auf 20 km Breite, gem. KTB HGr N ein Abtasten der Front) bei Prekultn abgewiesen (KTB OKW 1944–1945 S. 1117, Eintrag unter 22.); danach herrschte einen Tag Ruhe.

<sup>609</sup> hier als Kurzform für den Bataillonskommandeur oder -gefechtsstand

der Beschuss. Als wir den Waldrand erreicht haben, ist der Überfall verstummt. Ich schicke den Melder wieder zurück und melde mich meinerseits wieder beim Bataillon zurück.

Die russische Artillerie wird immer besser. Neuerdings wendet sie bei Großangriffen eine neue Taktik an, das sogenannte „Gassenschießen“. Sie legen massiertes Trommelfeuer auf einen kleinen Raum, den sie buchstäblich umpflügen. Aber innerhalb dieses Feuerwirbels lassen sie einen schmalen, meist etwas schrägen Streifen frei. Durch diese Gasse dringen dann, nach beiden Seiten durch schweres Feuer abgeschirmt, starke Panzereinheiten hindurch. Beim ersten Angriff dieser Art sind sie fast bis zum Korps<sup>610</sup> durchgestoßen.

Heute hole ich den unterbrochenen Besuch bei meinem Tross nach. Nach einer kurzen Stippvisite bei der Granatwerfer-Kompanie, deren Werfer gleich am Ortsrand stehen, schlendere ich die Dorfstraße hinunter zu den Unterkünften meines Trosses, die im Dorf bzw. schon zum anderen Ende des Dorfes hin liegen. Es liegt gerade ein leichtes Störungsfeuer auf dem Ort. Eine russische Kanonenbatterie oder ein einzelnes Geschütz schießt in längeren Abständen einzelne Schüsse in das große Dorf. Ich lasse mich dadurch nicht aufhalten. Das tropfenweise Geklecker hört dann auch bald auf. Auf meinem Weg komme ich am Quartier unseres Zahlmeisters Schneider vorbei, dem ich auch einen kurzen Besuch mache. Beim Tross, der nahebei liegt, mache ich eine kurze Inspektion. Da der Spieß von meinem Kommen unterrichtet war, ist natürlich alles bestens geordnet und aufgeräumt. Ich schreibe dann noch einen Brief an Carola<sup>611</sup>, und am Spätnachmittag kehre ich in die Stellung zurück.

Es ist schon spät abends. Draußen ist es stockfinster. Da kommt ein fremder Offizier in meinen Unterstand heruntergestiegen. Es ist der Korps-Geologe, der das Gelände hinter unserem Graben auf seine Befahrbarkeit für Panzer untersuchen soll. Ich ziehe mir noch eine Jacke über und begleite ihn nach draußen. Wir gehen einige hundert Meter zurück. Das Gelände hier ist auf der Karte als Sumpfgelände angegeben. Zur Zeit ist es mit einer dicken Eisdecke überzogen, aber im Frühjahr könnte es sich in Sumpf verwandeln. Der Geologe will eine Bodenprobe mitnehmen. Wir gehen noch etwas weiter auf die freie Fläche hinaus, schlagen ein Loch in die Eisdecke und nehmen ein Stück gefrorenen Boden heraus. In meinem Bunker begucken wir uns dann den Erdbrocken im Schein der Petroleumlampe. Wir sind beide der Ansicht, dass es sich um Moorboden handelt. Das Stück hat eine torfähnliche Konsistenz und zeigt deutliche Reste von Moos. Aber der Bodenkundler meint, Genaues kann er erst nach einer gründlichen Analyse sagen. Dann verabschiedet er sich.

Wir sollten Soldaten zur Beförderung vorschlagen, und da habe ich einen Fehler gemacht. Ich habe einen Gefreiten zum Unteroffizier vorgeschlagen, den ich fast gar nicht kannte. Ich habe mich dabei auf die bestimmte und ausdrückliche Versicherung seines Gruppenführers verlassen, der ihn als durchaus geeignet bezeichnete. Wahrscheinlich war es nur sein guter Freund. Jedenfalls stellte sich später heraus, dass der Beförderte eine Niete war, weder würdig noch befähigt. Das soll mir eine Lehre sein.

Der Zugführer dieses Zuges ist ein blutjunger Leutnant, der erst kürzlich zu uns kam. Ein Naturbursche und Draufgänger, aber auch ein etwas komischer Kauz. Unter anderem schießt er jede Katze ab, die ihm über den Weg läuft, und bereitet sich einen Braten daraus. Er ist nur kurze Zeit in meiner Kompanie. Später höre ich, dass er bei einem eigenmächtigen und völlig unnötigen Spähtruppunternehmen mit der ganzen Gruppe verschollen ist.

Der Bayer, mein Bataillonskommandeur, ruft an: „In den nächsten Tagen werden wir einen kleinen Seitensprung machen!“ Das ist die Vorankündigung eines Stellungswechsels. Das ist sehr schade, denn dies hier war eine ruhige, angenehme Stellung. Auch landschaftlich ist es schön! Die Gegend hat sehr viel Ähnlichkeit mit der deutschen Ostseeküste, was ja natürlich ist. Immerhin haben wir fast einen Monat hier gelegen, nämlich vom 26.12.44 bis 21.1.45.

Nur eines war schier unerträglich: Der Papierkrieg. Je ruhiger die Stellung, desto wilder werden die Bürokraten, wenngleich ich zugebe, dass vieles nachgeholt werden muss, was in Kampftagen notgedrungen unterbleibt. Aber wir unterscheiden jetzt z. B. schon 8 verschiedene Kompaniestärken: Ist-, Soll-, Kampf-, Graben-, Gefechts-, Verpflegungs-, Tages- und Infanteriestärke. Da finde ich nun bald nicht mehr durch. Unser Organisationstalent und unsere Gründlichkeit sind sehr lobenswert, aber

---

<sup>610</sup> hier als Kurzform für den Korpsgefechtsstand

<sup>611</sup> Es gibt einen **Feldpostbrief vom 23.01.1945**, der aber wohl vordatiert ist, also am 22. geschrieben wurde, denn der Autor berichtet: „Gestern hat uns Iwan erstmalig heftig beschossen“, was sich auf den Beschuss vom 21. beziehen muss, und der ganze Text wirkt nicht so, als wäre er im Stress einer Einsatzvorbereitung geschrieben worden, wie er am 23. geherrscht haben muss.

die beste Eigenschaft wird schädlich, wenn man sie übertreibt. Was uns Not tut, ist Vereinfachung. Dann könnten wir auch rückwärtige Dienste abbauen und bekämen mehr Soldaten an die Front.<sup>612</sup>

Da ist z. B. die Ausrüstung. Seit vier Jahren schleppen wir Klamotten mit uns herum, die wir nicht ein einziges Mal gebraucht haben: Das Seitengewehr (außer zum Büchsenöffnen), die Gasmaske (außer zum Verpflegungssammeln), das gesamte MG-Richtgerät einschließlich des schweren Entfernungsmessers. Dabei habe ich während des ganzen Krieges nicht ein einziges Mal indirekt gerichtet.

Es gibt tausend Verbesserungsmöglichkeiten. Das Seitengewehr könnte, wenn es schon sein soll, kleiner oder leichter sein. Auch der Karabiner ist zu unhandlich und längst überholt. Patronentaschen unpraktisch, und manches andere mehr. In der Verpflegung könnte man sich mehr auf Konzentrate umstellen, die nahrhaft und schmackhaft sein können und viel Transportraum sparen würden. Eine ganze Reihe von Wehrmachtseinheiten könnten als überflüssig aufgelöst werden. Es ist gar nicht möglich, hier alle Vorschläge aufzuzählen.

### HIER BEGINNT JASON'S ÜBERSETZUNG

Von der 3. Kurlandschlacht (21.12.–31.12.44) haben wir nichts mehr miterlebt. Sie war schon fast beendet, als wir hier eintrafen.

## 4. bis 6. Kurlandschlacht

23.1.45. Ich stehe gerade im Hof, als plötzlich links von unserem Bataillonsabschnitt schlagartig ein dumpfes Rollen einsetzt, das sich sehr schnell zu einem pausenlosen, donnerähnlichen Grollen steigert. Es muss ziemlich weit entfernt sein, denn man sieht weder Rauch noch Feuer. Pausenlos rummelt und wummert und rollt und grollt dieses dumpfe Schlagen. Diese Töne kenne ich schon. Es ist Trommelfeuer! Vernichtungsfeuer vor einem Großangriff! Die zahllosen Abschüsse und Einschläge sind nicht mehr als einzelne Detonationen zu unterscheiden, sondern fließen in einem einzigen grollenden Donnern zusammen. Eine Stunde, und nun schon zwei Stunden lang.<sup>613</sup> Dann lässt es etwas nach, ohne jedoch ganz aufzuhören. Hoffentlich halten die Kameraden da drüben die Stellungen, sonst müssen wir eventuell in die Bresche springen. Denn das ist eigentlich unsere Aufgabe, und das Feuer liegt in unserem Bereich. Aber offenbar war man schon vorher von dem bevorstehenden Angriff unterrichtet, denn der Kommandeur hatte ja unseren Stellungswechsel vor einigen Tagen schon angedeutet.

Mittags schrillt das Telefon. Der Kommandeur ist am Apparat: „Stellungswechsel vorbereiten! Ihre Kompanie wird bei Anbruch der Dunkelheit abgelöst und herausgezogen. Sie sammeln beim Tross in Jurmalciems!“ Also doch! Unser Bataillon wird in den Kampf geworfen. Der Kampfauftrag: Abriegelung eines sowjetischen Einbruchs im Barta-Abschnitt. Die 4. Kurlandschlacht hat begonnen.<sup>614</sup>

Jetzt habe ich den Befehl zum Packen gegeben. Nicht zu früh, damit der Russe unsere Bewegung nicht bemerkt. Inzwischen ist es dunkel geworden, und die Ablösung ist pünktlich zur Stelle. Ich übergebe meinem Nachfolger die Stellungen-, Feuer- und Minenpläne und ziehe die Kompanie aus der Stellung. Ich lasse die Züge am Waldrand sammeln und marschiere dann durch den Wald nach Jurmalciems. Beim Tross angekommen, werde ich sofort zu einer Einsatzbesprechung gerufen, während sich die Männer auf die Scheunen der Trossunterkünfte verteilen. Wir liegen in den letzten Häusern des Dorfes und in den schon außerhalb des Ortes liegenden Gehöften. Die Höfe sind überfüllt mit Soldaten und Fahrzeugen. Viele rennen geschäftig hin und her, packen, verladen, gruppieren sich. Andere liegen gruppenweise in den Scheunen, um noch etwas zu ruhen. Es wird noch einige Zeit dauern, bis alle Kompanien versammelt und zum Weitermarsch gegliedert sind.

Da die Zeit aber drängt, habe ich schon einen Sonderauftrag erhalten. Meine Kompanie soll auf schnellstem Wege an die gefährdete Frontstelle geworfen werden. Mein Tross soll mit dem restlichen Bataillon nachgeführt werden. Ich sammle also meine Kampfgruppen, und wir klettern auf die zwei

<sup>612</sup> Über „gewaltigen Papierkrieg“ klagt der Autor bereits in seinen *Feldpostbriefen vom 11.01.1945*.

<sup>613</sup> von 9 bis 11 Uhr (KTB HGr N vom 23.01.1945 S. 188, 191) das waren nur die Meldezeiten

<sup>614</sup> Gem. Meldungen X.A.K. (TsAMO) war in der Nacht 23./24. das Herauslösen MGBtl 410 noch im Gange, die Verlegung erfolgte in der Nacht 23./24.



Lkws, die inzwischen vorgefahren waren. Als die Motoren anspringen, dämmt schon der neue Tag (24.01.1945) herauf. Es geht nach **Keisteri**<sup>615</sup>. Der Fahrer kennt den Weg. Nach einer knappen Stunde halten wir in einer Tannenschonung. Es ist schon hell, und wir erkennen links und rechts des Weges einige Bunker und Feuerstellungen schwerer 15-cm-Werfer. Während wir auf den Einweiser warten, klettern wir in die Bunker hinunter. Draußen ist es bitterkalt. Außerdem haben wir die ganze Nacht und den vorangegangenen Tag nicht geschlafen und sind müde und durchgefroren. Aber schon bald holt uns der Einweiser, ein Offizier, schon heraus. Nach kurzer Fahrt verlassen wir den Wald und fahren in offenes Gelände hinaus. An einer Straßenkreuzung liegt ein einsames Haus mitten in der Ebene. Da steht schon wieder ein Offizier und winkt uns nach links auf eine Straße, die nach kurzer Zeit schon wieder in den Wald hineinführt. Er drängt zur Eile. Kaum sind wir zwischen den grünen Mauern des Waldes verschwunden, da krachen die ersten Granaten vor uns in den Boden. Die Lkws stoppen. Es sind jetzt sechs Wagen, denn die anderen Kompanien und der Bataillonsstab sind inzwischen ebenfalls zu uns gestoßen. Wir steigen ab, nehmen unser Gerät auf und pirschen uns langsam nach vorn. An der Stelle, wo der Weg aus dem Wald austritt, stehen einige Ruinen. Es sind die ersten Häuser von **Keisteri**. Wir sind dicht am Ziel. Ich verteile meine Kompanie links und rechts im Wald und lasse sie hinlegen. Einige Gruppen legen sich in die Ruinen. Immer noch heulen einzelne Granaten heran und krachen mit dumpfer Explosion in den Wald oder zwischen die Ruinen. Wir müssen abwarten. Der Russe hat entweder unsere Kolonne herankommen sehen oder er weiß, dass hier die Nachschubstraße verläuft. Jedenfalls liegt der Raum um uns unter lebhaftem Störungsfeuer.

Dann kommt der Befehl für meine Kompanie. Ich soll auf der Straße bis zum nächsten Dorf vorgehen, das etwa einen Kilometer entfernt ist. Ich sehe mir das Vorgelände an. Vor mir liegt das kleine Kirchdorf Keisteri. Die Straße führt rechts im Bogen am Dorf vorbei und zweigt in Höhe der Kirche rechtwinklig nach **Süden**<sup>616</sup> ab und verschwindet im Wald. Dahin muss ich, denn hinter diesem Wald liegt mein Ziel. Ich brauche also nur dieser Straße zu folgen. Ich lasse die Kompanie sammeln und gebe, mich an die Spitze setzend, das Zeichen zum Abmarsch. Nach einiger Zeit drehe ich mich um und sehe meine Kompanie in endloser Reihe hinter mir herkommen, während die letzten Gruppen noch in dichten Haufen zwischen den Ruinen und auf der Straße stehen. Mit der Spitze biege ich aber schon an der Wegzweigung ab und verschwinde wieder im schützenden Wald. Zu beiden Seiten des Weges stehen Warnschilder mit Totenköpfen: „Achtung Minen!“ Links im Straßengraben liegt ein abgeschossener **Stalinpanzer**. Es ist die neueste sowjetische Konstruktion. Ein schwerer Panzer, schnittig und formschön.

Ich erreiche das Ende des Waldes. Vierhundert Meter vor mir im offenen Gelände steht eine Gruppe von Hausruinen, hinter denen zwei deutsche Sturmgeschütze auf der Lauer liegen. Die Ruinen sind die Reste des Dörfchens **Sanderi**<sup>617</sup>. Wir sind am Ziel. Gleich links, hart am Waldrand, fällt das Gelände zu einer engen, steilwandigen Mulde ab, etwa zehn Meter tief. Auf ihrem Grund stehen einige Baracken und Bunker, der Bataillonsgefechtsstand. Hier hinunter führe ich meine Kompanie. Mein Kommen löst große Freude aus. Mit einem Aufatmen der Erleichterung teilt man mir mit, dass ich gleich heute nacht eine verloren gegangene Stellung zurückerobern soll. Ich fange gleich mit den Vorbereitungen an, indem ich die Kompanie wieder nach oben führe, wo sich die Männer, weit auseinandergezogen, über die freie Fläche verteilt in den Schnee legen. Es wird die zweite Nacht ohne Schlaf, nachdem ich nun schon eine Nacht und zwei Tage hintereinander nicht geschlafen habe. Und nun noch ein Nachtangriff in unbekanntem Gelände mit einer Kompanie, die erstmalig in einen Kampf geht. Im Grunde genommen ist es Irrsinn, aber was soll man machen!?

Gegen Abend trifft der **Regimentskommandeur** mit einigen Offizieren ein. Muss ja eine wichtige Sache sein. Während er mit dem Bataillonskommandeur die Lage bespricht, gehe ich mit einem Hauptmann hinaus, um mich einweisen zu lassen. Wir stehen am vorderen Rand der Mulde. Es beginnt schon zu dunkeln, nur die weiße Schneedecke erhellt die Landschaft soweit, dass man die Konturen im Gelände noch undeutlich erkennen kann. Der Hauptmann streckt den Arm aus: „Da vorn, 300 m vor uns, verläuft unsere Stellung. Noch weiter vorn, in etwa 1 km Entfernung, sehen Sie ein Wäldchen liegen. Hinter

---

<sup>615</sup> im Original zeitgemäß „Keisteri“, auf der *Karte des westlichen Russland Blatt H16 Libau Süd "Rute"*, heute Keisteri, Ortsteil der *Gemeinde Dunika*

<sup>616</sup> im Original irrtümlich "nach Westen"

<sup>617</sup> im Original zeitgemäß „Sandarti“, auf der *vorgenannten Karte „Ww. (Waldwörter) Sander, Bauerschaft Bumbul“*, auf der *Deutschen Heereskarte Osteuropa 1:300.000 Blatt R 57 „Bumbuli“*, heute Sanderi, Ortsteil der *Gemeinde Dunika*

diesem Wäldchen liegt ein Gutshof. Das ist ihr Angriffsziel. Es ist zwar nicht zu sehen, aber Sie brauchen nur auf das Wäldchen zuzugehen (er wedelt wieder winkend mit dem Arm), und dahinter sehen Sie es dann schon!“ Nach dieser reichlich nebelhaften Einweisung gehen wir wieder zum Bataillonsgefechtsstand zurück, um die Einzelheiten des Angriffs zu besprechen. Der Bunker ist voller Offiziere. Der Regimentskommandeur gibt einen kurzen Lagebericht: „Die Sowjets haben nach ihrem gestrigen Trommelfeuer auf dem ganzen **Barta**-Abschnitt angegriffen und einigen Geländegewinn erzielt. Sie setzen ihren Druck auf unsere Front ständig fort und haben auch in der letzten Nacht den ganzen Kompanieabschnitt hier direkt vor uns eingedrückt und unsere Infanterie auf die zweite Linie zurückgeworfen. Dabei ist auch das Gut **Dobeli**<sup>618</sup> verloren gegangen. Das Gut ist aber ein entscheidender Stützpunkt in unserer Verteidigungslinie. Wir müssen es zurückerobern, sonst gerät unsere ganze Front hier ins Wanken.“ Nun wendet er sich an mich: „Sie, Herr Leutnant, haben den Auftrag, das Gut zurückzuerobern, koste es, was es wolle!“

Oberst Mann ist ein kleines, drahtiges Männchen. Er spricht scharf und schneidend, um seinen Ausführungen mehr Nachdruck zu verleihen. Er entwickelt jetzt seinen Operationsplan und gibt dann den Befehl an mich: „Sie greifen das Gut mit ihrer Kompanie an, nehmen es im Sturm und besetzen es mit einem Zug. Dann schwenken Sie sofort nach Osten ein und säubern den anschließenden Wald vom Feind. Links rückwärts gestaffelt folgt eine weitere Kompanie, die den Anschluss nach links sicherstellen soll. Zur Unterstützung ihres Angriffs wird die gesamte Regimentsartillerie eingesetzt, die mit einem Feuerschlag auf das Gut den Angriff einleiten wird. Bei Beginn des Feuerschlages treten Sie an. Sie erhalten zur Verstärkung zwei Sturmgeschütze des A.R. (*Artillerie-Regiment*) 87<sup>619</sup>, die am rechten Flügel Ihrer Kompanie mitfahren und dann, Ihre Kompanie überschießend, den Angriff unterstützen werden. Sie, Herr Leutnant, konzentrieren Ihre Aufmerksamkeit einzig und allein auf den Angriff. Sie kümmern sich weder um Verwundete noch um Tote. Die Versorgung der Ausfälle und die Nachrichtenverbindung übernimmt das Regiment. Haben Sie verstanden?“ „Jawohl, Herr Oberst!“ Der Oberst tritt auf mich zu, reicht mir die Hand und sagt: „Der Angriff ist schwierig, aber wir müssen es schaffen!“ Die Besprechung ist beendet. Und während wir den Bunker verlassen, drücken mir auch die anderen Offiziere heimlich die Hand.

Gerade will ich aus der Bunkertür heraustreten, da rauscht es mit Zischen und Heulen heran. Bruchbruch-bräch-kränng. Eine ganze Salve von Stalinorgeln kracht mit widerlichem Getöse in und um die Mulde. Die meisten Raketen krepieren oben auf der freien Fläche, wo sie aber unter den weit verstreut liegenden Soldaten keinen Schaden anrichten. Einige aber treffen die Grube, in der sich noch einige meiner Gruppen befanden. Sprühender Funkenregen, Feuerblitze, Qualm und wirbelnde Äste erfüllen die Mulde. Die Geschosse waren auch unter meine Männer gefahren, und während der Rauch in dünnen Schwaden abzieht, ertönen durch die nachfolgende Stille die ersten Schreie nach dem Sanitäter und die Rufe der herbeieilenden Helfer. Mit einigen Sätzen bin ich bei meinen Männern. Kameraden packen schon zu und tragen die Getroffenen in die Bunker. Mit 8 Ausfällen an Toten und Verwundeten beginne ich meinen Einsatz, bevor überhaupt der erste Schritt gemacht ist. Noch schlimmer ist, dass die Männer jetzt einen Schock bekommen haben. Ich gehe nun zu den oben im Schnee liegenden Zügen, rufe die Zugführer zusammen und gebe alle notwendigen Anweisungen zur Durchführung unseres Angriffs.

Wir sollen mit allen verfügbaren Waffen angreifen. Also muss ich die schweren MGs und die Ofenrohre mit den schweren Munikästen mitschleppen, einen Kilometer durch tiefen Schnee. Nun steht die Kompanie, zugweise gegliedert, am Rand einer Hecke und wartet auf mein Zeichen. Ich warte auf den Feuerschlag der Artillerie.

Da – ein paar dumpfe Abschüsse hinter uns. Der Feuerschlag setzt ein. Ich gebe den Befehl: „Kompanie marsch!“ Aber es ist schon wieder still. Sollte dies der ganze Feuerschlag der gesamten Regimentsartillerie gewesen sein? Der müsste doch ganz anders trommeln! Immerhin folgen noch einige Abschüsse. Die Sturmgeschütze rollen mit brummenden Motoren an und übertönen das feine Zischen der Granaten, die über uns hinwegziehen. Dann ist der Feuerschlag der Artillerie beendet.

Meine Kompanie war in hundert Metern Breite angetreten, hat inzwischen die HKL erreicht, überschreitet den Graben der Infanterie und stapft nun in der dämmerigen Winternacht ins Niemandsland hinein. Die Sturmgeschütze rasseln rechts von uns auf der Straße nach vorn und sind nur als Schatten zu erkennen. Jetzt höre ich weit vorn ihre ersten Schüsse. Was soll diese unnütze Ballerei? Die

---

<sup>618</sup> im KTB HGr N „Gederti“

<sup>619</sup> Oehmichen/Mann S. 400 nennen die Sturmgeschütz-Abteilung 1187, möglich erscheint auch die *Panzer-Jäger-Abt. 187 mit 5 Sturmkanonen 40, d. h. Sturmgeschützen III G*

Sturmgeschütze sind viel zu schnell. Sie müssen doch warten, bis wir heran sind! Wir waten durch den Schnee vorwärts, schweigend. Von Zeit zu Zeit tritt einer in eine zugeschneite Mulde oder einen Granattrichter und stürzt zu Boden. Die Männer beginnen zu zögern. Der lange Anmarsch ist ihnen unheimlich. Mühsam geht es weiter durch den tiefen Schnee. Immer öfter knien sich die Soldaten hin und blicken gespannt nach vorn. Sie fürchten vielleicht, dass wir hinter die russischen Linien geraten. Aber sie sind wohl auch nur müde.

Es ist ja eigentlich ein Wahnsinn, eine völlig unerfahrene Kompanie bei ihrem ersten Fronteinsatz auf einen Nachtangriff zu schicken. Dazu noch eine MG-Kompanie, die in der Angriffstechnik einer Schützenkompanie überhaupt nicht geschult ist, und deren Männer seit zwei Tagen und Nächten nicht geschlafen haben und *sich* dann noch einen eineinhalb Kilometer weiten Weg durch tiefen Schnee mit schwerem Gerät schleppen müssen, bevor der Angriff überhaupt beginnt. Und obendrein haben sie noch die Schreie der Verwundeten nach dem Katjuscha<sup>620</sup>-Feuerüberfall in den Ohren.

Immer noch schleppen wir uns durch den tiefen Schnee vorwärts, bepackt mit schwerem Gerät, die Männer sichtlich bedrückt von einer leisen Beklemmung wegen der unsichtbaren Gefahr in dem weiten Niemandsland weit vor der eigenen Front. Fast eine Stunde ist seit Angriffsbeginn vergangen. Jetzt haben wir das Wäldchen erreicht, das mir der Hauptmann gestern als Richtpunkt angegeben hatte. Vorsichtig nähern wir uns dem Gehölz, jederzeit auf einen Feuerüberfall gefasst. Aber es bleibt ruhig. Von links tönen plötzlich Hurra-Rufe herüber. Die Nachbarkompanie greift an. Sie ist etwas rückwärts gestaffelt, muss aber durch einen Wald. Sie ist früher auf den Feind gestoßen. Ich sporne meine Leute an, damit wir nicht nachhinken. Ein Teil meiner Kompanie hat das Gehölz durchschritten, ich selbst bin mit dem anderen Teil seitlich herumgegangen. Nun liegt unser Angriffsziel deutlich vor uns: Das große, zweistöckige Wohnhaus des Gutshofes. Was noch dahinter liegt, kann man nicht sehen. Zwischen uns und dem Gutshof liegen knapp zweihundert Meter offener Schneefläche. Ich gehe sofort zum Angriff über, obgleich die Männer etwas erschöpft sind.

„1. Zug links heraus, dringt durch den Wald bis in die Höhe des Gutes vor.

2. und 3. Zug unter meiner Führung greift das Gut frontal an.

4. Zug geht hier im Wäldchen in Stellung und unterstützt den Angriff mit Feuer.

Funktrupp bleibt im Wäldchen. Auf, marsch!“

Wir gehen geduckt vor. Der Feuerschlag der Artillerie hätte **jetzt** kommen müssen. Er war zeitlich viel zu früh angesetzt. Die Russen haben unser Herannahen erkannt und eröffnen das Feuer. Ein Granatwerferfeuerschlag rauscht heran und schlägt mit Bersten und Krachen in das Gehölz. Verwundete rufen nach dem Sanitäter, aber ich soll mich ja nicht um sie kümmern. Dennoch laufe ich rasch mal zurück. Einer hat einen Splitter im Fuß und kann nicht mehr laufen. Der andere ist schwer getroffen und liegt zusammengesunken im Schnee. Ich tröste sie ein wenig und laufe wieder nach vorn.

An der gut sitzenden Lage der Einschläge erkenne ich, dass die Russen auf das Wäldchen eingeschossen sind. Daher ziehe ich die MGs, die dort Stellung bezogen hatten, sofort heraus und setze sie mit zum Angriff ein. Nur die Funker lasse ich dort. Sie ziehen sich mit ihren Geräten in ein Erdloch hinter dem Wäldchen zurück.

Plötzlich dröhnen rechts hinter uns mehrere knallharte Abschüsse. Mit rasender Rasanzen pfeifen die Granaten dicht über unsere Köpfe hinweg und fahren krachend in das Gehölz. Die erschreckten Landser haben sich in den Schnee gedrückt und kommen nicht mehr hoch. Wer einmal bei einem Angriff mitgemacht hat, der von rückwärts mit Artillerie- oder Panzerunterstützung vorgetragen wurde, der weiß, wieviel Nerven anfänglich dazugehören, weiterzulaufen. Man hat das Gefühl, als ob die Granaten in Kopfhöhe vorbeifetzen und einen jeden Augenblick zerreißen. Für die armen Kerle meiner Kompanie ist das einfach zu viel für das erste Mal. Diese Feuerunterstützung erweist sich eher als Bremse denn als Ansporn. Ich brülle eine kurze Erklärung und rufe: „Wir müssen die Feuerunterstützung ausnützen – vorwärts – stürmen!“ Und da handeln besser ist als reden, springe ich vorwärts. Einige Männer fassen sich ein Herz und folgen mir, aber die nächste Salve drückt sie wieder in den Schnee. Immerhin haben wir doch etwas Gelände gewonnen. Die Sturmgeschütze fahren zurück.

Ein Sturmangriff ist bei diesem tiefen Schnee gar nicht möglich. Wir müssen uns robbend herarbeiten. Der Schnee gibt uns Deckung, erschwert aber auch das Vorwärtskommen. Rechts und links von mir arbeiten sich zwei MGs nach vorn. Direkt vor dem Gutshaus steht noch ein kleines, unscheinbares Blockhäuschen, aus dem uns MG-Feuer entgegenschlägt. Laut und scharf knattern die Schüsse durch

---

<sup>620</sup> die russische Bezeichnung für das Salvengeschütz, das die Deutschen Stalinorgel nannten

die Winternacht. Ziiu-sssiin, sssschschtt-plupp. Mit rasender Geschwindigkeit zischen die Garben über unsere Köpfe hinweg und puffen mit ersticktem Laut in den Schnee. Meine beiden MGs sind in Stellung gegangen und rasseln ihre Garben gegen das Blockhaus. Ein tödliches Duell.

Jetzt dröhnen plötzlich links im Wald einzelne Gewehrschüsse. Der 1. Zug ist also auf Widerstand gestoßen. Wie Donnerschläge hallen die einzelnen Gewehrschüsse durch den Wald und verklingen in der Ferne mit unwilligem Brummen. Wie ich nun nach links zum Wald hinübergucke, erkenne ich am Waldrand vier kleine Holzhütten, aus denen Schüsse peitschen. Entfernung 100 m und direkt in unserer Flanke! Das Halbdunkel der Winternacht hatte sie uns bisher verborgen.

Das sind so die unvorhergesehenen Überraschungen, die die beste Planung über den Haufen werfen. Aber auch die Planung war schon nicht die beste. Es war immer nur von dem Gut die Rede, das da vor mir liegt. An die vier kleinen Hütten hat niemand gedacht. Der Einweiser hätte mir eine genauere Beschreibung des Gutshof-Geländes geben müssen. Nun ist es zu spät. Von den Hütten erhalte ich jetzt aus nächster Nähe Flankenfeuer. Außerdem liegen sie wie ein Keil zwischen mir und dem 1. Zug. Flankenfeuer ist immer eine scheußliche Sache, aber hier aus dieser kurzen Entfernung ist es ja lebensgefährlich. Also: „Linkes MG Zielwechsel links, die Blockhütten!“ Ich muss meine Feuerkraft teilen. Wenn das Feuer zeitweilig abflaut, höre ich in den Blockhütten durch die Stille das metallische Klicken der Verschlüsse an den Waffen. Auch erregtes Sprechen und Ladergeräusche. Ich kann mich aber um die Hütten nicht weiter kümmern. Das ist Aufgabe des 1. Zuges. Diese plötzliche Gefahr aus der Flanke hat unseren Angriff sowieso schon verzögert. Also weiter vorwärts. Es zischt und pfeift um uns herum. Ssssst -zing -rattatatstat -ziiu-ziiu - ssssst. Noch 100 Meter bis zum Gehöft. Aber es ist eine tischebene, weiße Fläche, auf der wir uns deutlich abheben. Mein MG rasselt unermüdlich seine Garben und Feuerstöße in das Blockhaus. Mir scheint, da drüben ist es stiller geworden. Auch aus den Hütten am Waldrand in unserer Flanke bekommen wir kein Feuer mehr. Entweder schießen die Russen jetzt in den Wald auf den 1. Zug, oder sie haben sich zurückgezogen, um nicht abgeschnitten zu werden, denn wir waren schon an ihnen vorbei.

Bisher waren wir langsam aber sicher vorangekommen. Allmählich jedoch wird der Angriff immer lahmer und beginnt zu stocken. Da liegen wir nun im tiefen Schnee, unserer einzigen Deckung. Ich liege in einer richtigen Wanne, die ich durch Wälzen erweitert habe. Das Feuer flackert auf und flaut wieder ab. Im Augenblick ist es fast still. Da gellt aus dem Wald ein grässlicher Schrei. Es ist ein gequältes, tierisches Heulen. Ein auf- und abschwellendes grausiges Brüllen, das von Zeit zu Zeit verstummt und in tiefes Stöhnen übergeht. Ich kenne das von früheren Gefechten: Kopfschuss! Sobald der Gefechtslärm nachlässt, hallt dieses furchtbare Heulen durch die Nacht, wird durch das Echo des Waldes grausig verstärkt und zermürbt vollends die Nerven der übermüdeten und überforderten Männer. Zum Glück hat es nicht sehr lange gedauert, aber die Wirkung bleibt. Der Angriff stockt endgültig. Dabei sind es nur noch 80 Meter!

Es muss etwas geschehen. Ich muss den Angriff wieder in Schwung bringen. Ich werfe einen Blick in die Runde und nach hinten, um die Situation zu erfassen. Ich liege ganz vorn in der Angriffsspitze. Rechts neben mir liegt still und tot ein gefallener Kamerad. Ich bemerke es jetzt erst. Gesicht und Hände sind in den Schnee gebohrt, und der Lauf seines Karabiners ragt schräg in die Luft. Armer Kerl! Wie ein treuer Hund ist er nicht von meiner Seite gewichen und ist gefallen, ohne dass ich es bemerkte. Etwas weiter rechts, fünfzehn Meter entfernt, liegt meine treue MG-Bedienung in Stellung. Auch sie ist mir nicht von der Seite gewichen. Schräg vor mir, fünf Meter entfernt, liegt noch ein einzelner Schütze. Insgesamt sind es etwa zehn bis zwölf Mann, die hier vorn in der Angriffsspitze liegen. Und die Masse der beiden Züge? Ich drehe mich um: Da liegen sie, rückwärts gestaffelt bis an das Wäldchen, von dem wir ausgegangen sind. Ich werde wütend. Da quält man sich hier vorne mit einer Handvoll pflichttreuer Männer ab, und die ganze übrige Bande guckt von hinten zu. Ich springe auf und laufe ungeachtet aller Gefahren zurück. Einmal, weil ich wütend bin, und zweitens, weil ich den Männern zeigen will, dass es gar nicht so gefährlich ist. Ich laufe bis zu den hinteren Gruppen zurück und schreie einen Landser an, der vor mir im Schnee liegt. Der ist noch keine fünfzig Meter vom Wäldchen weg. Der Landser entschuldigt sich: „Herr Leutnant, das ist mein erster Angriff!“ Ich treibe die Männer hoch und laufe wieder nach vorn. (Der Russe hat in solchen Fällen zuweilen hinter seinen angreifenden Soldaten Kommissare postiert, die auf jeden schießen, der zurückgeht oder nicht angreifen will.)

Es wird in letzter Zeit immer deutlicher: Die Soldaten greifen kaum noch von selbst an. Man muss sie antreiben. Ist man vorn, kommen sie nicht nach. Ist man hinten, bleibt vorn die Spitze liegen. Zwar war es schon immer so, dass in jeder Kompanie nur eine Handvoll wirklich tapferer Soldaten war, die die



Masse der anderen mitgerissen hat. Aber die Schar der Tapferen in der Kompanie war früher größer, und die anderen folgten williger. Dass ich mit meiner jetzigen Kompanie besonders ungünstig dran bin, ist weder meine Schuld noch die der Männer. Auch in dieser Kompanie sind ja eine Anzahl braver und tapferer Soldaten. Schon ein einziger Angriff genügt, um sofort die Guten von den Schlechten unterscheiden zu können. Der frühere Kampfgeist der Truppe ist jedenfalls weitgehend geschwunden.

Ich bin wieder vorn und habe mich hingeworfen. Da höre ich Schritte hinter mir. Ich drehe mich um und erkenne Leutnant Harms. Er wirft sich hinter mir in den Schnee und meldet: „Herr Leutnant, ich komme nicht mehr vorwärts. Mein ganzer Zug ist aufgerieben!“ Ich zische zurück: „Was sagen Sie?“ Er wiederholt: „Ich habe vielleicht noch fünf Mann!“ Ich glaube ihm nicht. Ich kenne Harms schon zur Genüge, und ich kenne die übertriebenen Berichte, die unter Schockwirkung entstehen. Aber wie dem auch sei, ob Feigheit oder Schock: Wenn es stimmt, was er sagt, wird die Sache kritisch. Wenn er flunkert, zeigt das die völlig gebrochene Kampfmoral dieses Zugführers. Und das ist ebenso kritisch.

Da kommen plötzlich zwei Fernsprecher angetrabt. Der eine hat die Kabeltrommel auf dem Rücken, der andere trägt den Feldfernsprecher. Sie laufen bis zu mir nach vorn und werfen sich neben mir in den Schnee. Während sie erklären, dass sie vom Regiment kommen, schließen sie den Apparat an. Ich nehme den Hörer und melde mich. Es meldet sich am anderen Ende ein Offizier des Regimentsstabes. Ich erkläre ihm, dass ich sechzig bis siebzig Meter vor dem Gutshaus liege und der Angriff zur Zeit etwas stockt und dass der 1. Zug vermutlich aufgerieben ist. Da wir dicht vor dem Feind liegen, muss ich leise sprechen. Der Kamerad da hinten ist scheinbar nicht recht zufrieden (ich auch nicht!). Mit einem kurzen „danke“ legt er auf.

Elende Situation: Erstens: Der unverhoffte Flankenangriff aus den vier Hütten hat den Angriff verzögert und Verluste gekostet. Zweitens: Der 1. Zug hat überhaupt nichts erreicht. Im Wald links von uns sitzen die Russen und drohen uns abzuschneiden, wenn wir weiter vorgehen. Drittens betragen die Ausfälle 20 bis 25 % (Harms Meldung als richtig vorausgesetzt). Viertens muss ich bei weiterem Vorgehen wie bisher mit weiteren Verlusten rechnen. Fünftens ist fraglich, ob ich mit dem Rest der Kompanie das Gut halten, geschweige denn den Wald links noch säubern kann, wie es mein Auftrag befiehlt. Sechstens sind die Männer übermüdet und durch den Feuerüberfall der Stalinorgel, der Granatwerfer, durch die Schreie der verwundeten und sogar durch das Überschießen der Panzer demoralisiert und am Ende ihrer Körper- und Nervenkräfte.

Unter diesen Umständen komme ich hier nicht weiter. Also kehrt, zum Wäldchen zurück, Kompanie neu gliedern, ein bisschen Mut machen und den Angriff von einer anderen Seite noch einmal beginnen. So haben wir es gelernt.

Ich gebe also Befehl, langsam zurückzukriechen und am Wäldchen zu sammeln. Den Toten neben mir muss ich leider liegen lassen. Als die weiter hinter uns Liegenden – vor allem die, die fast noch am Wäldchen liegen! – erkennen, dass wir uns zurückziehen, machen sie ebenfalls kehrt, und viele von ihnen bleiben nicht etwa beim Wäldchen, sondern laufen eiligst in Richtung auf unsere Front zurück. Sie hauen einfach ab! Ich sehe sie hinten im Dunkel verschwinden, ohne sie zurückrufen zu können.

Es ist immer dasselbe in solchen Situationen. Da sind dann immer welche, die beim Vorgehen Blei in den Hosen haben und nicht vorwärtskommen. Sobald sie aber auch nur eine Andeutung von Rückwärtsbewegung erkennen, kriegen sie das Laufen, hauen nach hinten ab, schnell wie die Wiesel, und sind nicht mehr zu bremsen. Ob das nun aus Angst oder auch mal aus einem Missverständnis geschieht, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls liegt hier eine große Gefahr, weil diese Feiglinge oft alle anderen mitreißen.

(Eigentlich hätte mein Befehl, am Wäldchen zu sammeln, von Mann zu Mann nach hinten weitergegeben werden müssen. Aber diese Blindgänger haben das gar nicht gelernt oder sie haben schon völlig Kopf und Nerven verloren.)

Ich sammle also die Kompanie am Wäldchen, um sie neu zu gruppieren. Plötzlich steht der Regimentsadjutant vor mir, und bevor ich etwas sagen kann, schreit er wie besessen auf mich ein. Er hat natürlich die Zurückrennenden getroffen, die ihm, um ihre Feigheit zu tarnen, die finstersten Geschichten oder wahrscheinlich sogar von einem Rückzugsbefehl erzählt haben. Nun trifft er mich hier auch noch am Wäldchen stehend, statt angreifend. Er brüllt weiter: „... Wenn Sie das Gut nicht innerhalb einer halben Stunde erobert haben, dann kommen Sie und Ihr ganzes Unteroffizierkorps vor ein Kriegsgericht!“<sup>621</sup>

---

<sup>621</sup> In den Monaten zuvor hatte der OB Schörner mehrfach das Versagen von Verbänden kriegsgerichtlich untersuchen lassen (KTB HGr N, v.a. Oktober/November 1944).

Nachdem er nun offenbar ausgetobt hat, will ich ihm antworten. Da rauscht es in der Luft, und schon dröhnt und kracht es um uns herum, dass der Luftdruck unsere Kleidung beutelt. Blitzschnell liegen wir flach auf dem Boden. Bruch-Krach-Zänng-zing. Russische Granatwerfer. Der Iwan hat das Geschrei des Adjutanten gehört und uns gleich mit einer Lage eingedeckt. Als der Feuerschlag verrauscht ist, stehe ich auf, um dem Adjutanten zu antworten und ihm einige Erklärungen zu geben. Aber der Herr Oberleutnant ist nicht mehr da! Er hat sich diskret zurückgezogen, und sogar noch schneller als die Feiglinge meiner Kompanie!

Ja, so ist das nun. Da hat das Regiment eine Kompanie unterstellt bekommen, die die Geländeverluste des Regiments wieder gutmachen soll. Dagegen ist an sich nichts einzuwenden, denn das ist unsere Aufgabe, in Brennpunkten eingesetzt zu werden. Aber die Versuchung, die unterstellte Einheit die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen und die eigenen Männer zu schonen, ist groß und verständlich. Man sollte aber von solcher Einheit nicht mehr verlangen als man selbst zu leisten vermag. Schließlich ist ja das Regiment aus den Stellungen hinausgeworfen worden, und jetzt wollen sie mich hängen, weil ich diese Stellung nicht auf Anhieb wiedergewinne. Dabei ist es leichter, eine Stellung zu halten als sie wieder zu erobern. Der russische Druck ist gewaltig. Das Regiment hat ihm nicht standgehalten und ist zurückgewichen. Und jetzt wollen sie mich vor ein Kriegsgericht stellen, weil ich diesen russischen Stoß nicht gleich wieder zurückdrängen kann. Das ist kein Krieg mehr, das ist Krampf. Das hysterische Geschrei des kreischenden Papageis vorhin war symbolisch, typisch für die ganze Kriegslage. Unsere fieberhaften Anstrengungen überzieht bereits der hektische Glanz übermenschlichen Willens. Bei aller bewunderungswürdigen Widerstandskraft unserer Truppen spürt man nicht mehr den Glauben an den Sieg, sondern die eiskalte Luft soldatischen Fanatismus' oder hysterischer Untergangsstimmung, die heroische Resignation oder den faulen Hauch des Drückebergertums. Auch Hitlers Energie ist zur Grausamkeit geworden.

Ich habe meine Züge neu gegliedert und erkläre ihnen meinen Angriffsplan: Wir wollen das Gut von der Seite packen. Deshalb werde ich mich mit einem Zug im Bogen an das Gut heranschleichen und es aus der Flanke stürmen. Der andere Zug, aus zwei MGs und einigen Gruppen bestehend, soll dagegen weiter aus der bisherigen Richtung angreifen oder wenigstens feuern, um die Russen an dieser Seite zu binden. So zersplittern wir auch sein Abwehrfeuer. Ich befehle dem Kompanietruppführer noch, am Ende des Zuges zu bleiben, damit niemand zurückbleibt.

Neuer Anlauf! Ich setze mich wieder an die Spitze und schleiche im Schutz einer Bodenwelle einen Weg entlang, der fast wie ein Hohlweg an dem Gutshof vorbeiführt. Gebückt, manchmal kriechend, gehe ich vor. Hinter mir folgt der Zug. Keuchend und schwitzend erreiche ich ein Gebüsch, das sich seitlich des Gutshofes ausbreitet. Von hier aus will ich angreifen. Ich warte, bis die Männer heran sind. Dann schieben wir uns durch das Gebüsch bis an den vorderen Rand. 40 Meter vor uns liegt das Gutshaus. Wir sind schon auf dem Gutshof. Zwischen uns und dem Haus liegt nur noch ein Bunker, aber da rührt sich nichts. Auch im Haus ist es still.

Neben mir liegt ein Obergefreiter vom Regimentsstab. Er war gerade angekommen, als ich zum zweiten Angriff ansetzte. Er hatte mir den Befehl vom Regiment gebracht, den Angriff abubrechen. Da ich nun aber mitten im Zuge war, wollte ich meine Aufgabe auch zu Ende führen. Um aber einen Zeugen für meine Aktion zu haben, habe ich ihn mitgenommen. Er hat nicht mit der Wimper gezuckt. Jetzt liegt er sogar mit mir hier ganz vorn. Er ist ein tapferer Bursche. Ich ziehe ein Rohr unserer Panzerschrecks nach vorn, dazu zwei Mann mit der schweren Munition. „1 Schuss fertigmachen – Bei Abschuss auf und angreifen!“ In aller Eile laden die Männer. Ich liege mit etwa zehn Mann in vorderster Linie hart am Rande des Gebüschs. Der Panzerschreckschütze meldet: „Fertig!“ Ich kommandiere: „Feuer!“ Zischend fährt die Rakete aus dem Rohr, einen Feuerschweif nach sich ziehend. Dann schlägt sie krachend in das Haus. In das Krachen des Einschlags tönt mein Kommando: „Sprung auf – Hurraaah!“ Die Gruppe springt hoch, und mit Hurra stürmen wir vorwärts auf das Haus zu. In der Stille der Winternacht dringt unser Sturmruuf weit über das Land. Es mögen zehn bis zwölf Mann sein, die mit mir springen. Der Soldat, der vorhin schon vor mir gelegen hat, läuft auch jetzt wieder vor mir her. Ein furchtloser Geselle. Es gibt also auch jetzt noch und sogar in dieser Kompanie tapfere Männer. Wir haben den Bunker erreicht und sind noch 20 Meter vom Haus entfernt. Kein Abwehrfeuer! Das Haus scheint schon geräumt zu sein.

Da rattert es los, als wenn die Hölle aufgerissen wäre. Ein rasendes Infanteriefeuer schlägt uns aus der Flanke entgegen. Blitzschnell werfen wir uns zu Boden und drücken uns tief in den Schnee. Singend und zischend pfeift der Kugelregen über uns hinweg, peitscht durch das Gebüsch, surrt als Querschläger

durch die Luft. Ich werfe einen raschen Blick nach rechts. Das Aufblitzen der Mündungsfeuer zuckt wie eine glitzernde Perlenkette durch die Nacht. Das Feuer kommt aus einem Schützengraben, der hinter dem Gutshaus entlangläuft und mit Russen vollbesetzt ist. Sie hatten sich aus dem Haus zurückgezogen und überfallen uns jetzt aus der Flanke. Eine ihrer üblichen Überraschungen.

Jetzt bellt auch noch eine Pak los. Mit wütendem Zischen hauen die rasanten Geschosse in den Boden. Jedes weitere Vorgehen wäre jetzt Selbstmord. Der Draufgänger vor mir hatte gleich kehrtgemacht, als der Feuerüberfall begann. Ich entschieße mich, den Angriff abzubrechen. Müde drehe ich mich um. Die Männer sind schon alle hinter dem Gebüsch verschwunden. Abgeschlagen! Mein erster misslungener Angriff. Schwerfällig richte ich mich auf. Eine bleierne Müdigkeit befällt mich plötzlich. Mein letzter Begleiter läuft an mir vorbei dem schützenden Gebüsch zu. Ich bin der Letzte. Ich wanke durch den tiefen Schnee zurück. Kriechen kann ich nicht mehr. Meine Beine sind schwer, ich kann sie kaum noch heben. Erst jetzt spüre ich, dass ich völlig erschöpft bin. Die schlaflosen Nächte wirken sich aus. Es ist, als ob mit dem abgeschlagenen Angriff auch meine letzten Kräfte verbraucht sind. Ich denke nichts, ich fühle nichts. Die russischen Leuchtspurgeschosse zischen rechts und links an meinem Kopf vorbei. Ich könnte sie greifen, wenn ich den Arm ausstreckte. Ich achte nicht darauf. Aufrecht schwanke ich weiter. Es ist kein Mut, es ist völlige Apathie.

Dann erreiche ich das Gebüsch und dahinter den flachen Hohlweg, der mir etwas Schutz bietet. Nun flaut auch das Feuer ab. Ich erreiche das Wäldchen, wo die Züge sammeln. Die Männer waren etwa dreißig Meter vor mir hergegangen. Ich hatte sie immer vor Augen. Ich sammle den Rest der Kompanie, das Gerät und will abrücken. Da liegt noch ein Schwerverwundeter am Wäldchen. Als er bemerkt, dass wir zurückgehen, stöhnt er laut auf. Ich spüre seine Angst, dass wir ihn womöglich liegen lassen. Ich befehle vier Mann, ihn aufzunehmen. Sie zögern, wollen sich drücken. Aber da fahre ich sie wütend an, lasse die Kompanie halten und gehe nicht eher weiter, bis sich die Leute bequemen, ihren verwundeten Kameraden aufzuheben und zurückzutragen. Zu Beginn des Krieges wäre solche Szene unmöglich gewesen.

Mit 70 Mann habe ich den Angriff begonnen, mit 49 komme ich zurück. Das Scheitern des Angriffs war nicht meine Schuld. Der Gegner war stärker. Ich war bis an das Gutshaus vorgedrungen, eine Handvoll beherzter Männer und braver Soldaten hat sich treu und rücksichtslos an meiner Seite eingesetzt. Mehr konnten wir nicht tun.

Das Regiment hat sich nicht mehr gemeldet. Weder Oberst Mann noch der hysterische Oberleutnant, den ich gern noch einmal gesprochen hätte. Um die Toten und Verwundeten haben sie sich auch nicht gekümmert. Mein famoser Kompanieoffizier, Leutnant Harms, kam übrigens nicht mit 5 Mann, sondern mit 20 Mann zurück. Entweder hat er also gelogen (was ich glaube) oder er hat im Wald die Übersicht verloren (dann ist er als Zugführer unfähig). Um etwas gegen ihn zu unternehmen, reichen die Beweise nicht. Aber mit solchen Zugführern kann man keinen erfolgreichen Angriff führen.

Meine angeschlagene Kompanie wird zur Verstärkung der Verteidigungslinie auf die Stellungen verteilt. Ich selbst ziehe mit meinem Melder und einigen Leuten in einen Bunker, in dem die Geschützbedienung einer Vierlingsflak und ein junger Artilleriesoldat liegen. Die Vierlingsflak steht ganz in der Nähe und der Artilleriesoldat ist als vorgeschobener Beobachter im Graben. Ich bin todmüde, kann aber vor Übermüdung und innerer Erregung nicht schlafen. So liege ich stundenlang auf der Pritsche. Bleierne Müdigkeit lähmt meinen Körper und meine Denkfähigkeit.

Das ist ja das Schlimmste: Nicht der Kampf allein zermürbt, sondern die Anstrengungen aller Art, die schon tagelang vorher beginnen, die tage- und nächtelangen Vorbereitungen, der Anmarsch, der fehlende Schlaf und oft dazu noch Hitze, Kälte, Durst, Nässe. Und beim Offizier zusätzlich die Nervenbelastung durch Gedankenarbeit und Verantwortung. Ja, ein Offizier hat im Einsatz weit größere Last zu tragen als ein Landser. Das beginnt schon lange vor dem eigentlichen Kampf. Der Landser hat nur seine Knarre oder sein MG. Der Offizier muss sich um alle Waffen seiner Kompanie kümmern. Darüber hinaus läuft der Offizier schon lange vor Kampfbeginn zu Einweisungen, Einsatzbesprechungen und anderen Vorbereitungen, während der Landser häufig schon schläft. Im Kampf selbst trägt der Offizier dieselben Strapazen wie der Landser. Er rennt, kriecht, robbt, schwitzt, friert, hungert, wird nass, dreckig, blutig wie dieser. Darüber hinaus aber muss er noch sein Gehirn intensiv strapazieren: Feindbeobachtung, Wirkung seines Feuers und des Feindfeuers, Feindbewegungen, Feindabsichten zu erkennen versuchen. Überlegen, Entschlüsse fassen, Befehle geben. Beim Angriff in größerem Verband Verbindung mit dem Nachbarn halten und vieles andere mehr. Und er ist für alles verantwortlich. Gewiss hat er für viele Aufgaben seine Helfer, aber er darf und

kann sich nicht allein auf sie verlassen. Alles dies erfordert angespannte Aufmerksamkeit und das kostet Nervenarbeit, die dem Landser erspart bleibt. Wie stark diese Nervenarbeit und die Konzentration ist, habe ich zweimal am eigenen Leibe erfahren. Die Konzentration auf die Kampfführung war so intensiv, dass ich die Schmerzen einer Verwundung nur ganz nebenbei, fast nur im Unterbewusstsein, registriert habe.

Solche Nervenanspannung bedeutet Nervenverschleiß. Und wenn sich der Landser nach dem Kampf zum Schlafen niederlegt, rennt der Offizier immer noch mit Meldungen und Berichten zum Bataillon, erhält neue Befehle und beginnt schon wieder die Vorbereitungen für den nächsten Kampftag. Geistige Arbeit ist wichtiger als körperliche. Nerven sind kostbarer als Muskeln. Sie sind auch schwerer zu heilen, wenn sie erst kaputt sind. Alle diese Aufgaben strapazieren den Offizier im Einsatz weit stärker als den einfachen Soldaten. Damit ist auch die Besserstellung der Offiziere in der Verpflegung in vielen Armeen gerechtfertigt. Sein größerer Verbrauch an Nervensubstanz erfordert eine hochwertigere Nahrung. Selbst die Sowjetunion hat trotz ihrer sozialistischen Gleichmacherei vier verschiedene Verpflegungsgruppen: für Mannschaften, Unteroffiziere, Offiziere und Generäle. In der Deutschen Wehrmacht gibt es das nicht.

Hier noch ein Zitat: „Es ist gut, wenn der Führer alle Lasten des letzten Mannes mitträgt und kennt, damit er im richtigen Moment die richtigen Mittel anwendet. Aber es ist wichtiger, dass er in entscheidenden Augenblicken frischer ist als der letzte Mann, sonst kann seine Führungsaufgabe, die geistiger Natur ist, an der körperlichen Erschöpfung zerbrechen.“<sup>622</sup>

(25.01.1945) Ich muss doch etwas geschlafen haben, denn ich werde durch ein plötzliches Trappeln und Rufen munter: Der Russe greift an. Draußen bellt die 2cm-Vierlingsflak los. Bupp-bupp-bupp-bupp-bupp. Ich laufe hinaus und stelle mich neben den Vierling. Sie hat ihre schlanken Rohre nach rechts gedreht. Dort drüben auf dem rechten Flügel des Bataillons greift der Iwan an. In hellen Haufen kommen sie über eine kahle, offene Anhöhe gelaufen, die dann sanft zu unseren Stellungen abfällt. Unser Vierling kann sie schräg von der Seite fassen. Entfernung 800 m – Feuer! Bupp-bupp-bupp-bupp. In rhythmischen Stößen hämmert das Geschütz seine Granaten heraus. Die Leuchtspurgeschosse, die in regelmäßigen Abständen dazwischen gesetzt sind, zeigen Richtung und Lage der Garben an. Jetzt haut es drüben ein. Die Sowjets purzeln übereinander. Bupp-bupp-bupp-bupp. Es fallen immer mehrere gleichzeitig. Bupp-bupp-bupp. Sie stürzen und kippen und knicken ein. Das prasselt da drüben fürchterlich. Wupp – bupp-bupp-bupp. Die Gewalt des Rückstoßes schüttelt unseren Richtschützen auf seinem Federsitz durcheinander. Klirrend fallen die leeren Hülsen ins Netz.

Die russische Angriffswelle ist jetzt in einer flachen Mulde verschwunden. Wir können sie von unserem Standpunkt aus nicht mehr sehen. Offenbar haben sie sich doch festgesetzt, denn man sieht niemand zurückgehen. Sie haben, wie so oft, in solchen Massen angegriffen, dass selbst bei stärksten Verlusten noch genügend übrigbleiben, um den Kampf fortzusetzen.

Der Russe will mit Gewalt Erfolge erzielen. Der Druck seiner Angriffe ist stark. Er lässt uns kaum zur Ruhe kommen. Im Laufe des Nachmittags tauchen Gerüchte über eine geplante Frontverkürzung auf. Es wird Abend. Dunkelheit legt sich über das Land. Ab und zu fällt ein Schuss, mal hier, mal dort, mal hinter uns. Der Russe ist offenbar an einigen Stellen durchgesickert. Am nächsten Morgen (26.01.1945) wird der Bataillonsgefechtsstand aus der Mulde heraus nach rückwärts verlegt. Die Straße nach Kesteri, auf der wir hierher kamen, soll nicht mehr benutzt werden, weil angeblich Russen in dem Wald beiderseits der Straße liegen. Das wäre also direkt in unserem Rücken, wenige hundert Meter entfernt. Kein schönes Gefühl. Den Wald zu durchkämmen, scheint der Führung zwecklos. Eben höre ich, dass die Russen unsere Front an mehreren Stellen durchstoßen haben. Angesichts dieser Lage ist eine Zurücknahme der Front unvermeidlich.

Zwei Tage lagen wir hier in der Stellung Sanderi. Heute abend wird die Front zurückgenommen. Ich erhalte Befehl, meine Kompanie unter Umgehung des unsicheren Waldes hinter uns in eine neue Stellung am Südrand des Dorfes **Kesteri** zu führen. Dazu muss ich erst nach links eine Strecke an unserer bisherigen Front entlanglaufen und dann an einer bestimmten Stelle rechtwinklig nach rückwärts abschwenden. Dann komme ich genau bei der neuen Stellung vor Kesteri an. Um diesen Punkt, an dem wir abschwenden müssen, bei Nacht nicht zu verfehlen, schickt mir das Bataillon einen Einweiser. Der geht nun mit meinem Kompanietruppführer los, um diese Stelle jetzt bei Tage zu markieren.

---

<sup>622</sup> Hauptmann Rosenbrock in Benary S. 122



Der 1. Zug meiner Kompanie ist laut Bataillonsbefehl als Nachhut eingesetzt. Er soll bis zu einer bestimmten Zeit in der Stellung bleiben und den Rückzug des Bataillons absichern. Ich gehe zu Leutnant Harms, um ihm den Befehl zu überbringen und seine Aufgabe zu besprechen.

Es ist dunkel geworden. Als die für mich festgesetzte Zeit zum Absetzen gekommen war, gebe ich Befehl zur Räumung der Stellung. Die Kompanie sammelt am Bunker des Kompanietrups. Dann setze ich mich mit dem Kompanietruppführer an die Spitze und gebe das Zeichen zum Abmarsch.

Da dringen plötzlich abgerissene Rufe vom 1. Zug herüber. Einzelne Schüsse fallen. Dann ist wieder Ruhe. Wir setzen den Marsch fort. Auf einem kleinen Trampelpfad, der neben unseren verlassenen Stellungen herläuft, gelangen wir in den Wald. Feindwärts ist er dicht und dunkel, nach rückwärts ist er licht mit weiten, offenen Schneeflächen. Schweigend stapfen wir durch den Schnee. Hinter mir der Kompanietruppführer und die lange Reihe der Kompanie. Nun müssen wir doch bald bei der Abzweigung sein. Ein Weg ist hier nicht mehr, aber nach der Entfernung und der Uhrzeit zu urteilen, müssten wir jetzt abbiegen. Ich drehe mich zu meinem Kompanietruppführer um. Der muss es ja genau wissen, denn er hat sich ja sicher eine deutliche Markierung gemacht. Als ich ihn frage, druckst er verlegen herum und gesteht schließlich, dass er den Weg auch nicht genau wüsste. Ich denke, ich höre nicht recht. Nach einigen kurzen Fragen stellt sich heraus, dass dieser Kerl zu faul oder zu feige war, heute nachmittag bis hierher zu laufen, um die Abzweigung festzulegen. Stattdessen hat er sich die Gegend von weitem durch den Einweiser beschreiben lassen und war dann umgekehrt. Und jetzt im Halbdunkel der Winternacht erkennt er die Gegend nicht wieder. Das ist ja eine verfluchte Schweinerei! Da stehe ich nun mit meiner Kompanie inmitten eines feindverseuchten, unbekannten Waldgeländes und soll auf einem nun unbekannten Weg die neue Stellung finden! Die ganze Kompanie befindet sich jetzt in einer äußerst prekären Lage. Eine ganze Kompanie ist in Gefahr, den Russen in die Hände zu laufen, weil ein einziger pflichtvergessener Feldwebel seine Aufgabe vernachlässigt hat! Ich sammle die Kompanie kurz, um ihr unsere Lage zu erklären, wobei ich mich nicht scheue, die Schuld des Feldwebels deutlich zu machen. Der soll nun meine Stütze sein, meine rechte Hand! Auch er ist übrigens umgeschulter Luftwaffenangehöriger. Ich fauche diesen Kerl wütend an, aber davon wird unsere Lage auch nicht besser.

Also weiter! Ich versuche erst noch, mir die Lage von Kesteri aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren, um die ungefähre Richtung zu haben. Zunächst aber will ich das gefährliche Waldstück, das zwischen mir und meiner neuen Stellung liegt, noch etwas weiter umgehen. Ich pirsche also zunächst in der alten Richtung weiter. Wenn wir zu weit gehen, laufen wir in die russischen Stellungen. Nach einer Weile glaube ich, dass es nun höchste Zeit ist, abzubiegen. An einer lichter Stelle des Waldes mache ich eine scharfe Wendung und gehe nun im rechten Winkel von der bisherigen Richtung ab. Die Schneefläche ist unberührt. Kein Mensch ist hier seit langer Zeit gegangen. Wahrscheinlich sind wir schon zu weit gelaufen. Vor uns taucht ein Gehöft auf.<sup>623</sup> Der Kompanietruppführer, der zwanzig Meter vor mir herging, bleibt zögernd stehen. Feige ist er also auch noch. Ich gehe an ihm vorbei und nähere mich dem Gehöft, ohne meinen Schritt zu verlangsamen. Es bleibt alles still. Entweder schlafen die Bewohner – es ist ja Nacht – oder der Hof ist verlassen. Ich gehe ohne Zögern an den Gebäuden vorbei und setze den Weg fort. Natürlich hätte das Haus voller Russen sein können, aber wenn ich gezögert hätte, wäre das Vertrauen der Männer in mich zum Teufel gewesen.

Nach längerem Marsch stoßen wir auf eine feste Straße. Wir machen Halt. Ich wittere nach allen Seiten und höre links Schanzgeräusche. In dieser Richtung muss auch Kesteri liegen, also gehe ich den Schanzgeräuschen entgegen und stoße bald auf eine Front schanzender Soldaten unseres Bataillons. Ich war im Niemandsland zwischen den feindlichen Fronten marschiert und kam nun von vorn, d. h. von der Feindseite her auf unsere neue Stellung zu. Erstaunlich, dass sie nicht auf mich geschossen haben. Als ich die Straße erreicht hatte, stand ich zweihundert Meter vor unserer Stellung. Ich war also nur zweihundert Meter zu spät abgebogen, worauf ich nicht wenig stolz war. Aber es hätte verdammt schief gehen können. Mein Schutzengel wird hier wohl die Führung der Kompanie übernommen haben.

Ich bin genau an meinem neuen Kompanieabschnitt gelandet. Die Leute, die hier an dem Ausbau der Stellung arbeiten, sind von meinem 1. Zug. Da steht auch der Bataillonskommandeur mit einem Einweiser. Ich melde mich zur Stelle und erfahre, dass Leutnant Harms mit seiner Nachhut schon längst hier ist. Er hat seinen Posten als Nachhut kurzerhand vorzeitig verlassen und ist lange vor mir hier

---

<sup>623</sup> wohl das Gebäude nordwestlich von „Kumpe“ (*Karte des westlichen Russland Blatt H 16*), heute „Vitolini“ (*Flächennutzungsplan des Kreises Rucava*)

eingetroffen. Als ich ihn wegen seines Verhaltens zur Rede stelle, behauptet er, dass kurz nach unserem Abzug plötzlich ein starker sowjetischer Stoßtrupp auf Skiern und in weißen Tarnmänteln vor der Stellung aufgetaucht wäre und ihn angegriffen hätte, woraufhin er sich sofort hätte zurückziehen müssen. Kommentar überflüssig! Zu Kriegsbeginn hätte man solchen Kerl degradiert, aber bei dem herrschenden Offiziersmangel kann man sich das nicht mehr leisten, denn die Nachfolgenden sind zumeist auch nicht besser.

26.1.45. Stellung **Kesteri**. Ein kleines Kirchdorf, an drei Seiten von Wald umgeben. Die Kirche ist zerschossen, ebenso ein Teil der ohnehin nicht sehr zahlreichen Gehöfte. Durch das Dorf führt eine feste Schotterstraße. Die Stellungen meiner Kompanie laufen am *ostwärtigen*<sup>624</sup> Ortsrand entlang. Es sind drei Abschnitte. Der linke verläuft an dem hohen Hang des Barta-Tales entlang. Die Barta ist hier nur ein großer Bach mit schmaler Talsohle, aber hohen, steilwandigen Talhängen und unübersichtlichen Schluchten. Die Stellungen hier sichern gegen die Mulde. Der mittlere Abschnitt sperrt die Straße, die geradewegs zum Iwan läuft. Hier liegt mein Kompaniegefechtsstand, etwa vierzig Meter hinter den Stellungen, in der Nähe der Straße und gleichzeitig in der Mitte des Kompanieabschnitts. Der rechte Abschnitt liegt mitten im Wald. Er ist der unübersichtlichste und deshalb vom 1. Zug besetzt, der der zahlenmäßig stärkste ist und von einem Offizier geführt wird. Letzteres ist so üblich, obgleich mir ein tüchtiger Feldwebel lieber wäre als dieser Offizier. Aber auch meine Feldwebel sind nicht viel besser.

Was waren unsere jungen Leutnants in der 8./477 zu Kriegsbeginn doch für schneidige Draufgänger! Wenn ich mir jetzt meinen Drückeberger ansehe, wird mir klar, dass der Krieg schon verloren ist.

Mein Kompaniegefechtsstand besteht aus zwei kleinen Bunkern, die durch einen fünf Meter langen Graben miteinander verbunden sind. In dem einen liegt der Kompanietrupp, in dem andern hause ich mit meinem Kompanietruppführer. Der Bunker sieht aus wie die meisten ihrer Art: Auf der Erde liegt eine dünne Lage Stroh, in einer Ecke liegt meine Schlafdecke, daneben der Feldfernsprecher. Auf der anderen Seite liegt der Feldwebel. Das Erdloch ist mit einer Balkenlage abgedeckt, über der noch eine Sandschicht liegt. Eine wackelige Tür hält wenigstens die härteste Kälte ab.

Ja, es ist bitterkalt.<sup>625</sup> Das Land liegt unter einer dicken, weißen Schneedecke, deren Millionen Kristallsternchen an den herrlich klaren Tagen wie Brillanten funkeln. Unter den Füßen aber bricht und knirscht die Schneekruste, und auf den festgetretenen Wegen quietscht er bei jedem Schritt. Unsere Tarnkleidung ist gut und warm. Deshalb ist die Kälte einigermaßen erträglich.<sup>626</sup> Wir haben aber auch Tage und Nächte mit klirrendem Frost, und dann sind Erfrierungen nicht selten. Besonders schlimm ist auch, dass die Verpflegung oft eiskalt ist, wenn sie hier ankommt. Seit Tagen schon haben wir nichts Warmes mehr gegessen. Wenn die Suppe hier ausgegeben wird, ist sie schon fast kalt, obgleich sie in Thermokanistern gebracht wird. Der Kaffee ist völlig kalt. Das Brot, das die Männer nicht gleich verzehren, ist in kurzer Zeit gefroren. Und wenn sie es dann später aus dem Brotbeutel holen – es soll ja bis zum nächsten Abend reichen – ist es steinhart gefroren. Über Nacht gefriert dann alles. Wenn die Männer dann am nächsten Tag ihre Mahlzeiten halten, knabbern sie wie die Mäuse an den harten Brotkanten herum, in denen Eiskristalle glitzern. Der Kaffee in den Feldflaschen ist gefroren. Man schlägt ihn stückweise aus den Flaschen und lässt ihn im Munde zergehen. **Esbit**koher gibt es zur Zeit nicht. Wer hier keinen kerngesunden Magen hat oder wenigstens äußerst vorsichtig isst, holt sich leicht ein Magenleiden.

Ich habe schon immer die Ansicht vertreten, dass jeder Vorgesetzte in bestimmten Abständen immer wieder einmal für kurze Zeit den Dienst seiner Untergebenen machen sollte. Auch höhere Truppenführer sollten mal für ein paar Tage nach vorn in den Graben kommen. Inkognito als einfacher Soldat.<sup>627</sup> Unsere Zahlmeister und Küchenbullen sollten jetzt zum Beispiel mal für 24 Stunden unsere derzeitige Verpflegung mitgenießen. Das soll nicht aus Bosheit geschehen, sondern nur, damit den höheren und rückwärtigen Stellen nicht der Blick für die Wirklichkeit verloren geht, was erfahrungsgemäß sehr schnell geschieht.

(27.01.1945) Ein klarer, eiskalter Januartag. Drüben beim Iwan sehen wir ein paar Gestalten an einem Haus stehen. Jetzt verschwindet eine in der Haustür, während die andere um die Ecke geht und dort

---

<sup>624</sup> im Original irrtümlich „südlichen“

<sup>625</sup> bis 25°C (KTB HGr K vom 26.01.1945 S. 236)

<sup>626</sup> Es müssen mindestens -10 °C sein, denn *ab dieser Temperatur beginnt Schnee zu knirschen*.

<sup>627</sup> Dies hat die Nationale Volksarmee – übrigens nach chinesischem Vorbild – *ab 1959 versucht und aufgrund vielschichtiger Probleme – darunter Einschränkung der Gefechtsbereitschaft – 1960 bereits wieder aufgegeben*. Die Grundidee steckt auch in der *Fernsehserie „Under-Cover-Boss“*.

stehen bleibt. Ein Feldwebel greift zum Gewehr und schießt hinüber. Er trifft aber nicht. Die Entfernung ist zu groß, fast ein Kilometer. Der Feldwebel, der sich seinerzeit wegmelden wollte, ist nun doch geblieben. Er liegt jetzt als Führer meiner Kompaniereserve in dem zweiten Bunker meines Gefechtsstandes. Er hat sich als ganz netter Kerl entpuppt.

Die Sowjets beginnen, unsere neuen Stellungen abzutasten. Sie schießen, um unser Feuer herauszulocken und auf diese Weise unsere Feuerstellungen zu erkennen. Gleichzeitig nehmen sie Punkte unter Feuer, die sie für lohnende Ziele halten. Besonders haben sie es auf die Kirche abgesehen. Obgleich nur noch die hohen Grundmauern des Gotteshauses stehen, nehmen sie sie immer wieder unter Beschuss, dass bei jedem Einschlag Steine und rötlicher Ziegelstaub durch die Luft wirbeln.

Vorn fällt ab und zu ein Schuss. Ich stehe in der Stellung und beobachte das Vorgelände ein wenig durch mein Glas. Da kommt gerade der Verpflegungsschlitten, der eben beim 1. Zug war, aus dem Wald und biegt auf die Straße ein. Wie er drüben auf der Straße in Höhe meines Bunkers vorbeifährt, erkenne ich Leutnant Harms, der hinten auf dem Schlitten sitzt. Er lächelt freundlich zu mir herüber und deutet auf seinen Fuß. Er ist verwundet und fährt nach hinten. Für die Kompanie ist es kein Verlust.

Ich stehe im Dämmerlicht des Winterabends neben meinem Bunker und beobachte das Vorfeld. Ich richte mein Glas auch auf einzelne Stellungen meines Abschnitts, die durch das Glas zum Greifen nahe sind. Hinter mir höre ich Pferdegetrappel. Aus dem Dorf kommt ein großer Schlitten in flottem Trab heran. Das ist sicher unsere Verpflegung. Als er in Höhe meines Bunkers ist, der ja in der Nähe der Straße liegt, erkenne ich, dass der Fahrer ein Pionier ist, der hochaufgerichtet in dem Kastenschlitten steht und mit seinen beiden prächtigen Rappen in sausender Fahrt die Straße entlang prescht. Nanu, der fährt ja vorbei! Er hat in der Dunkelheit unsere Stellungen übersehen. Ich brülle hinterher, aber der Fahrer hört es nicht, denn er ist dick ver mummt. Herrgott, er ist schon über unsere Linien hinaus! Jetzt poltert er über die kleine Holzbrücke, die etwa fünfzig Meter vor unseren Stellungen liegt. Hier kreuzt die Straße einen kleinen Bach. Und jetzt jagt der Schlitten auf der Straße weiter durch das Niemandsland auf die russischen Stellungen zu. Es dauert nicht lange, da höre ich langgezogene Hilferufe. Klar und deutlich trägt die kalte Winterluft seine Schreie bis hierher: „Hiiilfäää – Hiiilfääää!“ Aber wir können ihm nicht mehr helfen.

Anruf vom Bataillon. Heute abend (28.01.1945)<sup>628</sup> werden einige Pioniere eintreffen, um die kleine Brücke zu sprengen. Man will weitere Verirrungen wie die des armen Pioniers *gestern*<sup>629</sup> in Zukunft vermeiden. Eben sind vier Pioniere eingetroffen. Ich gehe gleich mit ihnen nach vorn. Einige Männer des Kompanietrupps schließen sich freiwillig und ein bisschen aus Neugierde an. Zusammen mit der vom 1. Zug bereitgestellten Sicherungsgruppe tasten wir uns in das Vorfeld hinein. Die Brücke liegt doch gut achtzig Meter vor unseren Stellungen, und es ist nicht ausgeschlossen, dass sie von sowjetischen Spähtruppen belauert wird. Wir pirschen uns teils im Straßengraben, teils im Wald neben der Straße vorwärts bis an die Brücke. Dann gehe ich mit der Sicherungsgruppe über die Brücke hinaus und lasse einen weiten Halbkreis bilden, um die an der Brücke arbeitenden Pioniere vor Überraschungen abzuschirmen. Diese haben inzwischen an der Brücke zwei T-Minen angebracht und geben mir nun ein Zeichen: alles fertig! Ich ziehe die Sicherungen wieder zurück, und wir gehen fünfzig Meter hinter der Brücke in Deckung. Die Pioniere machen die Zündschnur klar. Ein leiser Ruf: „Achtung – Sprengung!“ Brrrruummmm! Mit einer grollenden Detonation, vermischt mit dem Krachen und Splittern von brechendem Holz, wirbeln die Balken und Bretter in die Luft. Eine dunkle Qualmwolke steigt hoch. Die Brücke ist fort. Kaum ist der Donner der Explosion verhallt, da wird die russische Front lebendig. Erst fetzen einzelne Schüsse zu uns herüber, und bald rattert es von allen Ecken und Enden der sowjetischen Linie auf die Brücke los. „Zurück, in den Straßengraben!“ Geduckt laufen wir zu unseren Stellungen zurück. Manche brechen sich durch das Unterholz des Waldes einen Weg. Leuchtpurgeschosse flitzen an uns vorbei. Noch ein paar Sprünge, dann über die Schneise, und dann sind wir ohne Verluste wieder

---

<sup>628</sup> An diesem Tag muss eine Reihe von Ereignissen stattgefunden haben, die dem Autor wie die einer ganzen Woche vorgekommen sind, obwohl er vorher und nachher konkrete und überprüfbare Daten nennt. Daher dürfen hier Tag Formulierungen wie „heute“, was sonst auf einen neuen Tag hinweist, oder „vor einigen Tagen“, „damals“, „nach einigen Tagen“ oder „vorgestern“ nicht wörtlich genommen werden, sondern bedeuten schlicht „gestern“ oder „heute“; der Herausgeber hat sie insoweit abgeändert. Hinweise auf das Ende des Tages, die üblicherweise einen neuen Tag ankündigen würden, müssen hier so gedeutet werden, dass ein Ereignis innerhalb dieses Tages ans Ende gehört. (In der online-Veröffentlichung hat der Herausgeber diese Verschiebung vorgenommen. Die Alternative, einige Ereignisse ganz anderen Tagen zuzuordnen, wurde nicht untersucht.)

<sup>629</sup> im Original „vor einigen Tagen“, vgl. vorstehende Fußnote

in unseren Löchern. Das Gewehrfeuer der Sowjets flaut ab. Die Pioniere verabschieden sich, und ich melde dem Bataillon die erfolgte Sprengung.

Es sind prachtvoll klare Wintertage. Der Himmel ist tiefblau und wolkenlos. Der Tannenwald jenseits der Straße ist dick verschneit und gleicht einem Märchenwald. Die Schneedecke über dem Land ist blütenweiß und glitzert in der Sonne wie Milliarden von Kristallen. Aber es ist grimmiger Frost. Mein Kompanietruppführer<sup>630</sup>, Feldwebel Freitag, hat sich den Fuß erfroren und muss ins Lazarett.

Aus dem Dorf kommt ein Sturmgeschütz. Es kommt die Straße entlang wie *gestern*<sup>631</sup> der Pionierschlitten. Es ist helllichter Tag. Ich weiß gar nicht, was der zu dieser Tageszeit hier will und warum er überhaupt hier angerollt kommt. Plötzlich brüllt eine Explosion auf. Der Panzer bleibt ruckartig stehen und ist im selben Augenblick in eine dichte Rauchwolke gehüllt. Durch den abziehenden Qualm sehe ich, wie die dreiköpfige Besatzung, einer nach dem andern, mit affenartiger Geschwindigkeit aus der Turmluke springt und sich in den Straßengraben rollt. Donnerwetter, das ging in Sekundenschnelle. Die haben das Aussteigen bis zum Erbrechen gedrillt, und hier zeigt sich, wie lebensrettend das sein kann. Der Schnellere, Geschicktere, Geschulte, der, der zuerst schießt, hat die größere Überlebenschance.

Das Geschütz steht unbeweglich. Die Besatzung erhebt sich langsam und vorsichtig aus dem Graben. Der Panzer war auf eine Mine gefahren. Ich winke die Männer zu mir heran, und wir unterhalten uns über den ausgestandenen Schrecken und die Schäden an der Selbstfahrlafette. Sie sind nicht schwer. Auch die Besatzung ist unverletzt, nur der Panzerfahrer ist von dem Druck der Explosion noch etwas benommen.

Die Russen beginnen wieder mit Vorstößen gegen unsere Stellungen. Es wird unruhig. Zur Erkundung der Lage lässt das Bataillon einen starken Spähtrupp in das vor uns liegende lichte Waldgelände hinaus. Er geht bei Einbrechen der Dunkelheit vom Abschnitt meines linken Zuges los. Nach knapp zwei Stunden sehe ich sie in der Dunkelheit zurückkommen. In langer Reihe kommen sie in einzelnen aufgelösten Haufen zurück und sammeln sich hinter meinen Stellungen. Nun stehen sie da schon fast eine halbe Stunde unter einer Baumgruppe in großen Haufen herum. Es sind mindestens zwanzig Mann. Eigentlich gehen sie mich gar nichts an, denn es sind nicht meine Männer, aber nun gehe ich doch zu ihnen hinüber, um zu sehen, was eigentlich los ist. Da sehe ich plötzlich aus dem Wald dunkle Gestalten herauskommen. Sie kommen denselben Weg heran, auf dem der Spähtrupp zurückkam. Nachdrängende Russen? Ich alarmiere sofort meinen linken Abschnitt. Als die Haufen des Spähtrupps meinen Warnruf hören, geraten sie plötzlich nach rückwärts in Bewegung und wollen abziehen. Ich gerate in Zorn und befehle dem Zug, in Stellung zu gehen. Sie tun es zögernd, aber niemand schießt. Erst nach meinem wiederholten Feuerbefehl fallen einzelne Schüsse. Da aber erhebt sich großes Geschrei bei den angeblichen Angreifern. Es sind Deutsche! Es sind die letzten Gruppen des zurückkehrenden Spähtrupps. Einer von ihnen hatte einen Oberschenkelschuss abbekommen. Er wird von zwei Kameraden gestützt.

Das war eine Panne. Ich war etwas zu vorschnell. Ich hätte mir die „Angreifer“ erst genauer ansehen sollen, bevor ich feuern ließ. Aber ich konnte ja nicht ahnen, dass der Spähtrupp so kleckerweise zurückkommt, mit einer halben Stunde Abstand zwischen den ersten und den letzten. Das gibt's doch gar nicht! Vor allem aber hatten die blöden Landser, die hier schon eine halbe Stunde herumstanden, mir gleich sagen können, dass es die letzten Gruppen ihres Spähtrupps sind. Aber nun erkannte ich, warum der vorzeitig zurückgekehrte Haufen so verschwiegen und wortkarg war: Es waren die Feiglinge, die sich wieder viel zu früh zurückgezogen hatten und nun hier warteten, bis die anderen Kameraden ihren Spähtruppauftrag erfüllt hatten. Deshalb haben sie auch unter der Baumgruppe gewartet, und deshalb konnten sie auch keine befriedigenden Antworten geben, als ich sie vorhin nach diesem und jenem fragte. Und deshalb drucksten sie herum, als sie das Feuer eröffnen sollten. Hätten sie nämlich etwas gesagt, dann wäre offenbar geworden, dass sie sich gedrückt haben und viel zu früh zurückgekommen sind.

---

<sup>630</sup> Im Original ist der Wortteil „Kompanietrupp“ ausradiert, sicher weil Freitag am Gegenstoß weiter unten noch teilnimmt. Dieser Feldwebel war also nicht Freitag, oder es war lediglich später am Tag. Noch weiter unten gibt es dann einen alternativen Namen.

<sup>631</sup> im Original „damals“, vgl. Fußnote 628



Im Übrigen hätte mich das Bataillon ruhig über Stärke und Auftrag des Spähtrupps unterrichten können. Um den Mann, der den Kameraden angeschossen hat, zu beruhigen, habe ich ihm vor den versammelten Männern erklärt, dass er richtig gehandelt habe, denn er habe auf meinen Befehl hin geschossen.

Eben komme ich von einem **erfolgreichen Gegenstoß** zurück. Es ist alles sehr schnell gegangen und war so verlaufen: Ich stehe in dem kleinen Laufgraben zwischen unseren zwei Bunkern, als plötzlich rechts im Wald ein rasendes Infanteriefeuer einsetzt. Das ist in meinem rechten Abschnitt, beim 1. Zug. Der Wald rauscht und dröhnt vom Knattern und Prasseln der Gewehrschüsse und MG-Garben. Das ist kein Feuerüberfall, das ist ein Angriff. Das „Urräh“ der Angreifer geht unter im hellen Knattern des Infanteriefeuers. Ohne noch weitere Anzeichen oder Meldungen abzuwarten, alarmiere ich meine Kompaniereserve. Mein Kompanietruppführer kommt aus dem Bunker gekrochen, während ich gespannt zum Wald hinüberblicke. Da kommt eine Gestalt aus dem Wald herausgelaufen! Ein deutscher Soldat! Jetzt ein zweiter, ein dritter. Sie verlassen die Stellungen!

„Feldwebel Freitag, schießen Sie „rot“! – Kompaniereserve fertigmachen zum Gegenstoß!“

Wir setzen die Stahlhelme auf und greifen nach unseren Waffen. Der Kompanietruppführer war inzwischen in den Bunker gekrochen, um die Leuchtpistole zu holen. Er kommt mit der geladenen Pistole zurück, hält sie senkrecht hoch und drückt ab. Zischend fährt die Patrone in den Himmel, glüht rot auf und sinkt zum Boden zurück. „Gleich noch eine!“ Kurz darauf zischt eine zweite rote Leuchtkugel in die Luft.

Rote Leuchtkugel bedeutet: Feind greift an. Sternbündel rot bedeutet Sperrfeueranforderung. Davon hatte ich aber keine.

„Feldwebel Freitag, Sie bleiben hier, rufen sofort das Bataillon an und melden: Feind greift Waldabschnitt der 3. Kompanie an. Kompanieführer ist mit Kompaniereserve zum Gegenstoß angetreten!“

Mit sechs Mann meiner Kompaniereserve springe ich über die Straße, lasse die Männer fächerförmig ausschwärmen und fange am Waldrand die Zurückgehenden des 1. Zuges auf. Sie müssen sich uns anschließen, und wir gehen gemeinsam wieder auf die Stellungen los. Als wir auf sechzig bis achtzig Meter heran waren, gebe ich das Kommando: „Die Stellung wird im Sturm zurückerobert. Feuer aus allen Gewehren – vorwärts – hurraah!“ Brüllend und schießend stampfen wir durch den verschneiten Wald. Von Baum zu Baum, von Busch zu Busch geht es vorwärts. Sprung – Schuss, Sprung – Schuss. Unser Sturmruf hallt in dem winterlichen Wald mit vielfacher Stärke wider. Das Krachen der Gewehrschüsse verstärkt den Gefechtslärm und flößt den Männern wieder Mut ein. Ich sehe sie zwischen den Bäumen vorgehen. Sie springen, knien sich hinter einen Baum, schießen, laden durch, springen weiter. Es geht rasch vorwärts. Vor mir läuft ein Soldat, der eine Gewehrgranate geladen hat. Dieses gefährliche, hochbrisante Geschoss wird vorn auf die Gewehrmündung aufgesetzt. Damit rennt der Kerl jetzt, die Mündung nach unten, durch das Gebüsch. Wenn der irgendwo hängen bleibt oder das Ding herausrutscht, ist er kaputt. Ich habe jetzt aber für Ermahnungen keine Zeit. Da vorn ist schon der Graben!

Da heult es kurz heran, und ein Hagel von Granaten schlägt über uns zusammen. Brach-bruch-krrrraach-zänng! Es bricht und splittert in den Bäumen. Rote Stichflammen zucken aus den Kronen. Schwarzgraue Rauchfontänen springen aus dem schneebedeckten Boden, und ein wahrer Schauer von Splittern, Zweigen und Erde prasselt auf uns nieder. Unser eigenes Sperrfeuer! Unser Gegenstoß war so schnell vorangetragen, dass wir die Stellungen schon erreicht hatten, als das Sperrfeuer darauf lostrommelte. Das Feuer liegt gut, direkt auf den Stellungen und ganz dicht davor. Das Dumme ist nur, dass wir auch schon ganz dicht davor sind und nun den ganzen Segen mitkriegen. Meine Männer haben sich dicht an die Baumstämme gekauert und den Kopf eingezogen. Der Feuerschlag ist kurz und hart. Jetzt ist er vorbei, und in wenigen Sätzen sind wir an den Stellungen. Die Bolschewisten sind zurückgeworfen. Schon während unseres Angriffs sind sie zurückgewichen, und das Sperrfeuer hat ihnen den Rest gegeben. Wir sehen die letzten braunen Gestalten drüben zwischen den Bäumen verschwinden.

Doch nicht alle. Als ich an eines unserer Schützenlöcher herantrete, richtet sich ein Iwan auf und hebt die Hände. In der einen Hand flattert ein Zettel, den er mir jetzt übergibt. Es ist einer unserer Propagandazettel mit der Unterschrift eines Kapitäns der **Wlassow-Armee**, der die Russen zum Überlaufen auffordert. Ob er nun überlaufen wollte oder ob ihn das Sperrfeuer in Deckung gezwungen hatte und er nachher nicht mehr schnell genug zurück konnte, ist unwichtig.

Während die Männer die Stellungen wieder besetzen, gehe ich zum rechten Flügel meines Kompanieabschnitts, um festzustellen, ob der Anschluss zu der Nachbareinheit wieder hergestellt ist.

Es ist alles in Ordnung. Gleich im ersten Loch finde ich zwei Mann der Nachbarkompanie. Sie sind Angehörige einer Sturmkompanie. Bei ihnen war der Angriff schon vor den Stellungen steckengeblieben. Diese gutbewaffneten und furchtlosen Männer schütteln den Kopf darüber, dass man „vor so ein paar Iwans“ davonlaufen kann. Sie schildern mir den Verlauf des Gefechts, und aus ihren Worten klingt Stolz und ein bisschen Prahlerei. Aber warum sollten sie nicht! Nach einem abgeschlagenen Feindangriff haben sie wohl ein Recht darauf. Ich wäre froh, wenn ich nur zehn Mann von dieser Sorte in meiner Kompanie hätte.

Ich kehre zu meinem Kompaniegefechtsstand zurück, schicke den Gefangenen zum Bataillon und melde dem Bataillon telefonisch den beendeten Gegenstoß, die Wiederbesetzung der Stellungen und 1 Gefangenen.

Das war eine Blitzaktion ohne Verluste und sogar einem Gefangenen. Hier hat sich wieder die alte Erfahrung bestätigt, dass Gegenstöße umso erfolgreicher sind und umso weniger Verluste kosten, je schneller sie einsetzen. Das war ein Musterbeispiel eines „automatischen Gegenstoßes“, wie sie seit einiger Zeit von der Truppenführung bei Feindeinbrüchen gefordert werden.

Wir werden umgruppiert. Um die Front hier im Dorf zu verstärken, wird eine 2. Linie aufgebaut, die ich besetzen soll. Es gab eine kleine Überraschung, als der Kompanieführer der neuen Einheit erscheint, um mich abzulösen. Es ist Leutnant Fischer, ehemaliger Gefreiter und Richtschütze in dem Zug, den ich als Feldwebel geführt habe, beim **Ssula-Übergang** schwerverwundet zum letzten Mal gesehen.

Die 2. Linie bzw. Reservestellung zieht sich mitten durch den Ort, etwa parallel zur vorderen Linie mit derselben Frontrichtung, nur ca. zweihundert Meter rückwärts. Die Stellungen sind durch hohes Gebüsch gedeckt und von zwei Zügen besetzt. Der 3. Zug liegt in einem Gehöft dicht hinter der Frontlinie. Auch meine neue Stellungslinie reicht links bis an die Barta-Mulde. Mein Kompaniegefechtsstand befindet sich in einem Bunker unmittelbar am Fuß der Mauer der Kirchenruine. Früher lief hier an der Kirche einmal die russische Front entlang. Auch der Bunker ist von Russen gebaut. Entsprechend der russischen Frontrichtung lag er natürlich hinter der Kirche, so dass er jetzt auf der falschen Seite, nämlich frontwärts liegt. Auch der Eingang öffnet sich zum Feind hin. Das Kirchenschiff, das dem Russen Schutz bot, liegt jetzt in meinem Rücken. Allerdings haben wir vor dem Bunker einen kleinen Graben ausgehoben, dessen ausgeworfene Erde einen flachen Schutzwall bildet, der den Bunker wenigstens etwas vor Sicht schützt.

Der Russe gibt keine Ruhe. Heute hat er wieder einmal das Kirchengemäuer mit Pak beschossen. Wir hören den harten Abschuss und fast gleichzeitig das metallische Krachen der krepierenden Granaten. Die meisten schlagen durch und reißen kleine Löcher in das Gemäuer der geschundenen Ruine. Andere zerschlagen das Gestein, das in großen und kleinen Brocken auf unsere Bunkerdecke prasselt. Nach jedem Einschlag quillt eine rote Staubfahne hervor und hängt als rötlicher Schleier eine Zeitlang in der Luft.

Der Verpflegungsschlitten kommt nach Einbruch der Dunkelheit bis an die Kirche gefahren. Von hier holen sich die Gruppen dann ihr Essen ab. Heute gibt es wieder Nahkampfpäckchen für die Kämpfe der letzten Tage. Ich bekomme drei Stück<sup>632</sup>, die ich aber gleich wieder zum Tross zurücknehmen lasse. Sie sollen dort aufbewahrt werden, bis ich mal nach hinten komme, wo ich sie dann in aller Ruhe verzehren möchte.

Jetzt knallt die Pak wieder gegen die Kirchenmauer. Die Essenausgabe ist gerade beendet. Die Fahrer werfen die leeren Kanister eilig auf den Schlitten, sitzen auf und sausen ab.

Auch heute schießt der Iwan wieder wie toll auf die armen Kirchenreste. Es kracht und prasselt. Der Posten kommt hereingeschlichen. Es ist ihm draußen zu gefährlich. Ich will den zweiten Melder hinausschicken, denn die Beobachtung muss fortgesetzt werden. Er zögert und kann sich nicht entschließen, die Ablösung zu übernehmen. Da stehe ich auf und gehe wieder einmal selbst hinaus. Aber öfter werde ich das nicht machen, sonst machen die Landser eine Gewohnheit daraus. Im Gelände sind keine Bewegungen zu erkennen, nur diese verdammte Pak schießt, und zwar immer nur auf die Kirche. In vier bis sechs Metern Höhe krachen die Granaten in die Mauer. Steine rasseln herunter. Ich mache einen krummen Rücken und ziehe den Kopf ein wie eine Schildkröte. Was für ein Sicherheitsgefühl doch so ein Stahlhelm gibt! Einen Stein aus drei Metern Höhe hält er spielend ab.

---

<sup>632</sup> für die im Soldbuch (**Vordruck II** gegenüber S.23 ) bestätigten drei Nahkampftage am 24., 25. und 26.01.1945

Vor mir am Grabenwall liegt ein toter Soldat. Von meiner Kompanie ist er nicht. Er muss endlich begraben werden. Ich will es heute abend tun lassen.

Von der Bunkertür ruft ein Melder: „Herr Leutnant, Anruf vom Bataillon!“ Ich gehe hinein, nehme den Hörer und melde mich. Der Bataillons-Adju ist am Apparat: „Tag, Schrödter, elender Beschuss heute, was? Wie geht es? Irgendetwas zu erkennen? Nein? Na schön, Wiedersehen!“ Nach einer Stunde kommt ein neuer Anruf: „Nichts zu sehen? Umso besser! Wiedersehen!“ Beim Auflegen wundere ich mich über die Anrufe. Wegen solcher Kleinigkeiten ruft man doch nicht an.

Seit einer halben Stunde liegt auch das Gelände hinter uns unter Artilleriebeschuss. Die Telefonleitung ist längst zerschossen. Deshalb rufe ich aus dem Nachbarbunker einen Mann der Nachrichtenstaffel zu mir. Der Funker soll mit seinem Dora-Sprechfunkgerät<sup>633</sup> die Verbindung zum Bataillon wiederherstellen. Er steckt seine Antenne durch einen Türspalt nach draußen und bedient nun das Gerät. Nach einiger Zeit reicht er mir einen Zettel mit einem eben aufgenommenen Funkspruch herüber. Der Funkspruch ist aber nicht zu entziffern, denn er besteht aus völlig unverständlichen Sätzen. Auf meine Frage, ob er den Spruch versteht, verneint er. Also Rückfrage. Er nimmt den Spruch erneut auf und endet mit „verstanden“. Aber der Spruch ist immer noch nicht zu entziffern. Ich fauche diesen Blindgänger gehörig an, aber davon wird der Spruch nicht deutlicher. Was soll man bloß mit diesen 6-Wochen-Rekruten anfangen!? Der verstümmelte Funkspruch sagt etwas über Auszeichnungen, aber ich werde nicht klug daraus. Also befehle ich dem Funker, die Meldung selbst vom Bataillon zu holen, wenn er nicht in der Lage ist, sie im Funk aufzunehmen. Aber dann kommen mir Bedenken. Kann ich diesen Heini zum Bataillon schicken, dessen Lage ihm unbekannt ist? Noch dazu durch ein Gelände, das unter Artilleriebeschuss liegt? So schicke ich also meinen richtigen Melder los. Der schultert sein Gewehr und zieht ab.

Dieser Melder ist derselbe Funker, den ich damals in Jurmalciems in die vorgeschobene Stellung „straftversetzt“ hatte, und der von dort gar nicht mehr zurück wollte. Heute ist er ein guter Melder.

Nach einer Stunde ist er zurück und macht prustend seine Meldung. Inzwischen war eine zweite Meldung erforderlich, aber einen zweiten Gang zum Bataillon wollte er nicht machen. Er sei genug gewatzt, und nun könnte der zweite Melder auch mal laufen. Er hat recht. Im übrigen habe ich ihn wegen seiner gefährlichen und pflichttreuen Meldegänge für eine Auszeichnung bei der nächsten Gelegenheit vorgesehen.

*Tags darauf*<sup>634</sup> komme ich zum Bataillon. Wie ich beim Eingang zum Unterstand den Stahlhelm abnehme, kommt mir zum Bewusstsein, dass ich ihn seit fast zehn Tagen nicht vom Kopf bekommen habe. Manchmal sogar nicht einmal beim Schlafen.

Nach der Besprechung mit dem Kommandeur und dem Adju sagt letzterer ganz unvermittelt zu mir: „Haben Sie denn *gestern*<sup>635</sup> bei dem tollen Beschuss keinerlei Angriffstätigkeit bemerkt?“ Auf mein entschiedenes „Nein“ fährt er lächelnd fort: „Die Russen hatten beschlossen, sie und ihren ganzen Gefechtsstand auszuheben! Eine ganze sowjetische Kompanie unter Führung eines Kapitäns war dazu angetreten! Der Führer der Kompanie änderte aber seine Absicht und lief über! Er hat uns dann den ganzen Plan mitgeteilt.“ So, so, nun wird mir alles klar. Darum also hat er die Ruine und meinen Bunker mit diesem blödsinnigen Pakfeuer belegt, und darum hat die rote Artillerie das Gelände hinter mir unter Beschuss genommen, um die Überfallstelle gegen Hilfe von rückwärts abzuriegeln. Das hätte mir eigentlich auffallen müssen. Und nun habe ich auch die Lösung für die beiden rätselhaften Anrufe des Adjutanten: Er kannte die russische Absicht und wollte hören, ob ich noch da bin!

Man berichtet mir noch, dass unser Kommandeur sich um eine Auszeichnung für mich bemüht. Mein letzter Gegenstoß hat offenbar Eindruck gemacht. Vielleicht hat auch der Gefangene wichtige Aussagen gemacht.

In dem Waldabschnitt rechts der Straße, wo ich kürzlich den russischen Angriff zurückgeschlagen habe, ist der Teufel los. Tag und Nacht greifen die Roten hier mit stärkeren und schwächeren Trupps an. Unsere Leute bekommen keine Ruhe mehr. Heute meldet die Kompanie dort erstmalig Panzergeräusche. Am Spätnachmittag nähern sich dann tatsächlich einige Ungetüme vorsichtig und schrittweise im Wald und feuern auf unsere Stellungen. Bei Einbruch der Dunkelheit ziehen sie sich wieder zurück. Leutnant Fischer hat Verluste. Ich bekomme Befehl, mit einem Zug meiner Kompanie vorzugehen und die 2.

---

<sup>633</sup> möglicherweise ein *Feldfunksprecher FeldFu d* oder ein *Kleinfunksprecher d* „Dorette“

<sup>634</sup> im Original „Nach einigen Tagen“, vgl. Fußnote 628

<sup>635</sup> im Original „vorgestern“, vgl. Fußnote 628

Kompanie zu unterstützen, falls diese die Stellung nicht mehr allein halten kann. Fischer hat meinen alten Kompaniegefechtsstand, den er übernommen hatte, nicht mehr halten können und war in einen anderen Bunker im Wald auf der anderen Straßenseite ausgewichen. Dahin ziehe ich also mit meinen Männern, lasse sie im Unterholz des Waldes in Deckung gehen und krieche in den Unterstand hinein. Er ist eng und niedrig. Fischer hockt in einer Ecke. Vor ihm steht auf einer Holzplanke eine Kerze, die den Unterstand mit ihrem matten Schein notdürftig erhellt. Der übrige Raum des Bunkers ist mit Verwundeten überfüllt, die still oder stöhnend am Boden liegen. Draußen hallt unruhiges Geknatter von Gewehrfeuer durch den Wald. Jetzt wagen sich die Panzer auch schon nachts heran. Von Zeit zu Zeit mischt sich ihr tiefes Brummen in das helle Knattern des Infanteriefeuers. Drei Panzer sind gemeldet. Sie stehen im Schutz des dunklen Waldes fünfzig Meter vor unseren Stellungen. Sie sind nicht auf der Straße herangekommen (da könnten Minen liegen), sondern haben sich einen Weg durch den Wald gebahnt (wo sich normalerweise kein Panzer bewegt, schon gar nicht bei Nacht). Jetzt krachen ihre Abschüsse. Das zuckende Mündungsfeuer erhellt wie ein Blitz den nachtdunklen Wald. Gleichzeitig wirft das Feuer der krepierenden Granaten einen flammenden Schein gegen die Baumstämme. Ein Melder kommt mit Verlustmeldungen. Fischer bittet mich, eine meiner Gruppen zur Auffüllung der Lücken in die Stellung zu schicken, bis er selbst Verstärkung bekommt. Ich schicke sechs Mann nach vorn.

Wieder bringen sie einen Schwerverwundeten. Schon von weitem hören wir sein lautes Jammern. Es ist ein OA-Feldweibel. Der Splitter einer Panzergranate hat ihm den Oberarm zerschmettert. Zwei Mann führen ihn in den Unterstand. Das sitzt er nun, den Rücken an die Wand gelehnt, und stöhnt und windet sich vor Schmerzen. „Aaauuaahh – uuuiihh – mein Arm, mein Arm. Jetzt muss ich ins Lazarett und morgen sollte ich zum Leutnant befördert werden! So eine verdammte Schweinerei – auuuah – ooochch. Der Arm ist hin. Ich sah nur einen Blitz und spürte einen furchtbaren Schlag gegen den Arm. Auuuuch, verfluchte Sauerei!“ Da er noch laufen kann und der Bunker sowieso überfüllt ist, schicken wir ihn gleich nach hinten.

Stundenlang geht der Kampf noch weiter. Die Panzer schießen aus sicherem Versteck, ohne einen Meter vorzurücken. Die rote Infanterie wagt sich ebenfalls nicht heran. Unsere Männer stehen in ihren Löchern und schießen auf alles, was sich drüben bewegt. Oder sie drücken sich in ihre Löcher, wenn die Panzer ihr satanisches Feuer herüberjagen. Der Wald brennt an einigen Stellen. Die Glut der züngelnden Flammen wirft zuckende, rote Schatten durch den Wald. Wir haben starke Verluste, aber die Männer weichen nicht. Gegen Morgen brummen die Panzer plötzlich laut auf. Sie kriechen zurück. Das Feuer flaut ab. Auch dieser Angriff ist abgeschlagen. Ich ziehe meine Gruppe wieder heraus und ziehe mit meinem Zug in unsere Reservestellung zurück.

Ich bin einen Tag hinten bei meinem Tross und inspiziere die Unterkünfte und den Betrieb. Natürlich ist alles in bester Ordnung, da mein Kommen bekannt war. Ich schreibe einen Brief an Carola<sup>636</sup> und fordere dann meine vier Nahkampfpäckchen, die ich zur Aufbewahrung hierher gegeben hatte. Sie sind nicht aufzufinden. Natürlich haben die Kerle sie aufgefressen. Erstaunlicherweise ärgere ich mich nur wenig über diese Unverschämtheit. Geschieht mir ganz recht. Ich bin kein starker Esser und bin immer mit wenig zufrieden. Daher habe ich auch den Verpflegungsfragen in der Kompanie zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Das soll in Zukunft anders werden. Vor allem werde ich dem Hauptfeldweibel bei der Anforderung und Verteilung der Päckchen etwas mehr auf die Finger sehen. Es ist nur etwas schwierig durch zu führen, wenn man wochenlang vorn im Graben liegt. Da kann der Spieß dann hinten nach eigenem Gutdünken walten, was sie alle weidlich ausnützen.

Heute ist der Waffen-Unteroffizier mit dem Verpflegungsschlitten nach vorn gekommen. Er ist ein stämmiger Bursche und kolossal eifrig. Er schimpft wie ein Rohrspatz, weil die Züge die leeren Muni-Kästen so selten zurückschicken. Er durchsucht alle Bunker und Unterkünfte und findet in dem Haus des 3. Zuges dabei sogar noch einen Essenkanister. Da platzt ihm förmlich der Kragen.

30.1.45. Links von uns, drüben im Barta-Abschnitt, dröhnt schon den ganzen Tag starkes sowjetisches Artilleriefeuer.<sup>637</sup> Ich ahne nichts Gutes, und als dann abends das Telefon schrillt und das Bataillon sich

---

<sup>636</sup> Offenbar hat der Autor dieses Briefschreiben mit einer anderen Gelegenheit verwechselt, wo er tatsächlich beim Tross Briefe schrieb. Die unmittelbar vor und nach dem 30. verfassten Briefe hat er jedenfalls nicht beim Tross geschrieben, da er sich am 28. ausdrücklich „hier vorn“ befand bzw. am 31. mit der „Nummerierung völlig aus der Reihe gekommen“ war, nachdem er seinen „Kalender zum Troß gegeben“ hatte.

<sup>637</sup> Das KTB OKW 1944–1945 vermerkt am 30.1.45 (S. 1057) „Nur Aufklärungs-Vorstöße“, am 31.1.45 (S. 1060) „Nur geringe Tätigkeit“. **Man muss aber immer 1 Tag abziehen!**



meldet, wusste ich schon, was kommen würde: Stellungswechsel nach links! Der Russe hat einige Einbrüche erzielt, und wir sollen in die Bresche springen. Ich gebe also an die Kompanie Befehl zum Fertigmachen. Als es dunkel wird, fassen wir noch einmal Verpflegung, und dann verlassen die Züge die Stellungen, um sich beim Bataillon zu sammeln.

Während die Männer vor dem Haus des Bataillonskommandeurs in Gruppen zusammenstehen, gehe ich hinein, um mich zu melden. Da erkenne ich Oberst Mann. Er ist wieder selbst gekommen, um mich in meinen neuen Auftrag einzuweisen. Er steht mitten im Raum. Hinter ihm mein Bataillonskommandeur<sup>638</sup> und der Adju. Ich stehe ihnen gegenüber, feldmarschmäßig im Tarnbekleidung mit Stahlhelm und umgehängter MPI. Oberst Mann begrüßt mich in seiner forschenden Art. Zuerst beglückwünscht er mich zu dem schneidigen Gegenstoß in dem Wald und schließt mit den Worten: „Seien Sie gewiss, dass das nicht vergessen wird!“ Dann breitet er eine Karte auf dem Tisch aus, zeigt mir den neuen Einsatzraum und erläutert mir meinen neuen Einsatz, bei dem ich einem anderen Bataillon unterstellt werde. Da ich keine Karte bekommen kann, versuche ich, mir das Kartenbild und den Weg zum neuen Einsatzraum ins Gedächtnis einzuprägen. Oberst Mann fährt fort: „Drüben im Barta-Abschnitt greift der Russe mit starken Kräften an und ist stellenweise in unsere Verteidigungslinie eingebrochen. Ihr Auftrag ist es, eine Riegelstellung aufzubauen und den weiteren Einbruch der Russen zu verhindern.“ Jetzt hebt er die Stimme: „Heute werden Sie noch 2. Linie sein, aber denken Sie daran, dass diese Linie morgen schon HKL sein kann!“ Dann werde ich entlassen. Kurzer Händedruck, Kehrtwendung – ab.

Draußen lasse ich die Kompanie antreten, setze mich an die Spitze und marschiere in die dämmerige Winternacht hinaus. Über eine kleine Holzbrücke gelangen wir auf die andere Seite eines Baches (ein Barta-Nebenflüsschen?)<sup>639</sup> und steigen dann den sanften Hang des Tales hinauf. Dann gabelt sich der Weg. Einer biegt direkt zur Front ab, der andere läuft parallel zu ihr auf der Höhe weiter. Ich folge dem letzteren, der sich bald oben auf der kahlen, verschneiten Hochfläche verläuft. Ich bin noch keine fünfhundert Meter gegangen, da werde ich unsicher. Es ist so seltsam ruhig hier oben. Irgendetwas stimmt hier nicht, obgleich ich nicht sagen kann, was. Mein Instinkt meldet sich. Das ist nicht der richtige Weg! Kehrt, zur Wegegabel zurück! Dort angekommen, blicke ich mich in der Gegend um und entdecke am Rand des anderen Weges in der Nähe der Gabelung eine dünne Rauchfahne, die aus einem Bunkerschornstein aufsteigt. Ich laufe die achtzig Meter voraus und steige in den Bunker hinunter. Er ist von Pionieren besetzt, die die kleine Brücke sichern. Auf meine Fragen können sie aber keine Auskunft geben. Sie kennen weder das Bataillon noch den Weg dorthin. Also muss ich auf ein bisschen Glück vertrauen. Ich folge nun diesem zweiten Weg, obgleich er viel zu früh zur Front abbiegt, denn mein Marschziel ist viel weiter entfernt. Aber bald macht der Weg eine sanfte Biegung und läuft nun parallel zur Front. Das ist der richtige! Er läuft auf halber Höhe des kahlen Hanges entlang. Die dunkle Kolonne der Kompanie hebt sich deutlich von der hellen Schneefläche ab. Einzelne verirrte rote Leuchtpurgeschosse zischen von der Front zu uns herüber. Ein Gehöft taucht auf. Ein großer, wuchtiger Hof, der etwa dreißig Meter abseits des Weges steht. Während die Kompanie Halt macht und viele Landser sich gleich in den Schnee zum Ruhen niederlegen, gehe ich auf den Hof. Alles ist totenstill, kein Mensch zu sehen. Das Gehöft ist verlassen. Also weiter. Nach einer knappen halben Stunde treffen wir erneut auf ein Gehöft. Ich mache mich wieder auf die Suche, während die Männer sich auch hier wieder auf den Boden der offenen Scheune niederlassen. Auch dies hier ist ein großer Hof mit einer ganzen Gruppe von Gebäuden. Vielleicht sind es zwei Höfe. Hier begegne ich einigen Gestalten. Es sind Deutsche. Ich erfahre von ihnen, dass der Bataillonsgefechtsstand fünfhundert Meter entfernt in einer sanft abfallenden Mulde liegt. Mein Kompanietruppführer war bei der Kompanie geblieben. Ich gehe aber nicht dorthin zurück, sondern gehe allein zum Bataillon hinüber. Ich trete in den geräumigen Unterstand und melde mich bei dem Bataillonsführer Hauptmann Petersen. Er ist ein ruhiger, sehr sympathischer Hamburger mit stark angegrauten Schläfen. Er schildert mir kurz die Lage und gib mir dann meine Einsatzbefehle. Ich soll, wie mir schon bekannt, eine 2. Linie aufbauen, auf die die 1. Linie notfalls zurückgenommen werden kann. Außerdem soll ich eine Gruppe zur Verstärkung nach vorn in die schon sehr lückenhafte 1. Linie schicken.

---

<sup>638</sup> Wegen der nachfolgenden Bemerkung, dass er „einem anderen Bataillon unterstellt werde“, kann man mit Sicherheit annehmen, dass es sich bei dem hier anwesenden um den in Kesteri zuständigen Bataillons-Kommandeur von Manns Regiment und nicht um den Kommandeur des Korps-MG-Bataillons 410 handelt.

<sup>639</sup> *Elkupite*

Ich hole die Kompanie heran, die im Stroh liegt und schnarcht. (Ich hätte doch den Kompanietruppführer mitnehmen sollen. Dann hätte ich mir diesen Weg sparen können. Selber schuld!) Ich führe die Kompanie nach **Kudi**, einer Streusiedlung, eine lockere Gruppierung mehrerer großer Gehöfte. Hier stehen in Abständen von einigen hundert Metern drei große Bauernhöfe in einer Reihe entlang der Straße. Ob Kudi der Name für die ganze Siedlung oder nur für eines der Gehöfte ist, weiß ich nicht. Diese drei Höfe sollen das Rückgrat für die 2. Linie werden. Auf dem Gelände jedes dieser Höfe sind noch mehrere Unterstände gebaut. Das mittlere Gehöft besetze ich mit einem Zug und lege auch meinen Kompaniegefechtsstand hierher. Ich ziehe zu dem Ari-Beobachter, der ebenfalls hier seine B-Stelle hat. Auch die anderen Höfe werden besetzt, und die Züge erhalten Befehl, sofort mit dem Bau von Feuerstellungen zu beginnen. Nun muss ich vor allem noch **Sili** besetzen. Das Gehöft liegt zwischen unseren beiden Linien etwa 600 m vor meinem Gefechtsstand. Da wir auf einem Hang liegen, kann ich es unten liegen sehen. Es liegt in der Flanke des Einbruchs, und ich soll es besetzen, um eine seitliche Erweiterung des russischen Einbruchs zu verhindern. Also eine Riegelstellung zur Flankensicherung. Ich schicke deshalb eine starke Gruppe von 10 Mann dorthin. Zum Führer dieser Gruppe bestimme ich den Feldwebel, der sich in Jurmalciems einen Platz in meinem Gefechtsstand erschlichen hatte. Zur Verstärkung des rechten Zuges schicke ich noch einen Halbzug hinüber, der mit seinen beiden MGs dort in Stellung geht. Bis an dieses Gehöft reicht nämlich fast die Einbruchsstelle, und deshalb muss hier unsere Stellung stark sein. Eine dieser Feuerstellung kann ich von meinem Gehöft aus sehen. Bei diesem MG befindet sich der Danziger, der mir damals in Danzig mehrmals Hilfe und Einladung anbot.<sup>640</sup> Obgleich ich mich sehr reserviert verhalten hatte, um mich nicht zu verpflichten, habe ich ihm jetzt doch eine relativ ungefährliche Stellung in der 2. Linie zugeteilt. Man lässt sich manchmal eben doch beeinflussen.

Nachdem ich die Züge und Gruppen eingewiesen und in Marsch gesetzt habe, gehe ich selbst mit dem einen Zug zum linken Gehöft herüber. Hier lege ich mit dem Zugführer die Feuerstellungen fest, ermahne die Männer zur Wachsamkeit und lasse sofort mit dem Stellungsbau beginnen. Dann kehre ich zu meinem Gehöft zurück und befehle auch hier den sofortigen Ausbau der Stellungen. Die Männer sind todmüde und haben nicht die geringste Lust zum Schanzen. Ich bin aber unerbittlich. Es beginnt schon hell zu werden. In ein bis zwei Stunden ist es taghell, und dann sind Schanzarbeiten nicht mehr möglich. Wir müssen aber in die Erde, denn der morgige Tag wird heiße Kämpfe bringen. Dann werden die Männer froh sein, dass sie ein Loch haben. Ich lasse also an der Frontseite der Scheune einen Graben und eine MG-Stellung ausheben. Der Boden ist steinhart gefroren. Die Arbeit ist schwer, und die Männer verlieren manchen Schweißtropfen. Ich erkläre ihnen, dass sich im Krieg eine lebenswichtige Erfahrung herausgebildet hat, die man in drei Worte fassen kann: „Schweiß spart Blut.“ Und dann treibe ich sie weiter zum schippen an. Die Männer sind noch am schaufeln, als die Sonne schon am Horizont erscheint, aber nun verbirgt uns ein hoher Wall aus Erde und Schnee vor den Augen des Feindes. Jetzt sind die Männer fertig, und sie haben sogar noch Glück gehabt, denn beim Schanzen waren sie auf ein schon früher angelegtes Grabenstück gestoßen, das nur vom Schnee zugeweht war.

31.1.45.<sup>641</sup> In der Nacht zum 1.2. legen Pioniere in dem Gelände vor unserem Gehöft eine Minensperre an.

Ich bin in den Unterstand gestiegen, den ich mit dem Ari-Beobachter teile. Ich habe genau so wenig Schlaf bekommen wie die Männer und bin hundemüde. Die Artilleristen sehen uns bestimmt mit einem weinenden und einem lachenden Auge. Bisher lagen sie hinter der Front allein in ihrem Bunker. Nun aber sind sie in die HKL geraten und müssen ihren Bunker noch mit uns teilen. Wir sind 5 Mann hier drinnen. Der Artillerieleutnant mit einem Funker und ich mit zwei Meldern.

Ich habe zwei Stunden geschlafen und setze mich nun an den kleinen Klappstisch, um zu frühstücken. Seit undenklichen Zeiten habe ich wieder einmal Weißbrot und gute Butter bekommen. Diese Kostbarkeiten packe ich nun auf den Tisch und beginne, das Brot zu bestreichen. Mit Behagen beiße ich in die erste Schnitte.

---

<sup>640</sup> siehe 23.12.1944

<sup>641</sup> Das KTB OKW 1944–1945 vermerkt am 31.1.45 (S. 1060) „Nur geringe Tätigkeit“, am 1.2. (S. 1062) „Keine besonderen Kampfhandlungen“. **Man muss aber im KTB OKW immer 1 Tag abziehen! Besser KTB HGr K bzw. X.AK verwenden!**

Da setzt draußen in der Ferne ein dumpfes Wummern ein. Es sind die Abschüsse einer Rollsalve<sup>642</sup>. Die Einschläge liegen aber weit weg. Da mischt sich der harte Schlag einer Pak ein. Kränng! Dieser Einschlag liegt nahe. Der Artillerist hat schon sein Glas an den Augen, und der Funker geht auf Empfang. „Sie greifen an!“ ruft der Artillerie Leutnant plötzlich. Es war zu erwarten. Iwan will seinen gestern erreichten Einbruch erweitern.

Ich hatte gerade zwei Bissen gegessen. Wütend packe ich das Frühstück weg. Vielleicht kann ich es später in Ruhe fortsetzen. Ich flitze im Schutz der Scheune zu den Stellungen meines Zuges. Die Wachen vorn im Graben sind auf Posten. Im Gelände vor uns ist alles ruhig. Der Angriff kommt aus der Einbruchsstelle und richtet sich gegen den rechten Nachbarabschnitt. Nur einzelne Granaten explodieren in der Nähe unseres Hofes. Sie gehören zu dem Feuervorhang, der uns von dem Angriffsraum abriegeln soll.

Kraachch – ein Einschlag liegt mitten im Hof. Splitter surren. Bruuch – schon wieder einer. Jetzt liegt auch unser Hof unter Beschuss. Offenbar dehnt der Russe seinen Angriffsraum aus. Ich kann es mir nicht verkneifen, den Männern die Richtigkeit meines Schanzbefehls zu beweisen. Jetzt sehen sie es natürlich ein.

Der Feldwebel, den ich als Gruppenführer nach Sili geschickt hatte, kommt mit einer völlig nichtssagenden Meldung zurück. Ich mache ihm klar, dass der Gruppenführer bei seiner Gruppe zu bleiben hat und notfalls einen Melder schickt. Ich überlege mir, ob ich diesen Feigling durch einen besseren Mann ersetze, denn dieser Kerl steckt womöglich die andern noch an. Jetzt wurstelt er auf dem Hof herum.

1.2.45. Drei Stunden nach dem Gruppenführer kommt der stellvertretende Gruppenführer mit einem Gefreiten aus Sili herauf. Sie holen Munition und machen gleich wieder kehrt. Der Gefreite ist ein prächtiger Kerl. Erst gestern hat er durch einen wahrhaft tapferen Einsatz der ganzen Gruppe das Leben gerettet. Deshalb habe ich ihm eben, bevor sie wieder nach Sili zurückgingen, in unserem Bunker vor allen Anwesenden meine Anerkennung ausgesprochen und ihn mit denselben Worten belobt, die Oberst Mann vorgestern zu mir gesprochen hat: „Seien Sie gewiss, dass das nicht vergessen wird!“ Zehn Kämpfer von dieser Sorte wiegen eine ganze Kompanie auf. Aber es ist damit, wie überall im Leben: Das Kostbare ist selten. Beim nächstmöglichen Termin für Auszeichnungen werde ich ihn an erster Stelle einreichen.

Aber auch ihn musste ich daran erinnern, dass auch der stellvertretende Gruppenführer bei der Gruppe bleiben muss. Es ist unmöglich, die Gruppe gerade in einer brenzligen Situation ohne Führer zu lassen. Sie sind durch den Beschuss schon wieder nervös geworden. Dies ist die schlechteste Kompanie, die ich jemals geführt habe, von einigen wenigen tüchtigen Soldaten abgesehen.

Rechts ist es stiller geworden. Der sowjetische Vorstoß ist gestoppt worden, allerdings unter Preisgabe eines schmalen Geländestreifens.

Da ruft mich der Posten nach vorn: „Herr Leutnant, da laufen welche nach Sili!“ Ich stelle mich neben dem Posten und blicke durchs Glas. Ja, da kommen etliche Gestalten von rechts auf Sili zu. 6 – 8 – 10 Mann. Sie kommen aus der Richtung der Einbruchsstelle. Sind es Deutsche, die vor dem russischen Vorstoß ausweichen wollen, oder sind es Russen, die den Einbruch nach der Seite erweitern wollen? Sie laufen geduckt und verschwinden immer wieder im Gebüsch oder den Vertiefungen des Bachgrundes, dem sie folgen. Jetzt aber erkenne ich sie. Es sind Russen! Hundert Meter sind sie noch von Sili entfernt. Warum schießen die denn nicht von dort!? Ich greife ein: „Linkes MG – fertigmachen. Entfernung 600 – Feuer!“ Das MG rasselt los. Ich kann die Iwans zwar nicht recht fassen, weil sie durch Gebüsch und Boden Vertiefungen gedeckt sind, aber ich kann die Gruppe in Sili aufmerksam machen. Immer wieder jagen die Feuerstöße hinüber. Von den Russen sehe ich manchmal nur die Köpfe. Verdammt nochmal, merken die in Sili denn nichts!? Schläft denn der Posten, oder haben sie gar keinen aufgestellt? Hier rechts hat der Russe doch angegriffen, da beobachtet man doch in dieser Richtung, zumal er ihnen in der Flanke sitzt!

---

<sup>642</sup> *zusammengefasstes Feuer von vielen Geschützen, die gemeinsam ein bestimmtes Ziel in schneller Schussfolge beschießen, so dass die einzelnen Abschüsse und Einschläge nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind, sondern nur noch ein einziges dumpfes Rollen zu hören ist (academic); z. B. wie hier als Feuerschlag zu Beginn eines längeren Wirkungsschießens (GenWiki).*

Noch hundert Meter, dann ist der Russe am Haus. Will meine Gruppe sie vielleicht erst näher heranlassen? Jetzt sind die Iwans verschwunden. Der Bachgrund und das Gebüsch verdecken sie. Mein MG-Schütze stopft. Gespannt blicken wir hinüber. Es fällt kein einziger Schuss da unten. Und plötzlich kommt eine Reihe von Männern aus dem Haus. Sie sind unbewaffnet und gehen in Reihe hintereinander langsam auf die Front zu. 9 Mann. Meine Gruppe! Sili ist gefallen! Meine ganze Gruppe überrumpelt und gefangen, und wir stehen hier und können nicht helfen.

Es ist immer wieder das alte Lied mit der Nachlässigkeit unserer Posten. Da gehen jetzt neun Mann in Gefangenschaft, weil ein einziger Posten seine Pflicht nicht getan hat. Oder weil alle zu träge waren. Es ist doch richtig, wenn Wachvergehen unnachtsichtig scharf bestraft werden.

Und der Russe hat uns wieder einmal eine seiner starken Seiten vor exerziert: Die Überrumpelung.

Auf meinen drei Gehöften, die das Rückgrat der 2. Linie bilden, liegt wüstes Feuer. Schon seit Stunden hauen Pak und schwere Granatwerfer in die Gehöfte. Von Zeit zu Zeit machen sie eine Feuerpause, um dann erneut mit Wucht einzusetzen. Ich habe mich in den Unterstand zurückgezogen und lausche dem Funkverkehr des Ari-Beobachters. Kraaach! – ein Blitz – ein Schüttern – der Bunker hüpft. Eine Granate war dicht neben dem Eingang eingeschlagen. Der Funker zieht seine Antenne ein. Sie ist unbeschädigt. Zögernd steckt er sie dann wieder durch den Türspalt, denn er braucht sie für sein schweres Berta-Gerät<sup>643</sup>.

Jedesmal, wenn das Feuer etwas nachlässt, steige ich aus dem Bunker und laufe zu meinen MG-Stellungen, spreche mit den Posten und beobachte die beiden anderen Gehöfte. Jetzt liegt gerade starkes Feuer auf dem rechten Hof. Grauschwarze Rauchfahnen steigen auf, wenn die schweren Werfergranaten krepieren. Es sind 12-cm-Kaliber. Dazwischen gellen die harten Abschüsse der sowjetischen Pak. Ich schätze sechs Geschütze.

Ein Melder kommt von rechts an gesaust. Er bringt böse Nachricht. Ein Volltreffer hat eines meiner MG-Nester vernichtet und die gesamte Bedienung getötet. Darunter ist auch der lange Danziger. Ich hatte ihn absichtlich hier in der 2. Linie gelassen, um diesen baumlangen Kerl nicht zu sehr zu gefährden. Nun hat es ihn doch erwischt. Es ist schon so: Wir können unser und anderer Schicksal nicht bestimmen. Wir stehen in Gottes Hand. Wen es treffen soll, den trifft es doch.

Im Laufe des Nachmittags erleidet meine Kompanie noch weitere Verluste. Es sind keine lebensgefährlichen Verwundungen dabei, aber die Ausfälle verringern meine Mannschaftsstärke.

Der sowjetische Vorstoß im rechten Abschnitt soll im Gegenangriff zurückgeworfen werden. Eben ist eine Pionierkompanie zum Angriff angetreten. Sie wird von Sturmgeschützen unterstützt. Ich sehe sie in geöffneter Ordnung über die Schneefläche vorgehen. Aber kaum haben auch die Sturmgeschütze ihre Deckungen verlassen und sind auf die freie Fläche hinausgerollt, da fasst sie ein furchtbares Stahlgewitter<sup>644</sup>. Die Russen setzen eine 15-cm-Batterie ein, die bisher noch nicht aufgetaucht war. Hohe, schwarze Rauchfontänen schießen steil in die Luft, und der Donner der Explosionen übertönt zeitweilig die rasselnden Kettengeräusche der angreifenden Sturmgeschütze. Die Kompanie wird furchtbar zusammengeschossen. Der Angriff bleibt bald stecken. Jetzt erhalte auch ich den Befehl zum Angriff, aber ich lehne ab. Erstens ist mir das Angriffsziel ohne jede Einweisung völlig unklar. Zweitens kann ich meine Kompanie in der nötigen Geschwindigkeit gar nicht sammeln. Drittens ist sie durch die bisherigen Ausfälle schon so dezimiert, dass sie gar nicht stark genug ist. Viertens würde sie jetzt genauso zusammengeschossen wie die Pionierkompanie. Mit diesen zusammengeschmolzenen Gruppen, die kaum noch ihre eigenen Stellungen halten können, kann man bei hellichtem Tag unter solchen Beschuss über eine freie Schneefläche keinen erfolversprechenden Angriff führen. Was ich nicht gesagt und für mich behalten habe, ist meine Besorgnis: Wenn die Pionierkompanie das nicht schafft, dann gelingt es meinem Haufen erst recht nicht. Die Toten und Verwundeten wären vergeblich gefallen. Man hat meine Argumente offenbar akzeptiert, denn der Angriff wird abgeblasen, und man lässt auch mich erstaunlicherweise ungeschoren, trotz dieser Beinahe-Befehlsverweigerung.

Ich werde zum Bataillonsführer zu einer Besprechung gerufen. Es geht um einen neuen Einsatz. Aber zunächst empfängt er mich mit einem sanften Vorwurf, weil ich die zur Verstärkung des vorderen Grabens vorgesehene Gruppe nicht abgestellt hatte. Zuerst hatte ich es absichtlich nicht getan, weil ich die Männer nicht nachts durch ein unbekanntes Gelände nach vorn schicken wollte. Diese Anfänger wären doch glatt durch die ohnehin dünnbesetzte Linie zu den Iwans gelaufen. Außerdem war das

---

<sup>643</sup> wohl der *Tornisterempfänger Berta* (Torn.E.b.)

<sup>644</sup> Der Ausdruck zitiert den Titel eines Buches von *Ernst Jünger: In Stahlgewittern*



Gelände, wie der Bataillonsführer zugab, nicht ganz feindfrei. Und dann habe ich es später allerdings vergessen. Mit seiner ruhigen Stimme sagt mir der Hauptmann dann: „Wenn ich einem Offizier einen Befehl gebe, muss ich die Gewissheit haben, dass er auch ausgeführt wird.“ Damit hat er völlig recht, und ich bin auch ganz kleinlaut und etwas beschämt.

Inzwischen sind auch die anderen Offiziere eingetroffen, und die Einsatzbesprechung beginnt. Es geht um die Rückerobung von Sili. Dies soll die erste Etappe einer größeren Operation sein. Der Hauptmann berichtet: Ein neues Bataillon, das in Kürze eintreffen wird, soll von unseren Stellungen aus einen nochmaligen Gegenangriff unternehmen, um den russischen Einbruch zu bereinigen. Um diesem Angriff eine bessere Ausgangsposition zu verschaffen, soll Sili zurückerobert werden, und zwar soll ich das machen. Zur Verstärkung meiner zusammengeschmolzenen Kompanie werden mir noch zwölf Pioniere unterstellt. Außerdem sollen drei Sturmgeschütze meinen Angriff unterstützen.

Ich bin wieder auf meinem Gehöft und beginne mit den Angriffsvorbereitungen. Ich bespreche mit den Zug- und Gruppenführern den Angriffsplan, Gliederung, Vorgehen usw. Es ist Nachmittag. Der Angriff soll mit Einbruch der Dämmerung beginnen. Auf unserem Gehöft liegt wieder starkes Störungsfeuer. Die Pioniere kommen schon. Es scheinen ordentliche Burschen zu sein. Auch ihnen erkläre ich nochmals meinen Angriffsplan. Inzwischen brummen auch die Sturmgeschütze heran. Sofort verstärkt sich das sowjetische Feuer auf unseren Hof. Man kann schon nicht mehr über den Hof laufen, ohne vorher in die Luft und zum Iwan hinüber zu lauschen, ob nicht gerade wieder eine Lage herangerauscht kommt. Die Sturmgeschütze sind in Deckung gefahren. Die rote Pak hat ihr Feuer nach rechts verlegt, aber auf unser Gehöft rauschen pausenlos die 12-cm-Werfergranaten herab. Vor dieser Steilfeuerwaffe ist man auch hinter den Gebäuden nicht sicher. Die Sturmgeschütze stehen dicht an den Hauswänden. Der Hof gleicht einem Bienenhaus. Die Besatzungen der Sturmgeschütze hantieren an ihren Fahrzeugen herum, meine Infanteristen und die Pioniere machen sich bereit. Der Ari-Beobachter sucht sich einen besseren Standort. Das Hin- und Herlaufen lässt sich gar nicht vermeiden. Dazwischen fetzen immer wieder die Einschläge der feindlichen Mörser. Bränng – der Artillerie-Leutnant verschränkt krampfhaft seine Beine, fällt mit der Schulter gegen die Hauswand und rutscht dann langsam zu Boden. Granatsplitter im Fuß. Er hatte bei dem Sturmgeschütz gestanden und mit dem Geschützführer gesprochen. Zänng – ein hartes metallisches Krachen. Dicht neben dem Sturmgeschütz war eine Granate krepirt. Der Mann, der auf dem Panzer arbeitete, stürzt getroffen herunter. So geht das schon während der Vorbereitungen.

Ich bin voller Spannung, mit Nerven und Gedanken auf den bevorstehenden Angriff konzentriert. Auch meine Kompanie hat schon wieder einige Ausfälle. Die Bolschewiki schießen uns zusammen, bevor der Angriff beginnt. Der Beschuss hört gar nicht auf. Was müssen die für Munitionsmengen da drüben liegen haben! Wenn es doch endlich dunkel würde! Noch eine ganze Stunde vergeht. Eine Stunde voller Unruhe und Nervenanspannung. Dann endlich bricht die Dämmerung herein. Ich lasse die Kompanie fertigmachen. Es sind noch 17 Mann, dazu die 12 Pioniere. Das sind mit mir zusammen genau 30 Mann, ein Viertel der normalen Kompaniestärke!

Der feige Luftwaffen-Feldwebel ist wieder weg. Er hatte die Gruppe in Sili schon eigenmächtig verlassen und war auf diese Weise der Gefangenschaft entgangen. Dann war er hier auf dem Gehöft herumgelungert. Bis vor wenigen Minuten habe ich ihn noch gesehen. Jetzt, wo es losgehen soll, ist er plötzlich verschwunden. Ich lasse ihn suchen, aber er ist unauffindbar, und ich habe jetzt auch keine Zeit mehr. Der Angriff muss beginnen.

**Der Angriff auf Sili** beginnt. Die Sturmgeschütze haben das Gehöft schon verlassen und stehen nun in einiger Entfernung auf freiem Feld. Ich springe zu dem Führungspanzer, um mit dem Geschützführer noch die letzten Einzelheiten zu besprechen. Er guckt oben auf seiner Luke, während ich unten neben der Kette stehe. Wir müssen schreien, um den Lärm der laufenden Motoren und der Granateinschläge zu übertönen. Leider wollen die Sturmgeschütze den Angriff nicht mitfahren. Sie fürchten die russische Pak und die 15-cm-Batterie. Sie wollen die wenigen kostbaren Panzer, die ihre Sturmgeschütz-Abteilung noch hat, nicht übermäßig gefährden. Deshalb wollen sie mich mit ihrem Feuer von hier oben unterstützen. Der Beschuss aus sechshundert Metern Entfernung ist natürlich genauso wirksam, aber die demoralisierende Wirkung der anrollenden Panzer auf die Russen geht mir verloren. Nun, es hilft nichts. Wir verabreden noch einige Leuchtzeichen, und dann springe ich ins Gehöft zurück. Ich will den Angriff vom linken Gehöft aus ansetzen.

In einer kleinen Feuerpause des feindlichen Beschusses lasse ich die Kompanie in weit auseinandergezogenen Gruppen zum linken Gehöft hinübergehen. Inzwischen haben die

Sturmgeschütze ihre Feuerstellung bezogen. Sie stehen in der Nähe meines Kompaniegefechtsstandes, oben am Rand des flachen Talhanges. Im linken Hof angekommen, lasse ich den Sanitäter und einen Gehilfen in der Sauna zurück. Hier soll das Verwundeten-Nest sein. Dann durchschreite ich den Obstgarten hinter dem Gehöft, lasse die Männer ausschwärmen und gehe auf Sili los. Das Gelände vor uns fällt leicht zu einer flachen Mulde ab, in der Sili liegt. Jetzt brüllen die Sturmgeschütze auf. Bruch – bruch – bruch. Die Einschläge liegen vor und neben dem Haus. Ich feuere meine Männer an. Wir müssen über eine offene Fläche. Der Schnee ist fast knietief. Wir waten vorwärts. Die nächste Salve unserer Sturmgeschütze kracht. Sie liegt gut. Ein Schuss sitzt mitten im Hof. Wir stapfen mühsam aber zügig durch den Schnee. Die Pioniere sind tatsächlich prächtige Kerle. Sie sind tüchtig dabei. Einige von ihnen gehen vor mir. Sogar einige meiner Männer mit ihrem Zugführer sind mir voraus. Trotz der abendlichen Dämmerung sind sie deutlich als dunkle Gestalten auf dem hellen Schnee zu sehen. Wir haben schon mehr als die Hälfte des Weges hinter uns und stehen knapp 300 m vor Sili, das ebenfalls klar zu sehen ist. Die Sturmgeschütze haben ihr Feuer eingestellt. Noch knapp 200 m. Da blitzt plötzlich an der rechten Hausecke von Sili ein dünner roter Strich auf und gleichzeitig schallt das Knattern eines MG-Feuerstoßes herüber. Patsch – in derselben Sekunde fühle ich einen dumpfen Schlag gegen meinen linken Oberschenkel, als wenn ein Stein dagegen geflogen wäre. Der Schlag war nicht sehr stark. Ich fühle auch keinen Schmerz. Vielleicht habe ich mich geirrt? Also weiter! Ich mache noch ein paar Schritte, aber dann merke ich, wie die Unterhose warm und nass an meinem Bein klebt. Also doch getroffen! Gleich von der ersten Garbe und als einziger. Ich werfe mich in den Schnee. Soll ich weitergehen? Schmerzen habe ich keine, nur das Blut rinnt am Oberschenkel herunter. Das Bein wird taub, etwas gefühllos. Ich liege noch einen Augenblick, etwas unschlüssig und auf eine Reaktion der Verwundung warten. Aber dann erkenne ich, dass ich mit dem Bein nicht weiter laufen kann. Ich rufe den Feldweibel an, der 15 m vor mir im Schnee kniet (Freitag oder Harmann oder?): „Feldweibel X, ich bin verwundet, übernehmen sie die Kompanie und führen Sie den Angriff weiter!“ Dann ist schon mein Sanitätsunteroffizier bei mir. Ich glaube, der Feldweibel hat gar keine Antwort gegeben. Oder war ich schon geistig abwesend?

## Vierte Verwundung

Meine **vierte Verwundung**. Der Sani packt mich unter den Arm und führt mich zurück. Ich hinke durch den Schnee. Der Wundchock löst sich. Die Schmerzen beginnen. Wie erreichen das Verwundetenest in der Sauna, und ich sinke auf das Strohlager. Mit Hilfe des Sani schnalle ich mein Koppel ab und befreie mich von der dicken Winterbekleidung. Dann legt er die Wunde bloß und beguckt sie sich.

Dieser Sanitätsunteroffizier ist ein dunkelblonde Rheinländer. Er ist etliche Jahre älter als ich, verheiratet und hat zwei Kinder. Schon in Juralciems lag er mit mir im **Kompaniegefechtsstand**, hat mir manchen vernünftigen Rat gegeben und mich, wenn ich über etwas wütend war, in seiner ruhigen Art sehr besonnen und geschickt beruhigt. Ich habe seinen klugen Rat gern befolgt.

Nun begutachtet er mit dem zweiten Sani die Wunde und sagt dann: „Herr Leutnant, ich werde Sie gar nicht erst verbinden, sondern gleich zum Bataillon bringen. Dort kann dann gleich ein ordentlicher Verband angelegt werden.“ Dann packen mich die beiden in einen **Akja**. Das ist ein spindelförmiger flacher Trog, der wie ein Schlitten benutzt wird. Er wird mit einer Leine gezogen und gleitet mit seinem flachen glatten Boden wie ein Schlitten über den Schnee. Für den Verwundetentransport im verschneiten Gelände ist er ein ideales Fahrzeug. Sie sind in Finnland und Lappland gebräuchlich.

Ich liege auf dem Rücken im Akja und blicke zum nächtlichen Himmel empor, während die beiden Sanis den Akja durch den Schnee ziehen. Im Bogen umgehen Sie die Gehöfte, die immer noch unter Beschuss liegen. Es ist plötzlich wärmer geworden, und der leichte Schneefall ist in einem feinen Sprühregen übergegangen, der mir feucht ins Gesicht rieselt. Der Schnee wird pappig, und die beiden ziehen schwer und mühsam. Kurz vor dem Truppenverbandplatz bittet mich der Sanitätsunteroffizier, mit ihrer beiden Hilfe versuchsweise zu gehen. Gestützt auf beide Sanis humpele ich zum Sanitätsbunker. Der Sanitätsfeldweibel nimmt sich gleich meiner an. Er legt die Wunde frei, beguckt und betastet den blutverschmierten Oberschenkel und ruf dann erfreut: „Herr Leutnant, das ist ja ein idealer Heimatschuss! Glatter Oberschenkeldurchschuss und nur Weichteilverletzungen!“ Er strahlt über das ganze Gesicht, als wenn er den Heimatschuss bekommen hätte. Dann beginnt er, mir einen Verband

anzulegen und ist dabei munter und fröhlich. Das ist ein guter Sanitäter, der – absichtlich oder unbewusst – mit seinem fröhlichen Gemüt die deprimierten Verwundeten etwas aufzumuntern versteht.

Nun tragen sie mich auf einen Pferdeschlitten, der draußen bereit steht. Da liegen schon drei Verwundete drauf. Da er jetzt voll ist, kann er abfahren. Ich drücke meinem Sani die Hand. Die Pferde ziehen an. Der Weg führt erst den Hang hinauf, aber die Pferde müssen ihn im Trab nehmen, denn er liegt unter Pak-Beschuss. Bapp-bruch-bapp-bruch. Abschlüsse und Einschläge erfolgen fast gleichzeitig. Ein widerlich harter und krächzender Abschuss, und dann fetzen die rasanten Granaten mit giftigem Zischen heran. Jetzt ist die Lage vorbei, der Fahrer knallt mit der Peitsche, und die Pferde jagen im Galopp davon. Kräck-bruch, kräck-bruch. Die Einschläge der nächsten Lage liegen schon hinter uns. Der Schlitten hat nun die Hochfläche erreicht, biegt nach rechts ab und gleitet nun auf einem breiten glatten Weg gleichmäßig dahin.

Da heult es plötzlich auf. Jaulend fauchen sie heran und krepieren rechts vor uns mit infernalischem Krachen. Katjuschas! Stalinorgeln! das gefürchtete sowjetische Salvengeschütz. Zwölf berstende Phosphorraketen sprühen ihren Funkenregen wie eine rote, feurige Fontäne in den dunklen Himmel. Der Weg liegt ständig unter Beschuss. Es ist ja die Nachschubstraße für unsere kämpfende Front. Der Fahrer feuert seine Pferde an. Ihre klappernden Hufe trommeln dumpf auf den Schnee, und der Schlitten saust zischend dahin. Eine neue Lage, rechts und links der Straße, vor und hinter uns. In Sekundenschnelle schießen die glühenden Fontänen in die Luft, herrliche Feuerbüschel, feurigen Blumensträußen gleich. Aber tödlich und von brennender Qual, wenn sie treffen. Unser Schlitten jagt mitten hindurch. Weiter, schneller, das ist unser einziger Gedanke. Es ist ein scheußliches Gefühl, so hilflos dazuliegen und diesem Granatenhagel ohnmächtig ausgeliefert zu sein. Man kann sich nur flach auf den Schlitten pressen.

Wir verlassen die Hauptstraße und biegen nach links in einen kleinen Landweg ein, der auf ein Gehöft führt. Hier ist der Hauptverbandplatz. Als der Schlitten vor dem Hause hält, kommen einige Männer aus der Tür, um uns abzuladen. Im Haus legen sie mich auf eine Pritsche. Es ist ziemlich dunkel hier. Einer kommt auf mich zu und beugt sich zu mir herunter. Da stutzt er plötzlich, und ein Ausruf der Überraschung kommt aus seinem Mund: „Herr Leutnant, sie sind verwundet?“ Auch ich habe ihn sofort erkannt: Es ist mein desertierte Luftwaffen Feldwebel! Ich frage ihn sofort, wo er bei Angriffsbeginn geblieben sei. Er flunkert wehleidig: „Herr Leutnant, kurz vor Angriffsbeginn war eine Granate so dicht neben mir krepirt, dass es mir einen furchtbaren Schlag in der Lunge gab. Ich dachte, ich hätte einen Lungenriss, und da bin ich hierher gefahren, um mich untersuchen zu lassen.“ Ich schwanke zwischen Wut und Verachtung für diesen Feigling. Ich frage noch: „Warum haben sie sich nicht abgemeldet? Sie waren doch in meiner Nähe, und viele Kameraden auch?“ Er weiß keine Antwort. Ich sage weiter: „Wenn Sie eine Lungenverletzung gehabt hätten wären sie nicht so einfach bis hier herauf gekommen. Was sagt denn der Arzt?“ – „Nichts.“ Ich bin sicher, dass er gar nicht zum Arzt gegangen ist. Ich will zum Arzt, um ihn zu veranlassen, den Kerl gleich wieder nach vorn zu schicken. Aber der Doktor ist so mit Arbeit überlastet, dass ich gar nicht an ihn heran komme, zumal ich ja nicht selbst gehen kann. Da ich schon versorgt bin, warte ich auf meiner Pritsche auf den Abtransport. Da kommt der Kerl wieder angeschlichen und gibt mir einen Riegel Schokolade. Ich nehme ihn und stecke ihn gleich in den Mund, denn ich habe seit gestern früh nichts gegessen. Gleich darauf ärgere ich mich maßlos, dass ich von diesem Feigling etwas angenommen habe. Aber ich bin schlapp und müde und energielos.

Noch in derselben Nacht werde ich weitertransportiert. Ein Sankra bringt mich mit noch sechs weiteren Verwundeten nach Grobin, wo wir im Morgengrauen eintreffen. Hier im **Grobin** liege ich vier Tage in einem Behelfslazarett. In unserem Raum liegen 15 verwundete auf Holzpritschen mit Strohsäcken. Meine Verwundung ist nicht schwer. Weder Knochen noch Nerven noch größere Blutgefäße sind zerstört. Die Ärzte meinen, dieser glatte Durchschuss wird in einigen Wochen geheilt sein. Sie machen daher auch keine großen Umstände mit mir, was mich zuerst ein bisschen kränkt. Was ist man doch für ein empfindliches Nervenbündel als Verwundeter! Aber es ist nicht allein die Verwundung, und auch nicht die Eitelkeit. Es ist einfach die physische und psychische Erschöpfung nach tagelangen Gefechten mit Schlaflosigkeit, Nervenanspannung usw. Und dann ist man eben empfindlich wie eine Mimose. Immerhin bekam ich einen weißen Zettel, auf dem mit roter Schrift stand: Heimat! Das ist jedenfalls ein Trost.

**6.2.45. Feldlazarett Libau.** Ich hatte gehofft, hier nur eine Nacht im Lazarett zu verbringen und dann am nächsten Morgen aufs Schiff verladen zu werden, das uns ins Reich bringen sollte. Nun liege ich schon mehrere Tage hier, und die Hoffnung auf Abtransport in die Heimat wird immer geringer. Ich

hatte nicht mit Schörner gerechnet. Mein Abteilungsarzt sagt mir, dass Verwundungen, die zur Heilung weniger als zwei Monate brauchen, laut Schörners Befehl hier in Kurland ausgeheilt werden.<sup>645</sup> Ich gebe es aber noch nicht auf und erzähle dem Arzt, dass die Russen schon in Pommern eingefallen sein und sich dem Wohnort meiner Familie näherten. Ich könnte ja auch dort im Reich wieder eingesetzt werden. Aber der Arzt erwidert, dass, selbst wenn er mich mitschickte, immer noch eine Klippe zu überwinden sei: Am Hafen steht nämlich ein von Schörner persönlich beauftragter Arzt, der alle Heimatfälle vor der Verschiffung noch einmal überprüft, und er wisse aus Erfahrung, dass Verwundungen wie die meine keine Aussicht auf Heimattransport hätten.

In meinem Zimmer liegt noch ein deutscher und ein lettischer Offizier. Der deutsche ältere Hauptmann ist krank. Heute soll er punktiert werden, wovon er ein wenig Bammel hat. Das Lazarettpersonal besteht aus deutschen Ärzten, deutschen und lettischen Schwestern und lettischem Hilfspersonal. Das lettische Mädchen, das unser Zimmer versorgt und das Essen bringt, hat mich offenbar in ihr Herz geschlossen. Sie erfüllt mir jeden Wunsch, soweit es in ihrer Macht steht. Da ich zur Zeit sehr ausgehungert bin, bringt sie mir nach jeder Mahlzeit noch einmal eine zweite Portion. Als sie sich einmal auf meinen Bettrand setzte (ich glaube, das ist verboten), habe ich leise ihren Arm gestreichelt. Seitdem ist sie so auffällig um mich herum, dass ich vorsichtshalber jede weitere Freundlichkeit unterlasse. Da schlägt ihre Zuneigung um, und seitdem ist sie sehr kühl zu mir. Ist auch besser so. Ich bin ja nun verheiratet.<sup>646</sup>

Meine Hoffnung auf Heimattransport ist endgültig begraben. Der mich behandelnde Oberarzt ist doch ein guter Diplomat und Psychologe. Erstaunlich, mit welchem Geschick und Feingefühl er mir Schritt für Schritt diese Hoffnung genommen hat, ohne mich zu betrüben.<sup>647</sup> Natürlich habe ich das gemerkt, aber das mindert nicht sein Geschick.

Wenn ich an der Front bin, dann tue ich dort meine Pflicht, wie es sich gehört. Aber wenn ich verwundet bin, versuche ich, in die Heimat zu gelangen, weil das oft der einzige Weg ist, Urlaub zu bekommen.

Wir haben einen neuen Zimmergenossen bekommen. Es ist ein junger Offizier, der mit einem Truppentransporter ins Reich gebracht werden sollte. Das Schiff, auf dem er sich befand, war auf hoher See torpediert worden und gesunken.<sup>648</sup> Deutsche Geleitfahrzeuge haben ihn und die meisten Kameraden dann aus dem eiskalten Wasser gefischt. Es ist immerhin Februar. Nun liegt er hier und soll sich von seiner Unterkühlung erholen. Einige Kameraden sind angeblich länger als zwei Stunden in dem eisigen Wasser herumgepaddelt, ohne sichtbare Schäden erlitten zu haben. Unser Zimmergenosse jedenfalls hat es gut überstanden. Er ist lebhaft und lustig. Aber er beteuert, dass er lieber in Kurland bleiben als sich noch einmal torpedieren lassen will.

Wieder ein neuer Gast. Ein junger Leutnant, dem die Splitter einer Werfergranate wie eine Schrotladung in den Rücken gefahren sind. Jetzt wird der gerade versorgt. Er liegt auf dem Bauch im Bett und wird verbunden. Er ächzt und stöhnt. Die beiden Schwestern gehen sehr zart mit ihm um und reden liebevoll auf ihn ein. Er hält sich auch sehr tapfer. Es ist überhaupt ein Wunder, dass er noch lebt.

Ich kann wieder aufstehen<sup>649</sup> und mache meine ersten Spaziergänge bis an das Portal unten an der Straße. Da stehen gerade lange Kolonnen von Truppen und Fahrzeugen. Ein Offizier läuft hin und her und gibt Befehle. Die Soldaten sind in fröhlicher Stimmung. Es ist eine Division, die nach Ostpreußen verlegt wird. Man sieht ihnen an, dass sie froh sind, hier aus der eingeschlossenen Festung herauszukommen. Insgesamt sollen vier Divisionen, auch eine ostpreußische, nach Ostpreußen verlegt werden.<sup>650</sup>

---

<sup>645</sup> Schörner war seit dem 25.01.1945 nicht mehr OB, aber der Befehl behielt natürlich seine Gültigkeit und blieb offenbar auch mit Schörners Namen verbunden.

<sup>646</sup> Diese Szene wird im *Feldpostbrief vom 18.02.1945* erzählt.

<sup>647</sup> Die Entwicklung kann gut in den *Feldpostbriefen des Autors vom 02. bis 12.02.1945* verfolgt werden.

<sup>648</sup> Es muss sich um den *Lloyd-Dampfer „Steuben“* handeln, der am 10.02.1945 auf der Fahrt *von Pillau nach Swinemünde* von einem sowjetischen U-Boot durch zwei Torpedos versenkt wurde (im *KTB OKW 1944–1945 S. 1087* am 11.02. eingetragen).

<sup>649</sup> Im *Feldpostbrief vom 23.02.1945* werden das Aufstehen und der Besuch beim Pfarrer erwähnt.

<sup>650</sup> am ehesten die *215. I.D.* Zwischen dem 02.02., als der Abtransport des *III. SS-Pz.K.* mit (ausländischen) Freiwilligen-Div. aus Kurland nach Pommern sowie der pommerschen *32. I.D.* und der rheinischen *227. I.D.* nach Westpreußen bereits läuft, und dem 11.02. werden auch die bayerische *4. Pz.Div.*, die pommersche *281. I.D.* und die böhmische *389. I.D.* nach Westpreußen abgefahren, zwischen dem 9. und dem 15.2. die brandenburgische *93. I.D.* nach Ostpreußen. Zwischen dem 22. und dem 26.02. wird dann die württembergische *215. I.D.* nach Danzig gebracht. Eine ostpreußische Division ist in diesem Zeitraum nicht zu finden. (*KTB OKW 1944–1945 S. 1064–1130*; *KTB OKH, NARA T-78 Roll 308 Band 137–139*)



Heute habe ich mit dem Lazarettgeistlichen gesprochen, um mich nach den Gottesdienstzeiten zu erkundigen. An der Wand hängt ein Spruch: „Unser Todestag ist der Seele schönster Feiertag, denn sie geht zu dem, der sie am meisten liebt.“ Ja, so sollte man den Tod ansehen: Geburt zum ewigen Leben. Wer so fest im Glauben und in der Hoffnung steht, dass er die animalische Todesfurcht überwinden kann, der hat wahrlich den Frieden der Seele, den die Welt nicht geben kann. Wahren Frieden in der Seele, trotz Tod und Vernichtung ringsherum. Aber wir sind nur menschliche Lebewesen in dieser Welt, und die Todesangst ist natürlich. Nur tief gläubige Menschen sind frei davon.

Der Pfarrer muss noch eine Besorgung machen und lässt nicht solange in seinem Zimmer warten. Bevor er geht, gibt er mir noch zwei Riegel Schokolade, die er in einem Pappkarton aufbewahrt. Sie stehen ihm für seine Verwundeten Besucher zur Verfügung. Nun sitze ich vor seinem Bücherregal und erfreue mich an dem seltenen Genuss der Schokolade und eines guten Buches. *Den zweiten Riegel*<sup>651</sup> Schokolade hebe ich mir noch auf.

*Februar*<sup>652</sup> 45 Feldlazarett Libau. Unsere Feinde stehen mitten im Reich. Die nach Ostpreußen abgestellten Divisionen kämpfen gegen eine furchtbare Übermacht. Auch hier oben in Kurland ist die Wucht der von roten Elitetruppen durchgeführten Angriffe kaum noch aufzuhalten. Zwar kommen sie nur schrittweise vorwärts, obgleich ihre Großangriffe und Schlachten fast pausenlos aufeinander folgen. Die Verluste auf beiden Seiten sind gewaltig. Der Russe aber erhält immer wieder frischen Nachschub, während unsere Reserven an Menschen und Material zur Neige gehen und selbst dies wenige kaum noch herankommt, weil unsere einzige Verbindung mit dem Reich, der Seeweg, immer stärker von sowjetischen Bombern und U-Booten bedroht wird. Der Krieg ist verloren. Es bleibt nur Tod oder Gefangenschaft. Wir begegnen dieser Situation mit Gelassenheit, aber im Grunde ist es doch ein trauriges Ende.

Ich bekomme einen Schein, auf dem steht „Basislazarett“. Der Arzt erklärt mir, dass sie die Lazarette, die entlang der Küste oder in Küstennähe liegen, so nennen. Ich werde also in Kurland ausgeheilt.

26.2.45.<sup>653</sup> Ich werde ins **Feldlazarett 331** verlegt, das in **Edole** ist. Seit einigen Stunden sitze ich schon in einer kleinen Bimmelbahn<sup>654</sup>, die an der Küste entlang nach Norden zuckelt. Von Zeit zu Zeit hält sie auf einem kleinen Bahnhof. Soeben haben wir **Paulshafen** verlassen und fahren weiter nach Norden. Edole! aussteigen! Am Bahnhof stehen Sanitäter, die uns in Empfang nehmen. Wir setzen uns in Marsch. Gleich hinter dem Bahnhof geht es rechts herum, und schon nach wenigen Minuten stehen wir im Hof eines ehemaligen Schlösschens, das jetzt in ein Lazarett umgewandelt ist. Die Aufnahmeformalitäten sind schnell erledigt, und dann steigen wir eine knarrende Holzterasse zum ersten Stock hinauf, in dem uns ein Zimmer angewiesen ist. Es ist ein großes Zimmer mit etwa zehn Betten, von denen die meisten belegt sind. Nach der allgemeinen Begrüßung suche ich mir ein Bett und finde ein freies in einer Ecke. Das ist schön. Ich liege gern so in der Ecke.

Schon am nächsten Morgen werden einige Kameraden entlassen, so dass wir jetzt nur noch acht Offiziere sind. Die Verpflegung ist reichlich. Meist aber lasse ich mir noch zwei Scheiben Brot mit Kunsthonig nachbringen, die irgendwo übrig geblieben sind.

Von unserem Fenster hat man einen schönen Ausblick in die Umgebung. Die ehemaligen Befestigungsanlagen des Schlosses, Wall und Graben, sind in Parkanlagen umgewandelt, die jetzt von hohen, alten Bäumen eingerahmt werden. In einiger Entfernung vom Schloss liegt ein Dorf.

Heute ist eine Filmvorführung. Sie findet in einem kleinen Nebengebäude statt, das unter einem Tannengehölz neben dem Schloss steht. Um dorthin zu gelangen, muss man einen zweiten Burghof überqueren, ein Tor durchschreiten und dann noch über eine kleine Hängebrücke den Wallgraben überschreiten.

Es liegt noch immer viel Schnee, aber es ist nicht mehr so kalt.

Neben unserem Zimmer liegt die Küche. Wir hören das Geschirrgeklapper und jedes Wort, das gesprochen wird. Die beiden Räume sind durch eine Tür verbunden, die aber wohlweislich abgeschlossen ist. Aber durch das Schlüsselloch fliegen oft Blicke und neckende Zurufe hin und her,

---

<sup>651</sup> „2“ im Original muss ein Flüchtigkeitsfehler sein.

<sup>652</sup> im Original „März“; der Autor lag jedoch ab 26.02.1945 im Feldlazarett 331 in Edole

<sup>653</sup> im Original „25.“; gem. Eintrag im Soldbuch S. 12 erfolgte die Aufnahme am 26, und in seinem **Feldpostbrief vom 27.** berichtet der Autor von der Verlegung „gestern“.

<sup>654</sup> **Ursprünglich eine Schmalspurbahn**, war sie 1944 von deutschen Pionieren auf Normalspur umgebaut und am 15.11. in Betrieb genommen worden (Haupt, Kurland S. 47 f.)

denn in der Küche arbeiten lettische Mädchen. Mein Bett steht gerade neben dieser Tür. Einmal werfe ich einen Blick durch das Schlüsselloch und sehe im selben Augenblick ein großes, blaues Auge drüben auf der anderen Seite.

Heute sind alle Offiziere unserer Stube entlassen worden, bis auf zwei; nämlich mich und einen Leutnant von der 4. Panzerdivision. Nun wird es richtig gemütlich auf unserem Zimmer. Der Panzerleutnant ist ruhig und freundlich, kann allerlei Kartenkunststücke und ist sehr unterhaltsam. Auch den entlassenen Offizieren hat er öfter die Karten gelegt. Er erzählt mir, dass er diese Fähigkeit von seiner Tante geerbt habe, die sich viel mit Kartenlegen und Zukunftsdeutung beschäftigt habe. Auch er scheint ernsthaft an diese Dinge zu glauben. Da wir nichts zu tun haben, lasse ich mir also auch einmal die Karten legen. Er erzählt mir dies und das und will dann plötzlich nicht mehr mit der Sprache heraus. Im Laufe des weiteren Gesprächs sagt er plötzlich: „Sie hatten kurz vor dem 15.4.44<sup>655</sup>...“ Nun bin ich aber doch platt vor Staunen. Mir ist absolut schleierhaft, woher er dieses Wissen hat. Von mir jedenfalls nie und nimmer. Nun hüllt er sich natürlich in geheimnisvolles Schweigen.

Hier ist eine bildhübsche lettische Rotkreuz-Schwester. Sie hat eine verblüffende Ähnlichkeit mit Ruth, ist nur etwas kleiner. Sie hat offenbar den ersten Stock zu betreuen, denn sie kommt öfter herein, um sich eine Weile mit uns zu unterhalten. Da sie fließend deutsch spricht, kann man sich gut mit ihr verständigen. Man sagt ihr ein Verhältnis mit einem Feldwebel nach, was sie aber nicht hindert, uns immer zu besuchen. Heute hat sie sich schon vorher angemeldet, und deshalb habe ich meinen Waffenrock angezogen. Normalerweise laufen wir im Zimmer ohne Rock herum. Als sie kommt, sitze ich gerade allein im Zimmer und schreibe. Ich höre sie eintreten und grüßen, drehe mich aber erst nach einigem Zögern um und empfangen sie mit einigen scherzhaft vorwurfsvollen Worten wegen ihres Verhältnisses mit dem Feldwebel.

Sie ist doch ein verdammt hübsches Mädchen. Wie sie da so herausfordernd auf dem Fensterbrett sitzt und mich mit ihren Blitz blauen Augen anlächelt, muss ich mich doch gewaltig zusammen nehmen. Ich bleibe also kühl. Immerhin hatte ich eine moralische Stütze: Ich musste mit neugierigen Blicken durch das Schlüsselloch der Küchentür rechnen. Den Gedanken, das Loch zu verhängen, hatte ich schon vorher von mir gewiesen.

Als ich heute mit dem Panzerleutnant um das Haus spazierte, läuft die Schwester in einiger Entfernung an uns vorbei und verschwindet im Park. Als wir dann selbst am Ende des Parks ankommen, sehen wir sie schon weit draußen eilig über das freie Feld auf einen alleinstehenden Bauernhof zu laufen. Dort wird sie wohl zu Hause sein.

Heute haben der Kamerad und ich ein extra Abendessen eingenommen: Bratkartoffeln mit Sülze und Apfelsaft. Vor einiger Zeit hatten wir nämlich den Stationsarzt gefragt, ob es nicht möglich sei, für uns beide ab und zu ein zusätzliches Essen zu beschaffen. Der Arzt schien etwas betroffen und wollte erst gar nicht zusagen, tat es aber nach einigem Zögern doch. Kurze Zeit später hatten wir dann auch ein warmes Abendessen bekommen, und heute ist es das zweite Mal.

20.3.45. Heute werde ich zusammen mit dem Panzerleutnant entlassen. Wir gehen an der „Kavaliersbaracke“, in der die Geschlechtskranken liegen, vorbei und verlassen das Lazarettgelände durch ein Portal, vor dem schon ein Autobus bereitsteht. Der Bus bringt uns bis zum Marktplatz von **Hasenpot**. Hier steige ich aus und will per Anhalter in Richtung Libau weiter. Nach einstündiger Wartezeit finde ich ein Fahrzeug, das mich bis **Grobin** mitnimmt. Von hier erwische ich ein Krankenfahrzeug der OT, das mich wieder einige Kilometer weiter nach Süden bringt, und zwar bis zu einem OT-Lager am Ostufer des **Libauer Sees**. An Libau sind wir gerade vorbeigefahren. Inzwischen war noch ein Soldat zugestiegen, der denselben Weg hat wie ich. Da sich nun gar kein Fahrzeug mehr sehen lässt, beschließen wir, zu Fuß weiterzugehen. Von jetzt an scheint uns das Pech zu verfolgen. Es ist Tauwetter, der Weg ist schlammig und aufgeweicht. Da fällt mir mein Karton in den Dreck, der meine wenigen Habseligkeiten enthält. Wir marschieren schon etliche Kilometer, ohne ein Fahrzeug zu sehen. Im nächsten Dorf<sup>656</sup> gehe ich zum Ortskommandanten und bitte um eine Unterkunft für die Nacht. Der Herr Hauptmann meint, er hätte keinen Platz. Ich sehe schon an seinem Gebaren, dass er uns nicht will, verschwende kein Wort mehr an diesem hilfsbereiten Kameraden und verlasse das Haus und setze den Marsch fort. Der Soldat läuft immer brav mit. Als wir dann das nächste Dorf<sup>657</sup> erreicht haben,

---

<sup>655</sup> Hochzeitstag

<sup>656</sup> möglicherweise **Dorupe(n)**

<sup>657</sup> möglicherweise **Otanke**

beginnt es zu dunkeln. Wir beschließen daher, hier zu übernachten. Ich suche zunächst die nächste Feldküche auf und bitte um Verpflegung für uns beide. Da das Abendessen noch nicht fertig ist, müssen wir noch eine Weile warten. Dann aber werden wir reichlich bewirtet. Der gebefreudige Küchenunteroffizier nimmt mich noch in seine Stube mit und stellt mir einen Teller mit einem Berg von belegten Broten vor die Nase, den ich beim besten Willen nicht bewältigen kann. Den Rest nehme ich noch für den Soldaten mit. Nach dem Essen gehen wir auf die Suche nach einer Schlafstelle. Den hiesigen Ortskommandanten will ich erst gar nicht belästigen. In einem Haus am Dorfrand, in dem ein Feldwebel mit seinem Burschen wohnt, finden wir herzliche Aufnahme. Der Feldwebel bietet mir für die Nacht sogar sein eigenes Bett an. Nach einigem Sträuben nehme ich sein freundliches Angebot an. Der Soldat schläft mit dem Melder im Nebenraum.

21.3. Nach einem erquickenden Schlaf und einem gemütlichen Frühstück verabschieden wir uns von unseren freundlichen Gastgebern und setzen unseren Weg fort. Kurz hinter dem Dorf überholt uns ein lettischer Bauernwagen, der uns auf unsere Bitte hin mitnimmt. Nach einiger Zeit ist der Soldat am Ziel, verabschiedet sich und steigt vom Wagen. Ich fahre noch bis zum Hof des Bauern mit und gehe dann zu Fuß weiter. Nach meinen bisherigen Erkundigungen kann es nicht mehr weit sein bis zu den Quartieren unserer Trosse. Wir waren bisher an der Ostseite des unendlich langen Libauer Sees nach Süden gefahren und sind jetzt an der Südspitze des Sees vorbei. Durch Fragen habe ich erfahren, dass mein Bataillon wieder an der Südfront des Kurlandkessels liegt, und zwar in der Nähe der ersten Stellungen, die wir bei unserer Ankunft in Kurland besetzt hatten. Da die Front nicht mehr allzu weit entfernt ist, müssen die Trosse also in den nächsten Dörfern zu finden sein. Von jetzt an frage ich jeden Soldaten, den ich treffe, nach dem Korps-MG-Bataillon. Bald bin ich in der rechten Gegend. Und da steht auch schon ein Schild mit Richtungsweiser am Weg: Korps-MG-Bataillon 410.

Ich biege von der Straße nach rechts in einen Feldweg ein und stapfe auf dem schlammigen Weg einem Gehöft entgegen, das ich in einiger Entfernung liegen sehe. Ich habe das Gehöft erreicht und gehe auf die Haustür zu, indem ich teils springend, teils gleitend von einer trockenen Stelle zur anderen über den Hof zu gelangen suche.

### Beförderung zum Oberleutnant – EK I – Nahkampfspange

Da erscheint der Spieß der 2. Kompanie in der Haustür. Ich kenne ihn. Er hat mich schon von weitem kommen sehen. Nun begrüßt er mich: „Guten Tag, Herr Oberleutnant! Alles wieder ausgeheilt?“ – „Ja, Spieß, jetzt kann es wieder losgehen.“ – „Na, besten Dank, Herr Oberleutnant, lieber nicht, wir kommen gerade aus dem dicksten Schlamassel!“ – „Nanu, woher denn? – Übrigens bin ich Leutnant, Spieß.“ Der Hauptfeldwebel guckt mich an, halb fragend, halb erstaunt. „Nein, sie irren sich, Herr Oberleutnant, wissen Sie denn nichts von ihrer Beförderung?“ Jetzt gucke ich ihn an, halb fragend, halb erstaunt. Er fährt fort: „Ich habe ihre Beförderungsurkunde hier, ich werde sie Ihnen sofort holen.“ Wir treten beide ins Haus, und während ich meinen Pappkarton abstelle und mir den Dreck von den Stiefeln putze, kramt der Hauptfeldwebel auf dem Schreibtisch in seinen Papieren herum. „Hier, Herr Oberleutnant.“ Er hält mir ein Schreiben hin und ich nehme es in die Hand. Es ist ein Schreiben des OKH an das Gen.Kdo. X. A.K. (*Generalkommando des Zehnten Armeekorps*), Kurland. Ich lese: „Der Leutnant d. Res. Herbert Schrödter... ist mit Wirkung vom 1.1.45 vorzugsweise zum **Oberleutnant** d. Res. **befördert** worden.“

Tatsächlich, das habe ich nicht gewusst, kann ich darauf nur antworten. Nachdem ich mich von der ersten Überraschung erholt hatte, eröffnet der Spieß mir eine zweite: „Außerdem ist ihnen auch das EK I verliehen worden. Es kam unmittelbar nach ihrer Verwundung an. Ihr Hauptfeldwebel war Ihnen gleich nach Libau hinterher gefahren und hat Sie dort in allen Lazaretten gesucht, aber er hat sie nirgends gefunden und kam unverrichteter Dinge mit ihrem EK I zurück.“ Nachdem wir auch darüber noch einige Worte gesprochen hatten, lasse ich mir erzählen, was das Bataillon während meiner Abwesenheit erlebt hat. Und da erfahre ich furchtbare Dinge. Die Russen waren, nachdem die 4. Kurlandschlacht gerade beendet war, zu einem neuen Großangriff angetreten. Die **5. Kurlandschlacht** hat begonnen. Unser Bataillon wurde bei **Preekuln** in die Schlacht geworfen, wo es furchtbare Verluste erlitten hat. Meine Kompanie ist in dieser Schlacht bis auf 4 Mann aufgegeben worden. Der Hauptstoß des mit sowjetischen Garde- und Elitetruppen geführten Massenangriffs hatte unser Bataillon getroffen, das bei diesem Anprall vom feindlichem Vernichtungsfeuer völlig zerschlagen und von den Massen angreifender Panzer und Infanteristen überrannt worden ist. Der Bataillonskommandeur wurde verwundet, das

Bataillon schon nach wenigen Tagen herausgezogen und in die jetzigen Stellungen verlegt. Meine Kompanie soll aufgelöst werden. Ein neuer Bataillonsführer ist schon da.

Der Spieß schließt seinen Bericht: „Ich habe die Geschäfte der 3. Kompanie bis zu Ihrer Rückkehr übernommen und auch Ihre Beförderungsurkunde aufbewahrt. Das Besitzzeugnis des EK1 liegt für Sie beim Bataillon bereit.“

Während ich also im Lazarett lag, wurde meine Kompanie bis auf 4 Mann in einer mörderischen Schlacht vernichtet. Es ist das dritte Mal in diesem Krieg, dass ich dem tödlichen Schicksal meiner Einheit nur dadurch entgangen bin, dass ich gleich zu Beginn der Schlacht oder kurz vorher verwundet worden bin und im Lazarett oder in der Heimat war.

Der Spieß weist durch das Fenster zum nächsten Hof: „Da drüben liegt der Rest ihrer Kompanie, Herr Oberleutnant.“ Ich beschließe, erst einmal dort hinüber zu gehen und mich dann beim Bataillon zurückzumelden.

Der Bauernhof liegt hundert Meter entfernt. Ich trete ein und werde von dem Letten begrüßt, der mich gleich in das Zimmer führt, in dem meine Dienststelle untergebracht ist. „Guten Tag, Woock!“ begrüße ich den Obergefreiten.<sup>658</sup> „Guten Tag, Herr Oberleutnant!“ kommt es zurück. Der schmalgesichtige Hamburger erzählt mir nochmals von den Ereignissen der letzten Wochen. Er ist einer der vier Überlebenden. Obergefreiter Bohndorf ist auch noch am Leben. Drei der Überlebenden sind schon der 1. Kompanie zugeteilt. Er selbst ist beauftragt, die letzten noch laufenden Geschäfte abzuwickeln. Bei den Kämpfen war auch der gesamte Tross in den Graben geschickt worden. Der Spieß ist schon drei Tage später gefallen. Ein Volltreffer einer 12-cm-Werfergranate hatte die Decke des Unterstandes durchschlagen, wobei er getötet wurde. Auch mein treuer Sanitätsunteroffizier ist gefallen. Er war noch in Sili gefallen, einen Tag nachdem er mich im Akja vom Gefechtsfeld gezogen hatte. Er erhielt einen Kopfschuss, als er gerade einen Verwundeten versorgte.

Ich mache mich auf den Weg zum Bataillon, das einen Kilometer entfernt liegt. Das Gelände scheint höher zu liegen, denn der Boden ist trockener. Streckenweise gehe ich einfach querfeldein. Die Luft ist mild, und hoch am Himmel trillert eine Lerche.

Ich habe das Gehöft erreicht. Im Hof stehen zwei HF1, Fahrer laufen umher. Ich trete ins Haus und klopfe am Kommandeurszimmer an. Drinnen sitzt unser Oberzahlmeister Schneider am Schreibtisch. Der neue Bataillonsführer, Hauptmann Dietsch, liegt auf dem Sofa. Bei meinem Eintritt erhebt er sich und begrüßt mich sehr freundlich. Schneider lächelt. Und dann höre ich noch einmal die Geschichte meiner Beförderung, der Verleihung des EK I, der Schlacht von Preekuln und sonstiger Veränderungen im Bataillon. Auch die anderen Kompanieführer des Bataillons sind verwundet worden und noch nicht wieder zurück. Dafür wird ein neuer Oberleutnant erwartet. Jetzt überreicht Hauptmann Dietsch mir das **Besitz-Zeugnis** des EK I. Da steht es schwarz auf weiß: „Im Namen des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht verleihe ich den Leutnant Herbert Schrödter das **Eiserne Kreuz 1. Klasse** laut B.T.B. Nr. 26 vom 13.2.45.“

In der Begründung für die Verleihung des EK I an mich heißt es: „... weil er durch schnelles Erfassen der Lage und einen aus eigener Initiative geführten energischen **Gegenstoß** das Bataillon aus einer gefährlichen Lage befreit hat.“

Die Objektivität erfordert aber hinzuzufügen, dass mir im Augenblick des Gegenstoßes weder mein besonderer Schneid noch die gefährliche Lage des Bataillons bewusst war. Ich habe einfach nur getan, was man in solcher Situation tun muss, was mir meine taktische Ausbildung und meine soldatische Pflicht vorschrieben. Erst hinterher erkannte ich an den Äußerungen des Regimentskommandeurs, dass es wohl etwas Besonderes war. Vielleicht hat auch der Gefangene wertvolle Aussagen gemacht.

„Ein EK kann ich Ihnen noch nicht geben,“ meint der Bataillonsführer, das Ihrige ist bei den Kämpfen verloren gegangen. Ich muss erst ein neues anfordern. Bis dahin gebe ich Ihnen meines.“ Damit schraubt er sein EK I von seinem Rock und befestigt es an meinem Waffenrock. Dann wiederholt er noch einige Anweisungen bezüglich der Auflösung meiner Kompanie. Der Bataillonsarzt bewilligt mir noch eine „Schonzeit“ von acht Tagen, die ich auch zur Abwicklung der Kompanie-Auflösung verwenden werde. Danach soll ich dann die 1. Kompanie übernehmen.

---

<sup>658</sup> im Original „Woog“, Schreibweise „Woock“ bestätigt durch **Feldpostbrief vom 27.01.1945**; Ende Januar 1945 Gefreiter und 1. Schreiber der 3./410



Wir sitzen noch eine Weile plaudernd beisammen. Der Bataillonsführer Hauptmann Dietsch ist ein immer lustiger Sachse mit frechem Mundwerk und vielen kaum salonfähigen Witzen. Der Bataillonsarzt ist ein Lette, der mit einer deutschen Frau verheiratet ist und fließend Deutsch spricht. Seine Witzeleien gleichen denen des Bataillonsführers. Er ist ein sympathischer, frischer, hübscher Kerl. Der Oberzahlmeister Schneider ist Sudetendeutscher, hat mehrere Jahre in Lettland verbracht und spricht fließend lettisch. Er ist gut katholisch und hat daher viele Sympathien für mich.

Ich verabschiede mich nun und trete den Rückweg an. Es ist schon dunkel, und ich habe einige Mühe, mein Gehöft zu finden. Aber dann habe ich das Gehöft mit den vielen Telefondrähten erreicht, das mir vorhin schon aufgefallen war, und nun sind es nur noch hundert Meter bis zu meinem Hof.

Seit Tagen arbeiten wir an der Abwicklung der Auflösungsformalitäten: Bestandsaufnahme der Reste an Waffen und Gerät, Aufteilung auf die noch bestehenden Kompanien, Übergabe der Akten an das Bataillon, Benachrichtigung der Angehörigen der Gefallenen und Rücksendung des persönlichen Eigentums. Das sind alles traurige Arbeiten. Stundenlang sitze ich an den Briefen an die Angehörigen der Gefallenen. Wir sollen ja eigentlich befehlsgemäß die vordruckten Textformulare nehmen, die von nationalsozialistischen Phrasen strotzen. Ich habe kein einziges davon benutzt, sondern allen persönliche Briefe geschrieben. Aus dem Nachlass der Gefallenen war zuweilen seine religiöse Einstellung ersichtlich, und die Gläubigen habe ich mit dem Hinweis auf Gottes unerforschlichen Ratschluss zu trösten versucht.

Allmählich gleicht unsere Stube einem Postbüro. Zahllose verspätete Weihnachtspakete häufen sich zu Bergen an. Aber die Kameraden, denen sie zugeordnet waren, sind tot, vermisst oder in Gefangenschaft. Wir öffnen alle ankommenden Pakete, nehmen die Esswaren heraus und verteilen Sie an die anderen Kompanien. Wertsachen, Fotos und sonstige persönliche Dinge schicken wir an die Angehörigen zurück. Zuweilen ist der essbare Inhalt schon verdorben, wie die herrliche große Wurst gestern. Wir hatten noch zwei lettische Hausfrauen zu Rate gezogen, aber auch sie meinten, sie wäre schon ungenießbar.

Gerade habe ich wieder ein Weihnachtspaket geöffnet. Ich schlage das bunte Papier zurück und blicke auf all die süßen Kostbarkeiten, selbstgebackene Plätzchen, Schokolade und Fondant. Mit welcher Liebe ist das alles sorgfältig verpackt! Ich sehe förmlich die armen Frauen- und Mutterhände, die mit Eifer und Liebe die paar Köstlichkeiten in das Päckchen legen, die sie sich selbst vom Munde abgespart und mit eigenen Händen hergestellt haben. Ich spüre die mütterliche Sorge und die Segenswünsche, die sie mit hineingelegt haben. Ich ahne manche Träne, die darüber geweint wurde. Doch den Mann oder Sohn erreicht es nicht mehr...

Ich habe aus diesen Paketen fast nichts gegessen. Einmal nahm ich den noch brauchbaren Rest von einem halben Pfund Butter, die schon ranzig zu werden drohte. Ein andermal ein Tütchen Konfekt und hier und da mal ein paar Kekse. Es widerstrebt mir, mich mit Dingen vollzustopfen, die meinen toten Kameraden zugeordnet waren. Es ist vielleicht ein übertriebener Standpunkt, aber ich bin nun mal so. Ich bin deshalb nicht verhungert. Mir scheint, der arme Woock traut sich nun auch kaum etwas zu nehmen, nachdem er sieht, dass ich kaum etwas anrühre.

Meine Schonzeit ist bald herum, aber wir sind mit unseren dienstlichen Aufgaben auch fast fertig. So nehme ich mir noch Zeit für private Interessen. Ich besuche die lettischen Bauernhöfe, gucke sie mir genauer an und spreche mit den Bewohnern. Auf dem Dachboden eines Bauernhauses finde ich einen Sarg. Ich lasse mir erzählen, dass viele lettische Bauern ihren Sarg schon zu Lebzeiten zimmern oder zimmern lassen und ihn dann auf den Dachboden stellen, bis er gebraucht wird. Ein ständiges Memento mori!

In einem anderen Haus treffe ich eine alte Großmutter, die fast nur russisch spricht. Sie ist in der Zeit groß geworden, als Lettland noch unter zaristischer Herrschaft stand.

Ein großer Teil der Stellungen unseres Bataillons läuft durch Sümpfe und Sumpfwälder. Hier gibt es Wildschweine. Angehörige der 2. Kompanie haben so ein Biest geschossen. Genauer gesagt war es der Speiß, der mich für heute Abend zum Saubraten eingeladen hat. Außer ihm sind noch ein Offizier der 2. Kompanie, Leutnant Vriebel, und ein Unteroffizier dabei. Zu dem Braten gibt es Schnaps. Da ich aber nicht sicher war, ob das Vieh frei von Trichinen war, habe ich nur Kartoffeln mit Soße gegessen. Das hat auch köstlich geschmeckt. Die anderen haben sich an den Braten gütlich getan, ohne Schaden zu nehmen.

## Sumpfstellung südlich des Libauer Sees

30.3.45. Nun ist es soweit. Ich übernehme die 1. Kompanie und gehe heute abend nach vorn. Das Verpflegungsfahrzeug der 2. Kompanie nimmt mich mit. Es ist ein ziemlich weiter Weg. Wir waren eine halbe Stunde gefahren und stehen nun hinter einer Heckenreihe, die durch eine künstliche Blende verstärkt ist. Hier müssen wir die Dämmerung abwarten, denn von hier aus führt der Weg über flaches, offenes Gelände, das der Feind einsehen kann. Nachdem es dunkel geworden war, setzen wir unseren Weg fort. In scharfem Trab geht es über die Ebene, bis wir nach einiger Zeit einen Waldrand erreicht haben, an dem ein Bauernhof liegt. Wir sind beim Bataillonsgefechtsstand. Der bisherige Führer der 1. Kompanie, ein sächsischer Oberleutnant, wartet schon auf mich. Er ist zur Armeeewaffenschule nach Paulshafen abkommandiert und will mir nur noch die Kompanie übergeben. Er wird dann mit demselben Fahrzeug zurückfahren, mit dem ich nach vorn gekommen war. Er will mich noch selbst einweisen, und so gehen wir beide nach vorn.

Der Bataillonsgefechtsstand liegt noch auf festem Land, am Rande eines riesigen Sumpfgebietes. Der größte Teil der HKL aber verläuft mitten durch den Sumpf. Das gilt auch für meinen Kompanieabschnitt. Schon nach kurzem Weg verlassen wir den festen Boden, überschreiten auf gewundenen Pfad eine sumpfige Wiese und betreten dann einen Laufsteg, der sich in endlosen Windungen durch Gebüsch und Sumpfwald schlängelt, sich möglichst der Sicht des Feindes entziehend, zuweilen aber auch über offene Wasserflächen führend. Unter uns steht schwarzes Moorwasser. Es ist dunkel, wenn wir durch hohen Sumpfwald schreiten; es wird heller, wenn wir über freie Wasserflächen gehen und der Himmel sein Dämmerlicht im Wasser spiegelt. Hölzern klappen unsere Schritte über den schmalen Steg. Stellenweise federn die Bretter, sodass wir zu wippen beginnen und den Schritt verlangsamen müssen. Der Steg liegt einen halben Meter über der Wasserfläche. An manchen Stellen ragen noch die Spitzen der Sumpfgräser aus dem Wasser. Anderswo ist das Wasser zwei Meter tief.

Nachdem wir etwa einen Kilometer gelaufen waren, erreichen wir einen Bunker, der auf einer kleinen Sumpfinself steht. Der Boden hebt sich hier aus dem Wasser und ist mit einigen Gruppen hohe Birken und Erlen bestanden. Wir haben den Kompaniegefechtsstand erreicht. Mein Vorgänger gibt mir nun die notwendigen Erläuterungen und verabschiedet sich dann. Nun sitze ich hier in dem hölzernen Häuschen über den Stellungsplänen, um mir ein Bild von meinem neuen Kompanieabschnitt zu machen.

Wir liegen in einem riesigen Sumpfgebiet südlich des Libauer Sees. Meine Stellungen der vorderen Linie ziehen sich auf einer Straße entlang, die als künstlich aufgeworfener Damm der einzige trockene Weg durch dieses Sumpfland ist. Die Feuerstellungen und Unterstände sind teilweise in diesen Wall hineingegraben und stehen in Abständen von vierzig bis fünfzig Metern. In dem völlig versumpften Hinterlands dieser Kompaniefront befinden sich noch auf einzelnen inselartigen Trockenstellen einige sMG- und schwere Granatwerfer-Stellungen, die die ganze vordere Linie übersehen können. Auch der Waffenunteroffizier bewohnt mit seinem Gehilfen eine dieser kleinen Inseln. Mein Kompaniegefechtsstand ist mit den Frontstellungen auf der Straße und den Stützpunkten auf den Inseln durch Laufstege und Telefonleitungen verbunden. Hier im Kompaniegefechtsstand liege ich selbst mit meinem gesamten Kompanietrupp zusammen. Das sind 2 Melder<sup>659</sup>, 2 Funker, 2 Fernsprecher, 1 Sanitäter und der Kompanietruppführer, also 9 Mann. Ich schlafe auf der Bank, auf der ich tagsüber sitze. Unser Unterstand ist ein Blockhäuschen, das auf dem schwankenden, morastigen Untergrund dieser winzigen Waldinsel steht. Der Laufsteg führt direkt daran vorbei. Auf der anderen Seite des Steges haben unsere Vorgänger sogar eine Laubhütte mit einer Bank gebaut. Es ist wie in der Sommerfrische. Als weiteren Komfort verfügen wir noch über ein richtiges Klo-Häuschen abseits des Unterstandes.

Es ist dunkel geworden, und ich gehe nach vorn, um die Stellungen zu inspizieren. Der Unteroffizier, der mich durch die Stellungen führen soll, schläft schon. Ich lasse ihn wecken und höre, wie er sich drinnen im Unterstand schimpfend erhebt. Brummend kommt er herausgekröchen und zeigt deutlich seinen Unwillen über die gestörte Nachtruhe. Ich sage nichts, denn ich verstehe ihn wohl, aber ich kann ja auch nicht schlafen, und ich kann nur nachts hierher kommen. Da ich den Mann nicht kenne, will ich

---

<sup>659</sup> Einer der Melder, Obergefreiter Hans Scheuerlein, schrieb den Eltern des Autors 1946 einen *entlastenden Brief*.

ihn nicht gleich anpfeifen. Aber merken will ich mir diese *Marke*<sup>660</sup>. Als ich dann zu meinem Unterstand zurückkehre, liegt alles in tiefem Schlaf, außer dem Posten.

Die Stellung hat den großen Vorteil, dass auch das Vorfeld völlig versumpft ist. Das Wasser ist zwar nur knietief, aber mit Panzerangriffen ist hier nicht zu rechnen.

Die Unterstände sind durchweg kümmerliche, kleine Holzbuden. Die Dächer bestehen aus einer Bretterlage mit einer dünnen Sandschicht. Das ist höchstens ein Splitterschutz. Auf dem Boden liegt eine dünne Strohschicht, auf der die Landser schlafen.

Meine Bewegungsfreiheit ist hier stark eingeschränkt. Die Tage vergehen in ziemlicher Eintönigkeit. Tagsüber bewege ich mich in dem kleinen Wäldchen um unseren Unterstand herum oder in der Umgebung, soweit der Laufsteg dies zulässt. Manchmal sitze ich auch in der Laubhütte. Bei Einbruch der Dunkelheit, nach dem Verpflegungsempfang, gehe ich regelmäßig zu den Stellungen nach vorn oder auf die Inseln.

Heute abend kurz nach der Verpflegungsausgabe kommt ein Feldwebel wutschnaubend nach vorn und beschwert sich über die zu geringen Rationen. Zum Beweis zeigt er mir sein Kochgeschirr, das tatsächlich nur zu einem Viertel gefüllt ist. Da die Verpflegung hinten beim Bataillon abgeladen wird, ist der Küchenbulle schwer zu erreichen. Ich verspreche dem Feldwebel aber, dass ich morgen abend die Verpflegungsausgabe beim Bataillon kontrollieren werde.

Da die Stellung ruhig ist, mache ich meine Stellungsbesuche und Spaziergänge auch am hellen Tag. Ich sehe mir die Arbeiten zur Verbesserung der Stellungen an, spreche mit den Männern, besuche den Waffenunteroffizier in seiner Wasservilla oder gehe auch mal an seichten Stellen vom Laufsteg herunter, um mir dieses eigenartige Sumpfland anzusehen.

Es liegt ein schwermütiger Zug über dieser Landschaft, eine drückende Stille. Das blanke, ruhige Wasser ist etwas unheimlich. An manchen Stellen habe ich selbst mit einem sehr langen Stock keinen Grund gefunden. An anderen Stellen ist er moorig und bodenlos. Es gibt aber auch trockene Stellen mit festem Untergrund. Der Wald steht im Wasser. Es ist alles etwas fremd. Auch die Tierwelt und ihre Stimmen sind anders und ungewohnt. Im letzten Schein der Abendsonne kreisen die *Bekassinen* spielend in der Luft, und ihr *Quarren* bringt einen ungewohnten Ton in die märchenhafte Fremdheit dieser Landschaft. Und abends erfüllt das Quaken von Millionen Fröschen die Luft. Anfangs war mir das alles neu und interessant, auf die Dauer aber fühle ich mich etwas unbehaglich in diesem Sumpf, fremd in der Landschaft und beeengt durch den Laufsteg. Wohl wechselt der Wald mit offenen Flächen ab, aber zwischen den Waldstücken liegen keine Äcker und Wiesen, sondern trügerische Wasser- oder Sumpfflächen. Selbst auf dem Waldboden steht das Wasser. Vielleicht liegt es an der Schneeschmelze. Selten fester Boden oder trockene Waldstellen, nur auf dem Laufsteg, und selbst dieser schwankt noch unter jedem Schritt.

Heute nacht hat es ein Malheur gegeben. Ich erwache von einem lauten brechenden Krachen, dem ein lautes Stöhnen folgt. Sofort bin ich hoch. Im Dämmer des beginnenden Tages sehe ich, dass die mit drei Mann belegte obere Pritsche zusammengebrochen ist und die darunter liegenden drei Männer unter sich begraben hat. Wir ziehen die jammernden Männer aus den Holztrümmern hervor, wonach sie sich bald beruhigen. Sie waren mit dem Schrecken davon gekommen. Wir räumen die Trümmer fort, und darüber ist es Tag geworden. Wir bleiben gleich auf. Das war ein Schreck am Sonntagmorgen!

6.4.45. Das Telefon schrillt. Ich nehme den Hörer ab. Am Apparat ist der Bataillons-Adju, Leutnant von Bartenwerffer. Er kündigt mir den Besuch des Bataillonsführers an, der eben das Haus verlassen hat. „Ziehen sie sich den Rock an!“ schließt er das Gespräch. Nach einer Viertelstunde sehe ich Hauptmann Dietsch auf dem Laufsteg näher kommen. Nun tritt der in den Unterstand. Er lächelt so verschmitzt. Was hat er wohl? „Oberleutnant Schrödter, hiermit überreiche ich Ihnen als Anerkennung für tapferes Verhalten vor dem Feind auftragsgemäß die *Nahkampfspange in Bronze* für 12 anerkannte Nahkämpfe!“ Während er noch spricht, habe ich schon Haltung angenommen und lasse mir nun von ihm die Spange an den Rock heften. Nun prangt sie über der Tasche, auf der sich seit einigen Tagen das EK I befindet. Und unter diesem blinken das silberne Verwundetenabzeichen und das silberne Infanterie-Sturmabzeichen. Und daneben noch zwei Ordensbänder im Knopfloch.

Als ich dann wieder allein bin, ziehe ich mein Soldbuch aus der Tasche, entfaltet die Liste der eingetragenen Nahkampftage und lasse sie noch einmal in meiner Erinnerung vorüberziehen. Es sind 15

---

<sup>660</sup> Im Original „Maske“, vielleicht ein Tippfehler, da der Autor seltsame Personen häufig berlinernd als „Marke“ bezeichnete.

bestätigte Nahkämpfe. In Wirklichkeit habe ich schon mehr hinter mir, aber sie sind nicht alle anerkannt. Nicht einmal der Gegenstoß bei Kesteri, für den ich das EK I bekommen habe.

Von der Front hallt Pakfeuer herüber. Ich gehe auf den Laufsteg und sehe, dass der Beschuss einem Unterstand der Nachbarkompanie gilt. Die Einschläge sind schwach zu sehen, weil der Sumpfboden viel verschluckt. Nur dünne Rauchsleier ziehen durch die Luft. Bruch – Volltreffer! Es dauert nicht lange, da habe ich die Meldung: 1 Toter und mehrere Verwundete. Die Besatzung des Unterstandes hatte wieder einmal bis in den hellen Tag hinein geheizt, so dass der dicke Rauch aus dem Ofenrohr stieg und dem Russen verriet, dass der Unterstand besetzt war. Selbstverständlich hat der Iwan dann draufgeknallt. Es war mir schon öfter aufgefallen, dass die Leute in diesem Bunker am helllichten Tag heizen. Nun haben sie die Quittung dafür. Ein Toter, der nicht zu sein brauchte. Was soll man da den Angehörigen mitteilen? Ehrlicherweise müsste die Benachrichtigung lauten: Er ist durch eigene Dummheit, durch Leichtsinns und Ungehorsam gefallen.

Unser Unterstand ist zu eng. Nachdem nun auch noch die Pritsche zusammengebrochen ist, haben wir beschlossen, einen neuen Unterstand zu bauen, in den ich mit dem Kompanietruppführer und einem Melder einziehen will, während die übrigen in dem alten bleiben. Der Waffenunteroffizier hat gleich tatkräftig die Bauleitung übernommen und mit den ersten Arbeiten begonnen. Der neue Bunker ist zehn Meter vom alten entfernt. Die Balkenwände sind schon fast mannshoch.

Laut Befehl des O.K. *der Heeresgruppe Kurland* müssen alle rückwärtigen Dienste im Offiziersrang acht Tage Frontdienst machen. Ich finde das sehr vernünftig. Unser Oberzahlmeister Schneider möchte in Übereinstimmung mit dem Bataillonsführer seine Frontwoche bei mir ableisten. Sobald der neue Unterstand fertig ist, wird er zu mir übersiedeln.

Heute hat die russische Artillerie eine Salve in das Gehölz meines Gefechtsstandes gefeuert. Offenbar haben sie unser Hämmern und Sägen gehört. Vielleicht können sie uns sogar sehen. Jedenfalls lag die Salve gut.

Der russische Beschuss wird seit einiger Zeit lebhafter. Neuerdings schießt er Störungsfeuer und Feuerüberfälle auf ganz bestimmte Punkte. Auch die Insel, auf der einer meiner sMG-Halbzüge liegt, erhält jetzt öfter Beschuss. Ich kann jetzt nur noch bei Dunkelheit hinüber. Der Laufsteg zur Insel führt über eine große, freie Wasserfläche. Das Wasser ist hier sehr tief. Ich muss gut aufpassen, wenn ich bei Dunkelheit herüberspaziere. Meist aber reflektiert die Wasserfläche soviel Licht, dass ich den Steg gut erkennen kann. Eben bin ich auf diesem Stützpunkt angelangt, als gerade wieder ein Hagel von Werfergranaten in den Wald prasselt. Nachdem die Lage krepirt ist, springe ich in den Unterstand, um das Ende der Beschießung abzuwarten. Während es draußen kracht und splittert, unterhalte ich mich mit den Soldaten. Vier Mann sind augenblicklich im Unterstand, zwei Mann sind vorn in der Feuerstellung. Nun ist der Feuerschlag vorüber, und ich pirsche mich mit einem Posten über den schlüpfrigen Pfad nach vorn. An den nassesten Stellen liegen Bohlen, über die man balancieren muss. Dann sind wir bei den MG-Nestern. Sie liegen am vorderen Rand eines Gebüschs, sind aber noch durch das Strauchwerk gedeckt. Außerdem ist das Buschwerk durch Balken verstärkt, sodass die Gewehre einen ganz ordentlichen Kugelschutz haben. Vor uns erstreckt sich die freie Wasserfläche bis an den Straßendamm. Es ist alles ruhig. Aber als ich den Rückweg antrete, krachen schon wieder einige Einschläge in das Gehölz. Ich verziehe mich noch einmal in den Unterstand, bis der Russe die Ballerei aufgibt.

Ich sitze abends mit meinem Kompanietrupp im Unterstand zusammen. Wir unterhalten uns über das „Thema 2“ des Landsers: Das Essen. (Thema 1 sind die Frauen.) Einer meiner Melder war vor dem Krieg Angestellter bei [Aschinger](#)<sup>661</sup> und erzählt aus seinem Berufsleben. So hören wir kopfschüttelnd, dass z. B. kein Angestellter Esswaren mit herausnehmen durfte, so dass abends nach Geschäftsschluss die übriggebliebenen Bouletten eimerweise in die Mülltonnen wanderten.

Heute morgen gab es eine große Aufregung im Unterstand. Ich hatte vor meiner Morgenwäsche den Trauring abgelegt, was mir Carola streng verboten hatte. Wie ich ihn wieder aufsetzen will, gleitet er mir aus der Hand, rollt auf den Boden und verschwindet zwischen den Bodenbrettern. Die Männer lockern nun eine Bohle und heben sie etwas an. Darunter öffnet sich der Sumpf. Mehrere Augenpaare blicken suchend in diesen Morast, ein Gemisch aus Wasser, Schlamm und verfaulten Zweigen. „Da ist er!“ schreit ein Melder und greift hastig in das Wasser. „Vorsicht, Mensch!“ schreie ich dazwischen. Ich fürchte, dass er durch eine unvorsichtige Bewegung den Ring erst recht ins Gleiten bringt. Jetzt sehe ich ihn auch. Er schwebt gewissermaßen im Morast. Ich weiß nicht, was ihn noch hält, vielleicht ein

---

<sup>661</sup> *Berliner Gastronomie, bekannt für preisgünstige Mahlzeiten*



Zweigstück. Der Melder fährt vorsichtig mit der Hand hinein und erwischt ihn tatsächlich. Das hat noch mal geklappt. Ich will ihn lieber nicht mehr absetzen.

Ich muss meine Kontrollgänge jetzt wieder nachts bzw. bei Dunkelheit unternehmen. Heute ist es bereits stockfinster, als ich auf dem Damm ankomme. Gleich vorn, wo der Laufsteg auf dem trockenen Damm endet, ist der erste Postenstand. Der Posten grüßt verschoben und macht eine unmögliche Meldung. Diesen Mann habe ich schon einmal angeschnauzt, als er auf dem Laufsteg am Kompaniegefechtsstand vorbeikam und mir einen unmöglichen Gruß vormachte. Jetzt fauche ich ihn wieder an und gehe dann weiter. Aber schon nach zehn Metern bleibe ich stehen und horche. Hinter mir flucht jemand laut und unaufhörlich. Ich mache sofort kehrt und gehe zu dem Posten zurück. Da steht der Landser und schimpft ganz fürchterlich. Ich nehme ihn aus dem Postenstand auf die Straße und frage ihn, was eigentlich los sei. Der Landser erwidert: „Herr Oberleutnant, sie haben was gegen mich!“ Und plötzlich bricht er in Tränen aus und ruft: „Ich weiß ja, dass sie ein guter Kompanieführer sind. Sie schimpfen mit keinem anderen, nur an mir haben sie immer etwas auszusetzen!“ Er ist ganz unglücklich. Ich bin verblüfft. Dann mache ich ihm klar, dass er doch wirklich ein völlig unsoldatisches Benehmen habe, und dass ich immer glaubte, er täte es aus innerem Widerstand, was ich nicht durchgehen lassen kann. Und deshalb habe ich ihn eben mal angeschnauzt. Aber nun sei ja alles gut. Ich beruhige ihn noch ein bisschen und setze dann meinen Weg fort.

Ich bin unzufrieden mit mir. Ich habe diesen einfachen, unbeholfenen Mann, der hier recht und schlecht seine Pflicht tut, völlig falsch behandelt. Ich werde nie wieder einen Mann wegen so einer blöden Kleinigkeit vergrämen!

Schon zum zweiten Mal meldet mir ein Grabenposten, dass man drüben in den russischen Stellungen Arbeitsgeräusche höre. Auch habe er ganz deutlich deutsche Stimmen gehört. Das muss ich mir mal anhören. Ich gehe nach vorn und stelle mich in einen Postenstand. Es stimmt, drüben wird gehämmert und gesägt. Jetzt ruft jemand. Ich lausche gespannt. Tatsächlich – deutsche Worte, „komm her!“ Oder täusche ich mich? Russisch ist es jedenfalls nicht. Auch der Tonfall und die ganze Artikulation sind deutsch, jedenfalls nicht russisch. Es ist durchaus möglich, dass da drüben deutsche Kriegsgefangene oder Angehörige des kommunistisch beeinflussten „Nationalkomitees freies Deutschland“ arbeiten. Das ist zwar völkerrechtlich verboten, Kriegsgefangene zu solchen Arbeiten einzusetzen, aber der Russe tut vieles, was völkerrechtlich verboten ist.

Mein Spieß hat irgendwelche Unkorrektheiten begangen und ist vom Regimentskommandeur zu acht Tagen Frontdienst verurteilt worden. Ich habe ihn nach vorn in eine Stellung gesteckt, wo ich ihn heute besuche. Er ist gerade dabei, mit den anderen Kameraden den Deckungswall zu verstärken. Sein Schutzbedürfnis scheint gewaltig zu sein, denn er hat den Wall schon weit über Mannshöhe aufgeworfen, sodass man überhaupt nicht mehr hinübergucken kann. Er versperrt die Sicht zum Feind hinüber. Vogel-Strauß-Politik! Er scheint den Grundsatz „Sicht geht vor Deckung“ vergessen zu haben. Außerdem ist er vor den Granatwerfern, die die Russen massenhaft einsetzen, auch hinter dem höchsten Wall nicht sicher. Dabei sind sie alle noch mächtig stolz auf ihre Arbeitsleistung. Ich sage nichts zu ihrem schönen Bauwerk und gehe lächelnd weiter.

Karfreitag, 30.3.45.<sup>662</sup> Die deutschen Städte sind Trümmerhaufen. Zahlreiche Kirchen sind zerstört. Wieviele Mütter mögen heute in den vom Bombenterror verschonten Kirchen in bitteren Tränen um ihren toten Sohn zum Kreuz aufblicken, wie damals die Gottesmutter! Karfreitag des deutschen Volkes! 20.4.45. Der Bataillonsführer schickt mir die ersten Verleihungsurkunden und Bänder des neu geschaffenen „Ärmelband Kurland“. Es sind die ersten acht Stück. Auch für mich ist schon eins dabei. Die andern sollen in Kürze folgen. Ich mache mich sofort auf den Weg zu dem MG-Stützpunkt auf der Insel, um die Bänder zu verteilen. Der damalige Gefreite<sup>663</sup> assistiert mir dabei. Das Band hat eine Weberei in Goldingen hergestellt, und lettische Frauen haben in Heimarbeit die letzten Näharbeiten an dieser letzten deutschen Kriegsauszeichnung vorgenommen.<sup>664</sup>

Plötzlich kracht und dröhnt es an der Front. Mein rechter Kompanieabschnitt liegt unter schwerem Feuer. Das Telefon schrillt. Der Zugführer meldet sich. Er vermutet einen Angriff. Nach einiger Zeit

<sup>662</sup> im Original „19.4.45“. Erst im folgenden Jahr fiel der Karfreitag auf diesen Tag, den 19.4.46; der Gedanke passt selbstverständlich in beide Jahre. Es könnte auch sein, dass der Autor in alten Zeitungen schmökerte.

<sup>663</sup> Eine Leerstelle im Typoskript zeigt, dass sich der Autor bei der Niederschrift des Tagebuchs vergeblich an die besondere Funktion dieses Gefreiten (z.B. Schreiber, Sanitäter, Melder) zu erinnern versucht hat.

<sup>664</sup> zitiert aus Haupt (1979) S. 70

jedoch flaut das Feuer ab und schläft dann ganz ein. Ich gehe nach vorn, um mich zu informieren. Es ist nichts passiert. Im Gegenteil, die Landser lachen sich tot! Da war nämlich beim Nachlassen des Feuers ein Landser von seinem Unterstand in die Feuerstellung gelaufen, immer wie eine Katze am Wall entlangschleichend. Da kam ihm plötzlich von der anderen Seite jemand entgegengepirscht, mit krummem Rücken und schussbereitem Gewehr. Beide erblicken sich gleichzeitig, und jeder hielt den anderen für einen Russen. Im ersten Schreck fahren beide zurück hinter die nächste Deckung und eröffnen das Feuer aufeinander, bis sie schließlich ihren Irrtum erkennen. Sie schwiegen sich aber über diesen Vorfall aus, um sich nicht lächerlich zu machen. Aber ein Dritter hat es zufällig mit angesehen und sorgt für schnelle Verbreitung dieses Schauspiels, über das die Landser sich kaputtlachen wollen.

Unser rechter Nachbar ist ein litauisches Bataillon<sup>665</sup>. Heute Nachmittag war ich einmal drüben und habe den Kompanieführer unserer rechten Anschlusskompanie besucht. Es ist ein junger, hellblonder Leutnant. Ein hübscher Kerl, der recht gut deutsch spricht. Auch die Stellungen der Kompanie habe ich mir ein bisschen angesehen. Ihre MG-Nester und Schützenstände sind mit Baumstämmen bis in Brusthöhe gut gesichert. Sie haben mehr Holz, denn ihre Stellungen liegen zum Teil schon auf festem Land. Der Abschnitt dieses Bataillons ist derselbe, den damals das Bataillon des bayrischen Cholerikers besetzt hatte und der sich bis Jurmalciems hinzieht. Der nächste Kompanieabschnitt ist schon der, den ich damals besetzt hatte. Es war unsere erste Stellung in Kurland. Zu dem Abschnitt, den Leutnant Harms mit dem 1. Zug damals besetzt hatte, kann ich hinübergucken.

Auf der linken Seite unseres Bataillonsabschnitts liegt eine Artillerie-Einheit, die ihre sämtlichen Geschütze bei den Kämpfen verloren hat. Nun stehen die Kanoniere als Infanteristen vorn. Ich habe sie heute mal besucht. Auch ihre Stellungen liegen schon auf festem Boden, der dichten Hochwald trägt. Entlang ihrer Front haben die Artilleristen einfach einen hohen Palisadenzaun errichtet, in den in bestimmten Abständen MG-Stellungen eingebaut sind. Das Vorgelände ist sehr unübersichtlich. Deshalb gelingt es sowjetischen Spähtrupps immer wieder, bis an den Zaun heranzukommen. Einmal haben sie sogar einen Posten ausgehoben. Die Einheit hat jetzt Verstärkung aus einem Konzentrationslager bekommen. Es sind durchweg Leute mit leichten Vergehen, die sie hier im Frontdienst abbüßen sollen.

Neben dieser Ari-Einheit liegt unsere 2. Kompanie, die Leutnant Voit führt. Auch sie liegt schon auf trockenem Land. Hier sind plötzlich zwei Mann verschwunden. Eines Morgens war der Postenstand leer, und alle Anzeichen deuten darauf hin, dass die beiden übergelaufen sind.

Von vorn wird mir gemeldet, dass drüben beim Iwan ein Propaganda-Lautsprecher unsere Leute zum Überlaufen auffordert. „Kameraden, kommt herüber und bringt Kochgeschirre mit. Es gibt Pudding! Und in unseren Fronttheatern seht ihr tausend süße Beinchen!“ Ich gebe die Meldung telefonisch zum Bataillon weiter. Kurze Zeit später hauen drüben ein paar Lagen unserer Artillerie in den Wald.

Eben kommt ein Anruf von vorn, dass der Lautsprecher schon wieder am Werk sei. Ich laufe nach vorn, um mir das mal anzuhören. Dieselben Lockungen wie gestern abend. Aber heute haben sie noch eine neue Platte aufgelegt. Plärrend schallt es herüber: „... und Eure Frauen haben Verhältnisse mit Amis und alliierten Gefangenen...“ Da brüllt einer meiner Landser zurück: „Macht nichts, dafür ... wir eure Weiber!“ Gröhndes Gelächter über diese schlagfertige, aber wenig salonfähige Antwort! Von drüben ertönen noch einige Walzermelodien, und dann ist Ruhe.

Das Regiment hat laufende Aufklärung an der russischen Front befohlen. Ich setze also Spähtrupps ein. Die Patrouille des ersten Abends kommt ergebnislos zurück. Es stellt sich heraus, dass sie fünfzig Meter vor unseren Stellungen liegengeblieben und dann nach einiger Zeit zurückgekommen war. Zugegeben, dass das Gelände für unsere Spähtrupps ungünstig ist. Die Männer waten weite Strecken in knietiefem Wasser. Aber das hilft ja nun nichts. Wir wollen wissen, was drüben los ist. Und die Russen kommen ja auch durch das Wasser. Schließlich melden sich ein paar Freiwillige, darunter der Unteroffizier, der bei meinem ersten Informationsgang wegen seines unterbrochenen Schlafes so gemault hatte. Er hat sich inzwischen als waschechter Rabauke und furchtloser Draufgänger entpuppt. Kein Soldat, aber ein Landsknecht. Solche Männer sind oft unentbehrlich im Krieg, und ich war immer ganz froh, wenn ich solche Typen in der Kompanie hatte, allerdings mit Einschränkungen. So war auch dieser hier. Er war eigensinnig und unsoldatisch, aber furchtlos und deutsch!

Am folgenden Abend gehen nun zwei Mann los, ein Feldwebel und dieser Unteroffizier. Sie bleiben lange aus, so dass ich mir schon Sorgen mache. Nach etlichen Stunden kommen sie mit einer recht

---

<sup>665</sup> das *Litauische Polizei-Bataillon F/13*

brauchbaren Skizze der feindlichen Stellungen zurück. Am nächsten Abend gehen sie noch einmal los, um ihre Beobachtungen zu vervollständigen. Danach ist die russische Front vor meinem Abschnitt etwa 600 bis 800 m entfernt und besteht aus einer massiven Baumsperre mit eingebauten MG-Nestern.

Einige Tage später bekomme ich vom Bataillon eine Luftaufnahme, die unter anderem die Richtigkeit dieser Beobachtungen beweist.

Heute revanchieren wir uns mit Gegenpropaganda. Das Bataillon hat ein russisches Mädchen angekündigt, das von meinem Abschnitt aus zu den russischen Stellungen hinübersprechen soll. Sie wird aber nicht zu mir kommen, sondern gleich von der vorgesehenen Stelle aus sprechen. Iwan hat sich alles ruhig angehört. Er hat nicht einmal geschossen. Ich habe das Mädchen leider nicht zu sehen bekommen. Es soll sehr hübsch sein.

Heute will ich einmal nach hinten zum Tross. Das Bataillon stellt mir ein Pferd zur Verfügung, das in einem Stall beim Truppenverbandplatz untergestellt ist. Während mein Pferd gesattelt wird, sitze ich noch mit unsrem Bataillonsarzt zusammen. Der Truppenverbandplatz ist nämlich dicht neben dem Bataillonsgefechtsstand in einem Bauernhof untergebracht. Ich mag diesen frischen fröhlichen Letten sehr gern, nur seine schlüpfrigen Witze gefallen mir nicht. Wenn er mit dem Bataillonsführer zusammen ist, wird es ganz schlimm. Er ist eben Mediziner!

Der Bursche meldet, dass das Pferd gesattelt ist. Ich verabschiede mich bis zum Abend, sitze auf und reite los. Unterwegs passiere ich das kleine Dorf **Nica**, dessen Kirche zerstört ist. Ich erfahre, dass der Turm von Deutschen gesprengt worden war, weil man ihn bei einer zeitweiligen Frontzurücknahme den Russen nicht als Ari-B-Stelle in die Hände fallen lassen wollte. Der evangelische Geistliche hatte sich vorher erboten, den Turm mit seinen Dorfbewohnern abzutragen, damit er nicht gesprengt werden muss. Aber das deutsche Sprengkommando ließ sich nicht darauf ein, und eines Tages flog der Turm in die Luft. Vielleicht zwang Zeitmangel zu dieser Maßnahme, aber die Bevölkerung, die uns mit so großer Sympathie zur Seite steht, wurde wieder einmal schockiert. Der deutsche Elefant im Porzellanladen!

Ich bin beim Tross. Da ich vorher angekündigt war, ist alles auf Hochglanz poliert und in bester Ordnung. Der Rechnungsführer hat aus seiner Bekleidungskammer geradezu eine Textilwarenausstellung gemacht. Nur das Essen enttäuschte mich. Es gibt nämlich Fisch, Brathering. Vielleicht wollten sie mir damit etwas Besonderes bieten. Sie konnten nicht wissen, dass ich kein Freund von Fischgerichten bin. Aber ich lasse mir nichts anmerken. Doch nachmittags gibt's Ärger. Ich schreibe gerade einen Brief an Carola, als ich sehe, wie der Spieß seinem Hund eine Schüssel mit Milch vorsetzt. Das ging mir doch zu weit. Meine Männer vorn müssen mit dem spärlichsten Essen auskommen, und hier hinten kriegt der Köter täglich Milch zu saufen! Dieser halbe Liter Milch täglich könnte eigentlich den Frontsoldaten mit der abendlichen Verpflegung gebracht werden. Der Spieß will die peinliche Situation mit einem Witz retten. Der Hund sei eine „eiserne Ration“. Er habe ihn deshalb „Gulasch“ genannt.

Zum Abendessen bin ich bei Oberzahlmeister Schneider eingeladen. Auch der Bataillonsführer ist dabei. Hier gibt es nun eines meiner Leibgerichte: Eierkuchen. Nach dem Essen mache ich mich auf den Rückweg, und zwar mit einer neuen Kopfbedeckung. Es ist eine weiche Schirmmütze, wie sie die Offiziere im 1. Weltkrieg und zum Teil heute noch tragen. Sie lag bei Schneider herrenlos herum, und er hatte keine Verwendung für Sie. Nun trage ich sie, obgleich sie mir etwas zu klein ist.

Auf dem Rückweg inspiziere ich noch eine Brückenwache, die meine Kompanie hier an der Straße stellen muss.

Nun habe ich die Hauptstraße Libau–Memel erreicht und wende mich nach Süden. Die Sonne beginnt schon langsam zu sinken, aber die Luft ist weich und mild. Es ist ja Vorfrühling, und der Mai naht heran. Die hohen, alten Chausseebäume bedecken sich bereits mit zartem Grün. Links auf dem Acker schreitet ein pflügender Bauer. Das Pferd zieht die blanke Pflugschar, während der Landmann mit schweren Schritten der Furche folgt. Wenn sie vor dem sinkenden Glutball der Sonne stehen, sind sie nur als dunkle Silhouette sichtbar. Welch ein Bild des Friedens! Frieden? Irgend etwas würgt mir in der Kehle. Sind es die Erinnerungen an meine Jugendzeit auf dem Dorf meines Großvaters, die mit diesem Bild lebendig werden? Ist es das Gefühl dieses unglücklichen Krieges und unserer dunklen Zukunft hier oben? Ich weiß es nicht, aber plötzlich rinnen mir die Tränen über die Backen. Und da weit und breit kein Mensch zu sehen ist, lasse ich sie ruhig laufen. Meine Nerven sind auch schon kaputt.

Fast an derselben Stelle hier hatte ich heute früh auf meinem Hinweg zwei Männer des Bataillonsstabes getroffen. Einen von ihnen kannte ich, den *Obergefreiten* Bohndorf. Er ist Bataillonsschreiber. Ich war

stehen geblieben und hatte mich eine Weile mit ihnen unterhalten. Dann setzten wir unsere Wege in entgegengesetzter Richtung fort.

Heute früh erwache ich von einigen sonderbar gedämpften Explosionen. Ich trete aus dem Unterstand heraus und blicke zum Himmel. Da sehe ich hoch in der Luft rosa Explosionswölkchen sich aufbauschen. Sie blähen sich auf, und dann fällt es wie Schneeflocken herab. Propaganda-Granaten mit Flugblättern!

Laut Befehl muss jedes Bataillon einen NSFO<sup>666</sup> namhaft machen. Bei uns sträuben sich alle mit Händen und Füßen. Niemand will den Posten übernehmen. Da muss der Bataillonsführer einen bestimmen. Wie immer in solchen Fällen nimmt man den jüngsten. Und da ich der jüngste Kompanieführer im Bataillon bin, werde ich dazu bestimmt. Ich kam zu diesem Posten wie die Jungfrau zum Kind. In dieser neuen Eigenschaft wurde ich zu einer Besprechung bei der Division<sup>667</sup> kommandiert. Die Besprechung und das anschließende Essen waren nicht der Rede wert, aber der Tag als solcher mit dem Spaziergang am Ostseestrand war herrlich. Die Gebäude des Divisionsstabes liegen mitten in den Dünen unter den Kronen hoher Kiefern. Von hier aus steigen wir zum Strand hinunter und blicken über die See. Weit hinten in der Ferne erheben sich die schlanken Kirchtürme von Libau. Und weit im Westen, dort hinter der **Kimm**, wohnt Carola. —

Beide Seiten scheinen sich jetzt mächtig in den Propaganda-Feldzug zu stürzen. Oder ich merke es jetzt nur, weil ich NSFO geworden bin. Jedenfalls werden wir mit Propagandamaterial überschüttet. Stapel von Flugblättern liegen in meinem Bunker. Sie sind uns sehr willkommen, denn wir sind knapp an Toilettenpapier. Auch das Format ist gerade passend.

30.4.45. Mitten in der Nacht schrillt das Telefon. Was ist das bloß für eine Unruhe in letzter Zeit. Verschlafen nehme ich den Hörer ab. Mann meldet mir, dass der Adjutant auf dem Weg zu mir ist. Er bringt eine wichtige Nachricht, über die der Anrufer nicht sagen will. Bald darauf öffnet sich die Bunkertür. Der Adju mit einem Melder ist da: „Schrödter, der Führer ist gefallen! Laut Befehl des O.K. sollen die Kompanieführer sofort und persönlich ihren Männern die Nachricht überbringen und zur Ruhe und Besonnenheit ermahnen.“<sup>668</sup> Na, viel ist ja dazu nicht mehr zu sagen. Der Adju geht wieder, und ich jongliere mit meinem Melder in der dunklen Nacht über den Laufsteg zu den Stellungen, gehe von Stellung zu Stellung und überbringe den Landsern die Nachricht vom Tod Adolf Hitlers mit einigen mehr oder weniger notwendigen Bemerkungen.

1.5.45. Mitternacht ist vorüber. Mein Geburtstag hat begonnen. Eben war der Bataillonsführer mit Oberzahlmeister Schneider hier, um mir zu gratulieren. Sie haben mir als Geschenk eine Flasche Kognac mitgebracht. Nun sind sie wieder gegangen, und ich will weiterschlafen. Dazu brauche ich mich nur umfallen zu lassen, denn ich sitze schon auf meiner Pritsche.

Vor einigen Tagen ist ein Landser zurückgekommen, den die Iwans gefangen genommen hatten. Man hat ihn drüben ausnehmend gut behandelt und gepflegt, hat ihn dann durch sämtliche Feuerstellungen aller Waffen und Kaliber geführt, um ihm die erdrückende Übermacht der Roten Armee zu demonstrieren. Dann hat man ihm eine baldige neue Offensive angekündigt. Auch ein Mädchen hat man ihm angeboten, das er allerdings – wie er sagte – abgelehnt habe. Und dann haben sie ihn wieder zu uns herübergeschickt mit dem Auftrag, die Aussichtslosigkeit unseres weiteren Widerstandes klarzumachen und die Kameraden zum Überlaufen aufzufordern und mit ihnen zu den russischen Linien zurückzukehren. Der Soldat kam also zurück und meldete seine Erlebnisse dem Regiment<sup>669</sup>.

Die **6. Kurlandschlacht** ist lange vorbei. Diesmal waren wir von der Wucht der Offensive verschont geblieben, weil der Russe nördlich von uns versucht hat, endlich nach Libau durchzustoßen und uns diesen für uns lebenswichtigen Hafen zu entreißen. Auch diesmal ist der an dem unbeschreiblichen Opfermut und der Tapferkeit unserer Soldaten gescheitert. Allein gegen eine Allensteiner Division<sup>670</sup> rennen 9 sowjetische Divisionen an. Die Kämpfe in dem großen Waldgebiet sind mörderisch. Die zählen

---

<sup>666</sup> *Nationalsozialistischer Führungsoffizier, die Nazi-Variante des Politkommissars*

<sup>667</sup> *Das Bataillon unterstand in diesem letzten Zeitraum der (Divisions-) Gruppe Oberst von Gise, die als Regiments- und Divisionsstab fungierte.*

<sup>668</sup> *Das OKW gab Hitlers Tod erst am Abend des 01.05. bekannt, der Autor will es aber bereits am 30.04. mitten in der Nacht erfahren haben (Tagebuch S. 275); da der 01.05. sein Geburtstag war, ist die Angabe glaubwürdig.*

<sup>669</sup> *vgl. vorstehende Fußnote 667*

<sup>670</sup> *Unter Berücksichtigung der auf der Lagekarte vom 01.04. auffallenden Truppenmassierungen vor der Armeegrenze ("Naht") südwestlich Frauenburg und dem nördlich anschließenden Waldgebiet muss es sich um die in Allenstein aufgestellte 11. I.D. gehandelt haben.*



Ostpreußen igeln sich ein, klammern sich an jedem Baum fest. Ihre Kompanien sind nur noch 30 Mann stark, aber sie halten dem Angriff stand! Bei einer Übermacht von 1:9! Südlich von **Schrunden** wird die 8. sowjetische Gardedivision sogar eingekesselt und vernichtet!<sup>671</sup> Und so ähnlich verliefen alle Kurlandschlachten. Natürlich mussten wir vor der erdrückenden Übermacht der Sowjets langsam zurückweichen und erlitten blutige Verluste, aber der Russe hat trotz unvorstellbar hoher Blutopfer sein Ziel in Kurland nicht erreicht.

Die Nacht ist unruhig. Pausenlos brummen sowjetische Flugzeuge über Libau. Die Bombendetonationen lassen den Boden leicht erzittern, während unsere Flak mit wütendem Feuer ihre roten Krallen in die Bomberschwärme schlägt. Da wird wieder so mancher rote Flieger sein Leben lassen müssen, denn die Flak um Libau ist berühmt wegen ihrer hohen Abschusszahlen. Im Februar hatte sie z. B. an einem Tag zusammen mit deutschen Jagdfliegern 60 rote Bomber abgeschossen, nachdem schon auf dem Anflug 40 Maschinen der Sowjets vernichtet worden.

Meine Soldaten zeigen eine bewunderungswürdige Haltung. Trotz aller Gerüchte und Munkeleien vom beginnenden Zusammenbruch bleiben sie völlig ruhig und tun wie selbstverständlich ihren schweren Dienst. Kein Andeut von Unzufriedenheit, keine Widersetzlichkeiten, keine Überläufer! Hier zeigt sich deutlich, wie tief die alte Manneszucht sitzt.<sup>672</sup> Eine bewunderungswürdige Armee! Sie hätte ein besseres Los verdient!

Was die Soldaten dieser Armee bis zuletzt an fast übermenschlichen Leistungen vollbracht haben, werden spätere Berichte bezeugen, wenn der Schock des verlorenen Krieges überwunden und die Zeit für eine objektive Beurteilung reif ist. Dann wird hoffentlich die Zeit der Hetz- und Schmutzkampagne unserer linken Literatur-Mafia und ihrer blinden Ideologen überwunden sein. Kein Volk der Welt hat seine eigene Armee jemals so in den Dreck gezogen, wie es bei uns geschehen ist.

## Kapitulation

8.5.45. Für heute hat sich ein Frontkino angesagt. Hinten beim Bataillon wird in einer Scheune eines Bauernhofes der Film „Der Tag nach der Scheidung“ vorgeführt. Jede Kompanie soll einen Zug nach hinten schicken. Auch ich gehe mit. Es ist 11 Uhr vormittags. Der Film läuft. Auf der Leinwand erscheint der Kurfürstendamm und die Gedächtniskirche. Hupende Autos und klingelnde Straßenbahnen in dem Verkehrsgewühl zaubern die Erinnerung an die Heimat herbei. Berlin! Meine Heimat! Erinnerungen an Erlebnisse der Friedenszeit werden lebendig. Ich bin ganz versunken in diese Bilder der heimatlichen Welt. Front und Krieg sind vergessen.

Da fällt ein heller Lichtschein in den dunklen Raum. Eine Stimme ruft: „Oberleutnant Schrödter zum Adjutanten!“ Noch ganz benommen von der heimatlichen Atmosphäre des Films und etwas unwillig über die Unterbrechung trete ich aus dem Dunkel der Scheune ins Freie. Draußen steht Leutnant Bartenwerffer. Er guckt mich an, geht mit mir einige Schritte weiter und sagt nur ein Wort: „Aus!“ Ich habe sofort begriffen. **Kapitulation!** Während ich das denke, höre ich ihn neben mir dasselbe Wort aussprechen. Fast mechanisch antworte ich: „Ach du Donnerwetter, so eine Schweinerei!“ Allzu überraschend kommt dieses Ereignis ja nicht, aber nun, da es eingetreten ist, sieht es etwas anders aus. Noch dazu in einem Augenblick, in dem ich in Gedanken in Berlin war. Das war eine kalte Dusche.

Während wir nun langsam zum Bataillon zurückgehen, gibt mir der Adju noch einige Anweisungen zur Durchführung des Kapitulationsverfahrens. Um 14 Uhr sollen die Männer in den Stellungen weiße Tücher auf die Unterstände stecken. Die Russen haben Anweisung, die Stellungen erst morgen zu übernehmen. Alles bleibt in den Stellungen. Sich nach Libau durchschlagen zu wollen sei zwecklos, da alle Wege dorthin von Feldgendarmerie gesperrt sind. Weitere Anweisungen folgen später.

---

<sup>671</sup> (Haupt, Kurland S. 106) Zwei Regimenter dieser Division (NARA Roll ?? Frame 6459440 u. Karte 6065262 geben 7. GSD an) waren rund eine Woche lang, mindestens 21.–29.03.1945 (Frame 6459323/92) bei II. A.K./ 290. Inf.Div. südwestlich **Frauenburg (Saldus)**, nordwestlich **Pampāļi** bzw. südwestlich Lapuki (Frame 6459341, **Heereskarte Osteuropa 1:300000 Zusammendruck R58/S56**) eingekesselt und erlitten schwere Verluste, aber die Division wurde nicht zerstört. (Mitt. Alexander Rshavin vom 14.05.2019; Quelle: **pamyat-naroda.ru** S. 95 ff.). **Schrunden (Skrunda)** liegt 20 km nordwestlich von **Pampāļi (Pampeln)**.

<sup>672</sup> Ein Verbindungsoffizier des OKW schildert am 09.05. die Stimmung der Truppe in Kurland als tadelloso diszipliniert (KTB OKW 1944–1945 S. 1487)

Ich erfahre noch, dass das O.K. Kurland schon seit dem 6.5. Kapitulationsverhandlungen führt.<sup>673</sup> Unsere Kapitulation war notwendig geworden, weil das Reich schon vorher kapituliert hatte<sup>674</sup> und weiterer Widerstand hier oben sinnlos gewesen wäre. Das O.K. hat die Verhandlungen mit den Russen absichtlich in die Länge gezogen, um noch möglichst viele Menschen aus Kurland herauszuschaffen, allein in den zwei Nächten vom 6.–8. Mai sind allein in Libau 80.000 Mann eingeschifft worden und in Richtung Heimat ausgelaufen, und zwar 30.000 Offizieranwärter und 50.000 Verwundete. Daher also die Bombenangriffe auf Libau in den letzten Nächten! Ob die Transporte allerdings alle die Heimat erreichen werden, ist fraglich, denn sie wurden nicht nur während der Verschiffung, sondern auch beim Auslaufen und auf See von sowjetischen Bombern und Seestreitkräften angegriffen.

Ich gehe also in meine Stellungen zurück und gebe meinen Soldaten die Kapitulation bekannt. Sie nehmen die Nachricht mit stoischer Ruhe auf. Sie kam ja nicht gerade überraschend. Ich sage ihnen, dass sie um 14 Uhr weiße Tücher auf die Bunker stecken sollen, dass sie in den Stellungen bleiben sollen und dass jedes Absetzen zwecklos sei. Dann begeben sich in meinen Kompaniegefechtsstand, wo ich sämtliche Briefe, Tagebuchaufzeichnungen, Stellungen- und Feuerpläne verbrenne. Nur die Minenpläne müssen laut Befehl an die Russen übergeben werden. Dann gieße ich zu unser aller Bedauern die Kognacflasche, die noch fast voll ist, ins Wasser. Die Männer hätten sie lieber ausgetrunken, aber es ist besser, wenn wir jetzt nüchtern bleiben. Anschließend nehme ich den russischen Trommelrevolver, den ich **seit der Kesselschlacht von Uman** getragen habe, auseinander und werfe die einzelnen Teile in den Sumpf. Dann packe ich meine restlichen Habseligkeiten zusammen und warte auf die Dinge, die da kommen sollen.

14 Uhr. Jetzt stecken sie vorn die Handtücher raus! Nach einer Viertelstunde schrillt das Telefon: „Herr Oberleutnant, vor der Stellung stehen Russen! Sie winken und kommen ganz langsam und vorsichtig auf unsere Stellungen zu!“ Ich gebe die Meldung sofort ans Bataillon weiter. Laut Vereinbarung sollen sie doch erst morgen kommen. Das ist **schon der erste Bruch der Abmachungen durch die Sowjets!** und das schon eine Viertelstunde nach Inkrafttreten der Vereinbarungen. Das ist typisch für die Russen. Drüben bei den Litauern fallen Schüsse. Infanteriefeuer flackert auf. Die Litauer ergeben sich nicht. Sie wissen, was sie erwartet. Die Sowjets beanspruchen sie als Sowjetbürger und behandeln sie, die gegen sie gekämpft haben, als Verräter. Das kann für sie alle den Tod bedeuten.

Wieder rasselt der Feldfernsprecher. Ein Feldwebel ist am Apparat: „Herr Oberleutnant, jetzt sind die Iwans in den Stellungen! Sie sind vor Freude außer Rand und Band. ‚Woina<sup>675</sup> kapuut, Itleer kapuut‘ schreien sie fortwährend<sup>676</sup> und nehmen dabei unseren Männern die Waffen ab. Ein sowjetischer Sergeant benimmt sich etwas rabiat. Ein widerlicher Kerl. Die andern sind friedlich.“ So kam die Meldung in abgerissenen Sätzen durch. Ich gebe sofort alles ans Bataillon weiter. Dort sind jetzt auch schon sowjetische Offiziere eingetroffen, sagt mir Bartenwerffer am Telefon.

Noch einmal rasselt der Apparat: „Sie bauen jetzt das Telefon ab!“ meldet der Zugführer von vorn. Dann ist die Verbindung unterbrochen. Ich nehme nun Verbindung mit dem MG-Stützpunkt auf der Insel auf. Die können ja den ganzen Abschnitt übersehen. Der Stützpunkt meldet, dass sie vorn jetzt alle Waffen und Geräte zusammentragen. Alle sind es übrigens nicht mehr. Der Rabauken-Unteroffizier hat sein MG in den Sumpf geschmissen, bevor die Russen in der Stellung ankamen.

Wie sich bei Gefahr alles um den Führer drängt! Der ganze Kompanietrupp ist um mich herum und hängt an meinem Gesicht. Alles, was ich jetzt tue und sage, ist entscheidend für das innere Gleichgewicht der Männer. Der Waffenunteroffizier ist mit seinem Gehilfen ebenfalls zu mir gekommen. Wenn ich jetzt nervös würde, drehten die Männer vielleicht durch. Aber es besteht keinerlei Anlass zu Aufregung.

Jetzt meldet der Stützpunkt, dass die Kompanie antritt und aus der Stellung herausgeführt wird. Sie wird zu den russischen Linien gebracht. Jetzt habe ich nur noch meinen Kompanietrupp und den Halbzug auf der Insel. In dieses gefährliche Sumpfgelände wagen sich die Iwans nicht.

Ich rufe das Bataillon an, melde den Abzug der Kompanie und mache den Vorschlag, mit dem Kompanietrupp zum Bataillon zu kommen. Der Adju will nicht recht. Nach einiger Zeit rufe ich noch

---

<sup>673</sup> gem. Haupt, Kurland – Die vergessene Heeresgruppe 1944/45 S. 121, ab 07.05.

<sup>674</sup> Es ist wohl die Waffenruhe im Südwest-Bereich ab 02.05. 12.00 Uhr (KTB OKW 1944–1945 S. 1470), in Norddeutschland, Holland und Dänemark ab 05.05. 8.00 Uhr gemeint (S. 1474)

<sup>675</sup> Боїна, Krieg

<sup>676</sup> Bogg berichtet dasselbe (S. 15).

mal an und mache ihm klar, dass es sinnlos sei, hier noch allein sitzen zu bleiben. Da ist er dann einverstanden. Ich teile nun den Kompanietrupp in Gruppen zu je zwei Mann und lasse sie dann in kurzen Abständen nach hinten losziehen. Zuerst die Funker mit ihrem Gerät, dann die Fernsprecher, dann den Waffenunteroffizier mit Gehilfen, dann die Melder und zum Schluss ich selbst mit meinem Sanitäter.

Unser letzter Gang in Freiheit! Schade um soviel vergebliche Tapferkeit, so viel Heldentum, so viel vergossenes Blut! Das einzige, was bleibt, ist das Bewusstsein, dass die Armee diesen Krieg nicht verloren hat. Verloren hat ihn die unfähige Clique politischer Demagogen um Hitler. Dazu gehören auch einige Nichtskönner und Nazis im Führungsstab der Wehrmacht. Verloren haben ihn die Politiker. Die Kurlandarmee hat kapitulieren müssen, weil das Reich kapituliert hatte und weil sie keinen Nachschub mehr bekam. Ihre Widerstandskraft blieb ungebrochen. Die Kurlandarmee blieb unbesiegt bis zur letzten Stunde!

**Ende.**

8.5.45. Der Krieg ist aus und verloren. Das muss man Hitler lassen: Was er tut, das tut er gründlich. Er hat auch diesen Krieg gründlich verloren. Wenn er sich wenigstens vorn in den Graben gestellt und bis zur letzten Patrone gekämpft hätte, wie er es von uns immer verlangt hatte, dann wäre es noch ein ehrenvoller Abgang gewesen! Nach einem von ihm selbst erlassenen Gesetz galt Selbstmord als Fahnenflucht. Ausgerechnet der Mann, der immer von der hohen Tugend der Ehre sprach, hat sich den ehrlosesten Abgang vor der Geschichte bereitet. Seine Komplizen folgten ihm auf demselben Weg. Feige und ehrlos haben sie sich aus der Geschichte geschlichen. Der so glanzvoll begonnene Aufstieg des Reiches brach an dem inneren Unwert seiner Führer zusammen.

Die Geschichte ist eine Frau, und ihr Schicksal eine **Brunhildentragik**. Immer sucht sie ihren Herrn und Meister, ihren Helden. Und wie selten findet sie ihn. Und wenn sie ihn fand, war er ihrer unwürdig, wie **Gunther**.

Diese elenden Parteibonzen, die dauernd von nationaler Ehre, germanischer Treue und vom Durchhalten bis zum letzten Blutstropfen faselten, desertierten, als sie ihr eigenes Leben für ihr System einsetzen sollten. Man sagt, dass alle Parteiführer und aktiven Nazis einen Tag vor der Kapitulation die Festung Kurland mit amtlichen Fahrscheinen verlassen hatten. Ein Volk, das solche Kreaturen gebiert und unter sich duldet, hat kein besseres Schicksal verdient. Nun muss der kleine Mann aus dem Volk die ganze Last der Kriegsfolgen tragen.

Charakter ist Schicksal.<sup>677</sup>

Soll nun mein Leben mit all den guten Vorsätzen, Plänen und Aufgaben, die ich mir gestellt habe, so unvollendet bleiben? Mein Leben war erst im Rohbau fertig. Zwar hatte ich mit meiner Beförderung zum Studienrat<sup>678</sup> mein ziviles Berufsziel vorerst erreicht. Im Felde war ich Oberleutnant und Kompanie-Chef<sup>679</sup> geworden. Und ich hatte geheiratet. Als ich nun hätte beginnen können, mein Leben auszufüllen, machte mir das Schicksal einen Strich durch die Rechnung. Wohl weiß ich, dass die Ehe kein Garten ist, in dem alles nur immer blüht und gedeiht. Aber ein alleinlebender Mensch ist in gewisser Hinsicht unvollständig. Ich habe eine Frau gefunden, die eigentlich gar nicht mein „Typ“ ist. Ich suchte in meiner Vorstellung immer eine sanfte, anschniegsame Frau und fand eine sehr selbständige, eigenwillige und kluge Frau. Heute bin ich sehr froh darüber, weil unsere Kinder sie brauchen werden, wenn ich – vielleicht – nicht mehr zurückkehre. Aber über meine Ehepflichten war ich mir klar: Die Aufgabe der Ehegatten ist, sich in gegenseitiger Formung und in gemeinsamem Streben zu einem höheren Sein emporzuarbeiten, zu immer größerer Vollkommenheit zu gelangen und sich gegenseitig in den Himmel zu bringen. Und das Wertvollste ihres Wesens den Kindern weiterzugeben mit der Bitte an den Herrgott, dass die Natur sie gnädig unterstützen möge. In diesem Sinne wollte ich meine Ehe führen.

Und wie wollte ich meinen lieben Eltern noch Dank abstatten für alle Sorge und Mühe, die sie meinewegen hatten! Zu spät! Ich bin froh, dass ich diese späte Erkenntnis meinen Eltern wenigstens in

---

<sup>677</sup> Zu diesem Zitat vgl. Fußnote 820

<sup>678</sup> 1943

<sup>679</sup> letzteres wird im I. Kapitel des 2. Buches berichtet

einem Brief noch mitgeteilt habe. 35 Jahre lang habe ich mehr oder weniger gedankenlos bei meinen Eltern gewohnt. Jetzt, wo ich befürchten muss, sie nie wiederzusehen, fällt mir ein, wie selten und wie wenig ich ihnen meine Liebe und Dankbarkeit gezeigt habe und was ich ihnen noch gutes hätte tun können.

Ich hadere nicht mit meinem Schicksal wegen dieses Wandels in meinem Leben. Vieles im Leben bleibt sowieso beim guten Vorsatz stecken. So würde wohl auch nur ein Bruchteil meiner guten Vorsätze Wirklichkeit werden. Aber der Herrgott möge, wenn ich die Heimat nicht wiedersehe, den guten Willen für die Tat nehmen.



## Zweites Buch: Sowjetische Kriegsgefangenschaft

### Vorwort

Diese Notizen sind unter schwierigen Bedingungen geschrieben, oft im Zustand der Ermüdung und unter den bedrückenden Umständen der Gefangenschaft. Der Text ist fast durchweg Originalaufzeichnung, oft versteckt vor Durchsuchungen und zuletzt herausgeschmuggelt. Er enthält vielleicht manche Wiederholung und sicher auch Lücken.

Nach meiner Entlassung habe ich die Notizen, die stichwortartig auf kleine Blätter geschrieben waren (*Kopien im Internet*), auf die vorliegenden Bögen übertragen. Dabei habe ich vieles in dem Telegrammstil der Originalfassung belassen, anderes etwas ausführlicher in Worte gekleidet. Manche Ereignisse habe ich dann noch hinzugefügt, vielleicht aber zeitlich falsch eingeordnet. Zwar habe ich die einzelnen Erlebnisse heute noch in sehr deutlicher Erinnerung, aber die chronologische Reihenfolge stimmt vielleicht nicht immer. Die zeitliche Einordnung ist auch deshalb erschwert, weil ich an manchen Arbeitsplätzen mehrmals zu verschiedenen Zeiten eingesetzt war. Ich weiß z. B. mit Sicherheit, dass ein Ereignis im Sommer oder Winter geschehen ist. Ich erinnere mich auch genau an den Ort und die Stelle, wo es sich zugetragen hat. Ich weiß aber nicht mehr in jedem Fall, ob es 1948 oder 1949 geschehen ist. Für den Wahrheitsgehalt der Abschnitte „Kameraden erzählen“ kann ich mich nicht unbedingt verbürgen. Bei derartigen Berichten sind Übertreibungen und Wichtigtuerei der Erzähler nicht auszuschließen, obgleich ich persönlich aus eigenem Wissen und Erleben an der Wahrheit dieser Berichte im Prinzip nicht zweifle.

Ich selbst habe mein Urteil über die Russen und ihr Verhalten inzwischen nur in wenigen Punkten korrigieren müssen. Nach mehr als achtjährigem Aufenthalt in der Sowjetunion und viereinhalbjähriger Zusammenarbeit mit Russen verschiedenster Berufe war eine grundsätzliche Änderung meiner Beurteilung nicht erforderlich.

Die geschilderten Vorkommnisse und Erlebnisse sind unumstößliche Tatsache. Sie sind absolut wahr.

In der Heimat hat man sich zuweilen unsere Berichte über die Zustände in der sowjetischen Gefangenschaft geduldig angehört, aber man hat sie nicht geglaubt. Vor allem hier in Westdeutschland. „Ihr wart fünf Jahre in Gefangenschaft,“ hieß es, „ihr seid verbittert, ihr übertreibt.“ Nun, die Westdeutschen haben nie einen Russen gesehen, schon gar nicht als Feind. Deshalb kennen sie ihn nicht. Mir bleibt für diese naiv-ungläubigen Zeitgenossen nur ein Wunsch, um ihnen die Augen zu öffnen: Fünf Jahre sowjetischer Gefangenschaft.

### I. Fluchtversuch und Entdeckung

8.5.45 gegen 16 Uhr. Wir hatten um 14 Uhr kapituliert, meine Kompanie war inzwischen von den Iwans aus den Stellungen abgeführt worden, ich hatte meinen Kompanietrupp schubweise zum Bataillon losgeschickt und gehe nun selbst als Letzter auf dem Laufsteg über das sumpfige Gelände. Hinter mir geht mein Sanitäter. Er heißt Schnaak oder Schnack und stammt aus Heide/Holstein. Wir nähern uns dem Bataillon und erkennen achtzig Meter vor uns schon eine unserer Granatwerfer-Stellungen, die bereits auf festem Boden steht. Beim Näherkommen sehen wir, dass unsere Werferleute mit erhobenen Händen dastehen, während einige Iwans sie von oben bis unten durchsuchen. Wir bleiben stehen und betrachten dieses ungewohnte Bild. Da ist mein Entschluss schnell gefasst: Dorthin nicht! Ich wechsle einige Worte mit dem Sani. Er ist einverstanden: Abhauen! Wir springen vom Laufsteg ins Wasser und verschwinden seitwärts im undurchsichtigen Erlendickicht des Sumpfwaldes. Hier werfen wir noch zwei Wolldecken fort, um unser Gepäck zu erleichtern. Glücklicherweise ist der Boden fest und das

Wasser nur knietief. Meine hohen Reitstiefel halten das Wasser noch ab. Wir wenden uns etwas nach Norden, weil es der einzige feindfreie Weg ist. Unser Plan ist, zunächst die nahe Küste zu erreichen und dann in Richtung Memel weiterzumarschieren. Dabei hoffe ich vor allem, dass wir an der Küste irgendein Boot erwischen, mit dem wir über die Ostsee nach Schweden entkommen können.<sup>680</sup> Vielleicht nimmt uns auch ein Fischer mit. Als Fahrpreis kann ich u. a. meine Wehrmachtsdienstuhr anbieten, die wegen ihrer unübertroffenen Qualität sehr begehrt sind.

Langsam waten wir durch das Wasser. Gegen Sicht schützt uns das dichte Unterholz. Bald aber lichtet sich das Gestrüpp, und wir stehen vor einer endlos weiten, offenen Fläche. Vor uns dehnen sich tischebene nasse Wiesen, und dahinter liegt breit und flach der große Mekes-See<sup>681</sup>. Er muss sehr seicht sein, denn ich erkenne mit meinem Fernglas in der Mitte des Sees Scharen von Störchen, die im flachen Wasser herumstelzen. Im Westen reicht der See bis an einen Hochwald heran. Dorthin wollen wir, denn dieser Hochwald steht auf den Dünenketten, die sich an der Küste entlangziehen. Die Orientierung fällt mir nicht schwer, denn ich habe die Lage unserer Stellungen zur See im Kopf, und außerdem sind die Landschaftsformen denen der pommerschen Küste sehr ähnlich. Hinter dem Hochwald liegt die offene See.

Um den Wald zu erreichen, müssen wir nun, wohl oder übel, auf die offene Fläche hinaus. Langsam und vorsichtig stelzen wir über den weichen und trügerischen Wiesenboden. Aber er trägt. Wir sind schon weit draußen. Jetzt erkenne ich in der Ferne auf dem gegenüberliegenden Ufer des Sees ein Dorf. Es ist ca. drei Kilometer entfernt, aber wir hören deutlich Gesang über das Wasser herüberschallen. Wir kennen diese Stimmen. Es sind russische. Da bemerken uns auch die Störche. Erst einzeln, dann in Gruppen und schließlich in ganzen Scharen erheben sie sich in die Luft und schweben davon. Das ist gefährlich für uns. Aus dem Verhalten der aufgescheuchten Tiere kann man auf die Anwesenheit von Menschen schließen. Die russischen Naturburschen haben für solche Dinge ein ausgezeichnetes Gespür. Aber es hilft alles nichts, wir müssen über diese Plaine, um in den Wald zu gelangen. Wir sind schon mehr als einen Kilometer gewartet, als uns plötzlich ein kleiner Wasserlauf den Weg versperrt. Aber in der Nähe finden wir – es ist wie ein Wunder – ein Boot. Ich fasse den Bordrand, um in das Boot zu steigen. Da rutsche ich an dem schlüpfrigen Uferrand aus und gleite bis an den Bauch ins Wasser. Die Wiese brach hier mit steiler Kante ins Wasser ab, aber da alles unter Wasser lag, war es nicht zu erkennen. Mit Schnacks Hilfe ziehe ich mich wieder heraus. Nun klettert der Sani ins Boot, das sofort abzusacken beginnt. Der Kahn hat ein großes Leck. Aber wir müssen hinüber. Ich stelle mich vorsichtig an die Uferkante, stoße den Kahn mit einem kräftigen Schwung ab und jumpe gleichzeitig mit einem Hechtsprung in das fortgleitende Boot. Dann paddeln wir wie besessen mit unseren vier Händen, denn das Boot sackt beängstigend schnell unter unserem Gewicht weg. Zum Glück ist der Bach nur fünfzehn Meter breit, und wir erreichen das andere Ufer in demselben Augenblick, in dem das Wasser über den Bordrand in den Kahn rauscht. Patschnass, aber heilfroh setzen wir unsren Weg fort. Das abgesoffene Boot lassen wir liegen. Es sind nur hundert Meter bis zum Waldrand. Das Ufer steigt sanft an. Der Boden ist sandig und trocken. Gleich am Waldrand kriechen wir in ein dichtes Gebüsch und ziehen uns erst einmal die nassen Sachen vom Leib. Es ist Spätnachmittag. Die Maisonnette wärmt zwar noch ein wenig, aber zum Trocknen reicht es nicht mehr. Ich kippe das Wasser aus meinen Stiefeln und wringe die nassen Strümpfe aus. Immerhin war es noch ein Glück, dass ich nur bis an die Hüften nass geworden bin. Wir beschließen, hier auszuruhen und die Nacht abzuwarten. Essen wollen wir noch nicht. Ich habe nämlich nur noch eine halbe Brotportion und die kleine Fleischdose meiner eisernen Ration. Schnack hat gar nichts mehr. Wir wollen deshalb versuchen, nachts in einem Dorf etwas zu bekommen. Unsere Lage ist nicht sehr rosig, und ich sage zu Schnack: „Jetzt kann uns nur noch der Herrgott helfen!“

Nach Einbruch der Dunkelheit<sup>682</sup> „schlüpfen“ wir wieder in unsere nassen Strümpfe und Stiefel und verschwinden in der Dunkelheit des Waldes. Wir benutzen die Waldwege, weil man hier leiser gehen kann, als über die knackenden Äste des Waldbodens. Schon bald erreichen wir zwei Häuser im Wald, die wir umgehen. Dann lichtet sich der Wald plötzlich, und wir stehen vor einem großen Dorf, dessen erste Häuserreihe schon dicht am Waldrand beginnt. Noch im Schatten des Waldrandes legen wir uns

---

<sup>680</sup> Die Hoffnung war nicht ganz unberechtigt, der Erfolg aber blieb ungewiss: Einigen wenigen ist es geglückt, bis Memel und Insterburg zu kommen (Haupt 1979 S. 129), tausende gelangten nach Schweden, das sie allerdings größtenteils wieder zurückschickte („*Deutschenauslieferung*“; einige sah der Autor später im Lager Salaspils, siehe S. 282).

<sup>681</sup> Der *Mekes-See* (Karte des westlichen Rußlands H 16) wurde mittlerweile trockengelegt.

<sup>682</sup> Sonnenuntergang ca. 21.30 Uhr, Sonnenaufgang ca. 05.30 Uhr

neben den Weg, um zu beobachten. Eines der Holzhäuser mitten im Dorf steht in Flammen. Im Dorf ist wenig Bewegung, aber an einzelnen Stimmen und typischen Geräuschen erkennen wir, dass das Dorf von Russen besetzt ist. Die Hoffnung, an eines der Häuser heranzuschleichen und von den Bewohnern etwas Essbares zu erhalten, geben wir auf. Bevor uns der Hunger nicht zu solchem Risiko treibt, wollen wir es vermeiden.

Hinter uns hören wir plötzlich Pferdegetrappel. Zwei Reiter kommen den Waldweg entlang aus derselben Richtung, aus der wir gekommen waren. Sie unterhalten sich halblaut, während die Pferde drei Meter neben uns vorbeistampfen.

Wir schleichen nun am Dorfrand entlang, immer im Schutz des dunklen Waldes. Der Feuerschein des brennenden Hauses ist etwas störend, weil er sich auf unseren hellen Gesichtern widerspiegeln könnte. An dem anderen Ende des Dorfes stoßen wir auf einen Waldweg, der hier aus dem Wald in das Dorf hineinführt. Diesen Weg erkenne ich plötzlich wieder, und nun kenne ich auch das Dorf. Es ist Jurmalciems, in dem unser Bataillonsstab gelegen hat, und den ich von meiner Stellung immer auf diesem Weg erreicht habe.<sup>683</sup> Nun bin ich orientiert. Wir benutzen eine Wegabzweigung und erreichen nach kurzer Zeit die Ostseeküste. Wir gehen zum Strand hinunter und marschieren auf dem festen Sand am Wasser entlang nach Süden. In der hellen Mainacht ziehen wir, vom leisen Rauschen der Wellen begleitet, wie zwei **Wandervögel** dahin. Es könnte eine romantische Idylle sein, wenn es nicht so lebensgefährlich wäre.

Wir marschieren die ganze Nacht hindurch. Als der Tag zu dämmern beginnt, wenden wir uns den Dünen zu. Hinter den Dünen erhebt sich der Wald, in dessen Schutz wir den Tag verbringen wollen. Da wir nicht wissen, was sich im Walde tut, wollen wir nicht aufrecht über die Dünen gehen. Daher ducken wir uns und beginnen, zwischen den Büscheln des Dünengrases die Düne hinaufzukriechen. Da bleibt mein Fuß an einem Hindernis hängen. Sofort bleibe ich reglos liegen. Ich „erstarre“, wie es die militärische Ausbildung in bestimmten plötzlichen Gefahrensituationen vorschreibt. Ich blicke mich um. Mein Fuß war in einem Draht hängengeblieben. Es ist schon hell genug, um die nähere Umgebung zu erkennen. Der Draht ist gespannt, und wie ich ihn mit den Augen weiter verfolge, entdecke ich zu meiner Verblüffung ein ganzes Netzwerk feiner Drähte. An den Schnittpunkten der Drähte stehen dünne Stäbchen mit einem dunkelbraunen Kolben. Sie sehen den braunen, samtartigen Kolben unseres Schilfes sehr ähnlich, sind aber mit Stengel knapp fußhoch. Es sind auch keine Schilfkolben, sondern Fußminen!<sup>684</sup> Wir liegen mitten in einem Minenfeld, das die Deutschen gegen überraschende feindliche Landungen angelegt haben. Was hat mich hier gerettet? Ich glaube nicht, dass es der militärische Ausbildungsdrill war, der mich so schnell reagieren ließ. Ich habe instinktiv reagiert. Es war der Instinkt, die animalische Witterung einer Gefahr. Oder war es nicht doch wieder mein Schutzengel??

Nachdem wir die Gefahr nun erkannt hatten, war sie leicht zu umgehen. Wir überqueren die Dünen und erreichen den Wald. Hier hatte man gerade einen Kahlschlag vorgenommen. Überall liegen gefällte und entästete Baumstämme und hohe Berge abgeschlagener Kiefernäste. Das waren ideale Schlupfwinkel. Wir kriechen unter einen dieser Haufen und wollen hier den Tag verschlafen. Wir essen auch jetzt noch nichts. Ich spüre auch gar keinen Hunger, obgleich ich seit fast 24 Stunden nichts gegessen habe. Ich war ja immer ein bescheidener Esser, und das kommt mir jetzt zugute. Wir strecken uns aus und versuchen einzuschlafen. Inzwischen ist es hell geworden.

Wir sind noch nicht eingeschlafen, als wir plötzlich Stimmen hören. Schnack lugt vorsichtig durch die Zweige. „Eine Gruppe Russen“ meldet er. Bald erscheinen noch mehr. Es dauert nicht lange, da haben sich zahlreiche Gruppen russischer Soldaten auf dem Kahlschlag versammelt. Sie scheinen zu üben. Wir vermuten, dass sich in der Nähe eine Truppenunterkunft, wahrscheinlich ein Dorf<sup>685</sup>, befindet. So liegen wir einige Stunden unter dem schützenden Berg von Kiefernästen, während die Russen wie Ameisen auf dem Kahlschlag herumwimmeln. Manche sind ganz nahe. Wir beobachten, dass sich eine Gruppe in verdächtiger Weise mit den Stapeln der abgeschlagenen Äste beschäftigt. Da kommen sie auch schon langsam auf unseren Haufen zu. Wir machen uns ganz flach. Ich liege auf dem Rücken und habe mein Gesicht mit Moos zugedeckt. Nun sind sie heran. Ich habe die Augen geschlossen, aber ich höre und spüre wie sie die Äste auseinander werfen. Sie haben meinen Sanitärer entdeckt. Die weiße

---

<sup>683</sup> im Januar

<sup>684</sup> möglicherweise **Stockminen 44**

<sup>685</sup> Wenn der Nachtmarsch um 23 Uhr begann und um 05.30 Uhr die Sonne aufging, hatten sie vielleicht 25 km zurückgelegt und den **Bereich Nida–Butinge–Sventoji** erreicht, vielleicht auch erst 17 km bis Pape, das günstiger zu Rucava (Ausgangspunkt für den später anschließenden Marsch der großen Gefangenenspalade) liegt.

Drillichjacke, die er trug, hat ihn verraten. Ich bleibe ruhig liegen. Da höre ich einen Russen sagen: „Он спит“<sup>686</sup>,“ er schläft. Also haben sie auch mich entdeckt. Nun war es vorbei. Ich erhebe mich, und schon bin ich von den Iwans umringt. Ein kleiner, älterer Unteroffizier ist ihr Gruppenführer. Sie durchsuchen mich mit meisterhafter Routine. Im Handumdrehen bin ich Armbanduhr<sup>687</sup>, Trauring und Reitstiefel los. Dann trennen sie mir noch das Sitzleder von der Reithose ab. Inzwischen haben sie auch noch meine zweite Pistole im Rucksack gefunden. Nachdem sie uns restlos ausgeplündert haben, schickt uns der Unteroffizier mit einer Bewachung fort. Es ging alles sehr schnell, ohne viele Worte und ohne Gehässigkeit. Unsere Person war den Iwans völlig uninteressant. Sie wollten nur unsere Wertsachen. Natürlich war dies reine Plünderung, aber wer regt sich in solcher Situation darüber auf! Sie hätten uns ja auch erschießen können, und kein Mensch hätte jemals etwas davon erfahren. Es war der 10.5.45 um 14.30 Uhr.<sup>688</sup>

Wir liefen also mit unserem Bewacher mit, ich auf Strümpfen. Schnack hatte mehr Glück. Er trug Schnürschuhe, die die Russen nicht wollten. Aber auf meine Reitstiefel waren sie ganz wild. Dabei hatte ich sie extra vor der Kapitulation noch angezogen, weil ich meinte, diese würden mir in Schlamm und Schnee bessere Dienste leisten. Aber der Iwan dachte genauso. Ich wusste damals noch nicht, wie begehrt gutes Schuhwerk bei den Russen ist.

Unterwegs gesellte sich noch eine Gruppe von Deutschen zu uns, die auch gerade geschnappt worden war. Ein Panzerleutnant und zwei Mann. Nach wenigen hundert Metern hatten wir den russischen Bataillonsgefechtsstand erreicht. Ich setze mich mit Schnack auf eine rohe Bank und warte. Kurz darauf erscheint ein russischer Major mit seinem Adjutanten und einem Oberschnäpser (Obergefreiter). Wir erhoben uns und grüßten. Die Russen musterten uns und wechselten einige Worte miteinander, die ich nicht verstand. Der Adju, ein Oberleutnant, trat auf mich zu und riss meine Tarnjacke zur Seite, um meine Schulterstücke zu sehen. „Ja, ein Offizier,“ sagte er zu dem Major. Der Major bedeutete mir, dass deutsche Soldaten, die nach der Kapitulation nicht bei ihren Einheiten seien und herumstreunten, sich illegaler Kampftätigkeit verdächtig machten, und das sei gefährlich für sie. Er spricht ruhig und nicht unfreundlich. Nur der russische Obergefreite, der dauernd um die beiden Offiziere herumschleicht, ist gehässig, geht nervös und unruhig hin und her und redet dauernd von „састрелъятъ“<sup>689</sup>, erschießen. Ich mache den Major noch auf meine gestohlenen Stiefel aufmerksam und bitte ihn, sie mir wiederzubeschaffen. Daraufhin schickt er einen Mann los, der nach einer Viertelstunde mit der Nachricht wiederkommt, der Unteroffizier gebe die Stiefel nicht heraus. Da lässt der Major mir ein Paar Schnürschuhe holen. Ich habe noch nie derart ausgelatschte Schuhe gesehen, wie diese. Noch dazu ohne Schnürsenkel. Aber mehr war nicht zu erreichen.

Man schickte uns nun in ein Blockhaus, in dem schon etwa ein Dutzend deutsche Landser saßen. Sie waren alle in der Gegend aufgelesen worden. Wir bekamen Verpflegung. Es war ein sehr wohlschmeckendes Hühnerbrühekonzentrat. Wahrscheinlich amerikanisch. Bald darauf mussten wir antreten. Der Major rief mich heraus und übergab mir das Kommando über die zwölf Gefangenen. Ich lasse sie antreten, und mit dem Kommando: „Abteilung stillgestanden – Ohne Tritt – Marsch!“ setzen wir uns in Bewegung. Drei Iwans werden uns zur Bewachung mitgegeben.

Nun begann ein endlos langer Marsch durch Wälder, Sumpfgebiete, über offenes Land vorbei an Gehöften, aus denen manchmal bei unserer Ankunft Scharen von Iwans heraus strömten und uns mit höhnischen Bemerkungen überschütteten. Einige waren böse, andere wollten uns die letzten Habseligkeiten abnehmen. Sie wurden aber von unseren Bewachern abgedrängt. An einem dieser Gehöfte machten wir Rast. Hier ist ein russischer Hauptmann einquartiert, mit dem ich ins Gespräch komme. Erst bat ich ihn um besseres Schuhzeug, aber er hatte keins. Dann frage ich ihn nach unserem Zukunftsaussichten. Er meinte beruhigend, nach Sibirien kämen wir nicht, aber mit ein paar Jahren Gefangenschaft müssten wir rechnen.

---

<sup>686</sup> ОН СПИТ

<sup>687</sup> So ist der Autor seine Dienst-Armbanduhr (Heeres-Modell mit schwarzem Zifferblatt) zunächst los; *im Juli in Windau* hat er aber bereits wieder andere erworben, vermutlich die Luftwaffen-Uhr mit weißem Zifferblatt, die er scherzhaft als „haargenau gehende Wehrmachts-Dienstuhr“ bezeichnete, vergolden ließ (was leider ihre Genauigkeit beeinträchtigte) und bis zu seinem Lebensende trug.

<sup>688</sup> Der Autor nennt ausdrücklich den 08.05.1945, 16 Uhr als Beginn der Flucht und den 10.05.1945, 14.30 Uhr als Tag der Gefangennahme, berichtet aber nur von einem einzelnen Nachtmarsch und von keiner Übernachtung am Tage. Es müsste also eigentlich der 09.05. sein, oder es gab 2 Nachtmärsche.

<sup>689</sup> застрелять, eher „abschießen“



Unsere Bewacher betteln uns immer wieder um Zigaretten an, aber wir haben keine. Bei einer unserer Ruhepausen im Wald wird einer der Iwans ungeduldig, reißt einem unserer Landser den Brotbeutel fort und durchsucht ihn. Aber Zigaretten fand er nicht.

Auf einem Feldweg kommen uns zwei berittene russische Offiziere entgegen. Im Vorbeireiten sagt der eine zu seinem Genossen in höhnischem Tonfall „Tsigani<sup>690</sup>“ (Zigeuner), und beinahe wäre mir die spontane Erwiderung herausgerutscht: „Ssami tsigani!“, selber einer! Mein Schutzengel hat mich davor bewahrt. Der Iwan hätte mich erschossen.

Kurze Zeit später kommt uns auf demselben Weg ein Pkw entgegen. Er stoppt, und ein mongolischer Offizier steigt aus, gefolgt von einem älteren deutschen Offizier als Dolmetscher. Der Mongole sieht die schwarze Uniform des Panzerleutnants und zieht sofort seine Pistole. „SS?“ fragt er. „Nein, Tankist!“ erwidert der Deutsche. Nach einigen Fragen, die der Dolmetscher wohlwollend übersetzt, nachdem er dem Panzerleutnant die Antworten in den Mund gelegt hat, droht der Mongole mit dem Finger und wendet sich wieder dem Auto zu. Wir marschieren weiter.

Da ich keinen Kamm mehr habe, bricht der Panzerleutnant den seinen in zwei Teile und gibt mir die eine Hälfte. Im übrigen hätte er unsere Bewacher am liebsten umgebracht und wäre noch einmal getürmt. Er machte zu mir mal so eine Bemerkung. Vielleicht wollte er mal auf den Busch klopfen, oder er redete nur so daher. Unterwegs kommen wir immer wieder an Wachttürmen und bewachten Straßensperren vorbei, die die Russen in erstaunlich kurzer Zeit errichtet haben. Überall an Ortseingängen und -ausgängen, an Straßenkreuzungen, kleinen Brücken oder Laufstegen in Sumpfgebieten stehen Posten und Sperren. Das Land scheint lückenlos überwacht. Ich bin beeindruckt von diesem perfekten System der Überwachung von Land und Leuten. Auch darin sind die Russen Meister. Mir wird klar, dass unsere Flucht angesichts unserer Unkenntnis dieses Kontrollnetzes niemals gelungen wäre. In allen Häusern und Dörfern liegt Einquartierung! Wir hätten wohl kaum irgendwo Verpflegung erhalten können. Vielleicht war es sogar ein Glück, dass wir schon am zweiten Tag erwischt worden sind, noch dazu von friedlichen Russen.

Unterwegs höre ich unsere Posten zweimal von „spezialny Plennij<sup>691</sup>“ reden, wenn sie mit ihren Kameraden sprachen. Wir sind also „besondere Gefangene“? Ich höre auch, dass wir zur Division gebracht werden sollen, und nicht in eines der provisorischen Massengefangenenlager, in denen unsere Truppen gesammelt werden. Das gefällt mir nicht.

Wir kreuzen eine breite Straße<sup>692</sup>, die durch den Wald läuft. Auf der Straße rastet gerade eine endlose Kolonne deutscher Gefangener. Unsere Posten kommen mit den Wachmannschaften der Kolonne ins Gespräch. Jetzt schalte ich schnell. Ein kurzer Blick zu unseren Posten. Sie stehen auf der Straße und palavern mit ihren Kameraden. Da ducke ich mich wie unabsichtlich zur Erde und setze mich schnell zu einer Gruppe der auf der Straße lagernden Kolonne. Ich reiße meine Tarnjacke herunter und nehme meine Mütze ab. Jetzt sehe ich etwas anders aus. Dann rutsche ich immer weiter von den Posten weg. Ob nun die Posten wirklich nichts gemerkt haben, oder ob sie froh waren, uns nach diesem Vierzig-Kilometer-Marsch endlich los zu sein, oder ob sie sich mit ihrem typischen „Nitschewo<sup>693</sup>“ ins Unvermeidliche schickten, entzieht sich meiner Kenntnis. Dann hieß es auch schon: „Auf – marsch!“, und ich marschiere in der großen Kolonne mit. Später sehe ich, dass auch Schnack dabei ist.

Die Kolonne marschiert über **Rucawa–Darbenai** (?). Die Nacht vom 11.–12.5. verbringen wir mit einer Luftwaffenkompanie in einer Scheune. Die Nacht ist unruhig und irgendwie unheimlich, als ob ein Unheil in der Luft läge. Die Leute sind nervös. Eine schleichende Panikstimmung herrscht unter diesen Schlipssoldaten<sup>694</sup>. Am Morgen sind zwei Soldaten tot. Sie haben sich aus Angst vergiftet.

Weitermarsch. Für Marschranke wird ein Lkw zur Verfügung gestellt. Erstaunlich! Ich steige mit auf, obgleich ich gar nicht fußkrank bin. Wir sind nur acht Mann. Nach endlosem Warten – die Kolonne war längst ab marschiert – starten wir mit einem russischen Fahrer und einem Unteroffizier. Nach einiger Zeit biegt er plötzlich von der Landstraße in einen Feldweg ein, fährt bis zu einem Waldrand und stoppt. Der russische Unteroffizier lässt uns absteigen, stellt uns in einer Reihe am Waldrand auf und reißt seine

---

<sup>690</sup> цыгане, сами цыгане

<sup>691</sup> специальны[е] [военно]пленны[е]

<sup>692</sup> vermutlich die Straße Libau–Krottingen

<sup>693</sup> ничего, nichts (also eigentlich „nitschego“ zu sprechen)

<sup>694</sup> abfällige Bezeichnung für Luftwaffensoldaten

Maschinenpistole von der Schulter. Er fuchtelte damit herum und erklärt, er werde uns erschießen. Ich bin ungerührt und völlig ruhig.

Seit der Kapitulation war ich sowieso auf das Schlimmste gefasst. Wieviele deutsche Soldaten in diesem turbulenten Tagen nach der Kapitulation noch erschossen wurden, bleibt ewiges Geheimnis. Es hatten sich ja viele von der Truppe entfernt. Einzelne, kleine Gruppen oder ganze Kompanien. Manche wollten nur fliehen, andere kämpften auf eigene Faust weiter. Ihr Schicksal wird niemals geklärt werden. Zur Zeit war unser Leben keinen Pfifferling wert. Dass ich von allem so unbeeindruckt blieb, liegt vielleicht an meinem unerschütterlichen Vertrauen zur Gottesmutter und zu meinem Schutzengel. Oder einfach an den christlichen Glauben, für den der Tod nur der Übergang zum ewigen Leben ist. Oder daran, dass ich überhaupt „von langsam erregbaren Gemüt“ bin, wie mir mal in meiner Jugend gesagt wurde. Ich habe mir damals keine Gedanken darüber gemacht. Jedenfalls war ich kühl und gelassen.

Jetzt hebt der Iwan seine MPi und richtet die Mündung auf uns. Der Landser neben mir krallt seine Finger in meinen Ärmel. Ein anderer dreht sich um und rennt in den Wald hinein. Mehrere stürzen hinterher. Nur ich bleibe als einziger stehen. Wahrscheinlich schaltete ich nicht schnell genug. Schließlich laufe auch ich den anderen hinterher. Das wollte der Iwan nur erreichen. Er springt auf den Lkw und brauchst davon, mitsamt unseren wenigen Habseligkeiten, die auf dem Fahrzeug lagen. Er verschwand auf Nimmerwiedersehen. Armer Iwan! ein paar halbleere Brotbeutel und ein paar Kochgeschirre machen ihn schon glücklich! Ärgerlich war nur, dass wir jetzt doch zu Fuß der Kolonne nachlaufen mussten. Sie hatte eine Stunde Vorsprung. Und gefährlich war, dass wir jetzt ohne Bewachung liefen und von den Iwans als geflüchtete Soldaten verdächtigt wurden.

Nach geraumer Zeit fanden wir Anschluss an die große Kolonne. Sie bestand aus geschlossenen Kompanien, so, wie sie im Bataillonsverband kapituliert hatten. Tagelang marschierte die Kolonne nach Norden, in Richtung Riga.<sup>695</sup> Es gab aber kaum Verpflegung. Die Leute lebten von den Rationen, die kurz vor der Kapitulation noch ausgegeben worden waren oder die sie zufällig noch besaßen. Die Verpflegung, die die Feldküchen noch bei sich hatten, wurden in winzigen Portionen ausgegeben. Schnack und ich hatten nichts mehr. An der Verpflegungsausgabe der Feldküchen konnten wir nicht teilnehmen, weil wir zu keiner dieser Einheiten gehörten. So bettelten wir uns tagelang bei den Kameraden (der Korps-Sanitätskompanie?) durch, indem wir mal den einen, mal den anderen um ein Stück Brot baten. Nicht alle gaben es gern, wie man an ihren Mienen erkennen konnte, aber niemand hat es uns abgeschlagen, obgleich sie selbst herzlich wenig hatten.

Die Russen operieren sehr geschickt. Sie haben die endlosen Kolonnen mit relativ geringer Bewachung tagelang durch Kurland marschieren lassen, haben sie nachts auf Wiesen und freien Plätzen kampieren lassen, ohne dass jemand zu fliehen versuchte. Sie haben nämlich das Gerücht verbreitet, dass wir zu den Häfen marschieren und von dort in die Heimat verschifft würden. Ich habe es nie geglaubt, aber wir marschieren (*später*) tatsächlich auf Windau zu. Und so mancher mag bei aller Skepsis vielleicht doch im Stillen gehofft haben, dass es heimwärts geht. Der Russe hat uns niemals die Hoffnung genommen. „Skoro damoi“,<sup>696</sup> bald geht es nach Hause, war sogar im vierten Jahr der Gefangenschaft seine ständige Redensart. Und selbst da war er noch erfolgreich, denn die Hoffnung ist ja das einzige, woran sich ein Unglücklicher noch klammern kann.

## II. Lager in Kurland

### Krottingen

Am 12.5. kommen wir in **Krottingen** an. Inzwischen habe ich erfahren, wo sich mein eigenes Bataillon befindet. Schon aus Verpflegungsgründen war es zweckmäßig, sich dorthin zu begeben. Als dann am 14.5. ein Admiral zum Korps fuhr, nahm er mich und Schnack mit. Vom Korps aus erreichten wir am 16.5. unser Bataillon. Bei meiner Ankunft gab es großes Gelächter. Mit meinen Breeches-Hosen ohne Reitleder und den ausgelatschten Schuhen ohne Schnürsenkel muss ich wirklich ulkig ausgesehen

---

<sup>695</sup> Diese Kolonne marschierte nach Süden, nach Krottingen. Am 03.06. oder wenig später marschierte der Autor in einer anderen Kolonne auf sicherlich demselben Weg nach Norden, Richtung Riga, tatsächlich nach Windau.

<sup>696</sup> Скоро домой

haben. Immerhin konnte ich unserem Adju Bartenwerffer die erfreuliche Mitteilung vom Korps mitbringen, dass er zum Oberleutnant befördert worden war. Einige Tage später bin ich mit Wirkung vom 1.5.45 **zum Kompanie-Chef ernannt worden**.<sup>697</sup>

Immer mehr Landser beschaffen sich einen Ast oder Knüppel, den sie auf dem Marsch als Spazierstock benutzen. Bald hat jeder zweite Soldat so einen Knüppel. Dem vorsichtigen und misstrauischen Iwan wird das aber unheimlich. Er befiehlt, die Knüppel wegzwerfen. Viele waren schon mit schönen Schnitzereien verziert worden.

Wir kampieren in unseren Zelten meist auf großen Wiesen. Allmählich beginnen wir, diese offenen Plätze mit Stacheldrahtzäunen zu umgeben. Der Russe erklärt uns, dass später hier **Strafnikis (sowjetische Strafbataillone)**, SS-Angehörige und **Litauer** hineinkämen. Als alles fertig war, blieben wir selbst drin. Wir haben uns schön brav unser Gefängnis selbst gebaut. Der verschlagene Iwan hat den dummen deutschen Michel ganz schön übers Ohr gehauen!

Ich habe mir eine eitrige Blase unter dem Hacken gelaufen, die mir unser Bataillonsarzt aufschneidet. Seitdem fahre ich auf unseren Fahrzeugen mit.

22.5. Stimmung katastrophal. Einige Landser entdecken ihre frühere kommunistische Gesinnung wieder und wollen „Offiziere mit Knüppeln erschlagen“. **Volksdeutsche** distanzieren sich, drohen mit Denunziationen. Ein Österreicher will plötzlich **kein Deutscher mehr** sein. Diese Unruhe wurde ausgelöst durch einen Befehl des Russen, den Gefangenen aus hygienischen Gründen einen Kahlkopf zu scheren, wie ihn die sowjetischen Soldaten auch tragen. Diese Absicht löste unter den Deutschen eine ungeheure Empörung aus, die fast an eine Revolte grenzte. Auf den ersten Blick schien eine derartige überzogene Reaktion unverständlich. Aber dahinter steckt wohl die aufdämmernde Erkenntnis, dass nun wohl doch eine längere Gefangenschaft droht. Die enttäuschte Hoffnung auf baldige Entlassung, ein ungewisses Gefangenesschicksal, der verlorene Krieg bewirken bei den physisch erschöpften Soldaten eine seelische Belastung, die sich in mannigfachen Reaktionen äußert. Die Gefangenen sind empfindlich wie Kranke. Man versucht, durch Liebedienerei beim Russen doch noch nach Hause zu kommen oder wenigstens sein Los zu erleichtern. Die negativen Seiten des deutschen Volkscharakters beginnen sich zu entblößen.

Wir sind gefangene Offiziere ohne Dienstrang, wird uns gesagt. Mich berührt das wenig. Schmerzlich ist nur der Gedanke an die Lieben zu Hause und die beiderseitige Ungewissheit über unser Schicksal.

3.6. Je nach Art der Latrinenparolen, die gerade umgehen, ist die Stimmung mal himmelhoch jauchzend, mal zu Tode betrübt. Immer noch schimmert Hoffnung durch die lächerlichen Diskussionen, ob wir Gefangene oder Internierte sind. Unglaublich, wie naiv selbst Offiziere noch sind.

Weitermarsch aus Raum Krottingen über Rucava–Nica–Grobin.<sup>698</sup> Übernachten in Scheunen, Zelten oder unter freiem Himmel. Während des Marsches werden wir immer wieder von den russischen Bewachern belästigt und ausgeplündert. Ein Posten will einem Offizier während des Marsches auf der Straße die hohen Schaftstiefel ausziehen. Wir haben inzwischen eine Abwehrstrategie entwickelt. Sobald ein Posten zu plündern versucht, erhebt die Kolonne ein wüstes Geschrei und Gejohle, so dass die ganze Wachmannschaft zusammenläuft. Wohl aus Furcht vor einer Rebellion greifen die russischen Offiziere dann gegen ihre Leute ein.

Unterwegs vergewaltigen russische Offiziere lettische Mädchen. Kameraden haben es mit eigenen Augen gesehen, als sie während einer Marschpause in ein Haus traten und es mit ansahen.

Nur Wehrmachtseigentum ist legale Kriegsbeute. Wegnahme von persönlichem Eigentum ist völkerrechtswidriger Raub. In der deutschen Wehrmacht hat ein mir bekannter Feldwebel dafür zwei Jahre Gefängnis bekommen. Was sich die Russen auf diesem Gebiet geleistet haben, ist haarsträubend. Auch die Amerikaner waren auf diesem Gebiet nicht viel besser. Aber solche und andere Vergehen und Verbrechen werden später nur dem Verlierer angelastet.

---

<sup>697</sup> Der Stab der Heeresgruppe genoss bis zum 12.05. volle Handlungsfreiheit (Haupt 1979 S. 130), das Generalkommando offenbar ebenso. Zur Bedeutung der Ernennung zum Kompanie-Chef vgl. Fußnote 4.

<sup>698</sup> Bogg (S. 20 f.) marschierte ab 6. nicht auf der „Rollbahn“, sondern auf sandigen Fahrwegen nahe der Küste. Spätestens ab dem 06.06.1945 bis zum 08.03.1946, von Krottingen bis Salaspils waren Bogg (S. 17–48) und der Autor in einer Einheit, denn einige außergewöhnliche Erlebnisse schildern beide bis hin zur Wortwahl derart deckungsgleich, dass es sich um dieselben handeln muss.

## Windau

14.6.45. Ankunft im Offizierslager **Windau**.<sup>699</sup> Verrottete Erdhütten. Knapp einen Meter tief mit schrägem Bretterdach.<sup>700</sup> Wir bauen sie allmählich aus. Die Verwaltung geht von der Roten Armee auf den **NKWD (Innenministerium)** über.<sup>701</sup>

Unter uns sind ein katholischer und ein evangelischer Geistlicher,<sup>702</sup> die abwechselnd jeden Sonntag Gottesdienst halten. Empfange die hl. Sakramente. Sonntags tragen wir noch alle unsere Kriegsauszeichnungen. Lettische Frauen bringen uns Brot.<sup>703</sup> Der russische Wachtposten reicht es uns über den Zaun. Andere Posten dagegen bringen die Letten schon zur Wache, wenn sie sich nur mit uns durch den Zaun unterhalten wollten.

Wir marschieren gruppenweise zum Baden in der **Windau**, schwimmen zum anderen Ufer hinüber, ohne dass der Posten sich rührt.<sup>704</sup> Auf einem dieser Wege begegnet uns eine Frau und schenkt uns eine Tüte Erdbeeren, die sie gerade auf dem Markt gekauft hatte. Die Bevölkerung zeigt große Sympathie für uns.<sup>705</sup> Die Letten hoffen immer noch auf ein Eingreifen Englands zu ihrer Befreiung.

Kurze **Ruhrepidemie** wird im Keim erstickt. Aber wir bekommen daraufhin wenigstens endlich das oft und dringend verlangte Klo-Papier, nämlich eine ganze Bibliothek religiöse Bücher. Wahrscheinlich hat man sie bei einem Pastor einfach requiriert. Wir suchen uns erst die besten heraus, um sie zu lesen.

Wir bilden Arbeitsgemeinschaften, um die Langeweile zu bekämpfen.<sup>706</sup> Ich halte einen Vortrag über die Entstehung von Gesteins- und Bodenschichten.<sup>707</sup> Wir treiben auch einen lebhaften Tauschhandel mit den draußen arbeitenden Kommandos aus anderen Windauer Lagern. Wir Offiziere arbeiten nicht, laut Genfer Konvention. Ich tausche mir wieder eine komplette Ausrüstung ein mithilfe meiner Zigarettenration, denn ich rauche ja nicht.

Ich trage die Nummer „BP 383“<sup>708</sup> auf dem Rücken meiner Jacke.

Die russischen Posten gehen sehr ungern mit den Holzkommandos in den Wald. Sie fürchten die lettischen Partisanen, die sich in den Wäldern verbergen.

Abends sitzen wir oft in großem Kreis zusammen und singen „Heimat, deine Sterne“.<sup>709</sup>

Der russische Lagerkommandant, ein Leutnant, ist sehr freundlich und lässt uns viel Bewegungsfreiheit im Lager.<sup>710</sup>

In Windau ist noch ein zweites Lager mit unseren Leuten belegt. Der Kontakt wird durch Kassiber und Besuche aufrechterhalten, die uns gelegentlich gestattet werden. Dort ist auch mein letzter Bataillonsführer Dietsch untergebracht. Einen kurzen Ärger bekam ich mit ihm, als er durch eine krumme Machenschaft sich in den Besitz meiner Uhr bringen wollte. Wurde aber schnell und gütlich beigelegt. Der russische Major beanstandete hier die Bilder nackter Mädchen, die sich die Offiziere aus dem **Simplicissimus** an die Wand geheftet haben.

---

<sup>699</sup> Bogg (S. 22) kam am 15. an.

<sup>700</sup> gem. Bogg (S. 22) „Erdbunkerlager. Zehn Holzhütten, halb in die Erde versenkt“

<sup>701</sup> Bogg (S. 26) erwähnt eine Registrierung der Gefangenen durch das NKWD.

<sup>702</sup> Ob das der junge evangelische Geistliche und Leutnant der Flak-Artillerie ist, über den Bogg (S. 39) aus Salaspils, dem übernächsten Lager, berichtet?

<sup>703</sup> gem. Bogg (S. 23) auch Kuchen

<sup>704</sup> ähnlich bei Bogg (S. 24)

<sup>705</sup> Bogg (S. 23) fand auf dem Einwickelpapier des o. g. Kuchens die Worte „Milais bralins“ – liebe Brüder.

<sup>706</sup> vgl. Bogg S. 23

<sup>707</sup> Der Autor war im Zivilberuf Geographielehrer (siehe auch **Fußnote** zum **Foto**).

<sup>708</sup> So im Original. Was wie ein „B“ aussieht, ist ein kyrillisches „W“: ВП, военнопленный, [və(ɫ)ɪnːvˈplʲenːɪ], Kriegsgefangener.

<sup>709</sup> Auch Bogg (S. 25) erwähnt dieses damals beliebte **Lied**, **Text** (Auszug wie im Tagebuch S. 359):

Heimat, deine Sterne – sie strahlen mir auch am fernen Ort  
Was sie sagen, deute ich ja so gerne – als der Liebe zärtliches Losungswort.  
Tausend Sterne stehen in weiter Runde – von der Liebsten freundlich mir zugesandt  
In der Ferne träum’ ich vom Heimatland

<sup>710</sup> Bogg (S. 23) beschreibt ihn als „etwa 24, hager, aschblond, 1,70 m, Karelier“



29.7.45. Typisch für mich: Während ich mich in unseren Gesprächskreisen mit geistigen Problemen auseinandersetze, trachten realistische Kameraden danach, mit einem Arbeitskommando nach draußen zu kommen, um Geschäfte zu machen und ihre Verpflegung aufzubessern.

Ich versuche, eine Art Bilanz des Krieges zu ziehen.<sup>711</sup> Ich hatte mich freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet. Mit jugendlicher Ahnungslosigkeit ging ich in den Krieg, in die gewaltigen, erfolgreichen Offensiven der ersten Jahre und in die **Asenkämpfe** der Abwehrschlachten in den letzten Jahren. Das waren unvorstellbare körperliche und seelische Belastungsproben, die den Wert des Menschen immer wieder einer Prüfung unterzogen. Was mich damals zur freiwilligen Meldung bewog, war neben anderem Empfindungen auch Pflichtgefühl. Und in vielen Situationen, wo Mut und Härte nicht genügten, um eine Lage zu meistern, hat es das Pflichtgefühl getan.

Krieg ist immer und überall auf der Welt. Auch das Leben in Friedenszeiten ist oft Kampf und Krieg. Es wechseln nur die Formen und Mittel. Letzten Endes ist der Krieg nur eine andere Form des Daseinskampfes, wie er ja in der Natur ununterbrochen stattfindet. Im Gegensatz zum Tier ist dem Menschen aber die Vernunft gegeben, um seine Lebensbedürfnisse in vernünftiger Weise zu befriedigen. Darum trifft ihn eine Schuld, wenn er ohne Not einen Krieg provoziert. Der Krieg ist eine Folge menschlicher Schwächen, Fehler und Bosheiten, die zu Unrecht führen. In dem ewigen Wandel der Zeiten, dem **panta rhei**, dem Werden und Vergehen auf dieser Welt gibt es keine geschichtlichen Besitzrechte der Völker. Der jeweils Stärkere wird seinen Besitzstand immer vermehren wollen, sei es aus berechtigter Notwendigkeit, sei es aus unberechtigtem Machthunger. Und er schafft sich sogar die Rechtsgrundlage dafür. Es gibt unter den führenden Staatsmännern und politischen Cliquen immer wieder allzu ehrgeizige, ruhsüchtige, machthungrige, habsüchtige oder fanatische Kreaturen, deren Handlungsweise letzten Endes zu Kriegen führt. Dabei liegt die Schuld oft nicht einmal bei den Lebenden, sondern bei früheren Generationen. Oder nicht bei denen, die den Krieg begonnen, sondern bei denen, die ihn provoziert haben.

Und wer kann schon die gewaltigen Strömungen des Unterbewussten in einem Volk begreifen, die jahrhundertlang in der Volksseele fortwirken und sich der Lenkung durch den Menschen entziehen! Die Geschichte der Menschheit hat ihre ehernen Gesetze. Wir haben sie vielleicht zum Teil erkannt, aber ändern können wir sie nicht. Und hat der Mensch jemals aus der Geschichte gelernt?

Wer glaubt, dass sich Kriege vermeiden lassen, ist ein Tor, weil er die zwiespältige Natur des Menschen, seine Bosheit und Schwächen nicht sieht oder nicht sehen will. Und wer glaubt, dass ein Appell an das lächerliche Fünkchen Vernunft im Menschen Erfolg haben könnte, ist ein weltfremder Schwärmer. Aber auch die Dummheit gehört zu den ewigen Gaben des Menschen. Haben diese Narren noch nie gehört, zu welchen Exzessen eine aufgeputschte, fanatisierte Masse, ein Pöbelhaufen, fähig ist? Sie mögen sich einmal vor so eine Meute hinstellen und sie zur Vernunft ermahnen!

Selbst bei blutsverwandten Familienangehörigen gibt es Mord und Totschlag. Und da glauben irgendwelche Kindsköpfe, sie könnten die Welt auf ewig befrieden! Glauben diese sicher gutgläubigen, aber naiven Friedensapostel wirklich, dass sie Asiaten und Afrikaner, Türken und Perser, oder dass sie einen **Dschingis Khan**, **Attila**, **Mao Tse Tung**, **Ho tshi Minh**, **Stalin** oder Hitler, oder heute einen arabischen Moslem oder einen Schiiten wie **Ayatolla Khomeini**<sup>712</sup> für eine europäische oder gar christliche Friedensidee gewinnen könnten? Wissen diese Friedensschwärmer nicht, dass heute noch ganze Völker freiwillig für ihren Gott, ihre Religion oder ihre Freiheit in den Krieg ziehen?

Ich befürworte durchaus jede vernünftige Initiative für den Frieden in der Welt. Ich ärgere mich nur über die unrealistischen Vorstellungen und Erwartungen unwissender Weltverbesserer, die sich Luftschlösser bauen und die Erde in ein Wolkenkuckucksheim verwandeln wollen.

Kriege sind furchtbare Völkergeißeln. Ein Krieg ist immer eine biologische Gegenauselese. Die Besten, Gestündesten, Tapfersten werden geopfert, und die Schwächlichen, Gebrechlichen, Feiglinge und Drückeberger überleben. Allerdings hat der moderne Krieg diese Verhältnisse etwas geändert. Ein langer Krieg wirkt auch demoralisierend und führt zu sittlicher Verwahrlosung. Er verursacht Not, Schmerz, Verzweiflung, Grausamkeit, Blut und Tränen. Er zerstört unersetzliche Kulturwerte,

---

<sup>711</sup> siehe hierzu auch Kapitel **75 Jahre bis hier angelegt/übersetzt**  
bis **hier in Arbeit**

VII. *Gedankensplitter und Betrachtungen während der Gefangenschaft; dort auch eine weitere Episode*

<sup>712</sup> Khomeini trat ab 1963 in Erscheinung; dies hilft den Beginn der Niederschrift des Typoskripts zu datieren.

Begabungen. Er entwurzelt Menschen und ganze Völker. Und er spült die Dekadenz nach oben, die in der Nachkriegszeit ihr Zerstörungswerk an Kultur und Sitte fortsetzt, das im Kriege begonnen hat.

Aber auch ohne Krieg sind schon ganze Kulturen zugrunde gegangen. Vielleicht gehört dies alles zu dem ewigen Auf und Ab in der Welt, wie Ebbe und Flut in der Natur. Wieviel Leben zerstört ein Mensch, wenn er nur einmal über eine Wiese schreitet! Was wissen wir denn schon von den Gesetzen, nach denen unser und der Welt Leben abläuft? Oder von Gottes Plänen mit uns und dieser Welt? Vielleicht sind Kriege doch eine Gottesgeißel, eine verdiente Strafe für die Menschheit? Dass dabei viele **Unschuldige leiden**, passiert täglich auch im Frieden. Auch dies ist uns ja unbegreiflich.

Der Krieg hat auch positive Wirkungen. Er ist die Zuchtrute der Völker, die durch Macht und Wohlstand maßlos verwöhnt und übermütig geworden sind und die das Gespür für echte Werte und eine vernünftige Lebensführung verloren haben. Sie werden durch den Krieg zwangsweise wieder zu den bescheidenen, aber gesunden Lebensbedingungen zurückgeführt.<sup>713</sup> Denn Wohlstand und maßlose Lebensgier haben die körperliche und seelische Gesundheit ganzer Völker in weit schlimmerem Umfang zerstört, als mancher Krieg.

Auch bei mir hat der Krieg mancherlei positive Wirkungen ausgelöst.<sup>714</sup> Zwar gab es Stunden, in denen ich ihn verflucht habe, aber ich möchte ihn dennoch aus meinem Leben nicht missen. Ich verdanke ihm viele Anregungen zu meiner Persönlichkeitsformung, viel Lebenserfahrung und Menschenkenntnis. Mich hat der Krieg schneller und energischer geformt, als es Friedenszeiten jemals vermocht hätten. Granaten sind ein radikales Erziehungsmittel. Die Wucht der kriegesischen Ereignisse brachte mich oft und schnell zur Selbstbesinnung. Man erkennt, was für das Leben wesentlich und was unwichtig ist. Man wird ehrlicher gegen sich selbst und erkennt seine Mängel und Fehler. Es ist schwer in Worte zu kleiden, aber ich war irgendwie dem Transzendentalen näher. Ich habe die Nähe Gottes nie so intensiv empfunden, wie gerade in Stunden der Gefahr während der Kämpfe. Und nie ist mir die Güte und Barmherzigkeit Gottes so häufig sinnfällig geworden, wie im Krieg. Der Krieg hat mich nicht nur auf dem europäischen Kontinent, sondern auch zwischen Gut und Böse hin- und hergeworfen. Aber letzten Endes hat er mein Denken und Handeln auf eine klare und einfache Linie gebracht.

Und so mancher Gleichgültige hat über Gott und den Sinn seines Lebens nachgedacht und wenigstens ein paar gute Vorsätze gefasst, was ihm früher nie eingefallen wäre.

Ich selbst habe vor allem noch eins gelernt, sofern es mir nicht auch schon angeboren war: Bescheidenheit und Dankbarkeit. Wer niemals bei strömendem Regen Tag und Nacht in einem Erdloch zugebracht hat, wer niemals mit klappernden Zähnen, bis auf die Haut durchnässt und verdreckt und übernachtigt in den grauen Morgen hineinfröstelte, der kann die Wohltat eines bescheidenen Daches über dem Kopf nie richtig ermessen. Wer niemals bei eisigem Frost und schneidendem Wind Tag und Nacht unter freiem Himmel ausharren musste, kann niemals die Wohligkeit eines warmen Zimmers richtig schätzen. Wer niemals hungern musste, weil die Verpflegung nicht herankam oder steinhart gefroren war, lernt niemals den Segen auch der bescheidensten Mahlzeit kennen. Wer niemals auf nacktem, steinharten Boden schlafen musste, wird nie erfassen, welche Wohltat ein einfaches Feldbett sein kann.

Die Annehmlichkeiten des Lebens, die wir so selbstverständlich hinnehmen, und das tägliche Brot, das wir zuweilen sogar bemäkeln, sind keineswegs so selbstverständlich. Das habe ich gründlich gelernt. Und ich habe gelernt zu verzichten.

Im Heilsplan Gottes hat auch das Leid seinen Platz, nur begreift der Mensch oft nicht seinen Sinn. Ob wir statt Krankheit oder anderer Leiden nun Krieg sagen, ist nur ein gradueller Unterschied. Man kann aus Krankheit oder Krieg auch eine Aufgabe machen. Wenn wir nämlich das Leid des Krieges als Sühne für unsre Verfehlungen auf uns nehmen, können wir das Unglück des Krieges sogar noch in unser Heil verwandeln. Aber das versteht wohl nur ein gläubiger Mensch.

Kriege sind wie Fieber, die ein Volk schütteln, wie Krankheiten den Organismus oder wie eine blutige Operation, die zur Heilung unausweichlich ist. Es gibt unvermeidliche Kriege. Verteidigungskriege,

---

<sup>713</sup> So erschreckend diese Ausführungen auch sein mögen, in den Augen des Autors haben sie bis zu seiner Zeit Gültigkeit gehabt. In der heutigen Zeit asymmetrischer Kriege werden die Armen durch den Krieg aber nur noch ärmer und die „Völker, die durch Macht und Wohlstand maßlos verwöhnt und übermütig geworden sind“, noch mächtiger, reicher, verwöhnter und übermütiger.

<sup>714</sup> Der Autor hat später zugegeben, dass er vielleicht nur deshalb so denken konnte, weil er den Krieg relativ unversehrt überstanden hat.

Freiheitskriege, Einigungskriege haben moralische Berechtigung. Selbst der erste und zweite Weltkrieg waren nur Schlussglieder einer Kette von Fehlverhalten, an denen die Staatsmänner aller Völker mehr oder weniger Schuld tragen, vielleicht sogar ungewollt. Der Mensch ist eben unvollkommen. Außerdem ist er gut **und** böse. Und es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt!<sup>715</sup>

Man schimpft auf die Grauen des Krieges, aber die Grauen unserer heutigen Friedenszeit sind genauso schlimm. Ich denke nur an die unzähligen toten und verkrüppelten Opfer unseres modernen Verkehrs, die Opfer von Gewaltverbrechen aller Art, die täglichen Vergewaltigungen, die Abtreibungsmorde an wehrlosen Kindern, die Opfer der Alkohol- und Drogensucht und zahlloser Wohlstandskrankheiten. Ich denke an das namenlose Elend und die seelischen Qualen unzähliger Kinder und Frauen aus geschiedenen Ehen, oder der Kinder, die jahrelang den Streit ihrer Eltern mitanhören müssen, die erschreckend hohe Jugendkriminalität, die Verrohung und sittliche Verwahrlosung auch der heutigen Jugend, deren katastrophale Auswirkungen wir kaum abschätzen können. Ich frage mich ernstlich, ob im Krieg Schlimmeres geschehen kann, als die Summe dieser Verbrechen in unseren herrlichen Friedenszeiten.

Kameraden erzählen:

In Baranowitschi haben die Russen Rotkreuzpakete für Kriegsgefangene unterschlagen und auf dem Bazar verkauft. In Wilna mussten die Kriegsgefangenen 150 Rubel für ein Paket zahlen, bevor sie es bekamen. Als sie dann ausgehändigt wurden, waren sie leer. – Die russische Garnison will ein Fest feiern und leiht sich zu diesem Zweck aus dem Gefangenenlager 50 Löffel. Als sie nach wiederholter Aufforderung endlich zurückgegeben werden, sind es viel weniger und alles schlechte, umgetauschte. – Wilke erzählt: Von seinen 25 (Klassen-?) Kameraden waren 10 in westlichem Gewahrsam. Sie sind alle schon entlassen. In Russland sind 15, davon sind erst 3 zurück, *alle* Distrophiker (Unterernährte)<sup>716</sup> – Rudi Böhm: Auf dem Transport von Stalino nach Minsk 15 Tote. Sie bekamen kein Trinkwasser. – Eine russische Offiziershochzeit: Hering mit Pellkartoffeln. Die Torte mit Händen gegessen. Tisch abgeleckt (er war sowieso ohne Decke) – Ein deutscher Offizier wurde verurteilt, „weil er infolge seines ‚Durchhaltens‘ im Kampf den Tod russischer Menschen verschuldet hat.“(!) – Im Hospital frisst das gesamte russische Personal aus der Gefangenenküche mit. Schwestern bringen ihr trockenes Brot mit, gehen dann ins Magazin (Verpflegungslager) und schmieren sich das Fett dick aufs Brot. – In einem Lager mit japanischen Gefangenen haben diese durchgesetzt, dass ihr General bei ihnen bleibt. Sie hören nur auf ihn, nicht auf die Russen. Sie arbeiten nur, so viel sie wollen. Sie betreiben die Arbeit als Sport und Training. Der Russe hat ihnen deutsche Brigadiere (Arbeitsgruppenführer) vorgesetzt in der Hoffnung, dass diese die Japse zu höherer Arbeitsleistung bringen. Den Gefangenen steht eine ihrer Heimatkost entsprechende Verpflegung zu. Die Japaner haben also Anspruch auf Reis, den sie nie bekamen. Kartoffeln aber waren ihnen unbedenklich. Also stellten sie die Arbeit ein und blieben eines Morgens auf ihren Pritschen liegen. Die russischen Posten haben sie halbtot geprügelt, aber sie blieben auf ihren Pritschen liegen, eisern. Einige Zeit später war der Reis da!

Zu einer solchen geschlossenen Haltung waren die deutschen Kriegsgefangenen nie zu bewegen, zu ihrem eigenen Schaden. Wie sagte Churchill doch über die Deutschen: „Überheblich im Sieg und ohne Rückgrat in der Niederlage!“<sup>717</sup> Er hat den Nagel auf den Kopf getroffen!

Wo Fleiß und Arbeit nötig sind, hat der Deutsche große Erfolge erzielt. Seine technischen und wissenschaftlichen Leistungen sind in der ganzen Welt unbestritten. Aber auf dem Gebiet der Politik und Diplomatie hat der fast immer versagt. Selbst wenn er zeitweilig eine politische oder militärische Führungsrolle gespielt hat, hat sie nie lange gedauert. Diplomatisches Geschick findet sich nicht im deutschen Volkscharakter. Er hat wenig große Staatsmänner hervorgebracht. Zu viele ungeeignete Leute sitzen in führenden Positionen, und er hat sich oft mehr nach den politischen Interessen anderer, als nach seinen eigenen gerichtet. Im **Boxeraufstand** und bei **Waterloo** hat er den Kopf hingehalten. In jüngster Zeit ist er die melkende Kuh für die **Europäische Wirtschafts-Gemeinschaft**, ohne dass er aus seiner

---

<sup>715</sup> nach **Friedrich Schiller**: „Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben [Original: bleiben], wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.“ (**Wilhelm Tell IV,3 / Tell**)

<sup>716</sup> Heute versteht man unter **Dystrophie** nicht mehr die **Unterernährung** selbst, sondern ein psychosomatisches Krankheitsbild als Folge von Unterernährung.

<sup>717</sup> Vielleicht ist folgender Ausspruch Churchills am 19.05.1943 vor dem Kongress gemeint, mit dem er wohl eine Redensart zitierte: „The Hun is always either at your throat or at your feet.“ Man hat den Deutschen stets entweder an der Gurgel oder zu Füßen (**Churchill in His Own Words, 62**).

Wirtschaftskraft politisches Kapital schlägt. Er hat eben auch kein Nationalgefühl und schon gar keinen Nationalstolz, wie alle anderen Völker. Dazu kommt noch die sprichwörtliche deutsche Zwietracht. Früher haben sich die germanischen Stämme gegenseitig bekämpft, später taten die deutschen Fürsten dasselbe, und heute vergeuden wir Geld und Energien durch die Eifersüchteleien der deutschen Länder untereinander. Und in aller Welt verschenken zahllose Deutsche ihre Fähigkeiten an ihre Gastländer. Deutscher Kulturdünger für andere Staaten.

## Riga

17.8.45. Wir sollen verlegt werden. Wir packen und marschieren zum Bahnhof. Mein Gepäck – Rucksack, Wäschebeutel und ein kleiner Koffer – sind prallvoll und bleischwer. Wie gut, dass der Weg zum Bahnhof nicht sehr weit ist. Aber wir warten vergeblich auf den Zug. Also wieder zurück zum Lager.

18.8. Abmarsch zum Bahnhof. Diesmal klappt es. Eine winzige Kleinbahn<sup>718</sup> dampft mit uns nach Riga. Die altertümliche Lok wird mit dicken Holzkloben geheizt. Abends Ankunft im **Hauptlager Riga**. Natürlich werden wir sofort wieder „gefült“. Offiziell ist es eine Durchsuchung nach Waffen und unerlaubten Gegenständen (z. B. feststehende Messer). In Wirklichkeit klauen uns die Posten alles, was sie selbst gebrauchen oder verkaufen können.<sup>719</sup> Das Lager ist scheinbar eine ehemalige Kaserne.<sup>720</sup> Wir übernachten auf dem steinhart festgetretenen Boden des Kasernenhofes, wo wir uns mit unserem Zeltbahnen Zelte aufbauen. Um nicht ganz auf dem blanken Boden zu liegen, habe ich mich auf ein kahles Brett *gelegt*. Aber das ist sinnlos, denn es ist genau so hart, wie der Erdboden. Ich denke an den **heiligen Franziskus** und seine bittere freiwillige Armut. Er hat sie aus Liebe zu Gott auf sich genommen. Also will ich diese Härte auch auf mich nehmen, wenn auch nicht ganz freiwillig. Nur soll er mir durch seine Fürbitte helfen.

Das Lager ist überfüllt.<sup>721</sup> Nicht nur die Schlafplätze fehlen. Auch die Verpflegungsrationen werden gekürzt. Gegen dieses Leben hier war das Lager in Windau ein Paradies, denn dort entbehrten wir nicht viel, außer der Freiheit. So unterschiedlich ist es von Lager zu Lager.

31.8.45. Ein Transport kranker, arbeitsunfähiger Gefangener geht ab in die Heimat.<sup>722</sup> Kurz vor der Abfahrt stirbt einer. Wir geben den Heimkehrern kurze Mitteilungen an unsere Angehörigen mit, die wir auf Zettelchen oder abgerissene Zeitungsblätter schreiben. Das ist alles verboten. Es darf nichts Geschriebenes oder Gedrucktes mitgenommen werden, und die Heimkehrer riskieren ihren Rücktransport ins Lager, wenn man so etwas bei ihnen findet. Es ist das angeborene Misstrauen des Russen oder auch sein schlechtes Gewissen, dass ihn veranlasst, alle Vorgänge in seinem Land geheimzuhalten. Aber die Kameraden nehmen unsere Grüße mit. Ich habe mehreren Männern solche Lebenszeichen mitgegeben. Einer von ihnen war der Kamerad Bohndorf, Obergefreiter in unserem Korps-MG-Bataillon. Kurze Grüße auf einem Stück Papier. Sie haben sie alle in die Heimat durchgebracht. Bohndorf war persönlich bei meinen Eltern<sup>723</sup>, und andere haben sich bei Carola persönlich oder brieflich gemeldet. Völz und Adamiets sind mir noch in Erinnerung. Auf diese Weise hat Carola nach einem halben Jahr Ungewissheit das erste Lebenszeichen von mir erhalten.

Wir werden in ein frei gewordenes Haus gelegt. Ein kleiner Saal mit dreistöckigen Holzpritschen ohne Stroh. Wir schlafen auf den blanken Brettern. Einziger Überfluss sind die massenhaften **Wanzen**. Bei den Impfungen jagen sie uns solche Serummengen in den Körper, dass ich drei Tage lang Fieber habe.

---

<sup>718</sup> Zunächst werden sie vom **Haltepunkt Vārve** mit der **Schmalspurbahn (750 mm) aus Richtung Libau bis Windau** oder **Stende** gefahren sein (die in Windau anschließende **Kleinbahn (Schmalspurbahn)** führte nur bis **Stende**); ab dort wird es sich um einen kleinbahnähnlichen Zug (mit vielleicht kleinen, veralteten Fahrzeugen) gehandelt haben, der sie auf der Hauptstrecke nach Riga brachte. Bogg (S. 26) spricht von Viehwaggons.

<sup>719</sup> Bogg (S. 28) nennt es "eine barbarische Füllung".

<sup>720</sup> Bogg (S. 29) beschreibt die Umgebung des Lagers: "Neben dem Lager steht eine kleine orthodoxe Kirche mit mehreren Zwiebeltürmen und -türmchen." Die einzige (heute noch existierende) derartige Kirche in der Nähe kasernenähnlicher Gebäude ist die **Hl. Dreifaltigkeitskirche**. In den Gebäuden befinden sich heute nordwestlich Teile der **RTU** und südostwärts die **Fa. Northproject**.

<sup>721</sup> Bogg (S. 28) schreibt: "Das Hauptlager Riga beherbergt gewiss tausend Gefangene, vielleicht noch mehr."

<sup>722</sup> Bogg S. 32

<sup>723</sup> Er hat sich dann auch noch **brieflich** sehr vorteilhaft über den Autor geäußert.



Eines Tages sagte mir ein „Altgefangener“<sup>724</sup>: „Das Schlimmste an der Gefangenschaft sind nicht die Russen, sondern die eigenen Kameraden.“ Ich habe später immer wieder an diesen Satz denken müssen, denn er war leider nur allzu wahr.

Wir werden zur (Um-) Schulung durch die „Antifa“<sup>725</sup> in einen Saal geführt. In der sog. Antifa sind mit russischer Unterstützung alle diejenigen zusammengeschlossen, die aktiv gegen den Faschismus auftreten wollen. Es sind Kommunisten, Sozialisten, naive Christen, Mitläufer und clevere Gesinnungslumpen. Die Leitung dieses Haufens liegt selbstverständlich in den Händen von Kommunisten, und die Schulung ist reine kommunistische Indoktrination mit antideutschen Effekt. Es beginnt mit dem Angriff auf den Faschismus, dann gegen die Offiziere als Kriegsverlängerer und Helfer des Faschismus. Die Argumente sind so falsch, verlogen und naiv, dass es geradezu lächerlich ist. Es wird unruhig. Zwischenrufe unterbrechen den Agitator. Es gibt regelrechten Krawall. Seitdem sind wir als „Faschisten-Bataillon“ verrufen.

Immerhin werden Gottesdienste abgehalten, die von den Christen unter der Antifa ausgerichtet werden, und zwar von beiden Konfessionen. Die Messen sind brechend voll, ca. 600 Teilnehmer.

120 Mann sind getürmt. 100 von ihnen werden wieder eingefangen, davon sind 32 tot. Das Lager muss antreten. Der russische Lagerkommandant erklärt, dass im Wiederholungsfall ein „Exempel statuiert werde.“ In den Reihen erhebt sich unwilliges Gemurmel, denn das ist völkerrechtswidrig. Die Flucht eines Gefangenen darf nur disziplinarisch bestraft werden. Die 32 Toten sind mit Sicherheit „auf der Flucht“ erschossen worden, wie man diese Morde umschreiben kann.

Verpflegung (auf dem Papier!): 600 g Brot, 200 g Nahrungsmittel, 70 g Fleisch, 40 g Zucker, 15 g Tabak. Laut Genfer Konvention erhalten Kriegsgefangene die bei den rückwärtigen Einheiten des Gewahrsamslandes übliche Verpflegung. Da die Verpflegungssätze der Roten Armee aber für Offiziere höhere Rationen vorsehen, als für Mannschaften, erhalten wir hier in der Sowjetunion – wenigstens auf dem Papier – bessere Verpflegung als unsere Mannschaften. In manchen Lagern erhielten wir sie auch tatsächlich.

7.9.45. Ein Toter aus dem Revier. Dirks erzählt, dass er allein in seinem Zimmer innerhalb von 3 Wochen 5 Tote hatte. Im Winter waren ist täglich bis zu 30 Tote. Ursache: Entkräftung, keine Medikamente, gehässiger jüdischer Arzt.

Im Lager ist der Rektor der Universität Königsberg als Gefangener. Ich habe ihn hinter einer Baracke getroffen und ein paar Worte mit ihm gewechselt. Letten, die aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen wurden, werden von den Russen wieder eingesperrt.<sup>726</sup>

01.09.1945. Wir feiern den „Weltfriedenstag“.<sup>727</sup> Im Saal deklamiert ein Antifaschist ein Gedicht. Er beginnt pathetisch: „Heut’ ist Weltfriedenstag... (eindrucksvolle deklamatorische Pause)“, – da ein lauter Zwischenruf: „Ach!“ Das passte rhythmisch und im Reim so genau zueinander, dass brüllendes Gelächter losbrach. Die Feier war geplatzt.

Natürlich gibt es Landser, die uns hassen. Einige wollten Offiziere verprügeln, aber der Russe verhindert es. Im Grunde hätte er gar nichts dagegen, aber er fürchtet Unruhen im Lager, und deshalb verhindert er Ausschreitungen.

## Salaspils

12.9.45. Ein Offizier-Transport geht ab in das **Lager Salaspils** im Raum Riga. Ich bin auch dabei. Man munkelt, es sei eine Strafmaßnahme wegen der wiederholten Versamlungsstörungen. Salaspils ist ein Waldlager. Verpflegung und Behandlung sind noch schlechter, als im Hauptlager. Hier ist alles

---

<sup>724</sup> Kamerad, der schon während des Krieges in Gefangenschaft geraten war

<sup>725</sup> Antifa bedeutet gem. Keßler (S. 43, 48, 58) „Antifaschistisches Aktiv“ (auf S. 70: „Antifaschistische Lagergruppe“, gem. Reinhard Rurup (Hg.): *Война Германии против Советского Союза 1941-1945*, Argon, Berlin 1991, **Abschnitt Nationalkomitee „Freies Deutschland“**: „Antifaschistisches Lagerkomitee“; diese wurden vom **Nationalkomitee Freies Deutschland** organisiert. Der Autor verwendet „Antifa“ nur in diesem Sinne; den **heutigen Antifa-Begriff** für die autonome politische Linke gab es noch nicht.

<sup>726</sup> Es scheint **Georg Gerullis** (Rektor von 1935–1937) gewesen zu sein, der am 09.08.1945 in Riga hingerichtet wurde (das Treffen müsste dann mindestens einen Monat vordatiert werden); er war jedoch Litauer.

<sup>727</sup> Jahr verwechselt? Der erste „Weltfriedenstag der Jugend“ wurde am 01.09.1946 in der SBZ gefeiert.

verboten: Arbeitsgemeinschaften, Verkehr mit den Mannschaften, Verlassen der Lagerzone. Messer, deren Klinge länger als 6 cm ist, müssen abgebrochen werden. Und vieles andere mehr.

15.10.45. erster Schnee.

Wir bekommen niemals die uns zustehende Verpflegungsmenge. Keinen Tabak. Statt Kaffee gibt es heißes Wasser oder gar nichts. Kein Licht. Kein Toilettenpapier. Wir erleuchten die Baracken mit **Kienspänen**, die wir in die Spalten der Barackenwände stecken. Und dies den ganzen Winter hindurch. Um genauer zu sein: Wir erhielten für den ganzen Winter für 150 Mann 10 **Hindenburglichter**.

3.11.45. Der Russe beginnt unter den Offizieren freiwillige Arbeitskräfte zu werben.<sup>728</sup> Laut Genfer Konvention brauchen wir nicht zu arbeiten. Der Russe will uns auch nicht direkt zwingen. Also wirbt er mit Versprechungen auf russische Art: In der Sowjetunion gelte das Prinzip ‚wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen‘<sup>729</sup>. Wer sich also nicht freiwillig meldet, bekommt keinen Tabak und keinen Wehrsold (den wir sowieso nie bekommen!!). Er bekommt auch keine **Rotkreuz-Postkarten**. Das war natürlich auch wieder ein Rechtsbruch, aber das stört den Iwan nicht. Ob der Russe sich an Verträge hielt oder nicht, hing davon ab, ob es ihm in sein Konzept und seine Pläne passte oder nicht.

Unter den Offizieren setzte nun die typisch deutsche Reaktion ein: Es begann eine eifrige Diskussion darüber, ob man arbeiten sollte oder nicht. Manche lehnten die russische Aufforderung aus Prinzip ab. Der größere Teil aber wollte arbeiten gehen, um der Öde des Lagerlebens und der seelischen Abstumpfung zu entgehen, die durch das Nichtstun entstand.<sup>730</sup> Und schon war die Uneinigkeit da. Der Russe hatte gewonnen.

Unser erster Arbeitseinsatz. Wie entladen Zementsäcke aus einem Flusskahn. Die russische Vorstellung vom sozialen Habitus des deutschen Offizier-Korps ist derart grotesk, dass man weinen möchte. Er hält uns alle für feine Herrchen, die nie im Leben körperlich gearbeitet haben. Der russische Aufseher, ein Offizier, ist ernstlich besorgt, ob wir wohl einen Zementsack von 1 Zentner tragen könnten!

7.11. Wir dürfen unsere 2. **Rotkreuz-Karte**<sup>731</sup> schreiben (**Rotes Kreuz und Roter Halbmond**). Der Russe ist fürchterlich misstrauisch, und deshalb gibt es viele Missverständnisse. Er legt uns alle Handlungen und Bemerkungen als Opposition aus. Er fürchtet eine nationale Gesinnung, die gar nicht vorhanden ist. Er hat immer noch Angst vor uns. Der russische Lagerkommandant, ein bulliger Oberst, hasst uns. Er ist seit 1917 in der **GPU (Geheimpolizei)**.

11.11. Ein Offizier (im Zivilberuf Maler, Anstreicher) stiehlt in der Lagerküche Brot: 5 Tage Arrest und 2 Monate Strafzug in Riga. – Landser hungern absichtlich, um abzumagern und dadurch vielleicht als arbeitsunfähig in die Heimat entlassen zu werden.

17.11. In den letzten sieben Tagen wurden pro Mann insgesamt 900 g Brot ausgegeben. Das sind 1 1/2 Tagesrationen. Landser brechen vor Hunger zusammen. Die **Vaterunser-Bitte** ums tägliche Brot bekommt wieder aktuelle Bedeutung. Thema 1 ist jetzt nicht mehr die Frau, sondern das Essen und die Kalorientafel. Die Suppen sind so dünn, dass man bis auf den Grund des Kochgeschirrs sehen kann. Es ist wirklich fast nur Wasser. Dabei sind diese Suppen eigentlich unsere Hauptmahlzeit und sollten ein dicker Brei sein. So bleibt nur noch das Brot, aber auch Brot bekommen wir tagelang überhaupt nicht. Begreiflich der Jubel in der Baracke, wenn jemand das Fahrzeug gesehen hat: „Mehl ist gekommen!“ Manche stehen dauernd am Fenster und werfen sehnsüchtige Blicke zur Bäckerei hinüber. Und wenn dann der Schornstein raucht, geht der Ruf durch die Baracke: „Sie backen Brot!“<sup>732</sup>

18.11. Das Küchenpersonal wird wegen Unregelmäßigkeiten durch Offiziere ersetzt. Sie decken umfangreiche Schiebungen und Korruption auf. Landser betrügen ihre Kameraden ohne Schuldbewusstsein. Und das sind die Mitglieder der Antifa (andere kommen gar nicht auf solche Posten), die von Ausbeutung der Arbeiterklasse reden und uns brüderlichen Sozialismus lehren wollen!

19.11.45. Befehl der Roten Armee: Offiziere haben alle Rangabzeichen abzulegen und abzuliefern. Bei dieser Gelegenheit nimmt man uns auch gleich alle Kriegsauszeichnungen ab.<sup>733</sup> Da der Russe von dieser Aktion natürlich schon lange vorher wusste, hatte er sich vor einigen Wochen von uns so ganz

---

<sup>728</sup> Bogg S. 45

<sup>729</sup> Bogg S. 35

<sup>730</sup> Bogg S. 48

<sup>731</sup> im Original DRK-Karte; DRK ist das Deutsche Rote Kreuz; die erste Karte wird nicht erwähnt

<sup>732</sup> ähnlich Bogg (S. 36 u. 39)

<sup>733</sup> Somit ist bewiesen, dass die **Orden und Ehrenzeichen in der shadow box** (möglicherweise mit Ausnahme der **Nahkampfspange**) nicht die verliehenen Originale sind.

nebenbei und unverbindlich alle Kriegsauszeichnungen von jedem einzelnen aufschreiben lassen. Ich hatte aber meine Nahkampfspange nicht angegeben. Es war ein bitterer Augenblick, als wir unsere unter Lebensgefahr erworbenen Tapferkeitsauszeichnungen abliefern mussten. Der russische **Politoffizier** hat offenbar auch mit größeren Widerstand gerechnet, denn er hält vor Beginn der Aktion eine Rede, verlangt Verständnis und Gehorsam, macht uns Hoffnung auf baldige Heimkehr und droht mit Strafe bei Widerspenstigkeit. Im Ganzen nicht schlecht gemacht und mit dem üblichen Zuckerbrot-und-Peitsche-Prinzip. Der Politruck wiederholt alles zweimal.

21.11.45. Vorgestern und heute je ein Toter. Seit 5 Wochen gibt es statt Kaffee nur heißes Wasser.

23.11.45. Wieder ein Toter. Das sind aber nur die, die wir zufällig sehen. Ein Kamerad (Kuckhoff?), der aus der Lazarettbaracke entlassen wurde, sagt, in der letzten Woche wären es 7 Tote gewesen.

29.11. Drei Tote.

5.12.45. 17 Grad Kälte. Tageslauf: 7.30 Uhr Wecken, Zählappell, Arbeitskommandos marschieren ab. 12 Uhr Mittagessen, Arbeit, 18 Uhr Abendbrot. Unsere Arbeit: Holz fahren von der **Düna**,<sup>734</sup> Kartoffelschälen.

10.12. Wir hören aus der **sowjetisch besetzten Zone** Verhandlungsberichte von den **Kriegsverbrecherprozessen in Nürnberg**. Nachdem wir die rücksichtslose Gewaltpolitik dieser Verbrecher in der Heimat am eigenen Leibe erfahren haben, sehen wir jetzt hinter die Kulissen ihrer ebenso brutalen wie dummen Außenpolitik. Jeder anständige Deutsche wendet sich ab von so viel Gemeinheit, Betrug und Brutalität. Mögen es Unfähige oder Verbrecher gewesen sein, für viele von ihnen ist jedes Mitleid fehl am Platze. Natürlich ist vieles in diesen Schauprozessen aufgebauscht und übertrieben, natürlich haben Russen und Amerikaner dieselben Kriegsverbrechen begangen, aber ich habe vor dem Kriege nazistische Gewaltpolitik am eigenen Leibe erfahren<sup>735</sup> und die saudumme Politik der Nazis in der Ukraine miterlebt und bin von der Richtigkeit vieler Beschuldigungen überzeugt.

15.12.45. Ein Toter. – Was der Iwan am meisten fürchtet, ist Sabotage. Er droht immer wieder mit 5 Jahren Straflager. – Man hört immer wieder: Hätte ich doch in der Schule mehr gelernt. – Der Russe gestattet endlich allgemeinbildende Vorträge. Wir veranstalten sie abends in den Baracken, um die endlos langen, finsternen Abende zu verkürzen. Ein Sachse spricht über die sächsische Mundart, ich erzähle von meiner **Seereise nach Chile**. Anschließend kriege ich Ärger mit der Antifa, weil ich gesagt habe, die Verpflegung an Bord war beinahe noch schlechter als hier. – Muko<sup>736</sup> veranstaltet eine Adventfeierstunde.

18.12. Die Antifa bespitzelt uns. Jede verdächtige Bemerkung wird notiert, für die Beurteilung verwertet und dem Russen hinterbracht. Einige dieser Verräter kennen wir; es sind einige unserer Offiziere. (Wir Offiziere sind ja von den Mannschaften getrennt und wohnen in eigenen Baracken.) Auch unter den Landsern sind Spitzel. – Die Haltung der Landser uns gegenüber ist unterschiedlich. Viele sympathisieren mit uns, die Masse verhält sich neutral, einige wenige hassen uns. Erhalten Letztere Fußtritte vom Russen, dann ist das gerecht. Sagt aber ein deutscher Offizier „Sie Trottel“ zu ihnen, dann beschweren sie sich beim Russen. Vor jedem Iwan knallen sie die Hacken zusammen, die eigenen deutschen Offiziere ignorieren sie. Es sind aber nur wenige. Manche mögen triftige Gründe für ihre Ablehnung haben, bei anderen ist es vielleicht Opportunismus. – Die Antifa redet dauernd von Demokratie. In der Praxis aber arbeiten sie haargenau mit den nazistischen Methoden der Einschüchterung, Drohung, Gewalt und Bespitzelung. Ich möchte sagen, es ist schlimmer, als bei den Nazis. Es ist reine Terrorherrschaft.

Oberinspektor Goldberg, Jude, spricht fließend deutsch. Jetzt möchte er bei mir französisch lernen, aber nach der ersten Stunde gibt der auf und will lieber englisch lernen. Seine Stellung zur Kirche verständnislos und materialistisch. Diskussion darüber unmöglich.<sup>737</sup>

---

<sup>734</sup> Details beschreibt Bogg auf S. 45 f.

<sup>735</sup> Der Autor bezieht sich möglicherweise auf die **bis 1934 andauernden Gewaltexzesse** im Gefolge der **Macht-ergreifung** 1933 oder auf die gewaltsame Aneignung **Österreichs** und des **Sudetenlandes** 1938 und der „**Rest-Tschechei**“ 1939. Innere Gewalttaten wurden später zunehmend verschleiert; andere persönliche Erfahrungen des Autors sind dem Herausgeber nicht bekannt.

<sup>736</sup> Musik- und Kultur-Organisation?

<sup>737</sup> Bogg (S. 42) meint scheinbar auch Goldberg, wenn er von „dem Juden“ bei (unklar) der Antifa bzw. beim bzw. als Politoffizier berichtet.

Wie immer vor Feiertagen – z. B. Revolutionsfest oder jetzt Weihnachten – wird uns vorher Verpflegung, die man uns dann am Feiertag als zusätzliche Verpflegung gibt, abgezogen. Jetzt fehlen wieder Zucker, Fett und Mehl.

## Weihnachten 1945

Nachmittags Kartoffelschälen. 18 Uhr Essen. 19 Uhr Feierstunde im „Klubsaal“. Anschließend gehen wir in unsere Baracke zurück und essen, was wir uns selbst noch seit Tagen vom Munde abgespart haben, feiern „privat“ noch ein wenig, tauschen Glückwünsche. Ein Gefühl von Schicksalsgemeinschaft und Kameradschaft lebt neu auf. In der Ecke der Baracke steht der im Wald geschlagene Weihnachtsbaum, geschmückt mit blinkenden Blechsternen, die wir aus gelben und weißen Konservendosen geschnitten haben, behängt mit Stanniolfäden und betupft mit Wattebäuschen aus der Lazarettbaracke. An den Fenstern kleben Scherenschnitte mit Weihnachtsmotiven.

Iwan fordert uns wieder zum Arbeitseinsatz auf, mit den üblichen verlogenen Versprechungen: Lohn, besseres Essen, frühere Heimkehr und ein Dokument über geleistete Wiedergutmachung! Ich melde mich als Tischler. Wenn schon Arbeit, dann will ich etwas dazu lernen.<sup>738</sup>

Der Russe liefert nicht die uns zustehende Menge an Nahrungsmitteln. Es gibt Gründe, die man akzeptieren kann: Die Ernährungsfrage war und ist schon immer ein Problem für die russische Bevölkerung gewesen, zumindest seit der Sowjetherrschaft. Die Russen haben selbst nicht viel zu essen, und so wird es auch bleiben. Nun muss auch noch eine Millionenarmee von Kriegsgefangenen ernährt werden. Dazu kommen unentschuld bare Gründe: Die russische Lagerkommandantur verkauft unsere Verpflegung und steckt das Geld in die eigene Tasche. Die russischen Wachmannschaften bedienen sich ebenfalls kräftig aus unseren ohnehin kläglichen Beständen. Das deutsche (Antifa!-) Küchenpersonal klaut ebenfalls, sie betrügen uns bei der Fleischausgabe, stehlen das gekochte Essen aus dem Kessel oder die von uns geschälten Kartoffeln. Dies alles ist mehrfach bewiesen. Seit Wochen gibt es kein Fett und keinen Zucker. Zu Weihnachten nicht einmal Kaffee. Beschwerden unserer Lagerärzte beim lettischen (heute russischen) Innenministerium haben nur kurzfristigen Erfolg. Der Russe liefert einen Bruchteil des Vorenthaltenen nach, und schon bald fangen die alten Betrügereien wieder an. Man kann ihm nie nachsagen, er hätte nichts nachgeliefert. Aber was er nachliefert, ist im Vergleich zu dem vorher Gestohlenen so minimal, das es gar nicht zählt. Iwan ist ein verschlagener alter Fuchs. Und der **deutsche Michel** glaubt und hofft immer wieder.

Der Russe glaubt womöglich, dass er uns anständig behandelt. Er weist immer wieder darauf hin und vergleicht mit dem Lebensstandard der Bevölkerung. Aber der russische Lebensstandard ist derart niedrig, dass er unseren Gewohnheiten gar nicht gerecht werden kann. Was für uns einfach Selbstverständlichkeiten sind, ist für ihn Luxus. Ich habe mehrfach beobachtet, dass der Russe kein Toilettenpapier benötigt. Wenigstens hat er keins benutzt. Warum also soll er uns Toilettenpapier beschaffen?! Es gibt auch kein Holz. Wir haben unseren Brennholzbedarf mit Wissen des Russen nachts von den Flößen auf der Düna geklaut. Zu diesem Zweck hat er es sogar riskiert, uns ohne Bewachung nachts aus dem Lager zu lassen. Wir sind in einem der walddreichsten Gebiete der Erde, aber es gibt weder Holz noch Papier! Zur Entschuldigung hören wir immer wieder: „Ihr müsst verstehen...“ Oder noch häufiger: „Safta budit<sup>739</sup>!“, morgen wird sein! Vor allem dieser letzte Trostspruch ist schon zur stehenden Redensart geworden. Wir sprechen schon mit leisem Spott vom „Saftabudismus“.

27.12. Wir bekommen Schuhcreme. Für 5 Mann ein Stück von der Größe eines Bouillonwürfels. – Hoch im Kurs stehen Nägel (auch rostige) und Papier. So verändern sich die Wertmaßstäbe!

1.1.1946. Morgens zum Frühstück trockenes Brot und Wasser. So beginnt das neue Jahr. Ich danke Gott trotzdem für seine Güte im vergangenen Jahr und während des ganzen Krieges. Ich lebe ja noch.

6.1.46. Ein Toter. – Der Abendhimmel ist voller Sterne. Ewige, strahlende Sternenwelt, und die Erde ist voller Hass. – Immer neue Latrinenparolen, immer falsch, immer wieder von harmlosen Gemütern geglaubt. –

---

<sup>738</sup> vgl. Bogg S. 48

<sup>739</sup> завтра будет



15.1.46. Ärztliche Untersuchung. 26 Distrophiker (Unterernährte) = 5 % der Offiziere vom Russen anerkannt. In Wirklichkeit sind es viel mehr. Ich wiege noch 122 Pfund (61 kg). Manche wiegen nur noch 94 Pfund (47 kg). Seit der Kapitulation wird eine durchschnittliche Gewichtsabnahme von 15–30 Pfund (7–15 kg) festgestellt.

27.1.46. Wir hungern. Unser Oberfeldarzt erklärt, dass wir bei dieser unzureichenden Ernährung kein Jahr mehr leben werden. Wir werden wie Sträflinge behandelt. Die freiwilligen Arbeitskommandos der Offiziere werden mit „dawai“<sup>740</sup> und „bistree“<sup>741</sup> angetrieben. Wachen mit Gewehr im Anschlag, als wären wir Raubtiere. Überall beginnen jetzt die **Kriegsverbrecherprozesse** in Russland (Leningrad, **Minsk**, **Riga**, Weliki Luki), und die gehässigen Presse- und Rundfunkberichte wirken sich auf das Verhalten unserer Bewacher aus.

29.1.46. Hauptmann Happler gestern im Lazarett gestorben.<sup>742</sup> – Wir bekommen statt 2300 Kalorien nur 1305. – Unser Bataillon hat 456 Offiziere, davon 42 Distrophiker (= 10 %). – Entgegen Lenins Vorschlägen, die sonst wie ein Evangelium befolgt werden, hält man uns immer noch fest. Wir tragen das „BII“ jetzt auf dem Arm.

3.2.46. Heute 1245 Kalorien. Seit einigen Tagen wieder 600 g Brot, aber sehr frisch und wässrig. Dazu 120 g Graupen. – Seit Wochen statt Kaffee heißes Wasser. – Offiziere fallen um, brechen plötzlich zusammen. – Prozess in Riga beendet: Sieben Wehrmachtsgeneräle und ein SS-General wurden erhängt. – Russische Greueltaten erregen die lettische Bevölkerung. – Unser Lagerarzt wird zu lettischen Zivilisten gerufen, angeblich zu einer Krankenbehandlung. In Wirklichkeit wird er nur zum Essen eingeladen. – Unsere Arbeitskommandos kommen mit Fresspaketen zurück, die ihnen Letten heimlich zu gesteckt haben.

8.2.46. 98 Distrophiker (= 22 %). Die Zahl der Unterernährten steigt rapide. Ein aus einem anderen Lager gekommener Arzt tröstet uns: In seinem Lager waren 6–7000 deutsche Kriegsgefangene. Davon waren innerhalb der ersten 4 Monate 700 Mann gestorben. Unsere Soldaten sind durch die Anstrengungen der letzten Kriegszeit physisch und psychisch erschöpft und haben kaum noch Widerstandskräfte. Und bei dieser menschenrechtswidrigen Behandlung und Verpflegungsentzug sterben sie wie die Fliegen.

9.2.46. Aus Schweden treffen 36 deutsche Offiziere ein.<sup>743</sup> Sie waren nach der Kapitulation über die Ostsee nach Schweden entkommen. Jetzt wurden sie **von Schweden ausgeliefert**. Sie erzählen: Die schwedische Bevölkerung ist über diese Verletzung des Asylrechts durch die Regierung erbost und protestierte gegen die Auslieferung. Protestkundgebungen von Studenten und Gewerkschaften. Auch Bischöfe protestieren. Die Zeitungen sind voller Empörung. Allerdings gilt ihre Sympathie in erster Linie den nach Schweden geflohenen Letten. In den Internierungslagern entstand Panik. Selbstmorde und Selbstverstümmelungen. Sie standen Schlange vor dem Hauklotz und schlugen sich mit dem Beil eine Zehe ab. Sie werden trotzdem – mit Krücken – abtransportiert. Einer schneidet sich noch im Bus auf der Fahrt zum Hafen mit einer Rasierklinge die Pulsader auf, obgleich er, wie alle, zwischen 2 Polizisten saß. Hungerstreiks und Telegramme an den Papst und den englischen König waren erfolglos geblieben.

Ihr Interniertenleben in Schweden war nicht unangenehm gewesen. Hervorragende Verpflegung und Wehrsold (als Oberleutnant z. B. 75 Kronen). Dafür kauften sie sich zusätzliche Verpflegung, Bekleidung, Tabak, Schokolade. Sie bekamen Post und Zeitungen. Unterbringung im Lager war gut, die Behandlung durch schwedische Offiziere freundlich. Nur einmal ein Zwischenfall mit der schwedischen Bevölkerung. Viele hatten ein Verhältnis mit schwedischen Mädchen, und manche blieben 2–3 Tage aus dem Lager fort.

(Wir bekommen hier offiziell 10 Rubel pro Tag. In Wirklichkeit aber nichts, weil das Geld mit dem Lebensunterhalt im Lager „verrechnet“ wurde.)

Die „Schweden“ wurden von russischen Schiffen abgeholt. Ausgesuchtes Bordpersonal. Blonde, lachende Matrosen, tadellose Uniformen, gutes Benehmen. Aber kaum waren sie auf hoher See, da

---

<sup>740</sup> давай, los, komm

<sup>741</sup> быстрый, schnell

<sup>742</sup> Bogg (S. 42) nennt einen Hauptmann Habtmann, der am 25.12.1945 im Krankenrevier verstorben ist. Es besteht eine äußerst geringe Wahrscheinlichkeit, dass es sich um ein und dieselbe Person handelt.

<sup>743</sup> Details und Hintergründe beschreibt auch Bogg auf S. 46 f.

begann die Filzung, und als sie in Libau ankamen, waren sie restlos ausgeplündert. – In Libau lag der ehemalige deutsche Kreuzer „Nürnberg“.

14.2. Bisher kältester Tag: Minus 20 Grad. Von 2000 Lagerinsassen sind 900 Distrophiker. Und der unverschämte russische Kommandant erklärt, wir seien ein Erholungslager! – Die schlechte Ernährung erklärt uns der Kommandant so: Die Lager müssten sich wirtschaftlich selbst tragen. Sie leihen die Kriegsgefangenen als Arbeitskräfte an Betriebe oder andere Stellen aus und bekommen dafür Geld. Da unsere Arbeitsleistung aber zu gering ist, erwirtschaftet das Lager nicht genug, um uns besser ernähren zu können. Der jüdische Oberinspektor tröstet uns damit, dass ganz Russland genauso schlecht äße, weil die Ernte schlecht gewesen sei. An all dem ist ein Körnchen Wahrheit; es ist aber kein Grund, uns verhungern zu lassen. Eine Woche später erklärt Stalin, die Lebensmittelkarten sollen abgeschafft werden! – Für notwendige Lagerarbeiten besteht Arbeitszwang. – Der Zustand der Zähne ist katastrophal. Meiner nicht. – 3 Kriegsgefangene haben bereits Wasser.<sup>744</sup> – Wir bekommen Seife. Pro Mann 1/2 Stück Kriegsseife für 2 Monate. Da Schuhwerk knapp ist, läuft alles in Holzpantinen.

20.2. Die Wahlen zum Obersten Sowjet und zum Nationalitätenrat<sup>745</sup> haben überall zwischen 94–99% ergeben. Im Baltikum 95%. Letten erzählen uns, dass ihnen 2 Männer vorgestellt worden seien, die sie wählen mussten. – In der Sowjetunion stellen sich zwei Gruppen zur Wahl: Kommunisten (Parteimitglieder) und Parteilose (von der Partei geduldete parteilose Kollaborateure). Beide bilden einen Block. Zur Wahl werden Kandidatenlisten aufgestellt, und zwar von der Partei, den staatlich gelenkten Gewerkschaften und Organisationen und von der Armee. Der Wähler kann dann diese oder jene Liste ablehnen oder einzelne Kandidaten streichen, aber wen auch immer er wählt – es sind immer Kommunisten oder Linientreue.

Unser Offizier-Bataillon hat 532 Mann, davon 121 Distrophiker = 24%. Durchschnittliche Gewichtsabnahme der letzten 3 Wochen: 6–8 Pfund (3–4 kg). Ich wiege noch 115 Pfund (57,5 kg). Natürlich gibt es noch Leute, die unsere Verpflegung als „nicht schlecht“ bezeichnen. Das sind unsere Küchenbullen, die Antifa-Clique und die Spitzel. 60 g Erbsen auf 3/4 Liter Wasser wären unsere Hauptmahlzeit gewesen, aber es waren eben nicht einmal 60 g drin.

Heutige Verpflegung: 400 g stark wasserhaltiges Brot, 120 g Erbsen, 110 g Kartoffeln = etwa 1200 Kalorien, das heißt die Hälfte des uns Zustehenden. Und auch das steht nur auf dem Papier! Wenn auf der Verpflegungsanweisung „Fleisch“ steht, dann ist das bestenfalls Pferdefleisch, oft aber ein Gemisch aus Köpfen, Gedärmen, Lungen, Sehnen und Zadder. Als „Fisch“ bekommen wir Köpfe, Schwänze und Gräten, Abfälle aus der Konservenfabrik in Riga. Als „Mehl“ bekommen wir manchmal die im Magazin zusammengefügten Reste. So sieht die Wirklichkeit aus, wenn es heißt, wir bekommen Fleisch, Fisch oder Mehl oder Brot. Aber es entspricht durchaus den typisch russischen Verhältnissen, wenn wir andererseits – wie einmal geschehen – tagelang herrlichen Lachs als Brotbelag bekamen.

Ein Offizier hat seinen Trauring für Esswaren verkauft. – Der körperliche Verfall zeitigt die ersten moralischen Zusammenbrüche. – Deutsche Offiziere reißen vor russischen Gefreiten die Hacken zusammen.

Der Russe ist ein Meister der Improvisation. Mit einem Hammer und einem Stück aus der Fütterung seiner Wattejacke vollbringt er Autoreparaturen. Er scheut sich nicht, irgendwo ein Loch aufzureißen, um ein anderes zu stopfen. – Der Abtransport unserer Kranken geht genauso zögernd, unregelmäßig und schleppend vor sich, wie der Verpflegungsnachschub, Post und sogar der Arbeitseinsatz.

Wenn Landser stehlen, verschweigt man es nach Möglichkeit. Wenn Offiziere stehlen, wird es aufgebauscht und im ganzen Lager verbreitet.

Wanzen, Flöhe, Läuse, Ratten und Mäuse sind zwar vorhanden, aber nicht so zahlreich, dass sie eine Plage wären.<sup>746</sup>

1.3.46. Seit 2 Monaten eine unzureichende Verpflegung, bei der wir rapide abnehmen. Todesfälle nehmen zu. Gestern 2 Tote, heute 2 Tote. Wir liegen den ganzen Tag auf der Pritsche, um Kräfte zu sparen. Das Gedächtnis lässt nach. Manche Distrophiker laufen schon wie Knochengerippe im Lager herum.

---

<sup>744</sup> wahrscheinlich ist Bauchwassersucht gemeint

<sup>745</sup> Der Oberste Sowjet, das Parlament der UdSSR, bestand aus dem Unionssowjet und dem Nationalitätensoowjet. Die Wahl fand am 10. Februar statt, die erste Sitzung offenbar am 19. März.

<sup>746</sup> Bogg (S. 39) verneint Läuse, klagt dafür über die Flöhe.

Von Zeit zu Zeit wird die Verpflegung etwas besser. Vielleicht, wenn die Todesfälle allzu stark ansteigen. Zentgraf erzählt von einem Lager 350 km südostwärts von Moskau, Sumpfgebiet, altes zaristisches Verbannungsgebiet. Heute bolschewistisches Verbannungsgebiet. Zivilisten. Harte Arbeit, aber gute Verpflegung.<sup>747</sup>

Zahl der **Stalingrad-Überlebenden** ca. 5–6.000. Das ist der Rest von 91.000, die in Gefangenschaft gingen.

Schwedische und Schweizer Zeitungen berichten mit Fotos, dass aus der Sowjetunion nur kranke und Ausgemergelte entlassen werden.

25 Offiziere werden zum Verhör abgeholt. Faustschläge, Fußtritte gegen den Hals, kalte Zellen, gekürzte Verpflegung.

Wir müssen alle Bücher abliefern, ohne Begründung.<sup>748</sup> Später erhalten wir einige zurück. So macht er es immer: Er nimmt uns etwas weg und gibt später einen kleinen Teil davon zurück. So kann er immer sagen, er habe es ja wieder zurückgegeben.

9.3. Vermutlich ist ein Befehl ergangen, dass alle Offiziere bis einschließlich Hauptmann arbeiten müssen. Heute wurden 100 Offiziere ausgemustert und in ein Arbeitslager geschickt.<sup>749</sup>

Heute kam die erste Post aus der Heimat. Für 4 Mann von 400! Nach 10 Monaten!

10.3. Weitere 50 Offiziere abtransportiert. – Die Gesundheitsuntersuchung bestätigt, dass ich arbeitsunfähig bin. Unterernährt. Von den 380 Offizieren sind 206 unterernährt = 52% – Gottesdienst ist verboten. Daher machen wir es heimlich. Nach Einbruch der Dunkelheit gehen wir einzeln und unauffällig zur Krankenbaracke. Einer der Sanitäter ist katholischer Geistlicher. Auf ein vereinbartes Klopfzeichen lässt er uns in seinen Wohnraum, wo wir dann lautlos die heilige Messe feiern. Wie die ersten Christen in den **Katakomben**. Wir sind meist ca. 12 Mann. Messwein und Hostien bekommt der Geistliche auf verschwiegene Wege aus Riga.

13.3.46. Temperatur: –19 bis –20° C.

15.3.46. Thiele stirbt den Hungertod. Es ist der 6. Fall dieser Art. Krankheiten, die ein gesunder Körper ohne Schwierigkeiten aus hält, werfen uns jetzt aufs Krankenlager und führen oft zum Tod, weil der völlig entkräftete Körper keine Widerstandskraft mehr besitzt. Wir sind so anfällig geworden, dass ein Luftzug, der früher höchstens einen Schnupfen erzeugt hat, heute eine Lungenentzündung bewirkt, und die ist bei unserem Zustand tödlich. So sterben die Leute an den verschiedensten Krankheiten, die dann auch als Todesursache angegeben werden. Aber die wahre Todesursache ist die Unterernährung, der Hungertod. So erklärt es uns der Arzt.

20.3.46. Gestern hat sich wieder einer erhängt. Es ist der 2. Fall.

Von ca. 380 Offizieren sind 258 unterernährt = 68%. Es werden immer mehr. Ich glaube, sie wollen das ganze Bataillon vernichten. Wir sind ja das „Faschisten-Bataillon“ aus Riga.

Die Offiziere aus Schweden haben gesonderte Wohnräume bekommen und werden besser verpflegt. Der Unterschied zwischen Schweden und der Sowjetunion soll nicht so krass zutage treten.

29.3.46. 300 g Brot, 98 g Hirse, 35 g Mehl. Das sind 900 Kalorien. Das frisst ein Papagei an einem Tag. Für einen arbeitenden Menschen unmöglich. – Und angesichts dieser Verpflegung hat die Antifa noch die Frechheit, nach altbewährter Nazimethode mit einer Spendenliste für die Lagermusik herumzulaufen, die ohnehin zum besser-verpflegten Antifa-**Klüngel** gehört!

Im Monat März 7 Tote. Seit der Kapitulation 120 Tote. Dabei sind die schweren Fälle alle schon vorher nach Riga abgeschoben worden! Durch die russische Verwaltung werden diese Todesfälle alle vertuscht. Es gibt keine Registrierung, keine Bescheinigung, keine Benachrichtigung der Angehörigen. Die von den Ärzten privat angefertigten Totenlisten werden ihnen bei der nächsten Durchsuchung abgenommen, außerdem mit Strafen bedroht.

In Wien geben die Russen die Klöster an die Orden zurück und nehmen angeblich sogar an Gottesdiensten teil. Alles Täuschung der Öffentlichkeit. Geschickte Propaganda. Uns hier hinter dem **eisernen Vorhang** verweigert man sogar das vertraglich zugestandene Recht auf Gottesdienst. Natürlich

---

<sup>747</sup> Wahrscheinlich ist **Subowa Poljana** gemeint, dessen Vorläufer zwar erst seit 1931 bestand, aber in einem „Gebiet“ mit 2 weiteren Lagern lag (Mitt. A. Rshavin v.19.11.2019)

<sup>748</sup> Bogg S. 48

<sup>749</sup> davon 30 nach Riga, darunter Bogg (S. 48, dort 08.03.)

mit (seltenen) Ausnahmen, so dass er auch hier immer sagen kann, er habe ja Gottesdienste gestattet. So gibt es z. B. am

10.4. einen Trauergottesdienst für gefallene Rotarmisten.

15.4.<sup>750</sup> Heute sind wir zwei Jahre verheiratet, aber 1 3/4 Jahre davon sind wir schon getrennt. Und während dieser Zeit ist die große Katastrophe über Deutschland hereingebrochen. Von seinen Feinden zerstückelt und ausgeplündert, ist es bitter arm geworden. Und ich habe bis heute – fast ein Jahr nach der Kapitulation – immer noch keine Nachricht aus der Heimat. Aber aus den zu uns gelangenden Nachrichten weiß ich, dass ich den größten Teil meines Besitzes, Wohnung, Geld und anderes Gut verloren habe. Auch ich bin arm geworden. Nun ist ein Strich gezogen. Ich beginne ein neues Leben, das allein aus Carolas und meiner Arbeit geschaffen ist, – wenn ich heimkehren sollte.

17.4.46. Nach fast einjähriger Gefangenschaft erhalte ich die erste Post aus der Heimat. Meine kleine Tochter Barbara ist tot, mein Bruder vermisst, alles Hab und Gut verloren. Aber meine Eltern, meine Frau und *ihre* zwei Söhne leben noch. Mein erstes Lebenszeichen war am 24.09.45 – 5 Monate nach der Kapitulation – zu Hause angekommen. Es war ein auf ein Stück Papier gekritzelter Gruß, den ein kranker Heimkehrer aus Riga durchgeschmuggelt hatte.

Wieder 1 Toter. – Seit Wochen nur 1200 Kalorien täglich, davon 300 g Brot. Wiege noch 115 Pfund (57,5 kg). – Frau Dr. Herzig, jüdische Ärztin, ist sehr besorgt um uns.

Verpflegung wird schlagartig besser. Die Suppe ist so dick und trocken, dass viele sie nicht essen können. Nach 10 Tagen wieder radikal schlechter: Nur 800 Kalorien. – Sehr spärliche Nachrichten aus der Heimat, da scharfe Zensur wegen wachsender Ost-West-Spannungen. Über Kriegsgefangene und Heimkehr wird überhaupt nichts gesagt. Umso üppiger gedeihen Gerüchte und Latrinenparolen. Der Iwan sieht in allen für ihn meist ungünstigen Gerüchten Sabotage und antibolschewistische Propaganda. Er könnte es ja durch eine bessere Nachrichtenversorgung verhindern, aber das geht wiederum nicht, weil dann sein schäbiges Verhalten offenbar würde. Also bleibt der eiserne Vorhang. In solcher Methode kennt er sich am besten aus. – Die einzigen authentischen Nachrichten kommen mit den Rotkreuz-Karten aus der Heimat, aber auch die werden zensiert. Erstaunlich ist, dass der Text der Post verschieden interpretiert wird. Jeder Mensch hat ja verschiedene Ansichten und Hoffnungen, und so liest jeder aus den Nachrichten immer nur das heraus, was seine Meinung oder Hoffnung bestätigt. Wir bekommen natürlich nur Zeitungen aus der sowjetisch besetzten Zone, und die bringen nur Gutes aus dem Osten und nur Schlechtes aus dem Westen. Erschreckend ist nur, dass es so viele saudumme Menschen gibt, die alles Gedruckte für bare Münze nehmen. Die Dummen sterben wahrhaftig nicht aus.

19.4.46. Karfreitag. – Wir haben ein Musterexemplar von einem Gesinnungslumpen unter uns: Der ehemalige Luftwaffenleutnant Mahnkopf aus Hamburg – Bis zum Kriegsende war er NS-Führungsoffizier und hat noch auf dem Marsch in die Gefangenschaft einem Kameraden Ohrfeigen angeboten, als dieser bemerkte: „Das haben wir Hitler zu verdanken!“ Heute ist Mahnkopf Antifa-Mitglied und Spitzel in russischen Diensten, schnüffelt herum und beschimpft seine ehemaligen Offizier-Kameraden als Kriegsverlängerer! Da er unter russischem Schutz steht, können wir nichts gegen ihn unternehmen.

Der Russe hat wieder erlaubt, dass wir Vorträge über unser Berufsleben oder andere Fachvorträge halten können. Ich gebe auch Französisch-Unterricht. Nach einer solchen Stunde kommt ein junger Ari-Leutnant zu mir. Er ist ein ehemaliger Schüler von mir aus der Schlüterschule in Charlottenburg.<sup>751</sup> Er hat mich an meiner Stimme und einigen für mich typischen Doziergesten wiedererkannt.

Die Verteilung der kalten Verpflegung ist immer ein Akt lautloser, dramatischer Spannung. Das Brot wird z. B. als halbes Brot geliefert und muss für die Mitglieder der Verpflegungsgruppe (8–10 Mann) in möglichst gleiche Teile geschnitten werden. Der Verteiler ist zwar als Vertrauensperson von der Gruppe gewählt worden, ist aber trotzdem bei der Verteilung von der Gruppe umlagert, die seine Arbeit mit argwöhnischen Blicken verfolgt. Dennoch versuchen manche Verteiler zu mogeln, wobei es manchmal zu grotesken Situationen kommt. Manche Gruppen haben sich kleine Waagen gebaut, mit denen auch Fisch und Zucker abgewogen werden. Trotz allem gibt es öfter Streit, und die Verteiler wechseln mehrfach. Auch ich war Verteiler, und da ich nie so verfressen war und immer absolut gerecht verteilt habe, bin ich hier und in anderen Lagern immer lange Zeit Verteiler gewesen.

---

<sup>750</sup> Die Urfassung dieses Abschnitts ist in *einem der sechs noch vorhandenen Original-Notizblätter* enthalten.

<sup>751</sup> An der Schlüter-Oberschule für Jungen (bis 1937 *Kaiser-Friedrich-Schule*, heute in ihrem Gebäude die *Joan-Miro-Grundschule*; s. a. *Schulgeschichte*) fand der Autor seine erste Anstellung (*Fotos*).



Unsere Pritschen sind 2-stöckig und bestehen aus einer durch die ganze Baracke gehenden Bretterlage, auf der pro Mann 45 cm Liegefläche vorgesehen sind.<sup>752</sup> Skizze Seite 292. Bei der Seitenlage mit leicht angezogenen Knien stoßen die Knie fast in die Kniekehlen des Nebenmannes. Daher drehen wir uns während des Nachtschlafes von Zeit zu Zeit auf Kommando alle gleichzeitig auf die andere Seite. Nur ich habe es etwas besser, denn ich liege am Ende der Pritschen und kann meine Knie über die Bretterkante hinaus in die Luft strecken.

Der Winter ist lang, dunkel und eiskalt. Nachmittags um 15 Uhr ist es bereits stockfinster, sodass wir unsere Kienspäne als Beleuchtungskörper schräg in die Barackenwände stecken. Manchmal liegen wir aber auch im Dunkeln auf unseren Pritschen, während einer von uns von seinem Platz aus einen Vortrag hält. – Heute sind es minus 25° C. Die Fenster sind vereist, aber durch ein kleines, durch Anhauchen aufgetautes Loch sehen wir das draußen angebrachte Thermometer. Unmittelbar nach Sonnenaufgang sinkt es plötzlich nochmals um mehrere Grade.

27. u. 28.4. 400 g Brot, 40 g Zucker, 800 g Kleie. Die Fälle von Wasserdistrophie mehren sich. Erste Fälle von Sehstörungen und völliger Erblindung bei Nacht. Einige von uns suchen den Wald – das Lager reicht in einen Wald hinein – nach sämtlichen genießbaren Unkräutern und Grünpflanzen ab. Wilde Möhre, Schafgarbe, Hirtentäschelkraut, Vogelmiere, Brennnessel, Löwenzahn und einfaches Gras. Zweck: Vitaminzufuhr und Magenfüllung zur Beseitigung des Hungergefühls. Sie kochen das Zeug dann wie Spinat und essen es oder geben es ihrer Mittags-Suppe bei. Manche kochen sich aus Faulbaum, Lindenblättern und Zucker eine Art Marmelade. Einmal fangen sie eine junge Drossel und machen daraus eine Fleischbeilage. Auch Frösche werden in steigendem Maße gegessen. Birken werden angezapft und der Saft getrunken. Der Ideenreichtum auf diesem Gebiet ist erstaunlich, aber diese Zusatznahrung ist nicht ungefährlich, denn bei der gierigen Suche nach essbaren Kräutern ist manches giftige Gewächs dazwischengeraten und hat Vergiftungen verursacht. Einer von uns hatte sich eine fast tödliche Vergiftung zugezogen und ist nur wie durch ein Wunder wieder genesen. – Diejenigen, die unter unserem Verpflegungsmangel am meisten leiden, sind die ehemals wohlgenährten Zahlmeister und Etappenhengste. – Ich selbst habe solches Grünzeug nie gegessen. Ich wiege sogar wieder 118 Pfund (59 kg).

1.5.46. Vom 1.–4. Mai ist das Verlassen der Baracken nach 20 Uhr verboten. (Jahrestag der Kapitulation!) Haben die eine Angst! Andererseits eine kluge Vorsichtsmaßnahme.

9.5. Wenn sich jemand dem Stacheldrahtzaun auf weniger als 50 m nähert, wird geschossen. Heute ist nämlich der „Tag des Sieges“, und einem Gerücht zufolge sollen lettische Partisanen versucht haben, ein Gefangenelager zu stürmen. Die Roten befürchten ähnliche Aktionen auch anderswo. Aber es ist russische Gewohnheit, an besonderen Tagen, Feier- oder Gedenktagen, die Wachen zu verstärken. Der Russe geht kein Risiko ein.

8.5.46. Ein Jahr Gefangenschaft.<sup>753</sup>

13.5. Distrophiker II (Unterernährter mit zusätzlichen Gebrechen, hier ein Leistenbruch) wird zum Arbeitseinsatz kommandiert. Das ist Ausbeutung der Arbeitskraft bis zum Verbrechen. Und dies geschieht in dem Staat, der die Ausbeutung der Arbeitskraft in den kapitalistischen Ländern immer wieder anprangert. Die Untersuchungen zwecks Arbeitstauglichkeit gleichen einem Sklavenmarkt, wenn wir in langer Reihe, splitternackt, von der Kommission betastet und begutachtet werden. – Hier geschehen Verbrechen, für die im selben Augenblick in Nürnberg Deutsche zum Tode verurteilt werden. Das langsame Verhungernlassen ist genau so schlimm, wie erschießen.

Auch die Kranken werden nicht entlassen. Iwan hat seine Gründe dafür: 1. hat er die nie wiederkehrende Gelegenheit, Millionen fleißiger und tüchtiger deutscher Arbeitskräfte billig einzusetzen. 2. hat er mit den Gefangenen immer ein Faustpfand in der Hand für alle möglichen Erpressungen, politischen Forderungen, Tauschgeschäfte u. a. 3. verhindert er durch dieses Festhalten von Millionen Männern auf Jahre hinaus einen Bevölkerungszuwachs in Deutschland. Wie weit er uns durch Zusätze im Essen auch biologisch schädigt, weiß ich nicht. 4. hat der Russe ohnehin ein anderes Zeitgefühl. Ein paar Jahre sind für ihn eine kurze Zeitspanne. 5. hat er mit jedem Gefangenen, der hier kriecht, einen verhassten Faschisten vernichtet. Vielleicht sogar einen potenziellen Feind von morgen. Tausende und

---

<sup>752</sup> Bogg S. 45: „Mit dem Zollstab wird der Liegeraum ausgemessen. Nicht einmal ein halber Meter kommt auf den einzelnen.“

<sup>753</sup> Am 08.05.1945 erfolgte zwar die Kapitulation, die Kriegsgefangenschaft des Autors begann de facto aber erst am 10., vgl. S. 284

abertausende von deutschen Gefangenen sind in der Sowjetunion krepirt, erschlagen und erschossen worden, ohne dass die Weltöffentlichkeit von diesen völkerrechtswidrigen Verbrechen besondere Notiz genommen hätte, und ohne dass die Sowjetunion sich dafür verantworten musste.

Verpflegung wieder schlechter. Frage- und Antwortstunde mit Politkommissar Goldberg. Rotkreuzkarten und Verpflegungssatz stünden und zwar zu, aber es gäbe keine RK-Karten und keine Verpflegung, weil eben nichts da sei. Die „Schweden“ bekämen bessere Verpflegung, weil sie in Schweden unter antibolschewistischer Propaganda gestanden hätten, und die Sowjetunion es ihnen nun beweisen will, dass die Behauptungen über schlechte Verpflegung und Behandlung erlogen gewesen seien. (Inzwischen sind auch einige Schweden schon Distrophiker und liegen in der Krankenbaracke.) Goldberg redet weiter: Die Nachrichten über angebliche Gefangenentlassungen aus den westlichen Ländern seien erlogen. Im übrigen gibt er gehässige, patzige oder saudumme Antworten. Ich bin immer ganz fassungslos über die krassen Widersprüche in seinen Aussagen. Hält er uns für so dumm? Den Landsern erzählt er, die Offiziere seien dreckiger, als sie.

Rede **Molotows** vor der Weltöffentlichkeit: „Russland ist großmütig und großherzig!“<sup>754</sup> Eine faustdicke Lüge. Die sowjetische Politik hinter dem eisernen Vorhang sieht anders aus. Hat sich die Welt jemals gefragt, warum sich die Sowjetunion eigentlich so hermetisch von der übrigen Welt abriegelt?

Die lettische Bevölkerung hat keine Rasierklingen, und dies ein Jahr nach Kriegsende.

25.5.46. Der Zustand der Zähne wird immer bedenklicher. Ein Kamerad hat schon sein ganzes Gebiss verloren. Das Lager hat zwar einen Zahnarzt, aber er bekommt kein Material. – Ich wiege 117 Pfund (58,5 kg). – Vor einer Woche sind 300 Distrophiker in ein Genesungslager nach X gekommen. Auf dem Fußmarsch(!) dorthin sind 68 Mann zusammengebrochen und in ein Lazarett nach Riga gebracht worden.

Der russische Lagerkommandant, ein Oberst, lässt Holzzäune abreißen, zerhacken, bündeln, und verkauft sie dann auf eigene Rechnung, um sein Gehalt aufzubessern. Andere russische Offiziere lassen ihre **Papyrossi**-Ration von Landsern verkaufen, weil sie kein Geld mehr haben. Ihr Sold kommt angeblich unregelmäßig. Im Mai haben sie noch nicht ihre April-Löhnung.

Die Ost-West Spannungen verstärken sich. Die ehemaligen Verbündeten werfen sich gegenseitig ihre Verfehlungen vor, und dabei zeigt sich, dass sie alle Dreck am Stecken haben, und dass sie dieselben Kriegsverbrechen begangen haben, die sie den Deutschen in Nürnberg vorwerfen (Radiomeldungen deutscher und russischer Sender). Ob sich die Ankläger und Richter in Nürnberg nicht wenigstens manchmal schämen? Aber es sind Militärs und Politiker, noch dazu amerikanische und russische, und sie sitzen über einen mit Mühe besieigten Feind zu Gericht, über einen gefürchteten und verhassten Konkurrenten. Und hinter dem Gericht steht nicht zuletzt dass – begreiflicherweise – hasserfüllte **Weltjudentum**.<sup>755</sup>

Die Russen haben Angst vor Partisanen. Ein Fabrikdirektor erbat einen Arzt, aber das Lager weigerte sich, ihn zu schicken. Die Fabrik sollte ihn selbst abholen. Man fürchtete, der Arzt sollte zu lettischen Partisanen geholt werden.

2.6.46. Heute ging ein Arbeitskommando zum Unkrautjäten auf den Acker eines sowjetischen Offiziers. Das gejätete Unkraut brachten die Kameraden mit, um es zu kochen und ins Essen zu tun. Andere haben die noch brauchbaren Saatkartoffeln herausgerissen und das Kartoffelkraut wieder festgedrückt. Iwan wird sich wundern, wenn seine Kartoffeln eingehen. Übrigens ist es verboten, Kriegsgefangene für private Dienste in Anspruch zu nehmen, vor allem unentgeltlich.

Wieder einmal hat sich herausgestellt, dass uns das deutsche Küchenpersonal um Verpflegung betrügt. Seit einigen Tagen habe ich Zahnfleischbluten.

6.6.46. Die stinkende Fischsuppe, die wir seit einigen Tagen bekommen, setzt allem bisher Dagewesenen die Krone auf. Die Fische sind so schlecht, dass sie nicht ins Essen kommen, sondern abgekocht und gesondert ausgegeben werden. Die meisten von uns essen sie dennoch. Viele tun es aus

---

<sup>754</sup> Der zeitlichen Einreihung zufolge muss es sich um eine Rede auf der Pariser Außenministerkonferenz (erste Sitzungsperiode vom 25. April bis zum 16. Mai 1946) handeln, deren Text ich noch suche. (Am 31.07.1946 sagte Molotow: „a number of clauses ... were lightened“; es gab wohl auch Konferenzen, die besonders der Frage der Kriegsgefangenen gewidmet waren.)

<sup>755</sup> Der Autor hatte zwar zeit seines Lebens Vorbehalte gegen Juden, aber dass er dieser Verschwörungstheorie einst Glauben schenkte, hat er später nie mehr erwähnt.

Hunger. Bei anderen aber nimmt die maßlose Verfressenheit geradezu ekelhafte Formen an. Natürlich gab es Magenbeschwerden und einige Vergiftungen.

8.6.46. 119 Pfund (59,5 kg). Selbst in harten Frontdienstzeiten wog ich 135–138 Pfund (67,5–69 kg).

10.6.46. Zwei Offiziere sind geflohen. Es wird eine Kollektivstrafe für das ganze Bataillon verhängt. Der Bataillonsführer und einige „schuldige“ Offiziere werden eingesperrt und das ganze übrige Bataillon wird in **eine** Baracke zusammengepfercht, wo es übernachten muss. Gemessen an anderen war diese Strafe gering, aber trotzdem sind Kollektivstrafen ein Verstoß gegen die Genfer Konvention.

Das fehlende Klopapier wird durch Grasbüschel ersetzt. Einer hat sein Verbandspäckchen um ein Stöckchen gewickelt, wie einen kleinen Paukenschlägel. Wird nach jedem Gebrauch abgespült. Bis der Russe endlich Abhilfe schafft und einen ganzen Lkw voller Bücher anfährt. Fast alles religiöse Literatur. Wir suchen uns die besten Bücher heraus, um sie zu lesen. Den Rest führen wir seiner Bestimmung zu. Wahrscheinlich hat Iwan einem Pfarrer die ganze Bibliothek ausgeräumt.

12.6. Untersuchung durch einen russischen Arzt. Das ganze Bataillon, außer 80 Offizieren, wird plötzlich gesund geschrieben. Damit sind wir alle arbeitsfähig. Anschließend beginnt sofort der Abtransport in ein Arbeitslager, einschließlich der Ärzte und Geistlichen (Genf!). – Der Abtransport meiner Gruppe ist für den 12.6. 10 Uhr vorgesehen, erfolgt aber erst am 13.6. um 17 Uhr.

In diesem Lager Salaspils lassen wir eine ganze Reihe von Toten zurück. Es war ein scheußliches Lager. Wir nannten es deshalb auch immer Satanspils.

Verstöße gegen die Genfer Konvention, die wir selbst erlebt oder von denen wir erfahren haben: Kollektivstrafen, Wiederverschleppung bereits entlassener Gefangener, Entzug der zustehenden Verpflegung, Bestrafung geringer Arbeitsleistung durch Verpflegungsentzug, beschränkte Wortzahl auf RK-Karten (1 Zeile, 10 Worte), wenn es überhaupt Karten gab, Diebstahl von Privateigentum, politische Schulung unter Druck, Versammlungszwang, Verhöre mit brutaler Prügelei, Mord, Außenarbeit bei Niedrigst-Temperaturen, keine Meldung von Verstorbenen an die Heimat, Verschleppung spanischer Kinder (Riga, Polen)<sup>756</sup>.

## Brückenlager

13.6.46 Ankunft im **Brückenlager 350/II bei Riga**. Hier treffe ich 2 ehemalige Kompanie-Angehörige: Stefan und Schulz(?). Bei der Fahrt durch Riga beschleicht mich eine etwas betrübte Stimmung. Früher<sup>757</sup> lief ich hier frei herum, und jetzt bin ich nach 14 Monaten immer noch hier, aber als Gefangener. Das Leben in der Stadt ist einigermmaßen friedensmäßig, aber ärmlich. Man sieht keine fröhlichen Gesichter.

Der Ton im Lager ist kameradschaftlich. Die deutsche Lagerleitung ist nett, die russische Kommandantur korrekt, die Verpflegung ausreichend und schmackhaft, aber eintönig. Hirse und Graupen. Bezahlung der Arbeit schlecht und völlig undurchsichtig. Es ist etwa so: Die Gefangenenlager sollen sich selbst unterhalten, indem sie die Kriegsgefangenen als Arbeitskräfte an Betriebe, Fabriken usw. gegen Bezahlung ausleihen. Hier z. B. wurde uns folgende Rechnung vorgelegt:

Der Betrieb zahlt an das Lager pro Arbeitskraft..... 280 Rubel

Davon behält das Lager für Unterkunft, Verpflegung usw. .... 200 „

Außerdem behält das Lager 30 % (wofür ?) ..... -24 „

Bleiben theoretisch an den Kriegsgefangenen auszuzahlen ..... 56 Rubel,

die wir nie erhalten haben. Es gibt zwar dicke Normbücher für jeden Beruf, in denen für jeden Handgriff die Bezahlung genau festgelegt ist, aber durch den Ermessensspielraum oder die Willkür des Brigadiers manipuliert werden kann. Die normale Arbeitsleistung, die mit 100 % angesetzt ist, liegt sehr hoch. Wer die Norm (= 100 %) nicht schafft, erhält entsprechend weniger Lohn. Es ist also ein Akkordarbeitssystem. Diese Normbücher sind Dokumente des Antreibersystems und der Ausbeutung der Arbeitskraft. Was die Bolschewisten dem Kapitalismus vorwerfen, betreiben sie mit ihrem Normsystem in Perfektion. Bei uns Gefangenen wird das Normsystem noch gewissenloser angewendet.

<sup>756</sup> Spanische Kinder kamen *nach Mexiko* und *in die Sowjetunion*, von Polen oder Riga ist aber nichts bekannt.

<sup>757</sup> 1944 als Kompanieführer in einem Marschbataillon, siehe S. 215

Auf unserer Arbeitsstelle befiehlt jeder anders. Folge ist ein Durcheinander und langsamer Fortgang der Arbeiten. Schlechte Planung bewirkt Wiederholung von Arbeiten, Vergeudung von Arbeitskraft und -Zeit. Russische Gleichgültigkeit – Nietschewo! – erschwert den Arbeitsfortgang. Gebessert nur durch deutsche Geschicklichkeit.

Im Lager trifft ein Transport von Kriegsgefangenen aus Königsberg ein. Sie erzählen: Im September 1945 wird ein Mann aus amerikanischer Gefangenschaft in die Westzone entlassen und wollte seine Verwandten in der Ostzone besuchen. Unterwegs wird er von Russen angehalten. Sie zerreißen seine amerikanischen Entlassungspapiere und bringen ihn nach Königsberg. 2. Fall: 1 aus russischer Gefangenschaft Entlassener wird eines Tages wieder festgenommen und zum Arbeitseinsatz nach Russland zurückgebracht. Dies sind nur 2 von hunderten solcher Vorfälle. Immer wieder Völkerrechtsbrüche, Verschleppungen, Menschenraub. Die deutschen Kriegsgefangenen sind nichts als rechtlose Arbeitssklaven in der UdSSR. Den Königsbergern haben die Iwans, wie überall, natürlich alle Wertsachen, Uhren, Trauringe gestohlen und unterwegs auf dem Transport an Zivilisten verkauft. Geldverdienen wird bei den Sowjets genauso groß geschrieben, wie im Westen. Und dieses Volk redet von kapitalistischen Ausbeutern im Westen! Wie man Ausbeutung betreibt, haben uns die Russen perfekt vorgeführt!

27.6. Wir arbeiten vorwiegend am Brückenbau. Heute haben wir 1/2 Stunde länger gearbeitet, weil wir morgens 10 Minuten später angefangen haben. Wer 3 Tage im Monat nicht arbeitet, bekommt für den ganzen Monat keinen Lohn. Der russische Lagerarzt schreibt 60 % aller Kranken gesund und arbeitsfähig. Darunter sind Leute, die am selben Tag wegen dicker Wasserbeine und offener Wunden krankgeschrieben worden waren. Ein Pole trifft ein. Er ist nach Russland dienstverpflichtet worden und weiß nicht einmal, für wie lange.

Eine Arbeitsgruppe tritt in Hungerstreik. Der Russe droht mit Erschießen. Die russischen Lagerkommandanten fürchten Hungerstreiks, weil solche Vorfälle innerhalb von 3 Tagen nach Moskau gemeldet werden müssen. Das wollen sie auf keinen Fall, denn sie wollen da oben nicht auffallen. Also versuchen Sie, solche Aktionen mit brutalen Mitteln zu unterdrücken. Dagegen hilft nur hart bleiben, wenn man seine Wünsche durchsetzen will. Aber es ist ein großes Risiko, denn der Russe hat keine großen Hemmungen vorm Schießen.

27.6.46. Im Hafen von Riga liegen wieder Schiffe aus Deutschland mit Nähmaschinen, Klavieren und Möbeln. Die Möbel sind teilweise in einem Holzverschlag, der einfach an die Möbel angenagelt ist. Eine Springbrunnenanlage ist auch dabei, aber sie ist unbrauchbar, weil sie beim Herausreißen kaputtgegangen war. Die Sachen stehen im Hafen tagelang im Regen.

Schon bei unserer Ankunft im hiesigen Lager hatte man der Antifa von dem Gesinnungslumpen Mahnkopf berichtet (s. S. 298; 19.4.46). Daraufhin verzichtete die hiesige Antifa auf die Mitarbeit des Genossen Mahnkopf. Er ist jetzt einem Arbeitskommando zugeteilt und geht mit zum Brückenbau. Diese **Brücke über die Düna** ist eine Eisenbahnbrücke, eine Eisenkonstruktion, die im Kriege zerstört wurde. Die Pfeiler am Ostufer sind eingestürzt, und die Brücke liegt schräg im Wasser. Wir sollen sie wieder aufrichten. Mit langhebeliegen Öldruckpumpen wird das Brückende im Handbetrieb millimeterweise hochgepumpt und jeweils durch Unterlegen von Eisenbahnschwellen provisorisch abgestützt. Gleichzeitig werden Reparaturen an der Eisenkonstruktion ausgeführt, hoch über dem Fluss. Dort oben zwischen den eisernen Streben der Brücke arbeitet auch Genosse Mahnkopf, und eines Tages fiel er plötzlich von der Brücke in den Fluss. Aber er kam glimpflich davon, denn das Wasser ist nicht mehr kalt. Vielleicht war der Schrecken ganz heilsam für ihn. Und der Brief, den er von seiner Frau bekam, hat ihn vielleicht auch nachdenklich gemacht. Sie fragte nämlich an, was er sich denn eigentlich für Gemeinheiten seinen Kameraden gegenüber geleistet habe, und wenn er so weitermache, brauche er nicht mehr zu ihr zurückzukommen. Sie hatte von seinen Spitzeldiensten durch einen Hamburger Kameraden erfahren, der aus dem Lager Salaspils als Kranker entlassen worden war. Er hatte sie aufgesucht, und ihr von den Machenschaften ihres sauberen Gemahls berichtet.

Eines Tages erklärte der Russe, die Wintersachen sollten jetzt abgegeben und während des Sommers eingelagert werden. Im Herbst würden sie dann wieder ausgegeben. Die Schweden trennen sich nur ungern von ihren Sachen, denn sie haben wunderbare dicke, weiße Seglerpullover mit bunten Strickmustern. Aber es wird alles schön verpackt. Jedes Paket wird mit einem Pappschild und dem Namen des Besitzers versehen. Wenige Wochen später werden wir plötzlich in ein anderes Lager verlegt. Die Pullover bleiben, gut eingelagert, im alten Lager zurück. Der schlitzohrige Iwan hatte



natürlich von der bevorstehenden Verlegung gewusst und war dann auf die Idee der „Einlagerung“ gekommen.

Die Rote Armee hat vier Verpflegungssätze: Für Mannschaften, Unteroffiziere, Offiziere und Generäle. Laut Genfer Konvention erhalten die Kriegsgefangenen den entsprechenden Verpflegungssatz der rückwärtigen Einheiten des Gewahrsamslandes. Diesmal hält sich der Russe daran und tischt uns eines Abends im Gemeinschaftssaal die uns als Offizieren zustehende bessere Verpflegung auf. Und während wir drinnen essen, führt er draußen im Dunkeln die Mannschaften an den Fenstern vorbei und sagt: „Seht euch an, wie eure Herren Offiziere speisen, während ihr eine einfachere Verpflegung bekommt!“ Eine raffinierte Verbindung von Verpflichtungen mit Klassenkampfpropaganda!

Politischer Schulungsabend. Der Antifa-Fritze<sup>758</sup> erklärt, wie Offiziere stünden dem Volk völlig fern, wir würden ja auch von Ammen statt von der Mutter genährt und anderen solchen Blödsinn. Es ist einfach nicht zu fassen, wie viel erschreckende Dummheit und Unwissenheit in unserem Volk noch blüht. Dieses Antifa-Rindvieh glaubt immer noch, dass wir Offiziere alle aus höheren Adelskreisen stammen. Er fällt aus allen Wolken, als wir ihm erklären, dass die meisten von uns Söhne von Beamten, Angestellten, Handwerkern und sogar Arbeitern sind. Und dieser saudumme Heini war Feldwebel der deutschen Wehrmacht! Mit solchen Leuten konnten wir den Krieg ja auch nicht gewinnen. Jetzt ist Hans Sölheim, im Zivilberuf Angestellter bei der AEG, in seinem Element. Mit zynischem Sarkasmus gießt er Hohn und Spott über diesen Antifa-Blödmann, der **uns** schulen will. Der ist nie wieder aufgetreten. Und die Landser draußen, die vor den Fenstern die Diskussion verfolgten, hatten ihren Spaß.

Nachdem wir monatelang keinen Fisch bekommen hatten, erhalten wir jetzt täglich 330g. Viele bekommen Durchfall. Ursache ungeklärt.

Transporte und größere Verschiebungen von Kriegsgefangenen.

Seit 5 Monaten keine Rotkreuzkarten bekommen. Viele Gefangene haben bis heute überhaupt noch keine einzige RK-Karte erhalten. 14 Monate nach Kriegsende geben die Sowjets den Kriegsgefangenen keine Gelegenheit, ihre Angehörigen zu benachrichtigen!

Seit die ersten Nachrichten entlassener Kriegsgefangener aus dem Westen eintreffen, werden unsere Antifa-Bonzen stiller und sogar freundlicher. Die Heimat ist nicht so rot, wie sie glaubten.

11.7.46. Vor einigen Tagen ist ein 500-Mann-Transport in ein anderes Lager abgegangen. Heute gehen wieder 150 Mann weg, darunter bin ich und 10 weitere Offiziere. Einige Tage vorher waren wir schon ausgesucht worden. Wir waren zu der üblichen Fleischbeschau angetreten. Es ist wie auf einem Sklavenmarkt.

Wir standen splitternackt vor einer bildschönen jungen Ärztin. Vortreten, kurzer Blick auf unseren Körper, kurzer Kniff in die Hinterbacken (ob fest oder schlaff) – fertig, der nächste. Man nennt dieses Verfahren hier „Kommissionierung“. Wir werden alle arbeitsfähig geschrieben.

Vor dem Abtransport dann Antreten neben dem Lagertor zu der üblichen Filzung. Da ich einen prall gefüllten Rucksack mit vielen unerlaubten Sachen habe, mogele ich mich in einem günstigen Augenblick in die schon abgefertigte Reihe. Dann marschieren wir ab.

Wir marschieren zunächst zum **Hauptlager 277** in Riga. Der Weg ist nicht sehr weit. Nun stehen wir vor dem Lager auf einem großen, freien Platz und warten auf den Einlass. Aus den Fenstern der 3-stöckigen Häuser auf der anderen Seite des Platzes gucken einige Bewohner. Einer der russischen Posten sticht plötzlich auf einen Gefangenen mit seinem Bajonett ein.

Ein Auto braust heran und hält. Ein Iwan stürzt eilig heraus, gefolgt von unserem bisherigen Lagerleiter. Der Iwan hat in Sekundenschnelle meinen prall gefüllten Rucksack erspäht, rast heran, reißt den Rucksack auf und zerrt wutschnaubend eine Wolldecke und weitere Sachen heraus. Diese Dinge gehören zwar alle mir, aber laut Bekleidungs Vorschrift darf ich nicht so viel besitzen. Sie haben meine Mogelei bei der Filzung also doch irgendwie bemerkt. Glücklicherweise heißt es plötzlich: „Sachen aufnehmen – Marsch!“ Noch im Gehen zerrt der Iwan weitere Sachen aus meinem Rucksack, aber dann muss er zurückbleiben. Durch das Tor in das neue Lager darf er nicht hinein.

Hauptlager 277. Wir sind kaum durch das Tor, da fällt die hiesige Wachmannschaft schon über unsere Habseligkeiten her. Bei mir ist nicht mehr viel zu holen. Der Genosse Iwan draußen hat mir schon fast alles geklaut. Der Posten ist wütend und wühlt ärgerlich in meinem Rucksack herum. Dennoch übersieht

---

<sup>758</sup> Fritze: abfälliger Berliner Ausdruck, heute sagt man „Typ“

er dabei ein feststehendes Messer, das ganz unten im Rucksack lag. – Wir erfahren, dass unser Transport nach Osten geht. Natürlich – wohin sonst!?

Wir werden verladen. Die Wachmannschaft ist gehässig. Kolbenstöße, Bajonettstiche, Faustschläge ins Gesicht. Die Waggon – normale Güterwagen – werden verschlossen. Die kleinen Fensterluken sind mit Stacheldraht vergittert. Während des ganzen Transportes – 3 Tage und 3 Nächte – sind wir nicht aus dem Waggon gekommen, außer bei dem abendlichen Waggonwechsel. Iwan fürchtet, dass wir unterwegs einige Bohlen gelockert haben, um abzuspringen. Drei Tage kein Klo, außer einer Pinkelrinne, und 3 Mann haben Durchfall. Ärztliche Betreuung: Pillen. Es kann also niemand behaupten, dass es keine ärztliche Betreuung gegeben habe! Kein Schlaf, denn die alten Waggon rütteln und klappern. 30 Kochgeschirre für 150 Mann. Essenausgabe jedesmal vorzeitig abgebrochen, wenn es den Iwans nicht schnell genug ging, oder weil sie sich selbst mit unserem Essen vollgefressen haben. Wer hier nicht kerngesund ist, der geht kaputt.

### III. Smolensk

14.7.46. Früh 3 Uhr Ankunft in **Smolensk**. Ein Teil des Transportes fährt weiter und nimmt unsere ganze Verpflegung für eine Woche mit.

**Lager 401/9.** „Deutscher“ Lagerleiter: Max Gasman aus Stuttgart/Untertürkheim. Im Krieg zeitweilig bei einem **Bewährungsbataillon**. Offiziershasser. Bei unserer Ankunft natürlich die unausbleibliche Filzung. Aber hier erleben wir etwas Neues: Hier beklaun uns die eigenen deutschen „Kameraden“, nämlich die roten Antifa-Genossen und der Herr Lagerleiter persönlich. Mir klaut er mein letztes Reservehemd und ein Paar Turnschuhe. Diese Dinge hatten mir die Russen sogar noch gelassen, und das will schon was heißen. Ich nehme mir vor, ihn nach meiner Entlassung wegen Beraubung zu verklagen. Meinen Wäschebeutel aber haben sie nicht gekriegt. Ich hatte ihn vor der Filzung in der Schmiede zwischen Werkzeug versteckt! Der Schmied hat es nicht verraten, ein anständiger Kerl.

Im Lager russische Verhältnisse: Kriegsgefangene mit kahlgeschorenen Köpfen, unsere Unterkunft, ein Kinosaal, ohne Tageslicht. Die Holzpritschen mit blanken Brettern ohne Strohsäcke und völlig verwanzt. Gehässige deutsche Lagerleitung, besonders gegen uns Offiziere. Der „Lageradel“ ist sofort an seiner besseren Kleidung und dem guten Ernährungszustand erkennbar. Mit Lageradel bezeichneten wir die „deutsche“ Lagerleitung (natürlich alles Kommunisten), die Antifa-Clique (Kommunisten und Mitläufer), manchmal auch die Mitglieder der Kulturgruppe (Musiker, Theaterspieler) und die WK-Leute. Auch dies war eine Neuheit für uns: Diese WK-Genossen sind ein **Wachkommando**, die als Helfershelfer der russischen Wachmannschaften unsere Arbeitsgruppen draußen bewachten. Dieser Lageradel (Lagerleitung, Antifa und WK-Leute) genießen alle nur denkbaren Vorteile. Sie genießen alle Privilegien der herrschenden Klasse, aber sie propagieren die klassenlose Gesellschaft ohne zu merken, wie unglaublich sie sind.<sup>759</sup>

Als Brigadiere (Vorarbeiter, Gruppenführer) der Brigaden (Arbeitsgruppen) fungieren Volksdeutsche, die, ähnlich wie die Österreicher, sich nicht mehr als Deutsche bezeichnen wollen. Vielleicht hoffen sie, dadurch früher entlassen zu werden. Der einzig relativ Anständige ist der Lagerälteste. Er ist Leiter der Antifa und überzeugter Kommunist. Aber vielleicht gilt er nur als anständig, weil er sich kaum öffentlich engagiert. Er hat sich allerdings auch nie gehässig gezeigt. Aber das gesamte übrige rote Gesindel exerziert uns hier das reinste, brutalste Terrorregime vor, gegen das die Hitlerdiktatur geradezu harmlos war. Hier tobt sich der Hass der Roten gegen alles Nationale, Bürgerliche und Soldatische aus. Hier kühlt der kleine Mann aus dem Pöbel, durch die Umstände nach oben gespült, seine Rachegefühle und genießt die Macht, die er im bürgerlichen Leben nie besessen hat. Nur tobt er sich am falschen Objekt aus: An dem unschuldigen deutschen Landser. Und natürlich ganz besonders an den Offizieren.

Kameraden, die schon während des Krieges in Gefangenschaft gerieten („Altgefangene“), erzählen, dass sie als Kriegsgefangene Munitionszüge beladen mussten (Verstoß gegen Genf!), bis sie umfielen. Dabei wurden täglich 2–3 Kameraden mit Knüppeln erschlagen. – Im Lager Minsk sind von 2250 Kriegsgefangenen 1950 gestorben.

---

<sup>759</sup> Über den Lageradel ausführlich Cartellieri S. 89 ff.

Wir sind in dem Versammlungs- und Gemeinschaftshaus einer Fabrik untergebracht. Die Fabrik liegt am Rande des Dnjeprtales, und unsere Unterkunft, hochtrabend „Kulturpalast“ genannt, liegt oberhalb der Fabrik an dem schon steiler werdenden Hang. Von unserem Lager aus blicken wir in das Dnjeprtal hinunter auf Teile der Stadt. Unten im Tal verläuft auch die Bahnlinie Berlin–Warschau–Minsk–Smolensk–Moskau. Hier sehen wir im Abstand von 1/2 Stunde Tag und Nacht die Raubzüge aus Deutschland vorbeifahren, voll beladen mit Fabrikausrüstungen, Autos u. dgl. Einmal auch einen Gefangenentransport, alle Fenster vergittert, vorn und hinten ein aufmontiertes Maschinengewehr.

Smolensk hatte vor dem Krieg ca. 150.000 Einwohner<sup>760</sup>, heute 75.000.

Wir arbeiten mit 6 Mann in der **Kalkgrube**. Sie liegt in einem etwas hügeligen Gelände außerhalb der Stadt. Unsere Brigade fährt morgens mit einem Lkw in westlicher Richtung aus der Stadt heraus durch den Wald von **Katyn** und erreicht dann das Gelände, in dem sich eine kraterartige Mulde befindet, die wir Kalkgrube nennen.<sup>761</sup> Hier brechen wir Kalkgestein. Mit Schaufeln und Spitzhacken arbeiten wir uns in die Seitenwände hinein, zuweilen unter dem überhängenden Gestein stehend. Die losgeschlagenen oder mit den Händen herausgebrochenen Kalkbrocken werden dann zu einem Würfel von 1 Kubikmeter aufgestapelt, die der gehässige Natschalnik<sup>762</sup> (Aufseher) mit seinem Zollstock nachmisst. Wir nennen diesen schon etwas älteren Iwan die „Kalkleule“. Wenn wir nämlich morgens ankommen, sehen wir ihn schon von weitem auf einem Hügel stehen und uns entgegenblicken. Mit seiner lose über die Schultern gehängten Wattejacke sieht er dann einer großen Eule sehr ähnlich. Er hasst uns. Von Arbeitsgeräten hält er nichts. Wir sollen alles mit den Händen machen. Dauernd brüllt er: „Rukami, rukami!“<sup>763</sup> Mit den Händen, mit den Händen! Er gibt uns auch nie 100 %, obgleich unsere Würfel genau stimmen. Wir waren immer sehr gewissenhaft. Aber jetzt fangen wir an, ihn übers Ohr zu hauen. Wenn er mal für einen Augenblick fortgeht, bauen wir schnell einen Würfel zusammen, der innen große Hohlräume hat. Oder wir packen innen wertloses Gestein hinein. So werden wir allmählich in die Kniffe russische Arbeitsweise eingeführt. – In der Mittagspause gehen wir öfter im Dnjepr baden.

Manche unserer Brigaden arbeiten mit russischen Strafgefangenen zusammen, die 5 Jahre Zwangsarbeit erhalten haben, weil sie während des Krieges bei deutschen Dienststellen gearbeitet haben oder in Deutschland waren. Auch ehemalige russische Offiziere sind darunter, die in deutsche Gefangenschaft geraten waren. Einer ist jetzt Lkw-Fahrer. Es sind Männer, Frauen, Mädchen und z. T. fast noch Kinder. In den ersten 1 1/2 Jahren dürfen sie ihren Angehörigen nicht schreiben. Ihnen ging es in Deutschland besser. Sie bekamen mehr Essen und mehr Geld.

Arbeit in der **Brauerei**. Leider nur für wenige Tage und auch nur Nebenarbeiten. In die eigentlichen Verarbeitungsräume kamen wir nicht hinein. Nur selten gelang es einem von uns, ein paar Hände voll aufbereiteter Gerste zu klauen, die wir für sehr nahrhaft hielten. Im Lager wurde ein guter Preis dafür bezahlt. Auch die Russen klauen, manchmal in großem Stil. So wurde am 23.7.46 eine für die Brauerei bestimmte Gersteladung schon beim Antransport verschoben.

Im Lager: Russische Offiziere essen in unserer Küche von unseren Produkten (so werden hier die Nahrungsmittel genannt). Sie holen sich vor unseren Augen das Gemüse gleich bündelweise vom Verpflegungswagen. – Keine Abwechslung im Essen. Wochenlang nur Hirse, wochenlang nur Graupen, wochenlang nur Mehlsuppen. Selbst bei größeren Mengen ist man nur voll, aber nicht satt. – Keine vernünftige Vorratswirtschaft. Wenn viel da ist, wird viel gegeben. Wenn nichts da ist, wird nichts gegeben. – Unfähigkeit zu planen oder zu organisieren, aber ein Meister im Improvisieren. –

Der Russe könnte bei guter und geschickter Behandlung der Kriegsgefangenen das Letzte aus ihnen herausholen. Wir sind ja so brav und fleißig. Aber die russische Neigung zur Despotie, Angst vor Sabotage, Misstrauen und auch Hass machen alles zunichte. Nicht selten werden Kriegsgefangene von den Bewachern oder zivilen Aufsehern verprügelt. Immer drohen sie mit Strafen. Die Folge ist, dass die Kriegsgefangenen verbittern, weniger arbeiten, Material zerstören, stehlen, bei der Norm betrügen usw. Aber auch die Kriegsgefangenen könnten viele Widrigkeiten abstellen, wenn sie einig wären. Aber das

---

<sup>760</sup> 1939 (gem. [Wikipedia](#)); die Zahl 250.000 im Original ist entweder eine propagandistisch übertriebene Angabe oder ein Tippfehler.

<sup>761</sup> Der genaue Ort kann nicht angegeben werden, da in der *russischen topographischen Karte 1:50.000 N-36-40-B (C) und -Г (D)* und auch in der *Baustoffkarte des europäischen Rußland 1:300.000 Blatt W 55 von März 1943* kein Steinbruch zu finden ist.

<sup>762</sup> Начальник

<sup>763</sup> руками

verhindert wiederum die deutsche Eigenbrötelei. Die Deutschen sind nie unter einen Hut zu kriegen, und das hat es dem Russen oft leicht gemacht, uns zu beherrschen.

Dauernd wird gestohlen und verschoben: Mehlsäcke, Autoreifen, Dachschiefer. Von Russen und von Plennis (verballhornte Abkürzung für wojenna plennij<sup>764</sup> = Kriegsgefangener).

6.8.46. Neues Kommando: **Straßenbau**. Eine aus nördlicher Richtung nach Smolensk hineinführende Landstraße soll verbessert werden. Die Straße, eigentlich nur ein besserer Landweg, führt am Flugplatz vorbei, der am nördlichen Stadtrand von Smolensk liegt. Deshalb wird ein Fliegerleutnant aus unserer Brigade herausgenommen. Er könnte ja mit einem Flugzeug abhauen!

Jeder Mann bekommt 10 m Straße zugewiesen, die er pro Tag schaffen muss. In der Hauptsache muss die Straße planiert und die seitlichen Straßengräben ausgehoben werden. Die Arbeit ist eine Schinderei sondergleichen. Das Schlimmste daran ist das miserable Gerät, die schlechte Schaufel, mit der man sich kaputt quält und doch nichts schafft. Die Stamm-Mannschaft dieser Brigade hat natürlich ihre gekennzeichneten Spaten, die sie jeden Morgen wieder nehmen. Die Neulinge müssen mit dem Brassel arbeiten, der übrig bleibt. Auf dieser Arbeitsstelle habe ich erkannt, dass gutes Arbeitsgerät schon die halbe Arbeit ist. Da ich oft im Rückstand bin, muss ich unter Verzicht auf die Mittagspause gleich nach dem Essen wieder weiterarbeiten, während sich die andern nach der Mahlzeit zur Mittagsruhe ins Gras legen. Trotzdem kam es vor, dass ich auch dann nachmittags noch nicht fertig war, so dass die Kameraden kurz vor Arbeitsschluss meinen Abschnitt noch mit fertig machen mussten, was sie erstaunlicherweise ohne Murren taten. Kein Wunder, dass ich dieser Schwerstarbeit bei der Wassersuppen-Verpflegung auf die Dauer nicht gewachsen war. Ich wurde immer magerer.

Auf dem Rückweg zum Lager marschierten wir immer in Marschkolonne, und da die russischen Posten uns gern singen hörten – ich habe das öfter festgestellt – sangen wir unsere alten Soldatenlieder. Unser Weg führte auch an einem russischen Lazarett vorbei, und die lädierten Iwans standen am Zaun und hörten unser Lied: „... Deutsche Freiheitskämpfer fallen, aber wanken, weichen tun sie nicht...“<sup>765</sup> Da schmissen sie wütend mit Steinen nach uns. Einen trafen sie am Ohr. Der wollte nicht mehr mitsingen.

Das einzig gute an diesem Kommando war, dass ich relativ gut verdiente. Jedenfalls bekam ich nach Abzug aller Pflichtbeiträge immer noch ein paar Rubel heraus. Aber nach 2 Wochen musste ich das Kommando aufgeben. Ich war zusammengeklappt. Dabei war es nicht einmal die Schwerarbeit allein, die mich umwarf, sondern die Tatsache, dass wir wegen der fürchterlichen Wanzenplage keine Nacht ruhig schlafen konnten. Die blanke, strohsacklose Holzpritsche im Kinosaal war völlig verwanzt. Wir wälzten uns unruhig hin und her, bis wir uns verzweifelt aufrichteten, das Hemd abstreiften und es nach Wanzen absuchten, die wir zwischen den Daumnägeln zerknipsten. Das geschah in jeder Nacht. Mein Rekord waren 67 Wanzen. Das ist das einzige, was wir hier im Überfluss haben: Wanzen, Läuse und Flöhe.<sup>766</sup>

**Likörfabrik.**<sup>767</sup> Ein angenehmes Kommando, leichte Arbeit. Wir sind nur 4 Mann. Auch hier keinerlei Zugang zu den eigentlichen Fabrikationsstätten, sondern nur Nebenarbeiten verschiedener Art. Vor allem fischen wir Baumstämme aus dem Dnjepr. Die Fabrik liegt direkt am Fluss. Wir bekommen hier im Betrieb ein zusätzliches Mittagessen, das wir in der Kantine einnehmen. Wir sitzen an einem besonderen Tisch, etwas abgesondert von dem russischen Personal. Sie nehmen auch keine Notiz von uns.

Eines Nachts wird unser kleines Kommando zum Entladen von Kohlezügen im E-Werk<sup>768</sup> zusätzlich eingesetzt, weil es schnell gehen soll. Die Arbeit dauert von 21 Uhr abends bis 5 Uhr früh. Dafür bekamen wir den nächsten Tag frei. Aber wir beschließen, am nächsten Morgen doch zur Arbeit zu gehen, damit nicht andere in unser angenehmes Kommando eingesetzt werden. Dennoch wurden wir bald abgelöst. Derartige Arbeitsstellen sind sehr begehrt.<sup>769</sup>

---

<sup>764</sup> военнопленный

<sup>765</sup> Die Worte entstammen einer *seltenen Version* des *Sedanliedes*, der diese Strophe angefügt ist:

„Deutsche Helden, deutsche Männer. Großer Gott, wir loben dich.

Deutsche Freiheitskämpfer fallen, aber wanken, weichen tun sie nicht.“

<sup>766</sup> Ein Zeitzeuge berichtete Cartellieri (S. 58), dass die Sowjets Läuse erfolgreich bekämpften.

<sup>767</sup> Es handelte sich um die Smolensker Brennerei (Смоленский ликеро-водочный завод), die in den 1990er Jahren in *Bachus* (БАХУС) umbenannt (gem. Redaktion smolnarod.ru) und 2017 *liquidiert* wurde.

<sup>768</sup> zum E-Werk folgt *weiter unten* noch mehr

<sup>769</sup> Dass der Autor gleich nach dem durch Schlafmangel bedingten Zusammenbruch beim Straßenbau Tag- und Nachtarbeit leisten konnte, ist unwahrscheinlich, daher gehört die Likörfabrik sicher in einen anderen Zeitraum.



20.8.46. Alle gelegentlichen Erleichterungen können nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir rechtlose Arbeitssklaven sind. Ein Hauptmann bekommt 5 Jahre Freiheitsentzug, weil er die Arbeit verweigert hat, was ihm nach der Genfer Konvention durchaus zusteht. 2 Mann erhalten 2 Tage Strafzug, weil sie die Norm nicht erfüllt haben, obgleich es sich um eine Normverwechselung gehandelt hat. Die Sowjetunion hat nie wieder das Recht, Ausbeutung, Kriegsverbrechen oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit anzuprangern. Allzu oft hat sie selbst dagegen verstoßen.

Kameraden erzählen: Im Hauptlager Smolensk sind allein im Sommer 1944 von 6000 Mann 2400 an Hunger, Ruhr und Fleckfieber gestorben. Im Winter 1944/45 wurden Außenarbeiten bei –30 bis –35° durchgeführt (Verstoß gegen Genf!), noch dazu in spärlicher, zerlumpter Kleidung und manche ohne Schuhwerk. Täglich mehrere Panjewagen voller Toter aus dem Lager gefahren. – Oberfeldwebel Vogt erschlägt einen Kameraden mit einem Knüppel, weil er sich seinen Anordnungen widersetzt hat. Smolensk Winter 44/45: Tagesrekord 87 Tote.

Ein Zivilgefangener (verschleppter Zivilist! Genf!) aus Danzig erzählt, dass sein Wohnungsnachbar sich, an jeder Hand eines seiner Kinder, im Zimmer hinstellen und zusehen musste, wie seine vor ihm am Boden liegende Frau von 7 Russen vergewaltigt wurde. – Russische Panzer wecken die Bevölkerung, und als diese auf die Straße strömt, wird sie mit MGs beschossen. – Vergewaltigungen am laufenden Band.

Zirke erzählt: Bei seiner Gefangennahme Aufstellung an einem Graben, Russe stellt MG auf, und nur ein höherer russischer Offizier verhindert, dass sie alle erschossen werden. Dennoch werden einige erschossen. Ein Feldwebel wird nach Durchsicht seines Wehrpasses erschossen. – Offizier mit Kopf an Baum genagelt, Augen ausgestochen, Geschlechtsteile abgeschnitten. Genickschuss, erschlagen. Zinke erzählt: Nach Gefangennahme heißt es: Offiziere rechts heraus, Hiwis (russische Hilfwillige bei deutschen Truppen) links heraus. Sie werden erschossen, die Kolonne marschiert weiter.

Sept. 45. Russische Ärztin bekommt 5 Tage Bau (*Arrest*), weil sie mit deutschem Offizier im Bett lag. – Der Heldenfriedhof in Libau ist eingeebnet. In Nica steht er noch. – Deutscher Offizier, als Frau verkleidet, flieht mit einem lettischen Mädchen. Unterwegs wird das lettische Mädchen von Russen angehalten und belästigt. Der Deutsche wird nervös und flieht, wird dabei erschossen. Sein Grab wird von Letten gepflegt. Die Gräber von Giese<sup>770</sup> und Werthen (Werschem?) in Bernati von Letten gepflegt. – In der Rigaer Kirche (welche?) ist Gottesdienst. – In Windau klauen russische Posten und deutsche Plennis gemeinsam Bekleidung. – Königsberg, Weichsel- und Oderfront: Gefangene oder Verwundete, die nicht mehr laufen können oder schlapp machen, werden erschossen. – Mit Panzern in Gefangenenspalade hineinzufahren, war offenbar ein öfter geübtes Verbrechen. – Gefangenen werden die Filzstiefel ausgezogen; sie müssen barfuß weiterlaufen. – Immer wieder Vergewaltigung von Frauen. Ein 14-jähriges lettisches Mädchen. – Königsberg: 6 Landser und 2 RK-Schwestern, im Keller versteckt, von Russen entdeckt. Schwestern werden vergewaltigt. 2 Landser springen zu Hilfe, werden mit Bajonetten erstochen. Ostpreußen: In einem Raum 30 deutsche Frauen mit ausgestochenen Augen, abgeschnittenen Ohren und Nasen. Einer Frau haben sie einen Schirm in die Scheide gestoßen. – Aus Flüchtlingskolonnen Frauen herausgeholt und 5 m neben der Straße vergewaltigt.

(Eigene Hinzufügung: Aus der eigenen Verwandtschaft und Bekanntschaft wurden zwei Frauen von Russen vergewaltigt, d. h. von einer Gruppe von Russen.)

Für 5 aus dem Lager Geflohene werden 10 Mann vor den Augen der Lagerbelegschaft erschossen. – Die Frau von Alfons Kalescha (Kalescha)<sup>771</sup> wurde vergewaltigt. – Lettische Offiziere werden schlechter behandelt, als deutsche. – Ein Waldkommando (deutsche Holzfällerbrigade) geht sonntags aufs Dorf zum Tanzen. Bauern gutmütig. Stadtbevölkerung stärker verhetzt. Ende der Berichte.

Die kommunistische Welt feiert schon den zweiten Weltfriedenstag (01.09.1946), und wir sitzen immer noch hier als Kriegsgefangene. Aber ich will alle Unbilden der Gefangenschaft als Buße für meine vielen Verfehlungen ertragen.

Seit dem Lager Windau sind die Zustände in den Lagern, die ich inzwischen durchlaufen habe, von Lager zu Lager schlechter geworden. Die Lager-Atmosphäre hier in Smolensk unterscheidet sich wesentlich von der in Lettland. Dort war noch etwas vom europäischen Geist zu spüren (außer in Salaspils). Dort hat der Russe sich vielleicht angesichts der lettischen Bevölkerung noch etwas

<sup>770</sup> Vermutlich Oberst *Freiherr von Gise*, Kommandeur der Gruppe Oberst von Gise (letzte divisionsrangige Kommandobehörde im letzten Stellungsraum des Autors), der am 08.05.1945 bei Bernati fiel.

<sup>771</sup> evtl. identisch mit *Lt. d.R. Kalefe*, der am 20.05.1941 Zugführer in der 6./I.R. 477 war?

zurückgehalten. Hier in Smolensk ist reine russische Luft. Hier herrscht der Despotismus wie zur Zeit **Iwans des Schrecklichen**, die bolschewistische Unkultur der Ausbeutung, Rechtlosigkeit und des Hasses. Hier sind wir nicht mehr in oder am Rande Europas, hier sind wir mitten in Russland.

Zugegeben, wir bekommen das nicht täglich zu spüren. Wir haben zeitweilig angenehme Arbeitsbedingungen, freundliche Posten als Bewachung und oft rührende Beweise russischer Gutmütigkeit. Aber das lag an einzelnen Menschen im persönlichen Kontakt. Das war nicht das Verdienst des Systems. In entscheidenden Augenblicken bekommen wir immer wieder unser Sklavendasein zu spüren. Auch die Sklaven Roms oder die amerikanischen Negersklaven wurden nicht dauernd ausgepeitscht, aber sie waren unfrei und rechtlos, Menschenware und Arbeitstiere, wie wir hier.

Rührend und lächerlich zugleich ist manches im russischen Alltag. Formlos, geschmacklos, zuweilen pietätlos. Manches ist Nachkriegsarmut (Beerdigungsteilnehmer in Wattejacken). Sie haben oft nur eine einzige Bekleidungsgarnitur. Manches ist zum Lachen: Frauen in eleganten Morgenröcken auf der Straße oder gar im Theater. Frauen in braunen SA-Hemden. Alles in Deutschland geklaut. Nicht alles ist kulturlos. Die russische Durchschnittsfrau ist brav und hausbacken, und das ist wahrlich kein Fehler.

10.10.46. Erster Schnee. Wieder rollen Güterzüge mit Vieh und Fahrzeugen vorüber.

Okt. 46. Auch in diesem Jahr wurden wieder nur Kranke entlassen. Die Kriegsgefangenen werden bis zum körperlichen Ruin ausgebeutet und dann als menschliche Wracks nach Hause entlassen.

Ab Okt. 46 fällt die bisherige Zusatzverpflegung für besondere Leistungen fort. Der Verpflegungssatz pro Kopf wird von 200 auf 400 Rubel erhöht. Die Sowjetunion ist nicht in der Lage, sich selbst zu ernähren. Der Grund liegt nicht allein in dem unberechenbaren Klima und in den Nachkriegsschwierigkeiten, sondern auch in der Unfähigkeit und Schwerfälligkeit einer staatlichen Planungsbürokratie, sowie der Korruption in weiten Kreisen der Funktionäre. Ob in Landwirtschaft oder Industrie: 30% aller Waren sind verdorben oder Ausschußware, 30% werden verschoben.

Selbst wenn bei uns z. B. Kartoffeln oder Fleisch mal vollständig geliefert und nichts verschoben wurde, sind die Kartoffeln nass und voller Sand, also unsachgemäß gelagert, oder es ist Gewichtsbruch mit Wasser und Sand. Das Fleisch stinkt im Essen. Die Ärztin hat befohlen, es wegzuworfen. Also geht das Hungern weiter.

Das ist das Schlimmste an unserem Los hier: Die Kriegsgefangenen der Westmächte wissen, dass sie eines Tages nach Hause kommen. Die Kriegsgefangenen der Sowjetunion wissen nicht, ob sie jemals in die Heimat zurückkehren werden. Über ihnen schwebt ständig das Damoklesschwert des Todes durch Krankheit, Verhungern, Erfrieren oder Erschießen.

Okt. 46. Durch Smolensk sind 2 Transporte nach Westen gekommen. Wahrscheinlich kranke Kriegsgefangene. Aus dem 1. Transport wurde 1 Toter, aus dem 2. Transport wurden 4 Tote ausgeladen. Registriert werden sie nicht.

2 Mann sind getürmt. Früher war schon mal einer geflohen. Er hatte an einem Betonmischer einen Zettel hinterlassen: „Kameraden, seid mir nicht allzu böse!“ Denn wenn jemand geflohen war, wurde meist das ganze Lager mit Strafe belegt (Genf!). Entflozene wurden meist wieder gefasst. Viele wurden dabei erschossen, und niemand wird jemals erfahren, was da geschehen ist. Es kam aber auch vor, dass man, um uns zu schrecken, uns nur vorlog, der Entflozene sei erschossen worden. In Wirklichkeit war der betreffende einfach in ein anderes Lager gebracht worden.

Einmal wurde wieder ein Ausreißer aus unserem Lager gefasst und ins Lager zurückgebracht. Die ganze Lagerbelegschaft musste antreten, und der Entflozene wurde vorgeführt. Er war fürchterlich verprügelt worden und sollte uns nun die Aussichtslosigkeit eines Fluchtversuches darlegen. Er fing an: „Ich soll euch sagen, dass Fliehen zwecklos ist!“ Der war hart!

Laut Genfer Konvention, die die Russen ja auch unterschrieben haben<sup>772</sup>, darf der Fluchtversuch eines Gefangenen nur disziplinar bestraft werden, also z. B. mit Arrest, aber niemals mit körperlicher Züchtigung. Im allgemeinen hielt sich der Russe im Lager mit Körperstrafen oder Schlimmerem sehr zurück. Das besorgten – mit Wissen und stillschweigender Duldung der Russen – die eigenen „deutschen“ Kameraden vom Lageradel, das rote Gesindel der Lagerleitung, der Antifa und der WK-Mannschaft. Diese besaßen eine ganze Reihe von Privilegien: Vom Lagerschneider angefertigte Maßbekleidung, gutes und reichliches Essen, freien Ausgang in die Stadt nach Arbeitsschluss und manches andere mehr. Wenn nun jemand geflohen war, wurden diesen Genossen sämtliche Privilegien

---

<sup>772</sup> so nicht richtig, vgl. **Sowjetunion und Genfer Konvention**

entzogen. Die Folge war, dass sie vor Wut kochten und den Entflohenen, wenn er zurück gebracht wurde, grauenhaft zusammenschlugen. Sie hatten hier im Lager 401/9 dafür besondere Leute, unter ihnen ein ehemaliger Amateurboxer. Ort solcher Exekutionen war der fensterlose ehemalige Vorführ-raum des Kinosaaes. Kurz vor unserer Ankunft hier war in diesem Raum Hauptmann X zum Krüppel geschlagen worden.

Auf diese Weise behielt der Russe also immer eine weiße Weste, hatte die Genfer Konvention nicht verletzt, und die Entflohenen wurden trotzdem grausam bestraft. Die Lagerinsassen schwiegen meist, denn sie waren gegen diesen Terror machtloser, als die Deutschen zur Hitlerzeit. Hitlers Terror *außer* gegen die Juden war nicht schlimmer, als die Brutalität dieser „deutschen“ Kommunisten gegen ihre deutschen Landsleute.

Die Nachrichtenübermittlung zwischen den einzelnen Gefangenenlagern in der Sowjetunion war erstaunlich umfangreich. Wir wissen sogar über Vorgänge und Zustände in sibirischen Lagern Bescheid. Die Kanäle, durch die solche Nachrichten fließen, sind vielfältig. Da benötigt z. B. ein Lager im Ural Spezialisten, die nur in einem Moskauer Lager vorhanden sind. Also werden sie überstellt, und schon erfahren die Kameraden im Ural, wie es in den Moskauer Lagern zugeht. Oder ein Flüchtling aus einem Lager in Kaukasien wird in der Ukraine gefasst, dort in das nächstliegende Lager gebracht, wo er den ukrainischen Leuten von den Zuständen in kaukasischen Lagern erzählt. Oder aus einem Heimattransport, der aus Sibirien kommt, werden Kranke in Smolensk ausgeladen und nach ihrer Genesung vorerst in ein Smolensker Lager gesteckt. So erfahren wir Neuigkeiten aus Sibirien. Solche und ähnliche Vorgänge sind zahlreich.

6.–8. November. Die rote **Oktoberevolution** ist wie immer groß gefeiert worden. Für uns bedeutete das nur verstärkte Bewachung.

Rotkreuz-Karten dürfen nur noch mit 25 Wörtern beschrieben werden. Selbstverständlich wird der Text zensiert. Angaben über den Aufenthaltsort, Gesundheitszustand (sofern er schlecht ist), Gewicht und alles Negative werden gestrichen (s. Seite 265a). Missliebige Post wird einfach weggeworfen. Auch diese Arbeit besorgen die Antifa-Genossen. Post ist nur aus Deutschland und Österreich gestattet. Post aus anderen Ländern wird nicht ausgehändigt. Die Antifa-Genossen können keine Fremdsprachen lesen. Ich habe 11-mal geschrieben. Davon sind 9 Karten zu Hause angekommen. Laufzeit bis zu einem halben Jahr.

Schlechte Arbeiter kommen in eine besondere Brigade. Diese bekommt eine Norm, die sie erfüllen muss, sonst wird die Arbeitszeit einfach verlängert. Das ist Zwangsarbeit. Verlängerung der Arbeitszeit, Kürzung der Pausen, Außenarbeit bei –40°, Einsatz von Dystrophikern und zahllose andere Verletzungen der Genfer und Haager Abkommen sind an der Tagesordnung.

Wir haben eine größere Gruppe von Ungarn im Lager. Das sind schlitzohrige Gesellen, faul und gerissen. Als sie einmal mit uns zum Kartoffelschälen dran sind, erscheinen sie erst gar nicht, bis wir sie schließlich nach einer halben Stunde holen. Und dann fangen sie an zu schälen, indem sie mit sechs kurzen Schnitten soviel Kartoffel wegschneiden das nur noch ein kleiner Würfel übrig bleibt. Unser Schimpfen ficht sie nicht an. Sie sind mit ihrem Anteil so schnell fertig, wie wir, aber es ergibt mindestens einen Eimer Kartoffeln weniger. Diesen Kanaken jedoch macht das nichts aus. Sie verstehen sich gut mit der Bevölkerung draußen und sind auch im Klauen gerissener, als wir, sodass sie immer genug zusätzliche Verpflegung haben. Ich glaube, die Seelenverwandtschaft zwischen Ungarn und Russen ist größer und erleichtert daher ihre Kontakte.

Die Atmosphäre im Lager ist unerfreulich. Da ist der blinde Hass der „deutschen“ Lagerleitung gegen uns Offiziere. Das gilt auch für manche Landser. Als ich einmal einen solchen im Waschraum rügte, weil er mich bespritzt hatte, meckert er: „Ihr habt gar nichts mehr zu sagen!“ Beim Herausgehen trifft er an der Tür auf einen russischen Rekruten und reißt vor dem buchstäblich die Hacken zusammen! Das ist der Deutsche! – Da ist (abgesehen von dem Hass einiger) die Verständnislosigkeit des Russen gegenüber unserer Mentalität. Es ist nicht immer böse gemeint, aber es ist ärgerlich. Er ist furchtbar misstrauisch und humorlos. Er verbietet den zzt. gängigen Schlagern „Barcelona, du allein...“<sup>773</sup>, weil Spanien eine **faschistische Diktatur** ist. Als Opalew, ein Offizier der russischen Lagerkommandantur, hörte, dass wir die Gefangenschaft satt haben, sagt er, das verstehe er nicht! Er trinkt Champagner wie Limonade und Kölnisch Wasser wie Schnaps. Wir sollen essen, wie er es tut: Trocken Brot zur Suppe. (So essen es die Russen.) Menschen mit 2 Anzügen sind für ihn schon Kapitalisten. – Da sind die

---

<sup>773</sup> *Barcelona, 1943, Musik: Franz Wilczek, Text: Inge Wolf*

dauernden Betrügereien bei der Verpflegung. Da müssen die Kartoffeln mit der Schaufel statt mit der Gabel eingefüllt werden, damit möglichst viel Sand mit auf die Waage kommt. Dann jagt er den deutschen Verpflegungsoffizier, der das Abwiegen kontrollieren soll, fort, weil dieser beanstandet hatte, dass der Iwan den Fuß auf die Waage gestellt und einen Stein draufgelegt hatte.

Rotkreuzkarten gibt es alle 4 Wochen, ganz nach Vorschrift – aber sie reichen nicht für alle!

Der Arbeitslohn, der sowieso schon heruntermanipuliert ist, wird oft nicht ausgehändigt. Man lügt uns dann vor, er würde auf ein Sperrkonto überwiesen und bei unserer Entlassung ausgezahlt!

Wir bekommen Winterkleidung, aber dafür nehmen sie uns unsere grünen Wehrmachtsmäntel weg.

Briefe dürfen geschrieben werden, aber sie werden oft nicht weitergeleitet.

Unser Haus hat Wasserleitung, Zentralheizung und Strom, aber es funktioniert oft nicht.

Und... und... und...

In konsequenter Durchführung der sozialistischen Gleichmacherei ist die Gleichberechtigung der Frau in der Sowjetunion radikal durchgeführt (außer in den moslemischen Staaten). Frauen leisten dieselbe Schwerarbeit, wie Männer. Aber die Brigadiere der Frauenbrigaden sind meist doch Männer.

**Magazin 19.** In diesem Lagerhaus sind Zerealien gelagert. Große Stapel mit Säcken voller Kartoffeln, Hirse, Mehl u. a. m. Seltener schon mal ein paar Säcke mit Zucker oder dergleichen. Unsere Arbeit besteht darin, die Lkws zu entladen, die diese Waren vom Güterbahnhof hierher gebracht haben, und andere Lkws zu beladen, die das Zeug dann wieder zu den einzelnen staatlichen Verkaufsläden in der Stadt brachten. Es war nicht allzu viel zu tun. Die russischen Posten verkrümelten sich manchmal, und auch der russische Natschalnik war nicht immer anwesend. Wenn wir Gelegenheit hatten, schafften wir natürlich etwas von der Verpflegung für uns beiseite. Auf solche Gelegenheiten ist jeder erfahrene Plenni eingerichtet. Die Taschen müssen immer dicht und ohne Löcher sein. Es ist auch zweckmäßig, immer einen kleinen Beutel bei sich zu haben. Zur Zeit habe ich auf diesem Kommando immer einen Esslöffel mit abgebrochenem Griff bei mir. Er ist leicht zu verstauen, und man kann damit z. B. im Vorbeigehen aus einem offenen Mehlsack einen Löffel voll nehmen und in den Mund stecken. Müsste man es mit der Hand tun, hätte man bald Hand und Mund verschmiert und wäre verraten. Dass der Mehlsack offen ist, liegt daran, dass er beim Abladen „versehentlich“ heruntergefallen und dabei aufgeplatzt ist. Es gibt auch noch andere Methoden, aber man darf das nicht oft machen, denn der Natschalnik ist ja nicht dumm.

In einem anderen Fall auf einem anderen Kommando haben wir uns mit dem Aufseher vorher geeinigt: Wir würden nichts klauen (im deutsch-russischen Kauderwelsch „zappzerapp“ genannt), und dafür gibt der uns am Schluss freiwillig etwas. Aber nicht alle Natschalniks waren so menschenfreundlich, und oft gab es Prügel, wenn man beim „Zappzerapp“ erwischt wurde. Es wurde viel und überall gestohlen, von Russen und von Deutschen. Es war wie eine Seuche. Ein Kamerad erzählte sogar, dass vor einem Verpflegungsmagazin deutsche Kriegsgefangene mit MPI's aufgestellt wurden, weil die Russen zuviel stahlen.

Einmal haben wir auf einem Nebengleis des Personenbahnhofs einen Güterwagen entladen. Unter den Waren befand sich auch ein Sack mit Rosinen. Während einer den schweren Sack trug, ging ich seitlich nebenher, um die Last helfend abzustützen. Dabei bohrte ich meinen Finger in ein bereits vorhandenes Loch, um ein paar Rosinen herauszufischen. Aber die Rosinen waren etwas gefroren und hart, sodass ich mir die Fingernägel abbrach. Für die paar Rosinen, die ich ergatterte, hat es sich kaum gelohnt. Außerdem war dieses Unternehmen riskant, denn beim Verladen solcher Kostbarkeiten, wie z. B. auch bei Zucker, wimmelt es immer von Aufpassern (die nebenbei alle hoffen, für sich etwas abzweigen zu können).

Wir stauen Hirsesäcke in der großen Lagerhalle. Aus einem Sack, der aufgegangen war, füllten wir in unbeobachteten Augenblicken unsere Taschen. Ich hatte meinen Brotbeutel gefüllt und ging möglichst unauffällig vor das Tor, um ihn in unserem dort stehenden Lkw zu verstauen. Neben dem Wagen steht unser mongolischer Posten. Ich blinzele ihm zu und verstaue meinen Beutel in einer Ecke. Der Mongole lächelt. Als wir dann nach beendeter Arbeit den Lkw zur Heimfahrt besteigen, ist mein Beutel weg. Der Mongole lächelt immer noch, der Schuft!

Benno (von Knobelsdorff) hatte eine andere Methode. Er hat die lose Hirse einfach in seinen Filzstiefel rieseln lassen, und zwar in den rechten. Nach Arbeitsschluss lässt uns der Posten plötzlich in Linie antreten und hinsetzen. Wir mussten unsere Stiefel ausziehen und umstülpen. Benno zieht den (leeren) linken aus. Der Iwan will auch den anderen sehen. Benno zieht den linken wieder an und will aufstehen,



aber der Russe lässt ihn sich wieder hinsetzen. Benno setzt sich und zieht wieder den linken aus. Der Iwan hat es nicht bemerkt. So zog Benno mit einem etwas geschwollenen rechten Fuß ins Lager.

Wir verladen Kartoffelsäcke. Inzwischen hatten wir hinter der Lagerhalle eine Feuerstelle eingerichtet, über der unsere mit Kartoffeln gefüllten Kochgeschirre hingen. Aber der Lageraufseher entdeckt sie, als wir gerade mal nachsehen wollten, ob sie schon gar wären. Wie ein wütender Stier kommt der Iwan angerast, stößt mit den Füßen nach den Kochgeschirren wie nach einem Fußball, sodass sie nach allen Seiten wegfliegen. Dann trampelt er mit beiden Füßen das Feuer aus und stürzt sich auf Hans Sölheim und prügelt wie ein Wilder auf ihn ein. Hans macht kehrt und läuft weg. Der Russe hinterher. Wir anderen gehen etwas bedrückt wegen der entgangenen Mahlzeit in die Halle zurück. Während wir noch etwas ratlos beisammenstehen, hören wir vom Halleneingang ein lautes „Hallo, Kamerati!“ Wir drehen uns um und blicken ungläubig auf Hans Sölheim und den Natschalnik, die beide Arm in Arm auf uns zukommen. Sie lachen und winken. Vor knapp einer Minute hat der Russe noch wütend auf ihn eingeschlagen, jetzt hält er ihn lachend im Arm! Das ist russische Mentalität! Ich habe solche urplötzlichen Gemütswandlungen mehrfach erlebt. Sie können tödlich sein, wenn der Russe betrunken und bewaffnet ist.<sup>774</sup>

Hinter der Lagerhalle liegt ein langes Ende Telefondraht. So etwas kann man immer gebrauchen, und ich rolle es zusammen. Dann merke ich, dass ist zu lang ist, und Hans Sölheim, der neben mir ist, sagt: „Reiß’ doch ein Stück ab!“ Ich tue es. Abends im Lager sagt zu mir: „Du hast heute Sabotage begangen,“ und als ich ihn verständnislos angucke, fährt er fort: „Der Draht war eine Telefonleitung. Ich hatte sie vorher heruntergerissen!“

Wir **entladen Torfzüge am westlichen Stadtrand**. Die Güterzüge halten hier, und wir werfen die Torfstücke einfach nach links und rechts auf das freie Wiesengelände herunter. Natürlich alles mit den Händen. Mit uns arbeitet eine Brigade strafgefangener Frauen und Mädchen. Als wir ihnen vorjammern, dass wir hier nun schon 2 Jahre gefangen gehalten würden, da lachen sie nur. 2 Jahre wäre überhaupt keine lange Zeit. Ab 5 Jahre würde es hart, aber 2 Jahre? Nitschewo!

Dicht neben dem Gleis beginnt das eingezäunte Gelände eines Schlachthofes. Wir sehen, dass sich hin und wieder eine Tür öffnet und jemand herauskommt und wieder hineingeht. Mancher hat ja eine Nase dafür, wo es etwas zu holen gibt oder wo man etwas Essbares ergattern kann. So ein bisschen habe ich das auch schon gelernt. Also schlängele ich mich durch ein Loch in dem Drahtzaun an das Haus heran bis zur Tür. Hier brauche ich nicht lange zu warten. Aus der Tür tritt ein stämmiges Mädchen in blutbefleckter Gummischürze. Ich halte ihr schüchtern mein Kochgeschirr entgegen. Sie nimmt es mir wortlos aus der Hand und geht zurück. Nach kurzer Zeit kommt sie wieder und reicht mir mit unbewegtem Gesicht mein Kochgeschirr zurück, gefüllt mit frischem, warmem Blut. Ich verschwinde mit freundlichem Dank. Außerhalb des Schlachthofes, hinter der Halle, unterhalten wir ein Feuer, über dem wir das Blut gleich im Kochgeschirr erhitzen. Innerhalb weniger Minuten haben wir dann ein ganzes Kochgeschirr voller frischer Blutwurst. Manche nehmen es mit ins Lager, um es dort zu verkaufen. Ich habe später noch einmal auf diesem Schlachthof ein paar Tage gearbeitet, allerdings in dem Verwaltungsgebäude. Auch dort bekamen wir mittags in der Kantine ein Essen, saßen aber allein an einem Tisch, getrennt von den Russen.

Wir bauen **ein zerstörtes Gebäude** (des Textilkombinats?<sup>775</sup>) wieder auf. Das dreistöckige Haus ist schon bis zum Dachstuhl fertig. Nur der Dachstuhl und einige kleinere Maurerarbeiten sind noch zu machen. Ich bin Brigadier der Hilfsarbeiterbrigade. Wir schleppen die Backsteine, immer 3–4 Stück, auf der Schulter zu Fuß 3 Stockwerke hinauf. Eine Schinderei, aber wir lassen es so langsam wie möglich gehen. Der Natschalnik ist ein Ekel. Da er keine Uhr besitzt, erkundigt er sich immer bei mir nach der Uhrzeit. Aber obgleich ich ihm immer die korrekte Zeit angebe, lässt er uns immer 1/4 Stunde länger arbeiten, weil er natürlich wieder vermutet, dass ich ihn belüge. Die Folge ist, dass wir ihn nun wirklich betrügen, und zwar nicht nur mit der Uhrzeit. Da er uns auch nicht von der eingezäunten Arbeitsstelle fortlässt (was allerdings auch nicht gestattet ist), so schleiche ich mich öfter heimlich weg. Zwar brauche ich als Brigadier nicht mitzuarbeiten, aber von der Arbeitsstelle darf ich mich nicht entfernen.

Das Nebengebäude ist ebenfalls dreistöckig. Da die Trennwand zwischen beiden Häusern im Dachgeschoss noch nicht gemauert ist, kann man ohne weiteres auf den Dachboden des Wohnhauses

---

<sup>774</sup> Cartellieri S. 340 spricht vom russischen Konzept der „weiten Seele“ (широкая натура)

<sup>775</sup> möglicherweise die Häuser der Fabrik „Kalinin“ an der Witebsker Chaussee 46–50, die in genau dieser Zeit von Deutschen erbaut wurden (Mitteilung von Anna Shukowa auf [Facebook](#))

hinübersteigen. Das tat ich 'mal, um mich umzusehen. Hier liegt auf der Bretterlage des Dachbodens eine 10 cm dicke Schlackeschicht. Aber die Bodenbretter sind nicht dicht, und durch die Ritzen kann ich in die Küche hinuntersehen, wo die Hausfrau gerade am Herd herumhantiert. Ich wundere mich, dass sie das leise Rieseln der Schlacke nicht bemerkt, die durch die Ritzen auf dem Küchenfußboden fällt. Oder ist sie es gewöhnt?

Ich habe ein paar Bretter geklaut und steige wieder über den Dachboden des Nachbarhauses in den dortigen Treppenflur. Hier klopfe ich, im 3. Stock beginnend, an jede Wohnungstür und biete meine Bretter zum Mindestpreis an, als Sonderangebot. Aber niemand will sie haben. Sie bekommen wohl zuviel solcher Angebote. Schließlich erbarmt sich eine Frau im 1. Stock und gibt mir 4 Kartoffeln dafür. Ein paar Tage später versuche ich es noch einmal mit einem 2 m langen Rundholz von 15 cm Durchmesser. Diesmal laufe ich aber, immer in Deckung, über den Hof zum nächsten Häuserblock hinüber. Aber auch hier werde ich überall abgewiesen. Ich muss den Balken einfach im Hausflur stehen lassen.

8.12.(?)<sup>776</sup> In der Nähe unserer Baustelle,<sup>777</sup> in der nächsten Querstraße, befindet sich ein Fotogeschäft<sup>778</sup>. Hans Sölheim und ich beschließen, uns einmal fotografieren zu lassen. Wir verschwinden also von der Baustelle und suchen den Laden auf. Hier lassen wir von der jungen Frau ein paar Fotomaton-Bilder machen, die wir dann einige Tage später abholen. Beim Betrachten meines Bildes stellt Hans fest, dass ich eigentlich wie ein Bankräuber aussehe (siehe Bild oben). Eines dieser Bilder habe ich auf einer Rotkreuz-Karte nach Hause geschickt.

Es ist wieder Totengedenken.<sup>779</sup> Schon im vergangenen Jahr war ich auf dem Friedhof, der neben unserem Lager auf der anderen Straßenseite liegt. Es waren viele Menschen dort. Sie hatten weiße Tücher über die Grabhügel gelegt und brennende Kerzen aufgestellt. Dann saßen sie um das Grab herum und nahmen eine Mahlzeit ein. Ich sah auch einen russischen Offizier auf einem der Wege. Wenn man die Leute darum bat, erhielt man ebenfalls etwas zu essen. Ostermahl und Osterfriede unter den Menschen.

In diesem Jahr verließ ich also die Baustelle, um den Friedhof dieser Gegend aufzusuchen. Es war nicht weit, aber es war schon etwas spät. Ich beeilte mich und begann in dem dicken russischen Wintermantel zu schwitzen. Ich kam trotzdem zu spät. Die letzten Besucher verließen schon den Friedhof. Nur an einem Grab saß noch eine einsame Frau. Sie hatte nichts mehr zu essen, aber sie gab mir einen Rubel. Nachher kam ich mir etwas schäbig vor. Ich hätte dieser armen Frau den Rubel lassen sollen.

Hans hatte unweit von dem Fotogeschäft einen Tabakladen entdeckt, nur 100 m weiter in derselben Straße. Dort gab es sehr preiswerte Zigaretten und billigen Tabak. Er behielt dieses Geheimnis für sich und machte im Lager mit einem kleinen Preisaufschlag ein gutes Geschäft. Als er dann erkrankte, weihte er mich in das Geheimnis ein und beschrieb mir die Lage des Ladens. Nun holte ich die Ware von dort, und zwar immer gleich einen Rucksack voll. Einmal dauerte es etwas länger, bis ich die zahlreichen Päckchen im Rucksack verstaut und mit der Frau abgerechnet hatte. Inzwischen hatte sich eine Schlange von 6–7 Personen gebildet. Aber sie sagten kein Wort und warteten geduldig, bis ich fertig war, obgleich sie mich sicher als Kriegsgefangenen erkannt hatten.

Im Lager hat der Hans einen Landser, der für ihn die Zigaretten verkaufte, gegen 50% Beteiligung. Ich wollte alles allein verdienen und selbst verkaufen. Und während Hans auf seiner Pritsche lag und ruhte, raste ich im ganzen Lager herum, um meine Zigaretten zu verkaufen. Hans hatte seinen gesamten Bestand verkauft, ich dagegen war nicht eine einzige Packung los geworden. Ich bin eben kein Kaufmann. Dann machte ich einen noch größeren Fehler. Ein cleverer Kamerad hatte Hans' Zigarettenverkäufer beobachtet. Er machte sich an mich heran, und ich erzählte ihm in meiner Harm-

---

<sup>776</sup> Die Geschichte dieses „Bankräuber“-Fotos und unter dem 10.12. die Zensierung einer Rotkreuz-Karte wegen des Begriffs „Bankräuber“ werden im Zusammenhang des Jahres 1946 erzählt. Das Foto ist aber rückseitig und auch im Typoskript mit „Dezember 1947“ beschriftet. Auf einer Rotkreuzkarte vom 16.12.1947 ist das Foto angeklammert, in den folgenden Karten bis zum 28.05.1948 wird auf dies und das „Kartei“-Foto Bezug genommen. Diese Erlebnisse gehören also ins Jahr 1947! Die Möglichkeit solcher Irrtümer hat der Autor bereits im Vorwort eingeräumt.

<sup>777</sup> Diese Baustelle ist nicht identisch mit der vorhergehenden; ihre Lage wird auf S. 327 geschildert.

<sup>778</sup> ул. Конёнкова 3, (Konenkova-Straße, seinerzeit Почтамтская, Postamtsstraße)

<sup>779</sup> Im Original Ostern, eine Verwechslung mit dem Totengedenken an Raduniza, dem zweiten Dienstag nach Ostern, denn hier handelt es sich sicher um einen anderen Tag, der ähnlich begangen wird, den Demetrius-Samstag (am Samstag vor dem 8. November), der 1946 auf Freitag, den 02.11.1946 fiel und 1947 auf Samstag, den 01.11.1947.

losigkeit von dem Laden und nahm ihn eines Tages sogar mit, nachdem er mir heuchlerisch erklärt hatte, dass er an Geschäftemachen überhaupt nicht interessiert sei. Seitdem schnappt uns dieser Gauner durch Großeinkäufe alles weg und hat uns das ganze Geschäft verdorben. Hans hat mir diese meine Dummheit nie verziehen. Seitdem ist unsere Freundschaft merklich abgekühlt.

**Flachskombinat.**<sup>780</sup> Da ich gerade von meiner Dummheit rede: Hier gleich noch eine, die ich im Flachskombinat begangen habe. Wir arbeiteten hier oft auch in der Nähe der Küche und versuchten natürlich, dort etwas zu essen zu bekommen. In der Küche arbeiteten eine ganze Anzahl von Mädchen unter der Leitung eines Kochs. Den Mädchen war selbstverständlich – wie auch der ganzen Bevölkerung – jeglicher Kontakt mit uns verboten. Dennoch steckten die Küchenmädchen uns gelegentlich etwas zu. Eines Tages hatten sie mir eine ganze Portion Mittagessen zugeschoben. Nachdem ich sie hinter einem Wandschirm ausgelöffelt hatte, ging ich arglos mit meinem leeren Teller an die Theke und übergab ihn einem der Mädchen mit einem lauten „bolschoi sspassiba“<sup>781</sup>! Das Mädchen wirft einen schnellen Blick zu dem Koch, ihrem Natschalnik, sieht mich dann vorwurfsvoll an und nimmt mir wortlos den Teller ab. Der Koch tat, als hätte er nichts gehört. Ich verschwand jedenfalls schnellstens aus der Kantine. Ich Idiot!

In einem Raum neben der Küche war eine Nähstube, in der etwa 10 Mädchen beschäftigt waren. Hier tauchte Günter Heuer öfter auf. Jungenhaft und fröhlich kam er herein gewirbelt, kauderwelschte auf Russisch mit den Mädchen, dass sie sich vor Lachen schüttelten. Er war sicher ihr Schwarm.

Hinter der Küche lag ein Abfallhaufen, auf dem ich einen noch frische kleine Mohrrübe entdeckte. Ich hebe sie auf, wische sie ab und esse sie auf. Darüber habe ich mich noch lange geärgert. So weit bin ich denn doch nicht gesunken, dass ich von einem Abfallhaufen fressen muss.

**Ziegelei.** Sie lag ziemlich weit außerhalb der Stadt auf einer breiten, flach gewölbten Hochfläche, frei und offen in baumlosem Gelände. Sie war im Kriege zerstört worden und soll wieder aufgebaut werden. Der Weg dorthin führt über die kahle Hochfläche. Der ungewöhnlich kalte Winter bläst uns den eisigen Wind durch unsere Kleidung, dass wir bis ins Mark erschauern. Wenn wir einmal stehen bleiben müssen, fürchten wir zu erfrieren. Schon der An- und Abmarsch ist eine Quälerei, und die Arbeit auf dieser windigen Höhe ist hart. Wir mauerten und mischten Mörtel bei –20°, denn der russische Ingenieur musste sein Plansoll erfüllen: Laut Plan sollte die Produktion im Frühjahr anlaufen. Also wird trotz der Kälte einfach weiter gemauert, und wenn nicht genügend Steine herankamen, rissen wir die unteren Lagen der meterdicken Ringmauer des Ofens ab und mauerten sie oben wieder drauf. Es ist unglaublich, aber der Ingenieur hatte nur ein Ziel: Er musste seine Norm erfüllen, seinen Terminplan einhalten, denn im Frühjahr muss die Produktion anlaufen. Wenn dann etwas schief ging, war es nicht mehr seine Sache. **Er** hatte sein Plansoll erfüllt.

Auf der Ziegelei arbeiten etwa 100 Mann. Das Kommando war äußerst unbeliebt und gefürchtet, denn es gab viele Ausfälle durch Erkrankungen, Erkältungen und Erfrierungen.

Ab 5.12.46 wird das Normsystem verschärft: Bei 100–110% Arbeitsleistung gibt es 600 g Brot, bei 80–100% 500g, bei weniger als 80% nur 400 g Brot und weniger Produkte (so nennen sie hier die Nahrungsmittel, Mehl, Hirse, Kartoffeln, Gemüse). Wer also außer der oft unzureichenden Verpflegung im Lager noch ein paar Rubel Bargeld verdienen wollte, um sich zusätzlich etwas zu kaufen, muss 150% Arbeitsleistung erreichen. Aber noch schlimmer ist, dass sie uns nicht einmal die echt verdienten Prozente anschreiben. Wir werden von Iwan und dem Lageradel einschließlich der Küche laufend betrogen, mit der Arbeitszeit, dem Verdienst, der Bekleidung, dem Essen. Statt Sojamehl gibt es zermahlene Bohnen, weil Iwan das wertvollere Sojamehl verkauft und gegen die roh durchgedrehten Bohnen eingetauscht hat. Kartoffelsuppe aus ungeschälten Kartoffeln.

Die unzureichende Ernährung führt auf die Dauer zu schweren Schädigungen, Magen- und Darmkrankheiten, Zahnerkrankungen, körperlichem und geistigem Verfall. Diejenigen, die nur auf die Lagerverpflegung angewiesen sind, sind nach 1/2 Jahr kaputt und sterben. Wir haben es erlebt. Die Dystrophiker, die hier herumlaufen, sind Wracks. Wenn sie Glück haben, werden sie nach Hause geschickt, bevor sie sterben. In der Heimat liest man dann die Todesanzeigen: „Völlig entkräftet aus sowjetischer Gefangenschaft... gestern beerdigt.“ Oder: „... krank für immer...“ Hier geschehen Verbrechen gegen die Menschlichkeit, von denen die Weltöffentlichkeit nichts erfährt oder sie ignoriert.

---

<sup>780</sup> An der Stelle des damaligen Textil- oder Flachskombinats steht jetzt das *Einkaufszentrum „Galaktika“*.

<sup>781</sup> большое спасибо, großen Dank!

Seit 2 Jahren werde ich zu keiner Mahlzeit mehr richtig satt. Immer hungrig, immer hungrig. Keine Kraft mehr.

Einer von uns, ein Bauernsohn, sagt: „Wenn ich nach Hause komme, gehe ich in unseren Schweinestall und hole mir einen Schlag aus dem Futtertrog, denn unsere Schweine bekommen nahrhafteres Futter, als wir hier.“

Auf der Hochfläche hinter unserem Kulturpalast liegt eine dörfliche Siedlung mit kleinen Holzhäusern, wie sie typisch sind für die Außenbezirke der großen Städte. In einem dieser Häuser sprechen wir mit einem Mädchen, das während des Krieges in Deutschland gearbeitet hatte. Sie erzählt so begeistert, wie schön dort alles gewesen sei, dass wir sie schließlich fragten, warum sie denn nicht dort geblieben sei. Da sieht sie uns erstaunt an und sagt: „Aber hier ist doch meine Heimat!“

Ein Landser sagt: „Der Iwan hat 2 große Fehler gemacht. Er hat uns die Sowjetunion gezeigt, und er hat seinen Soldaten Deutschland gezeigt!“

In Kinos, Zeitungen, Büchern und im Radio wird gegen uns gehetzt. Einer der übelsten Hetzer ist der Jude Ilja Ehrenburg. Seine Bücher triefen von Hass. Sein Aufruf an die Rote Armee „Vergewaltigt die blonden Bestien“<sup>782</sup> ist millionenfach befolgt worden. Trotzdem ist es geradezu erstaunlich, wie wenig Wirkung diese ständige Hetze auf die Bevölkerung hat. Bei der bäuerlichen Bevölkerung ist sie überhaupt wirkungslos, in der Stadt ist sie hin und wieder spürbar. Wir merken es z. B. bei einem unsrer Natschalniks, der uns morgens immer mit dem Lkw zur Arbeitsstelle abholt. Wenn der mal ganz besonders gehässig ist, dann wissen wir, dass am Abend vorher wieder im Radio gehetzt worden war.

Ein Landser kommt zu mir, um mir sein Leid zu klagen und Rat zu holen. Man hat ihm aus der Heimat geschrieben, dass seine Frau ein Kind von einem Russen der Besatzungsmacht bekommen hätte. Er ist ganz niedergeschlagen und ratlos. Ich sage ihm, er solle erst einmal abwarten und sich nach den genauen Umständen erkundigen. Vielleicht oder wahrscheinlich ist es ein erzwungenes Kind und seiner Frau schuldlos.<sup>783</sup>

5.12. Holz sägen für KMTS<sup>784</sup>. Wir vergraben Holz im Schnee, um es später zu verkaufen. Es geht hier ernsthaft um die Frage: Stehlen, um der drohenden Vernichtung zu entgehen, oder anständig bleiben auf die Gefahr hin, zu sterben.

**Bahnhof** (Bild S. 315). Seit Tagen schneit es sehr stark. Ein Kommando wird abgestellt, um die Gleise und Weichen vor dem Bahnhofsgelände frei zu fegen. Wir bekommen Reisigbesen und fegen, wie befohlen. Von Zeit zu Zeit gehen wir in die Bahnhofshalle, um uns aufzuwärmen. In der Halle befindet sich auch ein Magazin (ein Verkaufsstand). Hier können die Reisenden Brot und andere Kleinigkeiten kaufen oder sich heißes Wasser zum Teeaufbrühen geben lassen. Das Kilo Brot kostet 40 Rubel. In der Halle und auf dem Bahnsteig sind nur wenig Menschen.

Eines Tages war die Bahnhofshalle abgesperrt. Man ließ weder uns, noch die Russen herein. Aber durch die Scheiben konnten wir sehen, dass das Magazin ungewöhnlich reich mit Waren ausgestattet war. Wir waren wieder bei der Arbeit, als ein Zug einlief und hielt. Wir fegten, in dicke Pelze gehüllt, auf den Gleisen herum und warfen ab und zu einen Blick zu den Zugfenstern hinauf. Hinter den geschlossenen Fenstern standen die Fahrgäste und blickten stumm und neugierig auf uns herunter. Dann mal ein kurzes Kopfnicken, ein kleines Lächeln. Schließlich zog einer trotz der Kälte das Fenster herunter. Wir wechselten ein paar Worte: Deutsche! Nun ging ein hastiges Fragen und Antworten los. Es waren deutsche Techniker und Ingenieure von der AEG, die für 5 Jahre nach Moskau dienstverpflichtet waren und sich nun mit ihren Familien auf dem Weg dorthin befanden. Sie durften in der Bahnhofshalle Brot und andere Dinge aus dem Magazin kaufen. (Also für sie war das Magazin so vollgepackt: Seht, in Russland ist alles zu haben, uns geht es gut!) Sie zahlten für das Kilo Brot nur 4 Rubel.

Am nächsten Tag war die Halle wieder offen für alle. Das Brot kostete wieder 40 Rubel!

Wenn wir – die Techniker aus dem Zug und die Plennis auf den Gleisen – nun eines Tages zu Hause erzählen, dass wir zur selben Zeit im selben Geschäft Brot für 4 bzw. 40 Rubel gekauft haben, dann

---

<sup>782</sup> Dieser Aufruf stammte *nicht von Ilja Ehrenburg*.

<sup>783</sup> vgl. Cartellieri S. 297

<sup>784</sup> KMTS bedeutet hier wahrscheinlich Контор Материально-Технического Снабжения (Büro für materielle und technische Versorgung, Logistikbüro). Derartige Büros gibt es bei verschiedensten Verwaltungen, der eines Oblast, einer Stadt (z. B. dem Wohnungs- und Kommunalbüro der Stadt Smolensk, bis 1992 ein russisches Staatsunternehmen), des Straßenbaus, der Forstwirtschaft, bei Militärverbänden und sogar bei der Ermittlungsabteilung des Untersuchungsausschusses der Russischen Föderation für das Gebiet Smolensk.



fragt sich jeder, wem man nun glauben soll, denn einer muss ja lügen. Aber das stimmt nicht. Sie haben beide recht! So ist das in Russland!<sup>785</sup>

Auf dem Bahnhof hält ein **Stolypin-Wagen** (ein Sak-Waggon<sup>786</sup>). Das sind D-Zug-Wagen, die mit allen erdenklichen Raffinessen speziell für Gefangenentransporte gebaut sind. Und dann führt man auch schon eine Gruppe russischer Zivilisten heran, Strafgefangene, die unter starker Bewachung einsteigen. Stark bewachte Kolonnen von Strafgefangenen gehören zum normalen Straßenbild in russischen Städten.

10.12. Ich bekomme meine RK-Karte zurück. Dem Antifa-Mitglied Fritz Schäfer gefielen einige meiner Bemerkungen nicht („Bankräuber“ und „Menschenverächter“). Er liest oder zensiert also auch unsere Post.

Es ist ein eiskalter Wintermorgen. Eine glitzernde Schneedecke hat sich wie ein weicher Mantel über die Erde gelegt. In der Luft steht dichter, weißer Nebel, der das ganze Tal erfüllt und die Stadt unter seinen dicken Schwaden verbirgt. Von der Erde ist nichts zu sehen. Es ist, als ob man über den Wolken schwebt. Und aus diesem weißen, lichtdurchfluteten Wolkenmeer ragt die **Uspenskij-Kathedrale** heraus. Wie auf Wolken gebaut, heben sich ihre schneeweißen Mauern empor bis zu den 5 runden Türmen, deren vergoldete Kuppeln strahlend in gleißendem Glanz vor dem tiefblauen Himmel stehen. Es ist wie eine wunderbare Vision.

In der Nähe dieser berühmten Kathedrale arbeite ich mit meiner Brigade an einem kleinen Haus, das im Krieg völlig zerstört war. Es liegt in derselben Straße, wie das Fotogeschäft und der Tabakladen, sogar ganz in der Nähe. (Von der gegenüberliegenden Straßenseite aus ist das Foto von der Kathedrale gemacht, Seite 315.)<sup>787</sup> Das Haus war bis auf die Grundmauern zerstört. Vor dem Wiederaufbau suchten wir aus dem Bauschutt zunächst die noch brauchbaren Steine heraus und schlugen mit dem Hammer den Mörtel ab. Es ist bitterkalt, und wir arbeiten im Freien. An 2 Tagen war es so eisig, dass wir schon um 15 Uhr, 2 Stunden vor dem offiziellen Arbeitsschluss, ins Lager zurückgingen. Zu dieser Arbeitsstelle gingen wir ohne Posten und hatten etwas mehr Freiheit. Auch der sehr verständnisvolle russische Aufseher ließ sich selten sehen. Wer geht bei solcher Kälte schon freiwillig raus!? Auf dieser Baustelle habe ich einen Rekord aufgestellt: Innerhalb eines ganzen Arbeitstages habe ich 12 Backsteine geputzt. Es war aber auch zu kalt. Wir hatten keinen einzigen Fachmann in der Brigade, aber wir begannen mit dem Wiederaufbau so, wie wir es den Maurern auf anderen Baustellen abgeguckt haben: Mit dem Setzen der Ecken. Der Natschalnik traute aber unserer Kunst nicht recht und fragte mit unverhohlenem Misstrauen, ob wir denn Fachleute seien. Unseren Beteuerungen glaubte er nicht, und eines Tages wurden wir durch eine andere Brigade ersetzt, was uns ganz lieb war.

Auf manchen Stellen arbeiten wir wochenlang. An anderen Plätzen arbeiten wir nur ein paar Tage. Nachdem wir von dem kleinen Haus abgelöst worden waren, arbeite ich mit meiner Brigade an einer anderen Stelle in demselben Stadtviertel (für **KMTS?**). Der dortige Natschalnik, ein Schreibstubenfritze, war etwas unfreundlich, aber das lässt uns schon lange kalt. Oft schaden sie sich selbst damit, denn dann arbeiten wir auch entsprechend unfreundlich. Nur einmal war ich wütend. Wir wurden nach Arbeitsschluss von hier aus immer mit dem Lkw ins Lager zurück gefahren, denn es lag am anderen Ende der Stadt. Der Lkw stand auf dem Hof, einige hundert Meter entfernt, aber es war gerade 17 Uhr, also Arbeitsschluss, und der Fahrer weigerte sich, uns noch ins Lager zu fahren. So mussten wir den ganzen Weg zu Fuß machen.

Der Natschalnik fordert plötzlich 2 Mann für eine andere Arbeit an. Ich gehe mit. Wir kommen zu einem kleinen Bauernhof außerhalb der Stadt. Das Panjepferd des Bauern liegt im Stall am Boden. Es war vor Schwäche umgefallen und konnte sich nicht mehr selbständig erheben. Mit vereinten Kräften und einem Strick stellten wir das arme, halb verhungerte Tier wieder auf die Beine.

Kommandos, die weit entfernt vom Lager arbeiteten, nahmen ihre „Produkte“ für das Mittagessen mit und kochten es am Arbeitsplatz selbst. Die dem Lager näher gelegenen holten sich das fertige Essen aus dem Lager ab, oder es wurde ihnen gebracht. In unserem Fall holten wir es uns selbst, und zwar

---

<sup>785</sup> Solche Ereignisse waren aber weder ungewöhnlich noch unbekannt (Cartellieri S. 316).

<sup>786</sup> nach der russischen Bezeichnung **Вагонзак**

<sup>787</sup> Nach der Beschreibung lag diese Baustelle auf der östlichen Seite der ul. Konenkowa (möglicherweise eins der älteren kleinen Häuser Nr. 10 od. 12, bei Google Maps zur ul. Kozlova nummeriert), da dort das Fotogeschäft lag und man von der westlichen Straßenseite aus das gleiche Foto machen kann wie das vom Autor verwendete, das auf der ul. Bolschaja Sowjetskaja entstand.

übernahm ich das Geschäft, weil ich mich dann etwas freier durch die Stadt bewegen konnte. Ich band unseren Essenkübel auf einem Schlitten fest und zog los. Mein Weg führte von der jetzigen Arbeitsstelle immer durch die ziemlich steil abfallende Straße an der Kathedrale vorbei. Manchmal gehe ich auch über den Markt, schlendere an den Ständen vorbei, höre mir die Gespräche der Leute an und kaufe gelegentlich auch selbst etwas. Meist Brot, Butter oder Milch. Ich wurde niemals unfreundlich behandelt. Nur einmal zeigte sich ein Anflug von Unfreundlichkeit, als zwei halbwüchsige Burschen, die gerade neben mir standen, als ich Butter kaufte, meine Worte nachäfften: „Pol kilo maslo, pol kilo maslo!“<sup>788</sup>

Der **Güterbahnhof** von Smolensk, der größtenteils im östlichen Stadtteil liegt, hat eine beachtliche Ausdehnung. Wir entladen hier einen Waggon mit Zement, losem Zement! Wir müssen ihn mit Schaufeln in einen Lkw umladen. Primitiver geht es kaum. Wir haben uns Taschentücher vor die Nase gebunden, aber trotz aller Vorsicht staubt es fürchterlich, und wir sehen entsprechend mehlig aus. Außerdem ist auch der Natschalnik noch reichlich unfreundlich. In der Nähe liegt ein Stapel Rundhölzer, 2 m lang und 10 cm Durchmesser. Als der Aufseher uns mal für einen Augenblick verlässt, schnappe ich mir einen Stamm und steige damit den steilen Hang hinauf, der die Gleisanlagen im Norden begrenzt. Oben auf der Ebene liegt ein Dorf. Hier gehe ich nun von Haus zu Haus und biete mein Stämmchen an. Niemand kann es gebrauchen. Offenbar haben sich schon viele andere mit demselben Unternehmen befasst. Die Leute sind versorgt. Eine junge Frau sagt, sie könne es nicht zerhacken. Sie hätte lieber Torf. Also weiter. Ich habe schon das halbe Dorf abgeklappert. Ich stapfe durch den Schnee, der stellenweise noch kniehoch liegt, aber am Boden schon zu tauen beginnt. Er ist matschig und am Boden schon wässrig. Das Tauwasser bringt schon durch meine Filztiefel. Meine Füße werden nass. Endlich finde ich ein Haus, in dem ein älteres Ehepaar wohnt. Sie nehmen mir den Stamm für eine Handvoll Kartoffeln ab. Während der Unterhaltung erzählen sie mir, dass sie einmal von einem deutschen Kriegsgefangenen betrogen worden seien. Sie hatten ihm ein Stück Seife abgekauft, und als sie es benutzen wollten, kam ein Holzstück hervor. Der Landser hatte ein Holzklötzchen mit einer dünnen Schicht Seife überzogen und hart werden lassen. Mit solchen Gaunermethoden verdarben diese Ganoven unseren meist guten Ruf und enttäuschten die Gutmütigkeit der uns überwiegend wohlgesinnten Bevölkerung. Ich habe sehr schnell herausgekriegt, wer dieser Lump war: Es war derselbe, der uns damals das Zigarettengeschäft verdorben hatte.

Ich muss eilig zurück, denn ich war lange fort. Schon von oben sehe ich den Natschalnik am Waggon stehen. Ich mache einen kleinen Bogen und schlängele mich im Schutz anderer Güterwaggons an den unseren heran. Der Aufseher hat mich nicht bemerkt. Oder er dachte sich, dass ich als Brigadier ja nicht mitzuarbeiten brauche.

Arbeitsschluss. Wir stehen an unserem Lkw, der uns ins Lager zurückbringen soll. Wir warten auf den Fahrer, der in das Gebäude der Güterbahnhofsverwaltung gegangen war. In unserer Nähe steht ein Lkw, der Weißkohl geladen hat. Einer von uns pirscht sich langsam heran und angelt ein paar Kohlköpfe herunter, die wir gleich in unserem Lkw verstauen. Aber eine Angestellte der Bahnverwaltung hatte uns von ihrem Büro aus beobachtet. Wie eine Furie kommt sie herausgestürzt, rennt zu unserem Wagen und holt unter pausenlosem Schimpfen die Kohlköpfe wieder herunter, während wir ziemlich ungerührt zu sehen. Selbst im Weggehen dreht sie sich noch einmal um und schleudert uns, Wut und Verachtung in den blitz blauen Augen, zornig entgegen: „Friiitz!“ (Man nennt uns hier oft etwas abfällig „Fritz“, so wie wir die Russen „Iwan“ nennen.)

Später arbeiten wir wieder an einer anderen Stelle des sehr ausgedehnten Güterbahnhofs. Wir stehen wartend bereit, um einen Zug mit Bausand zu entladen. In unserer Nähe wartet eine Frauenbrigade, die denselben Auftrag hat. Der Zug steht in einigen 100 m Entfernung, hat aber offenbar noch keine Einfahrt. Den Frauen dauert es zu lange, und sie gehen dem Zug schon langsam entgegen. Sie klettern schon in die Waggons, und dann sehen wir, die rechts und links dünne, gelbe Sandsträhnen aus dem Güterwagen herunterrieseln. Die Frauen haben begonnen, vorsichtig und unauffällig die Waggons zu entladen. Zwar ist der Sand, den sie dort abwerfen, nutzlos vergeudet, denn diese Häufchen holt niemand dort von den Gleisen weg, aber der Zug ist schneller entladen, und die Frauen haben ihre Norm erfüllt. Auch der Bürokratie ist geholfen, denn sie sparen Standgeld.

---

<sup>788</sup> ПОЛКИЛО МАСЛА, ein halbes Kilo Butter; der Neid ist erklärlich durch den damals in der Sowjetunion, vor allem in den Wiederaufbaugebieten, d. h. den Städten, herrschenden Mangel an Wohnungen und vor allem Lebensmitteln (Cartellieri S. 329 f., 343)

Diese Frauen sind Hilfsarbeiter und werden, wie alle Ungelernten in der Sowjetunion, schlecht bezahlt. Selbst bei erfüllter Norm von 100% ist der Verdienst mäßig. Also versuchen sie vor allem, ihren Verdienst aufzubessern. Wie die Baufirma mit dem fehlenden Sand fertig wird, ist ihnen völlig gleichgültig. Die Baufirma wird dann eben auch ein bisschen mogeln und pfuschen. Irgendwie läuft es dann schon. Nitschewo!

Der Zug rollt an und hält. Nun gehen auch wir an die Arbeit. Beim Öffnen der Waggons erleben wir eine neue Überraschung. Aus manchen Wagen waren Bodenbretter herausgerissen. Einer der Waggons hat nur noch zwei Bodenbretter, und die Ladung bestand aus dem Sandrest, der sich trotz des Rüttelns während der Fahrt noch auf diesen beiden Bohlen gehalten hatte. Das war vielleicht eine Schubkarre voll, aber der Waggon lief natürlich in den Frachtpapieren als vollbeladen. Wie die Firma mit dem fehlenden Sand zurechtkommt, ist mir ein Rätsel. Das ist eines der vielen Probleme der staatlichen Planwirtschaft.

Ein Waldkommando wird zusammengestellt. 40 Mann. Sie werden in einem kleinen Raum einer winzigen Kate untergebracht. Kein Arzt, keine Medikamente, Lumpen statt Strümpfe, schlechtes Schuhwerk, zusätzliche Nacharbeit. Für das Kommando werden 30 Pelzmäntel geliefert, schöne, dicke Schafspelze. Der Russe hat diese Mäntel im nächsten Dorf gegen die schäbigen, abgetragenen Pelze der Bauern eingetauscht und als Gegenwert noch einen Batzen Bargeld erhalten. Die schäbigen Pelze der Bauern wurden dann an die Waldarbeiter ausgegeben. Alles in Ordnung: Die Waldarbeiter haben 30 Pelze bekommen, wie befohlen. – Nach vier Wochen kommen die ersten kranken Waldarbeiter zurück. Darunter ein guter Bekannter von mir. Er ging als kräftiger, stämmiger Bauernjunge in den Wald und kommt als Gerippe zurück, nach 4 Wochen! Ich habe ihn nicht wiedererkannt und bemerkte es erst, als er sich zu erkennen gab. Ich habe in den Lagern schon viele halbtote Skelette herumlaufen sehen, aber diesmal bin ich ernsthaft erschrocken. Ich bringe ihm nun ein paar Tage lang abends immer eine Scheibe Brot von meiner Abendration. Mehr kann ich auch nicht entbehren.

Dieser Hunger ist nicht der lächerliche Hunger, den wir früher im Magen spürten, wenn wir mal eine Mahlzeit ausgelassen hatten. Dieser Hunger hier „nagt in den Eingeweiden“. Dies trifft den Zustand zwar nicht genau, kommt dem Gefühl aber schon näher. Er erfasst den ganzen Körper, dazu das chronische Schwächegefühl. Die Gedanken kreisen fast nur noch um Essen, Schlaf und Prozente. Die geistige Regsamkeit lässt nach. Geist und Seele verkümmern in einem dahinvegetierenden Körper. Wir werden reizbar und manchmal schon komisch. Wir sprechen manchmal in ruhigen Minuten darüber und erkennen, dass wir uns verändert haben.

Weihnachten 1946. Am Hl. Abend bis 16 Uhr Arbeit. Versprochen war 13 Uhr Schluss. Abendessen etwas besser, als sonst, dazu ein (*Berliner*) Pfannkuchen. Danach Versammlung im großen Kinosaal zur Feier der roten Weihnacht. Ein Antifa-Genosse las uns die Geschichte des armen Proletariers vor, das durch die Scheiben der Kapitalistenvilla guckt und die Berge von Geschenken unter dem geschmückten Weihnachtsbaum sieht. Im Text Klassenkampfparolen, Hasstiraden, Neid und – vielleicht – ein Körnchen Wahrheit. (Wenn wir den Gedanken dieser Geschichte jetzt in die Tat umsetzten, müssten die Landser über den Lageradel herfallen und ihn erschlagen, denn die wohlhabenden Kapitalisten sind bei uns hier die Mitglieder des Lageradels!) Die Versammlungsteilnehmer hören sich die Geschichte teilnahmslos an. Man merkt nichts von Weihnachtsstimmung. Zum Schluss soll ein Lied gesungen werden. Ich stand ganz hinten im Saal und weiß nicht, ob jemand das Lied vorgeschlagen oder einfach angestimmt hat. Jedenfalls fiel der ganze Saal sofort mit ein, und dann dröhnte der Saal von vielhundert Stimmen: „Stille Nacht, heilige Nacht...“ Die roten Genossen vorn blicken stumm vor sich hin auf die Tischplatte. Schweigend hörten sie sich das Lied an bis zum Ende: „... Christ der Retter ist da...!“ Dann löste sich die Versammlung auf.

Ich weiß wohl, dass innerer Friede wichtiger ist, als äußerer. Dennoch bitte ich auch um äußeren Frieden und Erlösung aus leiblicher Not. Oh, Maria, hilf, komm Du zu uns.

Silvester 1946. Trotz Versprechens, dass um 13 Uhr Arbeitsschluss ist, arbeiten wir wieder bis 16 Uhr. Aber auch sonst geschieht außer ein bisschen Varieté nichts. – Im Lager haben wir tagelang kein Wasser und kein Licht. Im Revier liegen Leute mit Durchfall, und kein Wasser.

14.1.47. Bekleidungskommission: Für die Unterhose, die wir bekommen, müssen wir die Tuchhose abgeben! Wer einen Pelz bekommt, muss dafür seinen grünen Tuchmantel abgeben. Die Vorteile, die uns der Russe teilweise noch lässt, nimmt uns die „deutsche“ Lagerleitung wieder weg. Es ist ein Irrsinn, ebenso, wie die völlig unnötige Fürsorge an falscher Stelle, wie z. B. der Befehl: „Auf dem Abort (der sich auf dem Hof befindet) ist Kopfbedeckung und Unterhose zu tragen.“ Als ob wir das bei dieser

Eiseskälte nicht schon von selbst täten! Aber wo Fürsorge nötig wäre, gibt es keine. Z. B. Winterbekleidung oder die Einstellung von Außenarbeiten bei  $-30^{\circ}$  (was sowieso verboten ist). Im eiskalten Januar werden Kranke auf offenem Lkw 240 km weit gefahren. Folge: Er kam mit einem Toten an.

7.2.47. Kältewelle:  $-40^{\circ}$ . Wir haben ein einhalb Tage arbeitsfrei. (Im Winter 1946 hatten wir einmal  $-42^{\circ}$  Grad.) – Singende Russen nennen wir Steppenjodler. – Barverdienst im Februar 112 Rubel durch Verkauf von Tabak, Seife, An- und Verkauf von Zigaretten, Braugerste. – Um der wenigen guten Russen willen will ich versuchen, keinen Hass zu hegen.

März 47. Innerhalb des vergangenen Jahres starben im Lager 6 Kriegsgefangene, davon 2 an Ruhr, 1 an Herzschlag, 1 an Lungenentzündung, 1 erfroren, 1 erschlagen.

Lager 7401/2 Smolensk. (Hat man die Lager-Nr. geändert?)<sup>789</sup>

Die Wasserleitung unseres etwas erhöht am Hang liegenden Hauses ist wieder einmal eingefroren. Wir müssen das Wasser aus einem Straßenbrunnen holen, der unten am Fuß des Hanges steht. Zu zweit tragen wir die schweren Kübel die Straße hinauf zum Lager. Der Weg ist steil, vereist und glatt. Wir haben uns Drähte schräg über die Schultern gelegt und am Kübelgriff befestigt, um sie wie Tragegurte zu benutzen. Sie schneiden in die Schultern, aber ohne sie ginge es gar nicht. Nach wenigen Malen Auf- und Abstieg von 200 m auf eisglatter Straße mit den schweren und schlecht tragbaren Kübeln sind unsere Kräfte erschöpft. Es ist reinste Sklavenarbeit.

Der Lagerälteste wechselt. Es wird etwas besser. – Verdienst im März: 132 Rubel, im April 111 Rubel. Baumstämme geklaut, zersägt, verkauft. – Russische Lehrlinge werden von deutschen Kriegsgefangenen angelernt.

Zur Atmosphäre im Lager: Der Hass. Der kommunistische Lagerleiter, der schon im Krieg wegen irgendwelcher Delikte in ein Bewährungsbataillon gesteckt worden war; der Feldwebel, der im Krieg zum Offizier befördert werden wollte und es nicht wurde, und nun ins Gegenteil umschlug; der Landser, der im Krieg von einem Offizier schlecht behandelt worden war; die große Zahl der Dummen, die auf die sowjetische Propaganda reinfallen. Es gibt viele Gründe: Ungerechte Behandlung, Enttäuschung, Neid. All dies entlädt sich nun, und der Russe schürt es kräftig. Zwar steht die große Masse der Landser uns freundlich gegenüber, aber die relativ kleine Gruppe der Offizier-Hasser genügt schon, um hier und da unfreundliche Szenen zu provozieren. Zu dieser Gruppe kommen noch die Opportunisten, Kriecher und Speichellecker, die sich durch Denunziationen beim Russen beliebt machen wollen. Churchill hat einmal gesagt: „Setzt die Deutschen hinter Stacheldraht, und sie zerfleischen sich selbst.“<sup>790</sup> Er hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Wir sind an vielen erbärmlichen Umständen in den Gefangenenlagern zum Teil selbst schuld. Wer so dumm, so uneinig, so wenig nationalstolz ist, hat es nicht besser verdient. Wir sollten uns ein Beispiel nehmen an der stolzen Haltung der Japaner, Engländer oder Franzosen in Gefangenschaft!

Unser Symbol, der etwas beschränkte und dümmliche Michel, ist schon richtig. Aber ein Schaf mit langen Hängeohren wäre auch nicht unpassend.

27.4.47. Der 1. Mai naht, und es erfolgt die vor allem großen Feiertagen übliche Durchsuchung. Sogar die Rotkreuzkarten werden uns weggenommen! Das ist alles so kindisch und widersinnig, dass es schon beinahe wieder lächerlich ist. – Wir bekommen Hefe zum Aufschwemmen. Anschließend werden wir von der jüdischen Ärztin alle arbeitsfähig geschrieben. Ich bin K3<sup>791</sup> und soll nur 4 Stunden am Tag arbeiten. Deshalb werde ich als Koch einem Arbeitskommando zugeteilt. Mein erstes Mittagessen, dass ich bei diesem Waldkommando koche, wird erst um 15 Uhr fertig.

15.5.47. Es erfolgt ein Abtransport von „Zivilgefangenen“. Das sind die widerrechtlich und grundlos aus Deutschland deportierten Zivilisten. – Ich bin sehr schwach, aber nicht krank. Dass ich so durchhalte, verdanke ich der sorgsame Pflege meiner guten Eltern, meiner (angeborenen und anerzogenen) Anspruchslosigkeit im Essen und einer gesunden, durch viel Sport gekräftigten Konstitution. – Meine Tabakration tausche ich immer gegen Esswaren ein. – Zwischen uns Offizieren

---

<sup>789</sup> Im Frühjahr 1947 wurde die Lagerverwaltung der Roten Armee von der des NKWD abgetrennt; ihren Lagernummern wurde eine 6 vorangestellt, die NKWD-Lager erhielten eine 7 ([kriegsgraeber-ukraine.info](http://kriegsgraeber-ukraine.info)).

<sup>790</sup> Beleg noch nicht gefunden

<sup>791</sup> K3 ist eine der Arbeitstauglichkeitsgruppen. Es gab die Kategorien 1 = guter, 2 = befriedigender, 3 = etwas bedenklicher Zustand und OK = arbeitsunfähig (Cartellieri S. 74). OK steht für отдыхающая команда, Erholungskommando (Bogg S. 45 f.).



und den WK-Leuten treten Spannungen auf. – ... Schweigen ist Gold. Es gibt Spitzel unter uns.<sup>792</sup> Auch unter den Offizieren sind undurchsichtige Typen.

Am westlichen Stadtrand, schon außerhalb der Stadt, stehen auf einem Gleis am Waldrand<sup>793</sup> einige Waggons mit **Drahtrollen**. Dorthin fahren wir nun alle Tage, um sie zu entladen (für KMTS?). Wir werden immer mit einem „**Raupenschlepper-Ost**“ (RSO) hierherausgefahren. Das ist nicht sehr gemütlich, denn wir stehen gedrängt auf dem kleinen Fahrzeug, das nur 25 km/h fährt, und es ist morgens noch recht kühl. Unser Mittagessen kochen wir hier draußen selbst. Holz haben wir genug in dem Kiefernhochwald, der neben dem Gleis beginnt. Nur die Produkte sind bescheiden, die uns die Küche abwechselnd mitgibt: Mehl, Hirse, Kartoffeln. Deshalb werden schon vor Beginn der Arbeit gleich 2 Mann losgeschickt, die im Lauf des Vormittags die Dörfer der Umgebung nach zusätzlicher Verpflegung absuchen, während die übrigen Männer die Waggons entladen. Zu Mittag sind die „Essenholer“ zurück. Ein Teil des Mitgebrachten wird zum Andicken der Mittagssuppe verwandt (Kartoffeln), anderes (Brot) wird aufgeteilt. Dieses Verfahren klappt nicht immer, denn es hängt vom Verhalten der russischen Wachposten ab. Sie wechseln oft. Es gibt unter ihnen gehässige oder ängstliche, die uns gar nicht weglassen. Es gibt vorsichtige, die mit den Verpflegungsholdern auf die Dörfer mitgehen. Es gibt aber auch solche, die die Arbeitsteilung selbst vornehmen. Vor Beginn der Arbeit teilen sie uns dann ein: „1 – 2 – 3 – 4 – rabotaj! – 1 – 2 – Kartoschki (Kartoffeln holen)!“<sup>794</sup> Die freundlichen Posten laden wir immer zum Essen ein (Soldaten haben ja immer Hunger), die unfreundlichen bekommen nichts.

Einmal war auch wieder ein Posten auf die Dörfer mitgegangen. Bei der Rückkehr erzählen unsere Kameraden: Sie waren in ein Haus gegangen und saßen mit den Bauersleuten am Tisch, um sich etwas aufzuwärmen, denn es war ziemlich kalt. Durch das Fenster sahen sie draußen den Posten frierend auf der Straße stehen. Sie machten den Bauern darauf aufmerksam und wollten den Posten auch hereinholen. Aber der Bauer lehnte rundweg ab und meinte, der Kerl solle ruhig draußen bleiben. Unsere Posten gehörten nämlich dem NKWD<sup>795</sup> an, den **Staatssicherheits-Truppen**, und die waren bei der Bevölkerung nicht beliebt.

In den Kronen der hohen Kiefern nistet eine Krähenkolonie. An dem Flattern der Jungen erkannten wir, dass sie bald flügge waren. In diesem Stadium sind sie auch besonders fett. Das wäre mal ein Leckerbissen. Zufällig hatten wir in der Brigade einen Fernmelder. Der fertigte sich aus zwei Eisenstäben ein Paar Steigeisen und erstieg damit eines Tages die Kiefern. Es war ein gefährliches Unternehmen. Der Aufstieg war mühsam, denn der Kiefernstamm war hoch und glatt, und dem Landser drohten die Kräfte zu versagen. Aber er erreichte die Krone, in der sich drei Nester befanden. Er warf die Jungen heraus, die flatternd zur Erde gesegelt kamen, wo wir sie gleich einfingen. Sie wurden sofort zubereitet und in den Kochkessel geworfen. Diesmal war unsere Mittagssuppe mit zartem Krähenfleisch angereichert, und oben auf schwammen große, goldgelbe Fettaguen. Der erschöpfte Kletterer aber saß schlapp und matt im Gras. Für ihn hat sich das Bravourstück kaum gelohnt.

Unser Kommando wird außer von den Soldaten noch von einem Zivilisten begleitet. Er heißt Michai.

31.5. Heimkehrtransport von 60 Kranken. – Verdienst im Mai 26 Rubel. (1 Ei oder 1 Zwiebel kostet z. B. ca. 3–4 Rubel.)

2.6.47. Abtransport der **Volksdeutschen**. Die Russen betrachten die Volksdeutschen als Sowjetbürger.<sup>796</sup> Teilweise wurden sie nach Sibirien verfrachtet. Wir haben Post von ihnen bekommen.

12.6. Lohnzahlung 8 Monate im Rückstand. Zusatzverpflegung (Brot) 2 Wochen im Rückstand. Bei der Neuregelung der Zusatzverpflegung wurden wir wieder um 14 Tage betrogen. – Verschärfte Maßnahmen zur Erhöhung der Arbeitsleistung.<sup>797</sup> Bestrafung schlechter Arbeiter (Genf!). Der Russe unterstellt uns einfach Sabotage als Grund für die Bestrafung. Bei Selbstverstümmelung (und die argwöhnt er fast bei jeder Verletzung) droht er sogar mit einem Kriegstribunal. Wer also das Pech hat,

<sup>792</sup> Das Spitzel-Unwesen wurde von den meisten Kriegsgefangenen wesentlich dramatischer empfunden und geschildert (Cartellieri S. 116 ff.).

<sup>793</sup> Der einzige Bahnhof westlich von Smolensk, aber noch zum Stadtgebiet gehörig, wo Waggons stehen könnten, scheint **Krasnij Bor/Красный Бор** zu sein. Bor/Бор bedeutet Kiefernwald!

<sup>794</sup> работать, arbeiten; картошки

<sup>795</sup> seit 1946 „MWD“

<sup>796</sup> Es muss sich um **Russlanddeutsche**, also deutschstämmige Sowjetbürger gehandelt haben.

<sup>797</sup> vgl. Шариков М.И. "Военнопленные в БССР", Минск, 1998, mitgeteilt von Yuri Vakoolenko, **Eastern Front Research Forum**

sich bei der Arbeit einen Finger oder eine Zehe zu zerquetschen (wie geschehen), dem droht der Russe unter Umständen noch mit einem Gerichtsverfahren.

Die Kräfte lassen nach: Sehschärfe, Gehör, Gedächtnis. Gleichgewichtsstörungen. Verstärkte Wetterfähigkeit des geschwächten Körpers.

Juni 1947. Barackeneinsturz im Hauptlager 218<sup>798</sup>. 12 Tote, 25 Verletzte. War sie morsch oder hatte man zu viele wichtige Teile als Brennholz benutzt?

1.7. Brotzuteilung für die Zivilbevölkerung gekürzt. Es gibt keine Glühbirnen.

5.7. Große Arbeitsbrigaden oder auch die Zusammenfassung mehrerer kleinerer Brigaden werden als Kompanien bezeichnet. Von den 13 Offizieren in unserem Lager werden 6 als Kompanieführer eingesetzt, darunter auch ich. Nachdem der Russe 2 Jahre lang das Ansehen der Offiziere bei unseren Soldaten herabgesetzt hat, will er jetzt die Autorität der Offiziere nutzen, um die Arbeitsleistung der Brigaden zu erhöhen.

Da ich wegen meines Kräfteschwundes keine vollwertige Arbeitskraft mehr bin, werde ich im Lager als **Offizier vom Nachtdienst** eingesetzt. Meine wichtigste Aufgabe ist die einer Feuerwache und die Kontrolle des Hauses und der Schlafräume bei Nacht. Tagsüber habe ich frei. Nacht sitze ich unten in der früheren Pförtnerloge. Dort habe ich eine dicke deutsche Bibel entdeckt, in der ich stundenlang lese. Sämtliche Lagerinsassen werden fotografiert. Man sagt, für eine zentrale Gefangenenkartei in Moskau. Meine Pförtnerloge ist für einige Tage bzw. Nächte zur Dunkelkammer umfunktioniert. Ich schaue beim Entwickeln der Fotos zu, und als mein Bild dran ist, lasse ich mir einen Extra-Abzug machen, den ich einige Zeit später nach Hause schickte (Foto Seite 311).

Bei einer meiner Kontrollrunden komme ich im Morgengrauen auch auf den Hof. Da kommt ein Iwan mit einer Leiter, stellt sie an die Hauswand und holt aus einem der Mehlschwalbennester ein Jungtier heraus. Als er mich sieht, lässt er sie fliegen und fragt mich: „Jeto lutsche, karascho?“<sup>799</sup> Ich schüttelte missbilligend den Kopf.

Wir Offiziere haben einen eigenen Schlafraum bekommen. Bisher lagen wir mit weiteren 100 Männern in dem großen Kinosaal, der fast kein Tageslicht erhält. Dort lagen wir auf völlig verlausten 3-stöckigen Holzpritschen, wo wir vor dem Einschlafen und dann noch mehrmals in der Nacht unsere Kleidung nach Läusen absuchten, bei dem schwachen Licht der dauernd brennenden Glühbirnen. Die Luft in dem Saal war völlig verbraucht.

Jetzt liegen wir 13 Offiziere in einem kleineren Raum, der ein großes Fenster nach außen hat. Der Raum ist hell, sauber und luftig. Er hat sogar Zentralheizung, die meist funktioniert. Wir sind damit auch von den Mannschaften getrennt – wie die Vorschrift es fordert.

In dem entsprechenden Raum unter uns, ein Stockwerk tiefer, liegen die WK-Leute. Denen sollte ich mal einen Vortrag halten. Ich wollte, dass auch der Lagerleiter Max Gasmann dabei ist. Er kam aber nicht, und nach längerem Warten fiel der Vortrag aus.

Ein jüdischer Kommissar besichtigt unseren neuen Wohnraum. Hämisch und höhnisch deutet er auf unsere über den Heizkörpern hängenden Socken und die Konservendosen, die uns als Behälter für alles mögliche dienen. Seine letzte gehässige Frage: „Ist das deutsche Kultur?“ Es war eine widerliche Type. Der hat gut reden. Erst klauen sie uns alles und plündern uns buchstäblich bis aufs Hemd aus, und dann lachen sie über unseren primitiven Ersatz. Sie stopfen die Räume mit Gefangenen voll und kritisieren dann die mangelnde Hygiene.

Ich tausche beim Lagerschneider (Antifa-Mitglied) einen Satz feiner Nähnadeln gegen eine halbe Brotration. Ziemlich schäbig. Ich hätte mehr erwartet.

Wir bekommen zurzeit als Brotbelag kleine **Anchovis** (*Sprotten*), die immer erst zurecht gemacht werden müssen. Hans Sölheim schenkt mir seine Ration immer, weil er lieber auf seiner Pritsche ruht, statt die Dinger auszupulen. Er hat einen anderen Lebensstil, als ich. Während ich meine draußen erworbene Zusatzverpflegung zurechtmache, Kartoffeln schäle, in den Heizkeller renne, um mir etwas kochen zu lassen, liegt er seelenruhig auf seiner Pritsche. Wer handelt nun kräftesparender, ökonomischer, rationeller? Das ist hier eine wichtige Frage.

---

<sup>798</sup> gem. *Orte des Gewahrsams noch suchen*

<sup>799</sup> Er sagte wahrscheinlich: „Я отпущу, хорошо?“ *Ich habe losgelassen, gut?*

Ich mache eine Bemerkung, die Herbert Wolfslast (ein sehr sympathischer ehemaliger Artillerie-Oberleutnant) völlig missversteht. Er fährt mich plötzlich an, und in meiner Verblüffung mache ich die Sache noch schlimmer. Unser Verhältnis ist dadurch getrübt.

Meine Funktion als Nachtoffizier hat noch einen Vorteil: Morgens, nach dem Abmarsch aller Arbeitskommandos, hole ich mir aus der Küche einen Nachschlag. Heute ist es Fischsuppe. Das Kochgeschirr ist randvoll. Aber es ist eigentlich nur eine Grätensuppe. Ich nehme immer einen Mundvoll Suppe, sauge die Flüssigkeit heraus und spucke die Gräten aus. Das Essen ist ja nie besonders gut, aber der Koch scheint es gut mit mir zu meinen.

Im Lager ist ein Sachse, der sich wegen seiner Verfressenheit sogar bei den Landsern lächerlich gemacht hat. Nach der Essenausgabe bleibt ja meist noch ein Rest in den Kesseln. Wer also will oder kann, holt sich noch einen Nachschlag, solange der Vorrat reicht. Dieser Sachse verschlingt nun mit unglaublicher Gier auch das heißeste Essen in Windeseile gleich in der Nähe der Küche und rennt dann nochmal an den Schalter. Er spielt übrigens auch Geige im Lagerorchester. Aber er ist unmusikalisch, spielt stocksteif, trocken und ohne Gefühl, wie eine aufgezoogene Spieluhr. Als ihn ein Landser mal foppte, erwiderte er hoheitsvoll: „Du hast ja keine Ahnung, was ich schon für die Kunst getan habe!“

Wir sind wieder umgelegt worden. Wir liegen jetzt in einem größeren Raum mit 30 Männern zusammen. Neben mir auf der oberen Pritsche liegt Wolfslast. Ihm fehlt ein Strumpf. Da ich zufällig einen einzelnen übrig habe, schenke ich ihn ihm.

Das Essen ist wieder die reinste Wassersuppe. Die Folge ist, dass ich nachts dreimal austreten muss. Das bedeutet Herunterklettern von der oberen Pritsche, 2 Stockwerke herunterlaufen zur Klo-Anlage auf dem Hof und denselben Weg zurück, und dies dreimal in der Nacht.

Ich habe einen verdorbenen Magen, schlafe unruhig, muss mich immer wieder aufrichten, um zu rülpsen. Diese dauernden Unterbrechungen des Schlafes zusammen mit der Läuseplage ruinieren den Körper noch schlimmer, als die Arbeit.

Wir haben einen komischen Kauz unter den Offizieren. Er war so etwas wie Zahlmeister bei einer Polizeieinheit und gilt als Offizier. Jetzt ist er Brigadier. Er teilt gerade die Brotration für seine Brigade. Eine volle Stunde schnippelt er schon an den zehn Portionen herum und kommt nicht klar. Die Stücke werden immer kleiner. Entweder ist er zu dämlich, oder er will mogeln. Aber zwei Mann aus seiner Brigade stehen stumm und geduldig neben ihm und lassen ihn nicht aus den Augen. Er ist ein unglückseliges Unikum. Er spricht schnell und blubberig, wobei er sich dauernd verhaspelt, hat ein primitives Geistesniveau, ist ungeschickt in Äußerungen und dem Umgang mit den Kameraden, eckt daher dauernd an, macht sich lächerlich und unbeliebt. Bei einem Gespräch bittet er mich, ihn darauf aufmerksam zu machen, wenn er wieder einmal sich so komisch benehmen sollte. Ich brauchte auf solche Gelegenheit nicht lange zu warten. Als ich ihn wunschgemäß auf sein Verhalten hinwies, da faucht er mich wütend an: „Jetzt fängst du auch schon an, auf mir rumzuhacken!“ So ist das! Ich nehme mir vor, nie wieder jemand einen solchen Freundschaftsdienst zu erweisen.

Ein Offiziers-Kamerad, im Zivilberuf Volksschullehrer, bemalt die RK-Karten mit hübschen kleinen Motiven. Dafür zahlt man ihm ein kleines Entgelt. Ich gucke ihm das ein bisschen ab und bemale dann meine Karten selbst, um sie Carola zu schicken. 2 Originale sind noch vorhanden.<sup>800</sup>

8.7. Wieder einmal Versammlung und Anklage gegen die Kriegsgefangenen: „Sie stehlen wie die Lumpen.“ Ja, sie stehlen, aber vor Hunger, weil die Russen und der rote Lageradel sie um Geld und Verpflegung betrügen. Sie tun dasselbe, was sie täglich auch bei den Russen sehen. Die stehlen auch. Und während der russische Lagerkommandant, Oberstleutnant *Pankin*<sup>801</sup>, die letzten Worte spricht, kommen Landser mit geklautem Holz und Koks durchs Lagertor, knallen das Brennmaterial hörbar vor die Küche und hören sich seelenruhig die letzten Schlussworte Pankins an.

Russen und Deutsche beschummeln sich gegenseitig beim Verpflegungsempfang. Das gesamte russische Lagerpersonal isst von unseren Verpflegungsbeständen.

Wohlgesinnt: Oberleutnant Anisimow. Korrekt: Oberst Pankin.

---

<sup>800</sup> In der Sammlung gibt es drei bemalte Karten, vom 10.08. und 15.11.1947 an seine Frau Carola, die aber wohl noch von dem genannten Kameraden bemalt wurden, wie der Autor in einer *späteren Karte* erläutert, und vom 25.03.1948 an seine Eltern; letztere hat er ausdrücklich als selbst bemalt bezeichnet.

<sup>801</sup> im Original Obstlt. X, obwohl anschließend Pankin beim Namen genannt wird

Brot darf erst 12 Stunden vor der Ausgabe gebacken werden. Dann ist es nämlich noch feucht und schwer. Der Russe spart dabei. Aber zzt. ist die Verpflegung besser. Wir bekommen Mehlsuppen. Statt Mehl wird aber Korn geliefert. Das Lager soll es selbst ausmahlen.

Wenn eine Firma Mühe hat, die Leihgebühr für die Kriegsgefangenen-Arbeitskräfte zu zahlen, dann drückt sie die Prozente und spart so am Arbeitslohn Geld ein.

Das Normsystem bedeutet lebenslänglich Akkordarbeit.

Einige Tage lang habe ich versucht, mir mehr Essen aus der Küche – durch Nachschläge – zu beschaffen. Aber der ständige Gedanke an das Essen, das Lauern auf den Koch, das Schielen auf die Nachschlagempfinger schufen Spannung und Unruhe und machten mich erst recht hungrig. Ich gebe es wieder auf.

10.7. Ein Zivilist reißt aus. Er war nicht entlassen worden.

5.8. Die rückständige Bezahlung wurde aufgeholt, indem man die in Frage kommenden 5 Monate einfach gestrichen hat.

In den letzten 2 Wochen sind wieder 2 Mann zusammengebrochen. Einer bei der Arbeit, einer auf dem Weg zur Arbeit.

Ganze Brigaden gehen vor Hunger und Schwäche kaputt, brechen allmählich zusammen (Ziegelei, Kesselschmiede), weil die Verpflegung für die Schwerarbeit nicht ausreicht. Das ist nicht mehr Ausbeutung, dass ist fast schon Mord.

Die „deutsche“ Lagerleitung hat weder Interesse noch Verständnis für die Anliegen der Männer. An einem der wenigen freien Sonntage wollten die Leute schlafen, wurden aber zur Teilnahme am Sport gezwungen. – Ein Landser wollte eine Frage vorbringen, als die Herren der antifaschistischen Lagerleitung, parfümiert und fertig zum Stadtgang, erklärten: „Lass’ uns jetzt zufrieden mit dem Arbeitskram!“

Oft kein Strom (Betonfabrik), kein Material (Fabrik). Daher keine Produktion, also auch keine Prozente – und kein Brot!

August 47. Kohl- und Gurkensuppen. Die Zahl der Arbeitsunfähigen nimmt rapide zu. Hungerfolgen, **Phlegmone**, Hautausschläge, Furunkel, Zahnausfall. Ärzte können nicht helfen. Keine Medikamente, kein Verbandstoff. Entweder wird nichts geliefert oder der Russe unterschlägt es. Es gibt aber auch Fälle, wo die Ärzte Verbandstoff geklaut haben, grüne Medikamente zum Wäschefärben nehmen oder **Prontosil** als Tinte gebrauchen.

Wir haben jetzt eine Zahnstation im Lager. Der Zustand der Zähne bei den Gefangenen ist miserabel. Als nun endlich einmal das dringend benötigte Material geliefert wurde, wurde einer unserer Plennis, ein Zahnarzt, eingesetzt. Nun kamen sämtliche zum Lager gehörenden Iwans mitsamt ihren Familien an, um sich ihre vergammelten Gebisse reparieren zu lassen. Das Wartezimmer war voller Russen, die natürlich alle kostenlos behandelt werden mussten. Und als sie alle bedient waren, war das für die Gefangenen bestimmte Material verbraucht. Unsere Landser können sich weiter mit ihren Zahnschmerzen abquälen.

**Betonfabrik.** Die ganze „Fabrik“ bestand aus einem Betonmischer, einer 3 m hohen Presse und einer Bürobaracke. Das Fabrikgelände war 50 x 80 m groß. Hier stellen wir Bausteine her. In der Betonmischmaschine wird eine Mischung von Zement und Schlacke hergestellt und in die Presse geschüttet, die dann die Masse zu großformatigen Bausteinen presst. Jeweils 3 Stück werden dann von uns auf einem Brett auf eine freie Fläche getragen, wo sie zum Trocknen abgelegt werden. Dabei werden sie dann hart, denn wenn sie aus der Presse kommen, sind sie noch nass, weich und schwer.

Arbeitsschluss. Hans reinigt die Mischmaschine, und da gerade niemand in der Nähe ist, haut er mit seinem Hammer in wuchtigen Schlägen auf die Niete der Trommel. Aber einer von der Brigade hat es doch gemerkt und meldet die „Sabotage“ im Lager. Seltsamerweise geschieht nichts darauf. Ein paar Tage später versuche ich in einem harmlosen Gespräch mit diesem Denunzianten, seinen Namen und Heimatort zu erfahren. Aber dieser Fuchs ist vorsichtig und gibt nichts preis. Ich glaube aber, er war aus dem westlichen Havelland oder aus Brandenburg oder Burg bei Magdeburg.

Arbeitsschluss. Es ist schon dunkel, und wir warten auf den Lkw, der uns ins Lager bringen soll. Neben dem Büro steht ein Lkw. Da sind ein paar Körbe mit Äpfeln drauf. Leutnant X pirscht sich heran, klettert hinauf und greift sich ein paar Äpfel. Aber er wird erwischt und bekommt, wieder einmal, ein paar



mächtige Ohrfeigen. Der hat immer Pech, denn von Michai auf dem Drahtrollen-Kommando hat er auch mal welche bekommen.

Während wir auf dem Gelände der Betonfabrik arbeiten, kommt eine ältere Frau vorbei und reicht Hans ein ganzes Brot durch den Zaun. Es gibt auch unter den Russen viele gute Menschen.

Wir bekommen Heimatpost. Als man sie uns aushändigt, sind es nur die leeren Briefumschläge.

Rechenschaft über die Gestorbenen gibt es nicht. Sie dürfen auch nicht von uns privat registriert werden.

In der Betonfabrik wird die Norm erhöht. Bisher täglich 800 Steine mit 13 Mann, jetzt 800 Steine mit 8 Mann. Zusätzliche Nachtarbeit ohne Bezahlung und ohne Zusatzverpflegung.

Dauernde Arbeitsunfälle wegen mangelhaften Arbeitsschutzes, z. B. Verladearbeiten auf dem Güterbahnhof bei Nacht ohne Licht.

Kameraden erzählen:

Kohlebergwerk in **Stalino** 1944: In niedrigem Flöz liegend Kohle gehauen, die Kohlestücke rückwärts kriechend herausgeschafft. Norm: 1 Lore täglich pro Mann. Nach 2 Monaten waren alle krank. Von 1600 Mann blieben 267 am Leben. – Stein (aus **Thorn**) erzählt: Seine Gruppe mit 1 Offizier als Gefangene abgeführt. Der am Ende der Gruppe laufende Offizier wurde erschossen. Großer Durst, kommen an Fluss vorbei, wer hinlief, um zu trinken, wurde erschossen. – Marx (Totengräberkommando **Witebsk**): Von den 22 Mann des Kommandos sind nur 4 Mann übrig geblieben. – 1944 sind von 2200 Lagerinsassen 1800 gestorben. Er selbst hat 1325 begraben. – Tolksdorf: Am Tage der Kapitulation von Königsberg hörte man überall die verzweifelten Schreie und das grauenhafte Kreischen deutscher Frauen, die sich gegen die Vergewaltigungen durch die sowjetischen Soldaten wehren wollten. – In Metgate(?)<sup>802</sup> wurde die Bevölkerung zusammengetrieben und mit Minen in die Luft gesprengt. Er selbst hat dort 176 Frauen und Kinder beerdigt. – Dez. 44 und Jan. 45 in Jarczuz(?): Von 1300 Offizieren sind 150 gestorben. – Heimkehrtransport von **Gorki**: Die Bevölkerung ist sehr unfreundlich. (Bis hierher waren die Deutschen im Krieg nicht vorgedrungen. Die Bevölkerung sah sie nur als Kriegsgefangene und war von der sowjetischen Propaganda völlig verhetzt.) – Russischer Offizier lässt sich von Landservormachen, wie man mit Messer und Gabel isst. – Werner Kiesel spricht mit einer Russin, die in **Auschwitz** war. Sie gibt ihm einen halben Wäschebeutel voll Kartoffeln (ca. 5 Pfund). – Kommando aus **Kowno**: Litauer freundlich. Im Lager Ruhrepidemie. In zwei Monaten sterben 700 Mann. – Bormann (**Kaunas**): Telefonleitung zum russischen Kapitän durchgeschnitten. – Theo Korth (Kosch?): Weil er die Erpressung zu Spitzeldiensten ablehnte, bekam er Steh- und Wasserkarzer (ein enges Verlies, wo er bis zum Bauch im Wasser stand). – Deutsche Mädchen kahlgeschoren. – Rückkämpfer: Das Dorf hallt wieder von den Schmerzens- und Verzweiflungsschreien deutscher Mädchen. – Rotarmisten haben deutsche Verwundete geschlagen und ermordet. – (?) Nach Saunabad nass und nackt in die Kälte gejagt: 1 Toter. – Adler (**Borissow**) und Klettendorf (**Breslau**): Sämtliche erreichbaren Frauen in einem Haus zusammengetrieben und laufend vergewaltigt. – Ein alter KP-Funktionär muss zusehen, wie seine Frau und seine 14-jährige Tochter vergewaltigt werden. Als Altkommunist geht er zum russischen Kommandeur und beschwert sich. Er wird erschossen. – 27 Frauen begehen Selbstmord, um nicht vergewaltigt zu werden. – Adlers Frau lässt sich mit einer Zange alle Vorderzähne ausreißen, um hässlich auszusehen. (Adler ist Kommunist!) – Benno, Kade, Rolf (**Dresden-Neustadt**): Herzerreißende, kreischende Hilferufe von Frauen. Deutsche Offiziere gehen zum Lagertor, um den Frauen zu Hilfe zu kommen. Der rote Posten hält sie mit angelegtem Gewehr zurück. – Ein Kohlewaggon zeigt eine mit Kreide an die Wagenwand geschriebene Nachricht: Gruß von Marie und Erika, Kohlerevier, Schacht 6. – **Sloboda**: Bei einer Filzung findet man bei einem Mann 3 Schachteln Streichhölzer. Er bekommt Karzer wegen Sabotageverdacht. – **Tula**: Deutsche, kahlgeschorene Mädchen verladen Steine. Am Lagerzaun angerufen, aber sie antworten nicht. – Verbannte werden oft noch Jahre nach Ablauf ihrer Zeit festgehalten. Oder entlassen und gleich wieder verhaftet. – Nach der Besetzung Schlesiens: Ein Geistlicher bemerkt zufällig, dass ein Mädchen keine Schlüpfer trägt. Auf seine vorwurfsvolle Frage antwortet sie: „Hat ja keinen Zweck, es kommen ja dauernd Russen und wollen etwas!“. – BVK<sup>803</sup> (**Borissow**): 20 Ungarn wegen Nichterfüllung der Norm in Dunkelkammer gesperrt, die nur für 7 Personen Platz hat. Sie schreien und brüllen. – Russische Ärztin wird versetzt,

---

<sup>802</sup> In der vom Autor verwendeten Kurrentschrift wird **Mohtalen** ähnlich geschrieben.

<sup>803</sup> Ist damit etwa gemeint: Bruderbund der Kriegsgefangenen, antifaschistische Untergrundorganisation sowjetischer Kriegsgefangener 1943–44 (*Für immer gezeichnet: Die Geschichte der Ostarbeiter. Aus dem Russischen von Christina Links und Ganna-Maria Braungardt, Ch. Links Verlag, 2019*)

weil sie zu den Deutschen zu gut ist. – Deutscher Lauschdienst hört (während des Krieges) das Verhör eines deutschen Kriegsgefangenen ab: „1 und 2 angewandt (= Finger- und Zehennägel ausreißen), nichts ausgesagt.“ „Gehen Sie weiter, bringen Sie ihn zum Bataillon. Ich erwarte, dass er hier nicht ankommt.“ Ende der Kameradenberichte.

In Smolensk müssen viele Leute ihr Haushalts-Wasser immer noch aus den Straßenbrunnen holen, wie auf den Dörfern. – Frauen tragen ihre Kinder auf dem Rücken. – Lasten werden oft in Bündeln auf dem Rücken getragen. – Die meisten Lkws werden noch mit der Kurbel statt mit einem Anlasser angeworfen. – Ist nicht abfällig gemeint, aber es ist Europa vor 100 Jahren.

**Fabrik „Kalinin“.** Sie liegt direkt unter uns am flachen Hang und reicht schon in die Talebene. Sie ist von unserem Lager nur durch einen Zaun getrennt, denn unser „Kulturpalast“ war ja das Versammlungshaus dieser Fabrik. Das kleine Werk hat mehrere Abteilungen: Traktorenausbesserungswerk, Kesselschmiede, Formerei und Gießerei. Ich bin Brigadier einer Arbeitsbrigade in der Fabrik. Wir arbeiten abwechselnd in allen Abteilungen, je nach Bedarf. Zwischendurch bekommen wir wieder mal ein Kommando in der Stadt, oft monatelang. Die Fabrik hat Gleisanschluss.<sup>804</sup>

Auch im sozialistischen Russland herrscht das Leistungsprinzip, und von der klassenlosen Gesellschaft ist überhaupt keine Rede, außer in der Propaganda. Spezialisten (Facharbeiter) werden weit besser bezahlt, als ungelernte. Der Unterschied zwischen diesen beiden Lohngruppen ist erheblich größer, als in den westlichen Ländern.

In der Kesselschmiede quälen wir uns mit der Gleiskette eines großen Traktors ab. Die bleischwere Kette soll von einem Arbeitsplatz zu einem andern geschafft werden. Das geschieht, indem wir zu 6 Mann mit Brechstangen zwischen die Kettenglieder stoßen und sie dann zentimeterweise weiterhebeln. So primitiv wird hier vielfach noch gearbeitet. In der Kesselschmiede ist alles schwerste Knochenarbeit. Selbst die dicken Stahlbleche für Kessel werden von den Kriegsgefangenen in Handarbeit mit schweren Hämmern rund geformt. Hier machen viele schlapp.

In der Formerei geht es etwas ruhiger zu. Hier arbeiten z. T. Facharbeiter, Former, russische und deutsche. (Facharbeiter waren immer gesucht. Sie werden besser bezahlt und oft auch besser behandelt.) Der Boden der großen Halle war etwas tiefer gelegt und dann mit einer dicken Schicht dunkler, lockerer Spezialerde ausgefüllt. In diesen Boden haben die Former dann Hohlräume hineinmodelliert und oben mit Erde abgedeckt. Diese Hohlräume haben die Form bestimmter Geräte oder Maschinenteile. Nun kommen die Gießer heran. Zu zweit tragen sie an einer langen Stange, in deren Mitte ein Kübel mit glutflüssigem Eisen hängt, das Gießmaterial heran und kippen es vorsichtig durch ein Loch, dass die Former offen gelassen hatten, in die Form. Nach einigen Tagen ist das Eisen erkaltet und das gegossene Teil erhärtet. Nun wird es ausgegraben und muss dann noch geputzt und abgeschliffen werden. Diese Arbeit machen dann die Gussschleifer. Auch diese ganze Arbeitsmethode ist noch primitiv, aber sie funktioniert.

Zurzeit arbeitet meine Brigade in der Formerei. Wir rollen mit 3 Mann einen Mühlstein in die Halle. Die steinerne Scheibe hat einen Durchmesser von 1 1/2 Metern und ist 15 cm dick. Auf dem weichen Boden der Gießerei kommt sie plötzlich aus dem Gleichgewicht ihrer Senkrechtheilung und neigt sich zur Seite. Ich rufe „festhalten“, aber 2 Mann waren schon zur Seite gesprungen. Ich packe mit zu, aber mein Nebenmann, ein junger Leutnant, will getreu meinen Befehl nicht loslassen. Mit 2 Mann aber war der Stein nicht zu halten. Er beginnt zu kippen, und bevor wir zurück springen können, fällt die Kante des Mühlsteins dem Leutnant auf die Zehen. Er zieht das Bein an, hält es mit beiden Händen hoch und hopst vor Schmerzen im Kreis herum, auf einem Bein. Der Zeh war gebrochen, aber es war trotzdem noch glimpflich abgegangen, weil der weiche Boden nachgegeben und den Fuß in die Erde gedrückt hatte.

Ein russisches Mädchen und ein deutscher Kriegsgefangener werden in einem Nebenraum der Formerei in eindeutiger Stellung erwischt. Das Mädchen ist weg.

Im Traktorenwerk ist die Reparatur eines Treckers gerade beendet. Nun wird er noch schön angestrichen. Die Speichen rot, alles andere grün. Ich stehe daneben und begucke mir den schmucken Apparat. Wieder so ein Stück **potemkinsches Dorf**. Ich höre nämlich die Unterhaltung der beiden Russen, die sich etwas besorgt über die Dauerhaftigkeit ihrer Reparatur äußern. Sie erwarten jeden

---

<sup>804</sup> Die **Fabrik** gibt es immer noch. Im Kulturpalast („Club für Arbeiter der Anlage Kalinin“) befindet sich jetzt eine **juristische Akademie**. Ein Gleisanschluss ist jetzt und auch auf Luftbildern oder einem Stadtplan der Kriegszeit nicht feststellbar; die Anlage liegt aber neben dem Bahnhof, nur durch die Hauptstraße getrennt.

Augenblick denn Traktoristen, der sein Fahrzeug selbst abholt, um es zur Kolchose zurückzubringen. Er kommt tatsächlich und beginnt sofort, den Trecker auf dem Fabrikhof auszuprobieren. Während er auf dem Fabrikgelände herumkurvt, schwitzt der russische Vorarbeiter Blut und Wasser. Denn solange das Fahrzeug nicht verladen ist, trägt die Fabrik noch die Verantwortung. Aber der Traktorist ist zufrieden. Er fährt den Trecker ans Bahngleis, wo er verladen und festgezurrert wird. Der russische Meister atmet hörbar auf. Seine Norm ist erfüllt, und wenn der Trecker morgen auf der Kolchose wieder kaputt geht, ist es nicht seine Schuld.

Die Hälfte meiner Brigade wird zu einem Schrottplatz abgestellt, wo sie zwischen den Autowracks aufräumen soll. Der Platz liegt in der Nähe der Fabrik, und ich gehe ein paar Tage mit dieser Gruppe, um mir die dortigen Arbeitsbedingungen anzusehen. Als Bewachung ist uns eine russische Frau) mitgegeben, mittelgroß, rundlich mit roten Pausbacken. Sie ist herzensgut, und die lange Flinte, die sie geschultert hat, passt gar nicht zu ihr. Sie bringt oft ihren 12-jährigen Sohn mit, der ihr wie aus dem Gesicht geschnitten ist. Zum Lachen, wie ähnlich sich die beiden sehen. Die Frau lässt mich oft zum Einkaufen losgehen, und ich bin dann stundenlang in der Stadt unterwegs. Meine Brigade arbeitet sich auch nicht tot. Aber es ist trotzdem kein angenehmes Kommando, denn es ist bitterkalt. Ich gehe deshalb nach ein paar Tagen wieder zu dem anderen Teil meiner Brigade zurück, die in der Kesselschmiede arbeitet. Hier ist es warm. Als ich später auch wieder mal zum Schrottplatz kam, schmolzt die Postenfrau mit mir. Sie ist beleidigt, weil ich nicht bei ihrem Kommando geblieben bin. Ob es mir bei ihr nicht gefiele? Natürlich habe es mir gefallen. Sie war immer sehr freundlich zu uns und hat uns manches abgekauft, obgleich sie es gar nicht gebrauchen konnte. Sie tat es nur, um uns zu helfen. Sie war die typische gute russische Mutter.<sup>805</sup>

Brigadiere brauchen nicht mitzuarbeiten. Trotzdem habe ich es oft getan, weil ich ganz gern arbeite. Jetzt aber tue ich es seltener und habe daher viel Bewegungsfreiheit. Wolfslast führt eine andere Brigade in der Fabrik. Manchmal treffen wir uns auf dem Werksgelände und unterhalten uns eine Weile.

Eines Tages drückt unser Fliegeroffizier und Stubengenosse kurz vor Arbeitsschluss seinem Brigadier Wolfslast ein Päckchen in die Hand mit der Bitte, es ins Lager mitzunehmen. Wolfslast nimmt es ahnungslos mit und kommt auch durchs Lagertor. (Beim Verlassen der Fabrik werden die Kommandos oft durchsucht, nur die Brigadiere lässt man meist ungeschoren.) Oben in der Stube lässt sich der Flieger das Päckchen wiedergeben. Es enthielt wertvolles Material, dass der Österreicher geklaut hatte. Dieser Trick war eine bodenlose Gemeinheit, denn wenn Wolfslast damit geschnappt worden wäre, hätte er eine harte Strafe zu erwarten gehabt, denn die Fabrik mit allem Material ist Staats- bzw. Kollektiveigentum. Sie gehört theoretisch nach sozialistischen Wirtschaftsverständnis dem Volke. Und Diebstahl von Volkseigentum ist folglich ein Verbrechen gegen Staat und Volk. Es wird immer hart bestraft.

Ich werde allein zum Haus des Fabrikdirektors geschickt, um einen Gartenzaun auszubessern. Im Hof stehen zwei Sessel mit rotem Plüsch und breiten Goldfransen. Frau Direktor in schwarzem Seidenkleid. Alles etwas protzig und alles deutsches Beutegut. Ich wollte mal den Lokus des Direktors benutzen. Es ist das bekannte Holzhäuschen im Garten. Aber mein Vorhaben stieß auf Schwierigkeiten. Beide Brillen waren nass und buchstäblich besch... Aus den Brillen ragten die Überreste menschlicher Verdauung in einem spitzen hart gefrorenen Kegel heraus. Man musste auf die Brille steigen und in Hockstellung seine Verrichtung erledigen.

Später gab ein anderer Kriegsgefangener in dem selben Haus Klavierunterricht und aß dann auch zu den Mahlzeiten mit am Tisch. Auf den Bestecken stand „Hotel zur Post“. Wahrscheinlich war auch das Klavier in Deutschland geklaut.

Ich bekomme inzwischen ein neues Kommando. Auf dem Rückmarsch zum Lager begegnen wir auf der Dnjepr-Brücke einer Kolonne russischer Strafgefangener. Sie werden schärfer bewacht, als wir. Ihre Wachen haben Hunde bei sich. Als die Posten uns sehen, werden sie nervös, rennen an ihrer Kolonne entlang und schreien herum. Sie wollen verhindern, dass wir miteinander sprechen.

August 47. Ein deutscher Kriegsgefangener ist von einer Kolchose mit einem Trecker getürmt. Er spricht gut russisch. Vielleicht kommt der durch.

---

<sup>805</sup> Diese Frau konnte mit Unterstützung aus der [Facebook-Gruppe „Друзей Смоленск“](#) identifiziert werden als Frau Аpmюxова (Artjuchowa) mit Sohn Юpa/Юпуш (Jura, Diminutiv von Juri). Der Autor war demnach mit ihr geradezu befreundet, hat dem Sohn viel beigebracht, und sie hoffte, er würde sie mit nach Deutschland nehmen. Sie hat nie geheiratet.

Die „Tägliche Rundschau“ berichtet in der Heimat, in Leningrad sei ein Gefangenenlager ohne Stacheldraht. Eine Woche später wird bei uns ein dritter Zaun um das Lager gezogen. – Sächsische Tageszeitungen erzählen ihren Lesern, dass wir pro Tag 800–1000 g Brot bekämen.

Unser Waldlager hat bei 10–12-stündiger Arbeit kein Schuhwerk und zerlumppte Kleidung.

Wieder eine große Versammlung mit dem Thema: Wie können Missstände beseitigt werden? Wo sind Verbesserungen möglich? Der Russe macht große Versprechungen, aber getan wird nichts, wie immer. Abgesehen von allen übrigen Schikanen und Betrügereien besteht ein grundsätzlicher Übelstand: Die Arbeits-Normen sind ja unter normalen Voraussetzungen festgelegt worden, das heißt dass Material, Arbeitsgeräte und gesunde Menschen vorhanden sind. In unserer Fabrik und auf den meisten anderen Arbeitsplätzen ist aber nichts von alledem vorhanden. Daher ist die Norm (100%) normalerweise kaum zu erreichen.

Im vergangenen Jahr bekamen wir um diese Zeit 900 g Brot und 800–1000 g Suppe. In diesem Jahr sind es 600 g Brot und 600–750 g Suppe. Und dies nur bei Normerfüllung von 100%! Und außerdem werden einzelne Arbeitsforderungen noch erhöht. Und der brave Deutsche schuftet und treibt sich noch gegenseitig an, denn wenn 1 oder 2 Mann faul sind, drücken sie die ganze Norm der Brigade. Die Minderleistung eines oder einiger Leute schädigt also die ganze Gruppe. Deshalb werden sie dann oft von den anderen Brigademitgliedern angetrieben. Ein raffiniertes System!

Der Deutsche ist der beste Soldat der Welt, aber auch der beste Gefangene!

Die Miliz (*Polizei*) wird wachsamer. Kriegsgefangene, die in der Stadt beim Einkaufen oder Herumbummeln geschnappt werden, werden ins Lager zurückgebracht. Meist ist der Fall damit erledigt.

Der Russe sperrt uns in zu kleine Räume und gibt uns keine Spinde für unsere Bekleidung. Aber er verlangt Ordnung und Sauberkeit. Er nimmt uns Bekleidung, z. T. Rasierzeug, verlangt aber ordentliche Kleidung und Rasur. Er selbst spuckt und kackt überall herum, aber *an* uns kritisiert er jedes Krümelchen Schmutz.

28.8.47. Eine Nachtschicht in der Betonfabrik, anschließend eine Tagesschicht in der Fabrik „Kalinin“, anschließend eine Nachtschicht in der Betonfabrik. Das waren 24 Stunden durchgehende Arbeit ohne Schlaf, und als Zugabe eine Schicht ohne Verpflegung. Die Sklaverei in Amerika und Afrika ist abgeschafft. In der Sowjetunion ist sie wieder eingeführt. Oder besser: Hier hat sie nie aufgehört.

Nach 4 Jahren bin ich erstmals wieder in Zahnbehandlung.

Landser ziehen sich vor Schwäche am Geländer die Treppe hoch.

Neuerdings ist es verboten, Produkte mit ins Lager zu bringen und hier zu kochen. Wenn man sich etwas kaufen will – sofern man Geld verdient – muss man es draußen essen. Allerdings gibt es immer Wege, das Verbot zu umgehen.

Seit kurzem findet vor dem Abmarsch zur Arbeit immer eine Bekleidungsmusterung statt. Es ist nämlich eine Kommission gemeldet.

Die Kommission erscheint unter Führung eines Oberst und inspiziert das Lager. Überbelegte Räume müssen „ausgelichtet“ werden. Das Essen wird geprüft. Heute ist es natürlich ausgezeichnet. Im Kinosaal spricht der Oberst mit einem Landser. Er fragt ihn: „Wie ist das Essen?“ Antwort: „gut.“ Die umstehenden Landser murren. Der Oberst fragt genauer: „Ist das Essen Suppe oder Brei?“ (Ssup ili kascha<sup>806</sup>) Antwort: „Kascha!“ Wieder Murren in der Umgebung. Ein etwas geschickterer Mann hätte den wahren Sachverhalt natürlich zumindest andeutungsweise schildern können, woraus der Oberst, der ja sicher nicht dumm war, schon die richtigen Schlüsse gezogen hätte. Andererseits: Was sollte dieser arme Kerl anderes sagen? Neben dem Oberst stehen die Leute der deutschen Lagerleitung, und wenn der Landser die Wahrheit gesagt hätte, würde er morgen von der Schlägergruppe der Lagerleitung zusammengeschlagen. Und ändern würde sich sowieso gar nichts, denn die Betrügereien mit der Verpflegung fangen ja nicht erst bei der „deutschen“ Lagerleitung an, sondern schon bei der Anlieferung durch die Russen. Und alle diese Mogeleyen aufzudecken, geht einfach über die Möglichkeiten selbst eines gutwilligen Oberst.

Als Belohnung für fleißige Arbeit sollen die Bestarbeiter in die Heimat entlassen werden. Wohl wieder eine der geschickten Propagandaaktionen, wodurch sich der Russe einen verstärkten Arbeitseifer der

---

<sup>806</sup> Суп или каша



Zurückbleibenden verspricht. Aus unserem Lager werden 3 entlassen. Aber es sind nicht die besten. Wer schickt denn schon seine besten Arbeiter weg!?

29.9.47. Ein Toter (Herz). Er hat sich auf der Ziegelei kaputt gemacht.

Heute<sup>807</sup> ist eigentlich unser arbeitsfreier Sonntag, aber wir müssen Lagerarbeiten machen: Torf stapeln, Kartoffelschälen. – Das Kommando Autobahn ist trotz schlechter Lagerverpflegung rund und wohlgenährt.

25.10.47. Ich werde zur Überprüfung zum NKWD zitiert.

6.11.47. Filzung: Sie nehmen mir wieder alles weg: Heimatpost, Grammatikauszüge, Notizheft.

1.(15.?)5.<sup>808</sup> Der Antifaschist Franz Tucholski taucht in Smolensk auf. – Ein großer Stoß von Rotkreuz-Karten, die wir zu Weihnachten nach Hause geschrieben haben, kommt vom NKWD zurück, weil mehr als 30 Worte drauf standen.

Zur Bekämpfung des Ungeziefers werden uns wieder die Haare kahlgeschoren. Aber Seife haben wir seit 4 Wochen, und frische Wäsche seit 8 Wochen nicht mehr bekommen.

Neben dem Kinosaal befindet sich ein geheizter Trockenraum, indem wir unsere nassen Filzstiefel an langen Querstangen zum Trocknen aufhängen. Morgens ist dann natürlich immer großes Gedränge, wenn alle gleichzeitig ihre Stiefel abholen. Deshalb ging ich eines Nachts, als ich sowieso austreten musste, in den Trockenraum, um meine Stiefel gleich mitzunehmen. Da sitzt so ein Knilch von Antifaschist, ein kleiner, gedrungener Sachse mit widerlichem Dialekt. Er ist der übelste der ganzen roten Sippschaft. Er zensiert gerade unsere Post. Er verweigert mir die Herausgabe meiner Stiefel. – Es kam auch vor, dass der Strom wieder einmal ausfiel, und wir unsere Stiefel dann im Dunkeln suchen mussten. Dann vervielfachte sich das Gedränge und Geschimpfe, das schon an normalen Tagen beachtlich war. – Taschentücher, Fußlappen oder gar Strümpfe gibt es überhaupt nicht mehr. Man muss sich irgendwo Lappen suchen. Ich benutze seit 2 Jahren schon mein einziges Taschentuch. Obgleich ich es immer vorsichtig auswasche, ist es schon ganz ausgefranst und nur noch halb so groß. – Wenn unsere „Kulturgruppe“ für Theater oder Kabarett irgendwelche Dinge braucht, muss immer jemand nach Moskau fahren. Pinsel, Farben, Noten, Violinsaiten oder sonst was gibt es – wenn überhaupt – nur in Moskau. – Ich höre, dass mein langjähriger Regimentskommandeur, Oberst Haarhaus, 15 Jahre Zwangsarbeit erhalten hat.

25.11.47. Österreicher fahren nach Hause. – Hauptmann Reher und Fritz Schäfer Spitzel? – Jeder, der mal im Ausland war, gilt als verdächtig. Der Iwan schließt hier wieder von seinen eigenen Verhältnissen auf andere. Er selbst lässt ja nur linientreue und Geheimdienstleute ins Ausland. Wenn also jemand im Ausland war, ist er linientreuer Nazi oder Agent gewesen. Aus welchem Grund war ich also während meines Studiums 1/4 Jahr nach Frankreich, statt in Berlin zu studieren!? Es ist furchtbar, gegen soviel Misstrauen und Unwissen anzukämpfen. Bei den Amis war es übrigens oft nicht viel besser in dieser Hinsicht.

10.12.47. Wir wollen gerechte Prozente. Eine Sprawka<sup>809</sup> (Anfrage) an die Lagerleitung wird nicht angenommen. Bei der Abrechnung wird dauernd manipuliert. Mit Wut und Hohnlachen entnehmen wir aus Presse und Rundfunk, wie die Heimat über unsere wahre Lage belogen wird.

Am Fenster des NKWD-Büros (des Politikommissars) kleben weihnachtliche Scherenschnitte. Manches in Russland ist unbegreiflich.

Wir arbeiten am östlichen Stadtrand auf einem Grundstück, dass mal eine Autoreparaturwerkstatt werden soll. Zurzeit stehen nur 2 kleine Häuser darauf. In dem einen sollen wir einen Ofen setzen. In ein paar Tagen hatten wir das Werk aus Backsteinen und Lehm fertiggestellt. Die Sekretärin, die ihr Büro in dem anderen Häuschen hat, kommt herüber, um den Ofen zu begutachten. Aber sie ist nicht recht zufrieden und überhaupt etwas ungnädig. Jetzt bauen wir auf demselben Grundstück eine Montagegrube für Autoreparaturen. Wir heben eine Grube von 1,80 m Tiefe aus und verschalen sie von innen. Als wir dann die Betonmischung eingießen, biegen sich die Schalbretter trotz der Verstrebungen etwas durch. Nach ein paar Tagen war der Beton hart, und wir konnten die Verschalung abnehmen. Die

---

<sup>807</sup> 5.10.? Der 29.9. war ein Montag.

<sup>808</sup> Dieses Datum sollte wohl als unsicher gekennzeichnet werden und ist dann offenbar noch einem Tippfehler zum Opfer gefallen. Es kann – vor allem bei Berücksichtigung des Zusammenhangs – nur um den 15.11. bedeuten.

<sup>809</sup> справка

Grube ist fertig, aber die Betonwände haben einen leichten Bauch nach innen. Als der sehr freundliche Natschalnik unser Werk besieht, wiegt er leise den Kopf und lächelt nachsichtig. Seine Kritik ist milde. Ganz so schlimm ist die Ausbuchtung ja auch nicht, und die Grube ist jedenfalls betriebsfertig.

Unser Grundstück ist der letzte bebaute Platz am Stadtrand. Gleich neben unserem Zaun beginnen die Felder einer Kolchose. Die Kartoffeln sind schon abgeerntet, aber es steckten noch so viele davon in der Erde, dass wir beim Nachgraben aus jedem Quadratmeter noch einen Eimer Kartoffeln herausholen. Das tun wir täglich und verbessern damit unser Mittagessen.

Den Grund für die vielen Kartoffeln im Boden sehen wir im Normsystem: Jeder Kolchosarbeiter muss pro Tag eine bestimmte Fläche abernten, um auf 100% zu kommen. Wenn er gründlich arbeitet, erreicht er sie kaum. Also wird gepuscht. Man hackt sie nur oberflächlich oder reißt die Stauden einfach heraus. Die mit herausgerissenen Kartoffeln werden eingesammelt, die vielen anderen bleiben im Boden. Hauptsache, man schafft seine Norm.

Aus der Kolchose kommen einige Panjewagen, die mit Kohlköpfen voll beladen sind. Sie fahren damit in die Stadt. Wir arbeiten gerade an der Straße vor unserer Autowerkstatt und lächeln den Mädchen freundlich zu, die hinten auf jedem Wagen mitfahren. Dem Mädchen auf dem letzten Wagen plinkern wir zu, und sie hat sofort verstanden. Sie lässt ein paar Kohlköpfe vom Wagen kullern.

Weihnachten 1947. Post: keine. Zusätzliche Verpflegung: keine. Arbeitszeit-Verkürzung zum Feiertag: keine. Für die 2 Stunden, die wir früher Schluss machten, mussten einige Nachtkommandos heraus, am hl. Abend! Der Befehl, dass der 25.12. arbeitsfrei bleiben soll, kommt angeblich erst am 27. an. Solchen Betrug vom Iwan sind wir gewöhnt.

25.12. 1 Toter (Herzschwäche) – In der Fabrik kommt auf 4 Gusschleifer nur 1 Brille.

16.12. **Währungsreform** 1:10. Ich hatte in den 2 1/2 Jahren Gefangenschaft 860 Rubel gespart und bekam also 86 neue. Da jeder Kriegsgefangene nur 100 Rubel umtauschen durfte, musste ich einige Kameraden einspannen, die für mich je 100 Rubel tauschten.

Im letzten Sommer (1947) habe ich mich gut herausgefuttern. Das hatte ich einigen lukrativen Kommandos zu verdanken: Betriebe, wo wir ein zusätzliches Mittagessen in der Kantine bekamen. Als Nachtoffizier gab mir unsere Küche immer einen Nachschlag. Auf anderen Kommandos verdiente ich Geld durch die Arbeit oder durch gelegentliches Klauen. Auch tauschte ich regelmäßig meine Tabakration gegen Verpflegung.

Manchmal scheint es mir, als ob die Russen tatsächlich Schwierigkeiten mit ihrer eigenen Lebensmittelversorgung haben.<sup>810</sup> Missernten und Misswirtschaft. – Die Lagerverpflegung bleibt nach wie vor miserabel. Und je nachdem, ob und wie lange man ein gutes oder schlechtes Kommando hat, kann es den einen in demselben Lager gut gehen, während andere fast verhungern. Aber auch die Zustände in den einzelnen Lagern sind sehr unterschiedlich, und das liegt meist daran, ob der russische Lagerkommandant verständig oder gehässig ist, und ob die deutsche Lagerleitung vernünftig oder auch kommunistisch verhetzt ist. Über unsere russischen Arbeitskollegen oder über die Bevölkerung gibt es keine Klagen. Beweise russischer Gutmütigkeit bekommen wir immer wieder.

Im Krieg haben wir den russischen Bauern, deren Kühe allerhöchstens 6 Liter Milch pro Tag gaben, erzählt, dass unsere deutschen Kühe 20 l gäben. Das haben sie nicht glauben wollen. Nach dem Krieg begann die Rote Armee dann unsere Kühe aus Deutschland zum Teil im Fußmarsch nach Russland zu bringen, wo sie völlig abgemagert ankamen und nun auch höchstens 6 Liter gaben. Womit die Bauern den Beweis hatten, dass wir gelogen haben!

Am 10. geschriebene Post wird am 31. zurückgegeben. Die Zensur hatte sie nicht durchgelassen.

Laut Befehl fand am 1.1. eine Verpflegungsaufbesserung statt. Aber erst nachdem dies bis zu uns Kriegsgefangenen durchgesickert war, erhalten wir nach langem Hin und Her mehr Brot, Pfeffer(!) und Lorbeerblätter(!). Dafür zogen sie uns aber wieder andere Produkte ab (Mehl, Hirse, Kartoffeln), ebenso bekommen wir weniger Seife! So haben diese Ganoven aus der vorgesehenen Verbesserung noch eine Verschlechterung gemacht. Ich hatte überhaupt schon wiederholt den Eindruck, dass die Moskauer Führung bestrebt ist, durch ausreichende Verpflegung unsere Arbeitskraft zu erhalten. Das wäre sinnvoll und zu ihrem eigenen Vorteil. Aber diese Maßnahmen wurden zunichte gemacht durch korrupte russische Lagerkommandant und „deutsche“ Lagerleitungen, die große Verpflegungsmengen

---

<sup>810</sup> vgl. Cartellieri S. 343, 329 ff.

verkauften, in schlechtere umtauschten und den Gewinn in ihre Tasche stecken. Nach sowjetischem Recht waren das schwere Verbrechen.

Wieder einmal Untersuchungen nach SS-Tätowierungen. Jetzt erst erfuhr ich, dass die SS-Männer an der Innenseite des Oberarms eine kleine **Tätowierung** hatten. Untersuchung durch einen russischen Arzt und den Politkommissar.

Die bildhübsche russische Lagerärztin, die uns aus Riga geholt hatte und bis jetzt hier Lagerärztin war, ist verschwunden. Man munkelt, sie habe mit unserem Lagerfriseur (deutscher Kriegsgefangener), einem hübschen Kerl, etwas gehabt.

Die jetzige Ärztin ist dick und hässlich, aber sie nimmt ihre Aufgabe ernst und setzt sich manchmal für uns ein. Sie ist Jüdin. Einmal verbot sie Außenarbeiten bei  $-25^{\circ}$ . Bei einer der Impfungen, die in größeren Abständen erfolgten, habe ich mich heimlich aus dem Behandlungszimmer geschlichen. Aber sie hat es bemerkt. Ich war kaum in unserem Wohnraum angelangt, da ließ sie mich schon zurückholen.

Wir finden Rotkreuz-Postkarten, die als Notizzettel und Schmierpapier benutzt worden sind.

**E-Werk.** Das Elektrizitätswerk liegt inmitten der Unterstadt, dem im Dnjepr-Tal gelegenen Teil der Stadt, und zwar unmittelbar neben den Bahngleisen. Einige dieser Gleise führen in das Werk hinein. Das Werk ist teilweise noch zerstört. Deshalb stehen auf dem Gelände zwei große amerikanische Pullmanwagen, deren Maschinen oder Motoren Tag und Nacht mit großem Getöse laufen, um zusätzlichen Strom zu erzeugen. Ob es Generatoren sind oder ob sie nur Generatoren antreiben, entzieht sich meinen mangelhaften technischen Kenntnissen.

Unsere Arbeit hier besteht hauptsächlich darin, die in einem mehrstöckigen Haus befindlichen Maschinen laufend mit Brennmaterial zu versorgen. Wir entluden also pausenlos Güterzüge, die mit Torf oder manchmal auch mit Koks herankamen. Die Torfstücke sind so lang und dick wie der Oberarm eines starken Mannes. Sie sind hart wie Holz. Beim Entladen werfen wir den Torf einfach nach beiden Seiten auf die Erde hinunter. Von hier wird er mit einer kleinen Lorenbahn zu einem Fließband mit Baggerschaukeln (**Becherwerk**) gefahren, das den Torf schräg hinauf zum 2. Stock des Maschinenhauses befördert und dort abkippt.

Wir hatten hier im Sommer schon einige Wochen gearbeitet. Die Tagesschicht war erträglich, nur etwas staubig. Zuweilen aber kamen die Torfzüge so dicht nacheinander, dass rund um die Uhr gearbeitet werden musste. Dann arbeitete die Tagschicht gleich als Nachtschicht weiter, oder sie wurde von einer anderen Brigade abgelöst, die aber auch schon ihre Tagesarbeit anderswo geleistet hatte.

Ich erinnere mich an einen von vielen ähnlichen Fällen: Gleich nach dem Abendessen zogen wir wieder los, müde und ärgerlich, denn wir hatten unsere Tagesarbeit schon hinter uns. Der Zug steht an der üblichen Stelle, rechts und links die langgestreckten Hügel des vom vorigen Zug entladenen Torfes. Wir klettern auf die Waggonen und beginnen, die Torfstücke hinunterzuwerfen. Mit den Händen, natürlich. Und im Dunkeln, versteht sich. Wir schufteten die ganze Nacht hindurch. Da es warm ist, arbeiten wir mit freiem Oberkörper. Im fahlen Licht des grauen Morgens erkennen wir die Torfhügel beiderseits des Zuges, die sich immer höher türmen. Aber die Arbeit geht immer schleppender voran. Wir sind müde und staubig. Nun sind die Waggonen leer, aber von den Torfbergen ist so viel auf die Gleise gerutscht, dass der Zug nicht abfahren kann. Also müssen wir unter die Wagen kriechen, um die Gleise freizumachen, aber niemand hat mehr Lust und Kraft. Der Natschalnik treibt immer wieder Leute unter die Waggonen. Wir brauchen fast 2 Stunden für diese Arbeit, die sonst in 1/2 Stunde getan ist. Endlich, endlich sind wir fertig. Der Zug ruckt an und rollt langsam davon, während wir den Rückweg ins Lager antreten, wo wir nach einem kurzen Frühstück und einer Ruhepause erneut zu unserer Tagesarbeit antreten.

Ein russischer Natschalnik hat einen Gefangenen mit einem Knüttel derart geschlagen, dass er mit Knochenbrüchen ins Krankenhaus gebracht werden muss. Immer dasselbe: Schläge und Schikanen.

Die Ablösung ist schon da, aber die alte Schicht muss weiter arbeiten, ohne zusätzliche Prozente, natürlich. Wir reagieren mit Betrug und Diebstahl. Einmal haben sie einen angeblich Kranken auf Brettern aus dem E-Werk getragen und die Bretter dann verkauft.

Wir sind auf dem Rückmarsch vom Arbeitsplatz zum Lager und marschieren gerade am Bahnhof vorbei. Da das Kopfsteinpflaster meine müden Beine plagt, gehe ich neben der Kolonne auf dem glatten Sandweg mit (der Sandweg ist der Bürgersteig). Auf dem Weg kommt mir ein russischer Offizier entgegen. Er hält mich an und bedeutet mir, dass ich in der Kolonne marschieren soll. Aber ich stelle mich dumm und tue, als ob ich ihn nicht verstünde. Da gibt er es auf und geht weiter. Ich auch, auf dem

Sandweg natürlich. Jetzt ist es Winter, und wir arbeiten wieder im E-Werk. Auf dem Weg hierher kommen wir immer an einer Kirche vorbei, die auf der anderen Dnjepr-Seite am Südhang des Tales steht. Sie ist selbstverständlich geschlossen, und so steht sie etwas einsam auf dem freien, verschneiten Hang. Aber ihre vergoldeten Kuppeln, gekrönt von goldenen russischen Kreuzen, ragen strahlend und glänzend in den klaren blauen Winterhimmel.

In unserer Nähe arbeiten russische Strafgefangene. Sie laden Torf in die Loren. Ein Sergeant ihrer Wachmannschaft stößt mit einer spitzen Eisenstange in jede Torflöre hinein, denn unter dem Torf könnte sich ein Gefangener versteckt haben, um zu fliehen.

Wir schleppen Koks. Er liegt in mannshohen schwarzen Bergen auf dem weißen Schnee. Wir schippen ihn in Körbe, die wir 50 m weitertragen und sie dort in Loren schütten. Von hier wird er an den Aufzug gefahren. Ein Teil unserer Brigade schippt die Körbe voll, ein anderer trägt sie zu den Loren. Heute nacht ist uns eine Frau zugeteilt, die offensichtlich eine Strafarbeit ableisten muss. Der russische Natschalnik ist sehr gehässig zu ihr. Sie scheint nicht sehr robust zu sein und macht ihre Arbeit stumm und demütig. Ich fülle ihr ein paarmal den Korb, und sie geht damit langsam zur Lore. Sie tut mir leid. Ich sage es zu Hans, aber der ist hart. „Jede russische Frau, die kaputt geht, bringt keine Russen mehr zur Welt!“ ist seine Antwort. Während wir uns zum Abendessen in ein kleines Gebäude zurückziehen, bleibt die Frau draußen in der Kälte sitzen. Wir haben kein Essen übrig, denn es ist kärglich genug. Aber ich gehe doch mal zu ihr hinaus. Sie hockt auf einem Korb und hat den Kopf in die Hand gestützt. Ich streichele ihr einmal über die Wange, aber sie reagiert nicht. Dann gehe ich zurück, denn der widerliche Natschalnik kommt schon wieder an. Am nächsten Tag kommt die Frau nicht mehr.

Die Atmosphäre im Lager bessert sich etwas. Max Gasmann, der Lagerleiter und Offizier-Hasser, gibt mir sogar die Hand. Ich glaube, die Nachrichten aus der Heimat und Berichte über beginnende Kameradenschinder-Prozesse zu Hause machen sie doch etwas nachdenklich. Unsoziale Brigadiere werden abgesetzt.

18.2.48. 12 Grad Kälte. Im Traktorenwerk: Nichts klappt, nichts passt, keine Ersatzteile, kein Strom. Trotzdem soll der Vorkriegsstand der Produktion schon überschritten sein. Wie muss das denn vor dem Krieg ausgesehen haben! – Die Auszahlung des Lohnes wird verzögert, weil man Abstellungen und Überführungen von Kriegsgefangenen in andere Lager erwartet. Dann können diese Betrüger das Geld wieder für sich behalten.

Ende Februar 48. Ein Unfall (Fingerbruch) wird als Sabotage verdächtigt. Verhör durch MWD<sup>811</sup>. – Post nur aus der SBZ (sowjetisch besetzte Zone). Andere Post wird oft nicht ausgeliefert. Wahrscheinlich enthält sie Nachrichten, die wir nicht erfahren sollen.

## IV. Borissow – Sloboda

### Borissow

15.3.48. Verlegung nach Lager 401/12 Borissow<sup>812</sup> (69 km ostwärts Minsk. 45000 Einwohner). Etwa 150 Mann sind abmarschbereit. Von uns 13 Offizieren geht nur ein Teil mit: Benno von Knobelsdorff, Werner Gräser, Günter Heuer, Hans Sölheim, Rolf Hillebrand und ich. Zurück bleiben: Max Siefert, Herbert Wolfslast, Fritz Schäfer, Prötzel (ein älterer bayerischer Hauptmann). Wir warten in der großen Halle des Kulturpalastes. Viele haben sich auf dem Fliesenboden niedergelegt. Ich stehe aufrecht und unterhalte mich mit einem zurückbleibenden Kameraden, einem hünenhaften Schwaben. Da sieht mich der russische Bekleidungsverwalter und bemerkt, dass ich über meinem Mantel noch eine Winterkampfbjacke trage. Das gilt auch als Mantel. Zwei Mäntel aber darf niemand haben, also muss ich die Jacke buchstäblich in letzter Minute noch abgeben. Hätte ich bloß nicht gestanden, sondern mich auch hingesetzt!

Wir sind verladen, das heißt in einen Güterwagen gesteckt und eingeschlossen. Der Zug fährt aber noch lange nicht ab. Wir stehen schon mehrere Stunden. Es ist Nacht und hartes Frostwetter. Um unsere eiskalten Füße zu erwärmen, trampeln wir ständig mit den Füßen auf den Boden, dass es dröhnt. Die

<sup>811</sup> Das NKWD war 1946 in MWD umbenannt worden.

<sup>812</sup> so auch in *Orte des Gewahrsams* S. 239; zur voranzusetzenden Nummer 7 vgl. [kriegsgraeber-ukraine.info](http://kriegsgraeber-ukraine.info)



Posten draußen schimpfen, aber das stört uns nicht. Ich friere auch in meinem dünnen Mantel und büße für die Dummheit, mich in voller Größe in der Halle aufzubauen. Endlich setzt sich der Zug in Bewegung.

Der Weg vom Bahnhof Borissow (gesprochen Barissuff) bis ins Lager ist nicht weit und führt durch einen Teil der Stadt, in dem meist Holzhäuser stehen.

Das Lager ist eine ehemalige Straßenmeisterei an der [Rollbahn Minsk–Smolensk–Moskau](#). Jetzt von einem Stacheldrahtzaun umgeben. Das 2-stöckige Gebäude an der Straße beherbergt die russische Lagerkommandantur. Die ehemalige Fahrzeughalle dient uns als Unterkunft. Die recht große Halle ist mit zahlreichen Pritschengestellen ausgestattet und dient als Mannschaftsquartier. Für die Offiziere sind an der Längsseite 2 Räume mit Brettern abgeteilt. Sie liegen übereinander. Ich liege mit 9 Kameraden in dem oberen Raum, zu dem eine kleine Holzterrasse hin aufführt. Im Lager ist noch ein Wasserkarzer, dessen Benutzung aber vor einiger Zeit vom Politikommissar verboten wurde. Mitten im Hof steht noch ein winziges Blockhäuschen, von einem Stacheldrahtzaun umgeben. Augenblicklich sitzen dort zwei Mann in Arrest wegen schlechter Arbeitsleistung. – Einer der hiesigen Posten soll schon 6 Männer erschossen haben. (Angstmache?)

Die [Kirche Mariä Geburt](#) in Borissow ist [in ein Kino umgewandelt](#). Anderswo (in Smolensk) dienen sie als Lagerhäuser, Stallungen, Fabriken oder Wohnungen.

23.3.48. Wir haben 11 1/2 Stunden lang Waggons mit Langholz beladen. Bei Nacht, ohne Licht. Die Arbeit wurde abgebrochen, nachdem drei Unfälle passiert waren.

17.3.<sup>813</sup> Zeitung am schwarzen Brett: Rote Armee kämpft für [Völkerfreundschaft](#). 1 Stunde später Schläge von Posten aus sinnlosem Anlass. – Bei Brigadierbesprechungen werden, wie immer, Beschwerden vorgebracht. Aber, wie immer, ändert sich absolut nichts.

1. Osterfeiertag (28.03.1948<sup>814</sup>): Waggons beladen (mit dem Versprechen, dass diese Arbeit gutgeschrieben wird).

2. Osterfeiertag: Mehrere Brigaden gehen 2 Stunden früher als sonst hinaus, um Waggons zu beladen.

Dieses Lager beschäftigt sich nur mit Holz. In den riesigen Wäldern der Umgebung wird das Holz von unserem Waldkommando geschlagen, mit Lkws zum [Gatter](#) gebracht. Neben unserem Lager befindet sich ein Sägegatter und eine Tischlerei. Den Strom für die Maschinen liefert ein Aggregat, das von einem Benzinmotor getrieben wird. Beides befindet sich in einem Bretterhäuschen von der Größe einer Schrebergartenlaube. Die Russen nennen es die „Elektrostanza“, das E-Werk! Das Benzin lagert in einem Erdbunker. Das Gelände betritt man durch ein großes Tor von der Straße aus. Dort stehen auch die 2 Verwaltungsgebäude, ein größeres und ein kleineres massives Haus, sowie eine Baracke als Magazin, in dem die Arbeiter des Platzes einkaufen können. Den größten Teil des Platzes nehmen die Holzstapel ein. Es ist Rundholz in allen Größen, vom 10-m-Stamm bis zum 2-m-Stämmchen. Das meiste davon wird in Güterzüge verladen, ein anderer Teil wird im Gatter zu Brettern und Bohlen zersägt und in der Tischlerei verarbeitet. Der gesamte Komplex ist von einem Drahtzaun umgeben. Er hat Gleisanschluss zur Hauptstrecke Moskau–Berlin. Wir nennen diesen ganzen Platz „die Rampe“, obgleich gar keine Rampe vorhanden ist.

Manche Russen anerkennen unsere Überlegenheit in vielen Dingen, lassen sich bestimmen und folgen unseren Ratschlägen.<sup>815</sup> Der Russe ist sehr familiär, gemeinschaftsfreudig, hält wenig Abstand. Eine Kollektiv-Natur.

25.4.48. Der Obernatschalnik auf der Rampe ist ein fatter, gehässiger Jude mit Namen Kutowski. Er gibt einem Kriegsgefangenen 5 Tage geschärften Arrest wegen Nicht-Erfüllung des Planes. Das ist erstens verboten und dazu ist er zweitens gar nicht befugt.

1. Mai 1948. Gutes Essen, und da Geburtstagskinder an ihrem Festtag von der Küche immer einen Nachschlag bekommen, hatte ich diesmal ganz besonderes Glück. Aber sonst die üblichen Maßnahmen an Feiertagen: Filzung und Einsperren von 9 Mann, aus Sicherheitsgründen. (Im vergangenen Jahr waren hier aus diesem Grund sämtliche Offiziere über den 1. Mai eingesperrt.)

Auch hier benutzen die Russen unseren Zahnarzt und unsere Sauna.

---

<sup>813</sup> Es könnte auch der 27. sein, dann würde die Reihenfolge stimmen.

<sup>814</sup> katholisches Osterfest; das orthodoxe am 02./03.05.1948 kommt wegen der folgenden Daten nicht in Frage

<sup>815</sup> so auch Cartellieri S. 331 f.

Wir schlagen Holz im Wald. Das Essen soll uns hinausgebracht werden, aber unsere Posten lassen es nicht abholen. So bleiben wir den ganzen Tag ohne Essen, und das bei dieser Schwerarbeit!

Pfingsten (16.05.1948): Waggons beladen. Die machen hier mit uns, was sie wollen. Die meisten Kriegsgefangenen sind gute, brave Deutsche, aber ein bisschen dumm und undiplomatisch. Wir lassen uns zu viel gefallen. – K3-Distrophiker machen Frühsport zur Stärkung ihrer Gesundheit! Reiner Mord! Iwan sollte ihnen mehr zu essen geben! – Einer mit erfrorenen Füßen geht in Filztiefeln zum Lokus, weil er keine Strümpfe hat. Er kriegt Karzer!

17.5.<sup>816</sup> Wir verladen Baumstämme. Erich gerät mit dem Daumen zwischen zwei Stamm-Enden, die gerade zusammengeschoben werden. Daumen zerquetscht. Erich ist bleich, gibt aber keinen Laut von sich.

19.5. Ein Beinbruch.

20.5. Ein Bein abgeschlagen. Der Mann stirbt.

5.6. Beim Entästen der gefälltten Bäume hat sich einer ins Bein gehackt.

18.6. Waggons beladen. 3 Unfälle, davon ein Knochenbruch. Oft wird uns dann auch noch Sabotage oder Selbstverstümmelung vorgeworfen.

Unfälle am laufenden Band.

Ab 1.6. sind wir Minsk angegliedert.<sup>817</sup>

Zu unserer Bewachung werden auch Wachhunde eingesetzt. – Meine eigene Lage ist erträglich, aber die Ausbeutung und die Schikanen bleiben: Arbeiten über Feierabend hinaus, oder bei strömendem Regen, oder an Feiertagen, oder ohne Essen.

Wir sprechen hier immer von der Rampe, aber es gibt gar keine Rampe. Wir verladen von der ebenen Erde aus. Die 2-m-Stämme tragen wir, je nach Gewicht allein oder zu zweit, indem wir auf einer dicken Bohle, die von der Erde aus schräg an den Waggon gelegt ist, nach oben balancieren. Die schweren 6–10 m langen Baumstämme werden von der Seite verladen, und zwar in hohe, vierachsige Pullmanwagen<sup>818</sup> mit Kastenaufbau, die nur oben offen sind. Die Verladeweise, primitiv, wie vieles in der Sowjetunion, verdeutlicht die folgende Skizze. Begreiflich, dass dabei viele Unfälle passieren.

21.6.48. Wir haben im Wald Bäume gefällt und warten nun nach Feierabend auf den Lkw, der uns ins Lager zurück bringen soll. Treffpunkt ist ein kleines Walddorf. Hier sitzen wir nun, denn der Lkw lässt wieder einmal auf sich warten. In einiger Entfernung spielt ein junger Russe auf einer Ziehharmonika. Junge Mädchen stehen im Halbkreis um ihn herum. Einige von uns stellen sich auch dazu. Es dauert nicht lange, da fangen die ersten zu tanzen an, und bald drehen sich wohl zehn Paare im Tanz auf der Dorfstraße. Deutsche Kriegsgefangene und russische Mädchen. Auch ein paar russische Burschen waren noch dazu gekommen und tanzen friedlich mit. Die Musik hat auch den Starosten angelockt. Er steht schweigend dabei.

Unter den Bauern ist die Abneigung gegen den Kommunismus stärker, als in den Städten. Die Bauern sind die einzigen, die noch privaten Grundbesitz haben, nämlich ihr Häuschen und den Garten. Dieser Privatbesitz ist den sozialistischen Ideologen der Staatsführung ein Dorn im Auge. Sie wollen ihn abschaffen, und die Bauern wissen das. Der Plan sieht etwa so aus: Die landwirtschaftliche Fläche wird zu riesigen landwirtschaftlichen Großbetrieben zusammengelegt. Auch von bisher schon bestehenden Kolchosen (falls sie klein sind) sollen unter Umständen mehrere zu einer Groß-Kolchose zusammengefasst werden. Die Bauern sollen ihre Dörfer verlassen und in großen Gemeinschaftswohnblocks zusammengefasst werden, von wo aus sie jeden Morgen mit Lkws zu ihrer Arbeitsstelle gefahren werden. Für die Bauern bedeutete das den Verlust des letzten Restes von Freiheit und restlose Abhängigkeit von staatlicher Lenkung und Planung.

Ich habe unendlich viele Menschen in Russland kennengelernt. Bauern und Städter, Arbeiter und Intellektuelle, Männer und Frauen, Junge und Alte, Soldaten und Zivilisten, Russen, Juden und Mongolen, Freie und Sträflinge. Ich kenne sie alle und weiß, dass es unter ihnen überall gute und schlechte Menschen gibt.

---

<sup>816</sup> Im Original 7.5., aber hinter Pfingsten, das auf den 16. fiel, daher ist der 17. unter Annahme eines Tipp- oder Lesefehlers (bei der winzigen, undeutlichen Schrift des Originals) recht wahrscheinlich.

<sup>817</sup> als Zweiglager 7168/5 des Hauptlagers 7168 (Orte des Gewahrsams S. 238)

<sup>818</sup> Mit Pullmanwagen sind hier keine Luxus-Personenwagen, sondern Güterwagen der Firma Pullman gemeint. Im Rahmen des Leih- und Pachtgesetzes haben die USA 11000 Güterwagen an die Sowjetunion geliefert.

Juli 48. Es sind noch 2 Österreicher bei uns, obgleich sie eigentlich alle schon entlassen sein sollten. Es sind auch noch verschleppte spanische Kinder hier (seit dem [spanischen Bürgerkrieg](#)).<sup>819</sup>

Kürzlich hatten wir wieder einen Schwerverletzten. Er war von der Höhe eines vollbeladenen Waggons heruntergestürzt, auf die Gleise.

Eigentlich war heute unser freier Sonntag. Aber schon am Morgen sehen wir wieder einen leeren Güterzug langsam in die „Rampe“ rollen. Das passiert jetzt öfter. Wir sind wütend, aber es ist unsere eigene Schuld. Vor etlichen Wochen geschah es nämlich zum ersten Mal, dass sonntags ein Güterzug einlief. Standgeld ist teuer, und der jüdische Natschalnik wollte eine Prämie herausschlagen. Wir wurden herausgeholt. Da wir uns nicht den ganzen Sonntag verderben wollten, klotzten wir bei der Arbeit tüchtig ran und waren mittags fertig. Und das war falsch, denn als der Natschalnik sah, dass wir sonntags schneller arbeiten, richtete er sich darauf ein.

Diesmal will ich es dem Natschalnik aber abgewöhnen. Ich schlage den anderen Brigaden vor, ganz besonders langsam zu arbeiten. Dann wäre dieser Sonntag zwar verloren, aber dann würden wir Ruhe haben, weil es für den Natschalnik nicht mehr lohnt. Aber mein Vorschlag fand bei den anderen Brigaden keinen Anklang.

Das war wieder einmal ein ganz typischer Fall. Deutsche Eigenbrötelei und die Engstirnigkeit der Landser verhinderten wieder einmal ein geschlossenes Vorgehen. Die Landserbrigaden beeilten sich also, wie immer, während ich meine Brigade absichtlich langsam arbeiten ließ. Der Natschalnik drohte und tobte vergeblich. Wir wurden erst gegen Abend fertig. Aber die Aktion wird wohl keinen Erfolg haben, denn der gerissene Jude hat unsere Uneinigkeit erkannt. Aber mich hat er jetzt gefressen.

Die Uneinigkeit der Deutschen hat ihnen in der Gefangenschaft oft schwere Nachteile gebracht. Aber Charakter ist Schicksal.<sup>820</sup> Sie haben es nicht besser verdient.

Etwa zehn Mann sollen für einige Wochen in das Waldlager [Sloboda](#) verlegt werden, um die dortigen Holzfällerbrigaden zu unterstützen. Auch meine Brigade ist dabei. Das bedeutet 4-malige Filzung, bei Ein- und Auszug in jedem der beiden Lager. Ich fürchte um meine Tagebuchnotizen. Deshalb besorge ich mir ein dünnes Brettchen und nagele es unter die hölzerne Decke unseres Wohnraumes, nachdem ich das Heftchen zwischen die Decke und das Brettchen geschoben habe.

9.7. Wir haben einen Fragebogen in russischer Sprache unterschrieben, ohne den Inhalt zu kennen. – Vor einem halben Jahr mussten wir einen Lebenslauf schreiben. Jetzt plötzlich sollen wir ihn noch einmal schreiben. Ich vermute, der Russe will dann eventuelle Widersprüche feststellen, falls jemand geflunkert hat. Er verlässt sich dabei vielleicht auf unsere Vergesslichkeit. Und wer unwahre Angaben macht, macht sich schwer verdächtig. Ich habe immer möglichst die Wahrheit gesagt, um mich später nicht in Widersprüche zu verwickeln. Natürlich würde ich schwer belastende Dinge nicht sagen, aber so etwas würde man auch immer im Gedächtnis gegenwärtig haben.

19.7. Ein Mann beim Verladen verunglückt. – Am Montag 2 große OK- und K3<sup>821</sup>-Transporte. Großzügigkeit kennt der Russe nicht. Nur die Kranken und Unbrauchbaren schickt er nach Hause. Beschämend und zum Zorn reizend ist das Bewusstsein, dass ein älteres Kulturvolk sich von [diesen Primitiven](#) unterdrücken lassen muss. Aber das geschieht ja nicht zum ersten Mal in der Geschichte.

## [Sloboda](#)

Wir sind in [Sloboda](#). Es ist ein kleines Walddörfchen mit einer winzigen Holzkirche und dem typischen zwiebelförmigen Dach.<sup>822</sup> Es ist fast ein idyllischer Ort. Die Kirche ist mit einem Stacheldrahtzaun umgeben und dient als Gefangenenlager. Das Innere der Kirche ist wegen der winzigen Fenster fast lichtlos. Der Raum ist mit Holzpritschen vollgestopft, die fürchterlich verwanzt sind. Glücklicherweise ist unser Kommando in einer neuen Baracke untergebracht, die erst kürzlich neben der Kirche errichtet worden ist. Man erzählt uns, dass im Mai 45 hier 400 Mann herkamen. 2 Monate später waren sie alle

---

<sup>819</sup> [TAZ vom 27.09.1997](#), vgl. [Fußnote 756](#)

<sup>820</sup> [Heraklit, Fragmente, B 119](#): „Der Charakter des Menschen ist sein Schicksal.“

<sup>821</sup> [siehe Fußnote 791](#)

<sup>822</sup> [Es gibt viele Orte namens Sloboda \(Liste in der Wikipedia – Liste in Google Maps\)](#), aber nur dieser scheint nahe einer Kirche zu liegen, die sich allerdings im Nachbarort [Gatsets](#) befindet.

OK, unterernährt. Auch hier Verpflegungsbetrug, Bonbons statt Zucker, gute Produkte verkauft, gegen schlechtere getauscht und an uns ausgegeben. Prozente nur für Schwerarbeit. Als ob Holzfällen keine Schwerarbeit wäre! – Es sind riesige, fast unberührte Wälder, in denen wir arbeiten. Der Waldboden ist auf weiten Flächen mit Blaubeergebüsch bedeckt. Während einer Mittagspause nehme ich mein Kochgeschirr und schleiche mich fort, um Blaubeeren zu pflücken. Natürlich ist es verboten, sich von der Arbeitsstelle zu entfernen, noch dazu im Wald. Aber ich brauche nicht weit zu gehen, denn schon nach wenigen Schritten bin ich mitten in den Blaubeeren. Ich fange an zu pflücken. Die Beeren sitzen so massenhaft an den Pflanzen, dass ich nach kurzer Zeit mein Kochgeschirr fast gefüllt habe. Ich rutsche auf den Knien langsam vorwärts und sammle mit beiden Händen die Beeren. Da schrecke ich zusammen und drehe mich um. Hinter mir steht ein Posten, das Gewehr schräg nach unten auf mich gerichtet. Ich hatte ihn nicht kommen hören. Das merkte er an meinem Erschrecken, und die gelungene Überraschung erfüllte ihn mit Genugtuung. Vielleicht ließ er mich deshalb weiterpflücken. Das gibt eine schöne Suppe. Man kann sie auch roh essen oder im Lager verkaufen, oder an Russen.

Beim Fällen arbeiten wir in Dreiergruppen. 2 Mann sägen den Baum um, und der dritte entästet ihn. Den Abtransport besorgen wieder andere Gruppen. Sie tragen die Stämme an den Waldweg, wo sie von Lkws abgeholt werden. Die losen Äste werden in großen Haufen aufgetürmt. In meiner Gruppe arbeitet Werner Gräser mit einem Kameraden, die immer 6 Bäume im Eiltempo umsägen und dann eine Pause machen, weil ich mit dem Abschlagen der Äste<sup>823</sup> gar nicht so schnell nachkommen kann. Ich habe eine gute, messerscharfe Axt, mit der ich armdicke Äste mit einem einzigen Schlag glatt wegrasiere. Aber es ist nicht ungefährlich.

Nach Feierabend dürfen wir das umzäunte Lager verlassen. Es liegt ja fast im Dorf. Aber nur wenige machen davon Gebrauch, denn es lohnt sich kaum. Ich aber, als Neuling, gehe mal hinaus und schlendere die kleine Dorfstraße entlang, an der etwa ein Dutzend Häuschen stehen, die schon das ganze Dorf bilden. Hinter einem der Häuschen sehe ich im Garten ein Mädchen hantieren. Sie hat Tomaten geerntet. Ich gehe zu ihr und bitte sie um eine Tomate. Während ich noch mit ihr spreche, kommt ihr Vater aus dem Haus. Es ist der russische Lagerkommandant. Er geht wortlos vorüber.

### *Zurück nach Borissow*

5.8. Zurück nach Borissow. – Diejenigen, die schon während des Krieges in Gefangenschaft geraten warm, hatten es am schlimmsten. Es muss fürchterlich gewesen sein. Sie wurden grausam dezimiert, wie aus den Berichten der Kameraden immer wieder hervorgeht. 1946 kam dann in diesen Raum der erste große Nachschub an frischen Kräften hierher, nämlich die Kapitulationstruppen. Jetzt, 1948, kommt ein zweiter großer Schub aus Memel und Litauen. 400 Kameraden kommen an. – Im Laufe der Jahre hat sich vieles gebessert, in der Unterkunft, Verpflegung, Bekleidung, Arbeitsbedingungen, Bezahlung und im Verhältnis zu den russischen Natschalniks. Vieles davon haben wir uns allerdings selbst geschaffen. Im allgemeinen ist es erträglich geworden, aber befriedigend ist es immer noch nicht. Wie sollte es auch. Aber im einzelnen ist es noch sehr unterschiedlich. Es gibt gute und schlechte Lager, und selbst innerhalb desselben Lagers gibt es satte und hungrige Kameraden. Sicherlich haben wir uns auch schon an manche Unzulänglichkeiten gewöhnt und empfinden sie nicht mehr so bedrückend. Wir haben auch erlebt – was eigentlich nichts Neues ist – dass es eine Menge anständiger Menschen gibt, auch unter den Posten, den Natschalniks, den Juden. Die Russen haben ihrerseits mit uns dieselben Erfahrungen gemacht. Was uns jedoch immer unfassbar bleiben wird, ist das russische Wesen mit seinen Extremen an Gutmütigkeit und Brutalität.

24.8. Wieder 2 Unfälle beim Verladen. Einer hat sich einen Bruch gehoben, der andere hat sich 2 Zehen gebrochen. – Ein Kamerad wird bei der Vernehmung von dem Politruk gefragt: „Na, wann kommen Sie mit den Amerikanern zurück?“

Beim Holzstapeln auf der Rampe habe ich das Gleichgewicht verloren und bin rückwärts vom Stapel gefallen. Ich fiel zwar nur 1 m tief, stieß aber mit dem Steiß auf ein hervorstehendes Stamm-Ende des Nachbarstapels. Ich konnte mich noch auf die Erde legen und wurde dann ohnmächtig. Nach einer Weile

---

<sup>823</sup> *Nomen est omen? Der Name „Schrödter“ bedeutet in Schlesien, wo die Familie herkommt, „jemand, der Stämme entästet (schrotet)“.*



rappelte ich mich mit Hilfe der Kameraden wieder hoch und schlurfte mühsam, von einem Posten begleitet, ins Lager zurück. Ich lag eine Woche im Krankenrevier, mit Rückgratverstauchung.

Ein SS-Mann wird nachts in aller Heimlichkeit von der Pritsche geholt und abtransportiert.

Die Sowjetunion hat 1945 ihre große Chance verpasst. Sie hätte Millionen von Deutschen zu ihren Freunden machen können.<sup>824</sup> Stattdessen hat sie sie zu Tode schikaniert. Ich bin fast sicher, dass die für die Kriegsgefangenen zuständigen Ministerien viele vernünftige Anordnungen hinsichtlich unserer Behandlung, der Arbeitsbedingungen usw. getroffen haben. Aber sie wurden von den nach- und untergeordneten Stellen sabotiert. Warum war denn an Inspektionstagen alles so viel besser? Warum hatten die Lagerkommandanten solche Angst vor allem, was nach Moskau gemeldet werden musste?! Aber es ist, wie überall in der Welt: Die Führung weiß oft nicht, was im Volke vorgeht.

Glühbirnen müssen wir uns selber kaufen. Und wenn wir sie dann haben, nimmt sie uns der Iwan weg. – Unser Varieté bringt einen Sketch von „Tippelbrüdern“, und schon argwöhnt der Russe etwas von „Weglaufen“. – Ich stehe abends auf dem großen Platz des Lagers und blicke zu den wunderbar klaren Sternen am nachtdunklen Himmel. Kommt ein Iwan vorbei und schickt mich unfreundlich in die Unterkunft zurück. Er arwöhnt, dass ich Fluchtmöglichkeiten auskundschaftete.

Nachts schlafen jetzt viele Männer draußen auf dem Hof im Freien. Im Haus ist es vor Hitze und Wanzen nicht auszuhalten. Auch ich liege im Hof auf der blanken Erde, und über mir funkelt und strahlt die **Wega** im Sternbild der **Leier**. Tröstlich und beruhigend ist ihr glitzerndes Funkeln. All die kleinen Alltagsnöte werden unwichtig angesichts dieser Ewigkeitsahnung. Wegen ihres hellen Lichts haben Carola und ich die Wega schon früher im Urlaub über unseren Köpfen bemerkt. Wir haben dann eine bestimmte Zeit vereinbart, zu der wir zu dem Stern aufblicken wollten, und ich weiß, dass auch Carola in diesem Augenblick zu „unserem“ Stern hinaufschaut, und dass sich unsere Blicke jetzt in diesem glitzernden Himmelslicht begegnen. Es ist ein tröstliches Gefühl. – Gegen Morgen wird es zu kühl. Dann ziehe ich mich wieder auf unsere Bude zurück.

Während der große Abort mit dem Donnerbalken in der äußersten Ecke des Lagers steht, befindet sich der Verschlag für kleinere Bedürfnisse in der Nähe der Unterkunft direkt am Stacheldrahtzaun. Bei der vielen wässerigen Suppenkost treten diese Bedürfnisse häufiger auf, ganz besonders morgens beim Aufstehen. Dann reicht das Büdchen nicht aus, und die Kriegsgefangenen stehen dann draußen neben dem Verschlag, während vor ihnen, nur durch den Drahtzaun getrennt, Männer und Frauen zur Arbeit gehen, wobei diese noch über die Rinnsale stelzen müssen, die aus unserer überlaufenden Grube durch den Zaun über den Weg rieseln.

Das Ausleeren der großen Abortgrube besorgt ein besonderes Kommando. Ausgerüstet mit langen Stangen, an deren Ende Blechbüchsen befestigt sind, schöpfen sie den Inhalt der Grube in einer Art Jauchewagen. Ihr Schöpfgerät nennen sie „Honigschleuder“. Für ihre Arbeit bekommen sie beim Essen einen Nachschlag.

Der russische Lagerkommandant hat sich ein kleines Stück des Lagerplatzes entlang dem Zaun in ein Kartoffelfeld verwandelt, für seinen Privatbedarf. Das ist unzulässig. Das kleine Feld wird auch von einem Kriegsgefangenen betreut. Das ist auch unzulässig. Deshalb will der Politruk eine Meldung machen. Aber das kann er nicht, weil er selbst sich fast jeden Tag ein Brot aus unserer Bäckerei holt. Das ist ebenfalls unzulässig, und der Kommandant weiß davon. Also tun sie sich beide nichts, weil beide Dreck am Stecken haben. Und so ist das überall.

Unsere Landser haben eine Kartoffelschäl-Maschine erfunden: Ein rauher, rotierender Mühlstein, der die Schalen abscheuert. So fällt die unbeliebte Kartoffelschälerei nach Feierabend in Zukunft fort.

Die Sowjetunion hat vor der Weltöffentlichkeit versprochen, bis Ende 1948 alle Kriegsgefangenen zu entlassen. Aber es wird immer deutlicher, dass dies nicht geschehen wird. Bisher sind nur wenige Heimkehrertransporte abgegangen, und selbst diese bestanden fast durchweg aus Kranken und Arbeitsunfähigen. Bei der bekannten Schwerfälligkeit der russischen Bürokratie ist es völlig unmöglich, die Millionenmasse der Kriegsgefangenen noch bis zum Jahresende abzutransportieren. Abgesehen davon, dass die Russen es auch gar nicht wollen. Unter den Kriegsgefangenen breitet sich daher Unruhe aus. Die Angst, vielleicht überhaupt nicht nach Hause zu kommen, treibt manchen schwachen Charakter wieder zu Verrat und Denunziation. Es gab schon immer **Judasse** unter uns, die ihre Kameraden für eine Wassersuppe verraten haben. Jetzt steigt ihre Zahl. In der Hoffnung, sich beim Russen beliebt zu machen

---

<sup>824</sup> ähnlich Cartellieri S. 336

und dadurch vielleicht früher nach Hause zu kommen, denunzieren sie ihre Kameraden. Die Gemeinsten unter ihnen beschuldigen ihre Kameraden sogar irgendwelcher Bemerkungen oder Taten, die sie gar nicht begangen haben. Die Verhöre durch den NKWD nehmen zu.

Auf der Rampe bilden 2 Russen ein Gauner-Duo. Da ist ein Bretterstapel, der von einem Mädchen bewacht wird. Während nun der eine Posten das Mädchen ablenkt, indem er es in einer stillen Ecke beglückt, klagt der andere die ersehnten Bretter.

Die „Elektrostanza“ auf der Rampe wird von Anjuschka betreut. Auch das in einem Erdbunker gelagerte Benzin untersteht ihrer Aufsicht. Sie ist ein fröhliches Mädchen und wird von den Landsern immer harmlos geneckt. – In einem Bericht über russische Wiedergutmachungsforderungen an Deutschland steht, dass die Deutschen mehrere hundert russische E-Werke zerstört hätten. Wie viele von der Größe unserer Bretterbude waren wohl dabei?

Ich arbeite zurzeit am Sägegatter. Wir verbrauchen viele Sägeblätter, denn in den Stämmen stecken zahlreiche Granatsplitter, und wenn die Säge drauf stößt, brechen die Zähne mit einem klingenden Krächzen wie reißendes Eisen weg. Manchmal haben wir nicht genug Ersatzblätter. Dann sägen wir einfach mit dem beschädigten weiter, oder wir nehmen ein Blatt heraus und zersägen den Stamm in dicke Bohlen. Hier im Betrieb ist alles aus Holz. Statt Notizzettel werden hier Holztafeln benutzt.

1.9. Ein Heimkehrertransport. Wieder nur Kranke und Schwache. – Außer Benno von Knobelsdorff haben wir unter uns Offizieren nur noch einen aus hohem Adel: Franz Graf von Spee. Eines Abends kommen wir in der Unterhaltung auf die Rauchgewohnheiten der Frauen zu sprechen, und ich erkläre: „Frauen, die Zigarren rauchen, finde ich ziemlich komisch.“ Da sagt Graf Spee: „Wieso? Meine Mutter raucht zum Beispiel Pfeife!“

Ein Taufschein-Katholik erzählt, wie er sich jedesmal beim Betreten eines Bauernhauses in Polen deutlich bekreuzigte, woraufhin er von den frommen katholischen Frauen und Mütterchen immer gastlich bewirtet wurde.

Noch widerlicher waren die Sex-Geschichten eines Landsers, der sich mal in unseren Kreis gedrängt hatte. Das wäre ein interessanter Fall für die Erforschung der Zusammenhänge zwischen Gesicht und Seele gewesen: Der Mann hatte die Physiognomie wie ein Schwein. Sein Gesicht war der Spiegel seiner Seele.

Wir haben noch einen SS-Mann unter uns. Zur Zeit sitzt er wieder einmal im Karzer, weil er wieder einmal gegen einen Russen frech geworden war. Er ist groß und kräftig und absolut furchtlos. Der Karzer, ein winziges Einraum-Häuschen, steht mitten im Hof des Lagers und ist mit Stacheldraht umgeben. Ein Minigefängnis im Gefängnis. Wenn wir morgens zur Arbeit ausrücken, sitzt er am verdrahteten Fenster und winkt uns zu.

Wenn der russische Arzt nicht da ist, kann niemand krank geschrieben werden. Der deutsche Arzt darf es nicht, und Kranke müssen dann zur Arbeit. Für den Russen ist nur der krank, der Fieber hat. Andere Krankheitssymptome zu erkennen, übersteigt vielleicht seine diagnostischen Fähigkeiten.

Jeder Feiertag, der auf einen Wochentag fällt, wird sonntags nachgearbeitet. – Der deutsche Arzt versucht, eine Liste der Verstorbenen zu führen. – Die Männer fangen wieder an, uns Offiziere mit „Sie“ anzureden. – „Faschist“ ist für die Russen das größte und meist gebrauchte Schimpfwort.

12.10.48. Der Russe schenkt für gute Arbeitsleistungen Anzüge, Schuhe und Socken. Aber bei der nächsten Filzung nimmt er sie wieder weg!

Auf einer Wiesenfläche im östlichen Stadtrandgebiet, auf der schon ein zweistöckiges Wohnhaus steht, sollen wir die Fundamente für ein weiteres Wohnhaus setzen. Bei unserer Ankunft hatte der russische Natschalnik schon die 4 Ecken markiert, die die Grundfläche des Hauses angeben. Meine Brigade beginnt nun, an diesen 4 Ecken den Boden auszuheben, etwa 1 1/2 m tief. Ein paar Tage später beginnen wir, diese Gruben mit einer Mischung von Zement und Backsteinen auszufüllen. Natürlich ist der Zement wieder einmal viel zu knapp, und wir müssen die Mischung „strecken“, indem wir immer mehr Backsteine hinzutun. Mir ist gar nicht wohl dabei, aber der Natschalnik ermuntert mich und wirft selbst noch eigenhändig immer mehr Steine dazu. Schließlich ist die Grube voll, und die Oberfläche wird noch mit einer Schicht Zement geglättet. Das Fundament ist fertig. Morgen kommt die nächste Ecke dran. Lieber Gott, lass mich in Deutschland sein, wenn dieses Haus zusammenbricht.

Neben unserer Baustelle ist ein Magazin. Es liegt an der Straße, einem Sandweg. Ich gehe mal hinein, um etwas zu kaufen. Drinnen stehen zwei Juden, die sich auf jiddisch unterhalten. Aber als ich eintrete, verstummen sie.

Ein Problem auf dieser Baustelle war das Klo. Es war die übliche Bretterbude mit mehreren Sitzlöchern und stand am Ende des Grundstücks. Es gehörte zu dem bereits fertigen Wohnhaus. Leider war dieses Klo unbenutzbar, denn es war bis zum Rand gefüllt. Deshalb hatten die Benutzer begonnen, sich neben das Häuschen zu setzen. Aber bald war auch die Umgebung bedeckt, und diese Fläche breitete sich immer weiter zum Wohnhaus hin aus. Deshalb hatten die Leute inzwischen Backsteine zwischen die Häufchen gelegt, um auf diesen Trittsteinen bis in die Nähe des Klos zu gelangen. Eine interessante Parallele zu dem **Direktoren-Klo in Smolensk**. Es fehlen eben häufig die Wasserleitungen. – 16 Jahre später höre ich von **Krim**-Touristen, die sich über dieselben unhygienischen Verhältnisse in den Badeorten der Krim beschwerten.

Unsere 6-köpfige Brigade wurde von dieser Baustelle abgezogen, bevor die Fundamente fertig waren. September 1948. Im Lager wird eine Delegation des „**Demokratischen Frauenbundes**“ aus der SBZ erwartet. Schon Tage vorher wird geputzt und geschmückt. Am Rand des Lagerplatzes werden Blumenrabatten angelegt. Der gelbe Sand wird umgegraben und mit blühenden Kräutern bepflanzt, die die Holzfäller aus dem Wald mitgebracht haben. Ein Waldkommando hat sogar ein paar kleine Birken mitgebracht, die ebenfalls eingepflanzt werden. Zum Schluss wird alles tüchtig begossen. Der bisher kahle Sandplatz sieht jetzt wirklich freundlich aus. Er schafft eine Atmosphäre von besinnlicher Ruhe, Zufriedenheit, bescheidenem Kurgarten. Man muss es dem Russen lassen: Täuschung und Potemkinische Dörfer bauen ist seine große Stärke. Der freundliche Anblick des Lagerplatzes wird seine Wirkung auf das frauliche Gemüt der roten Weiber bestimmt nicht verfehlen. – Sie kommen. Sie sind interessiert und freundlich und sprechen mit den Landsern. Natürlich weichen die Russen nicht von ihrer Seite. Und was kann dieser Kriegsgefangene den Frauen schon sagen, die morgen wieder fort sind, während der Gefangene den Russen dann ausgeliefert ist? Und was wissen diese einfachen Frauen schon von der Verschlagenheit und propagandistischen Geschicklichkeit der Russen! Noch dazu bei der marxistischen Gesinnung dieser Frauen, für die der Russe ohnehin der vorbildliche große Bruder ist! – Nun sind die Frauen wieder weg, und der ganzen Blütenzauber auch. Selbst bei liebevollster Pflege kann sich in diesem Sand keine Blume halten, zumal es schon September ist. Auch die Birken vertrocknen schon. Der Platz zeigt wieder sein wahres Gesicht: Öde, einsam, trostlos.

Wir hören im Radio: Deutschland im **Weltgewerkschaftsbund**! „6 Millionen reichen sich die Bruderhand!“<sup>825</sup> Und hier werden wir geschlagen, als Faschisten beschimpft und in Gefangenschaft festgehalten.

24.11.48. Die Sowjetunion hat die versprochene Entlassung aller Kriegsgefangenen bis Ende 1948 nicht eingehalten. – 17 „Politische“ werden abtransportiert. Es sind Angehörige der Feuerwehr, die unter Himmler als **Feuerlöschpolizei** einfach der SS eingegliedert wurden und jetzt als SS-Verband gelten. So ein Irrsinn!

17.12.48. Weitere 50 Mann gehen ab mit unbekanntem Ziel. Man munkelt, dass auch ich demnächst mit einer Gruppe von Spezialisten ins Donezgebiet geschickt werden soll. Ich gehe wegen dieser verdächtigen Verschickung zur deutschen Lagerleitung. Sie konnten oder wollten mir nichts sagen, aber es hat den Anschein, als ob die Sache hinfällig geworden ist.

21.12.48. Seit einiger Zeit finden dauernd Vernehmungen beim MWD statt. Die Gefangenen merken, dass die Sowjetunion ihr Versprechen nicht einhält. Sie hungern, um wenigstens als Kranke entlassen zu werden. Der Russe merkt das und reagiert mit Gegenmaßnahmen: Zuckerbrot und Peitsche, meist mit Peitsche. (Ich hatte schon am 15.12. den Entschluss gefasst, zu hungern. Wir nennen es „**Gandhi**-Entschluss“.)

26.12.48. Bestrafungen wegen „Arbeitsverweigerung“ und „Sabotage“.

Nach unserer Schätzung sind noch ca. 1 Million Kriegsgefangener in der Sowjetunion. Die Russen fürchten Unruhen in den Lagern. Ihre Bemühungen, uns bei guter Laune zu halten, sind nicht zu übersehen. Neben Drohungen bietet er Ablenkungen. Die Zahl der Varieté-Veranstaltungen wird erhöht. (Sie werden von der von deutschen Gefangenen gebildeten „Kulturgruppe“ veranstaltet.) Der Politkommissar des Lagers kommt persönlich zu uns Offizieren, um mit uns zu sprechen. Er versichert uns, dass die Entlassung nur aus „verkehrstechnischen Gründen“ verzögert worden sei. Man brauche den verfügbaren Transportraum zur Einbringung der Rübenernte. Er redet mit Engelszungen, aber er sieht an unserem Kopfschütteln und den skeptischen Minen, dass wir ihm nicht glauben.

---

<sup>825</sup> Die Aufnahme erfolgte zum 01.10.1948 gem. **Neues Deutschland vom 27.02.1949** (Publikation also auch noch Monate später!); die Zahl von 6 Mill. passt zu **Rede von George Mavrikos am 24.10.2013, S. 17**

Wieder ein Variété-Abend. Ich gehe aus Protest nicht hin, aber ich bin wohl der einzige. Ich sitze hier oben und schreibe, während sie unten vor Vergnügen lachen und schreien. So politisch instinktos ist der Deutsche. Ein geschlossener Boykott der Veranstaltung mit leeren Zuschauerbänken hätte den Russen einen Schock versetzt. Aber der Deutsche ist politisch leicht zu gängeln. – Zu unseren Veranstaltungen kommen immer viele Russen. Sie kommen mit Frauen und Kindern und amüsieren sich königlich. Es sind die Familien der russischen Lagerkommandantur. Es kostet sie nichts, und sie haben sicher sonst wenig Unterhaltung.

Auch der hiesige deutsche Lageradel wird immer freundlicher. Zwar war er nie so gehässig, wie der Smolensker, aber auch nicht gerade liebenswürdig. Die mehrfachen Prozesse in der Heimat gegen „Kameradenschinder“ haben ihre Wirkung nicht verfehlt.

Wir arbeiten wieder im Wald als Holzfäller. Es ist ziemlich weit vom Lager entfernt. Wir fahren mit dem Lkw. Zunächst geht es eine kurze Strecke durch den Ort, dann über eine Brücke über die Beresina. (Etwas weiter nördlich von hier hat [Napoleon die Beresina überschritten](#). An der Stelle soll eine Tafel stehen,<sup>826</sup> aber ich bin nie dorthin gekommen.) Dann biegen wir links ab und kommen an einer Kirche vorbei, die jetzt in ein Kino umgewandelt ist.<sup>827</sup> Nach einiger Zeit verlassen wir den Ort und tauchen in das Waldgebiet ein. Anfangs noch von Feldern und Wiesen durchsetzt – wir passieren auch eine Obstplantage – wird der Wald immer umfangreicher und dichter. Hier sehe ich die einzige [Blauracke \(Mandelkrähe\)](#) meines Lebens. Nun durchfahren wir ausgedehnte Waldgebiete. Der Lkw rumpelt pausenlos über Wurzeln, die dicht unter dem Erdboden über den Waldweg laufen. Ein Kamerad kann das Stuckern nicht vertragen und erbricht jeden Morgen sein Frühstück.

Wir halten in einem Walddorf. Es liegt inmitten seiner Äcker und Felder, die als große freie Rodungsinsel rundum von den riesigen Wäldern umgeben sind. Es ist eiskalt, und nachdem wir unseren Arbeitsplatz im Wald erreicht haben, zünden wir als erstes ein Feuer an, was auch den Posten sehr recht ist. Die Arbeit ist schwer und gefährlich. Zwar stoßen die Männer Warnrufe aus, wenn ein Baumriese sich zu neigen und zu stürzen beginnt, aber die Kronen sind gewaltig, und man muss weit genug entfernt sein, um nicht von ihnen begraben zu werden. Wenn so ein Riese krachend zu Boden stürzt, bohren sich seine starken Äste metertief in den Boden. Das schlimmste ist der Transport. Wir müssen die Baumriesen bis an den Waldweg bringen, wo der Lkw sie übernehmen kann. Die Stämme werden meist auf eine Länge von 10 Metern geschnitten. Ihr Fußende hat nicht selten einen Durchmesser von 75 cm. Dieses dicke Fußende wird dann zuerst zentimeterweise hochgewuchtet, bis man einen Knüppel unten durchschieben kann, mit dem man nun auf beiden Seiten den Stamm weiter heben kann. Der Stamm liegt nun etwas schräg, sodass die nächsten Träger weiter rückwärts einen weiteren Knüppel durchstecken können. U. s. w. Dann wird er in der abgebildeten Weise fortgetragen (S. 333 unten). Leichtere Stämme werden in ähnlicher Weise angehoben, aber ohne Knüppel. Zuerst wird wieder das dicke Fußende hochgestemmt, erst bis zum Bauch, dann bis zur Brust, dann stemmen die ersten ihre Schulter unter den Stamm, die nächsten folgen, bis der Stamm auf allen Schultern liegt, und zwar abwechselnd einer auf der rechten, der nächste auf der linken Schulter. 12–20 Mann wanken dann mit solcher Last über den unebenen Waldboden, und so mancher stolpert dann noch über die herumliegenden Äste. Auch das Abwerfen dieser Last ist gefährlich. Zunächst bleibt die ganze Trägerkolonne längs des Waldweges stehen. Auf ein Kommando nehmen dann alle, die auf der linken (oder rechten) Seite getragen haben, ihre Schulter weg, so dass der Stamm nun bei der restlichen halben Trägermannschaft auf derselben Schulter liegt, die ihn nun – wieder auf Kommando – mit einem kleinen Schwung von der Schulter wirft, wobei man tunlichst noch etwas zur Seite springt, weil der Stamm manchmal beim Aufschlagen auf den Boden etwas federt und nochmal hochspringt. Das muss alles sehr schnell gehen. – Zwischendurch stehen wir mal eine Weile um das Feuer herum, trampeln mit den Beinen und reiben unsere kalten Hände über den wärmenden Flammen.

5.2.49<sup>828</sup>. Meine Hungerkur beginnt zu wirken: 123 Pfund (61,5 kg). Ich werde K3 geschrieben und brauche nur noch 6 Stunden am Tag zu arbeiten. Meine täglichen Suppen habe ich immer gegessen, aber das nahrhaftere Brot habe ich verkauft oder *bis* zum Sonntag aufgespart. Da habe ich es auf dem Ofen geröstet und als Brotsuppe mit dem ebenfalls aufgesparten Zucker gegessen. Es ist nicht ungefährlich, denn wenn der Russe davon erfährt, werde ich wegen Selbstverstümmelung bestraft. Die

---

<sup>826</sup> Die ganze Umgebung der Übergangsstelle ist von Denkmälern und Gedenktafeln übersät ([Google Maps; Satellitenbild/Street View zuschalten](#))

<sup>827</sup> eventuell die [Kirche "Mariä Geburt"](#) oder die [Kathedrale der Auferstehung Christi](#).

<sup>828</sup> im Original irrtümlich 48



Offizier-Kameraden auf der Stube wissen es natürlich alle, aber auch diese sind nicht mehr alle zuverlässig. Immerhin bewundern sie meine eiserne Konsequenz, mit der ich hungrig neben ihnen sitze, während sie ihre Mahlzeiten verzehren.

In der Antifa ist ein Kommunist, der sich intensiv um die sowjetische Staatsbürgerschaft bemüht. Aber der Russe hat an solchen Kreaturen kein Interesse und zeigt ihm die kalte Schulter.

Ich arbeite in der Tischlerei. Es ist eine große Baracke mit allen Sorten von Holzbearbeitungsmaschinen, Kreissägen, Hobelmaschinen und dergleichen. Zurzeit bauen wir Fertigteile für Baracken. Die einzelnen Teile bestehen aus Platten von 2 x 3 m. Sie sind doppelwandig, und der Hohlraum zwischen beiden Wänden wird mit Sägemehl ausgefüllt. Der große Nachteil ist nur, dass die Bretter, aus denen die Platten hergestellt sind, noch aus frischem Holz bestehen. Sie sind aus den Stämmen geschnitten, die wir vor einer Woche erst im Wald geschlagen haben. Wenn wir die Nägel einschlagen, spritzt das Wasser bei den letzten Hammerschlägen heraus. Später werden, wenn die Bretter eingetrocknet sind, fingerdicke Ritzen entstehen, aus denen das Sägemehl herausrieselt und dann der Wind hindurchpfeift.

An den Maschinen sind keinerlei Schutzvorrichtungen. Kürzlich stand ich in einem Teil der Baracke, als plötzlich ein Holzklotz von Schuhgröße an meinem Kopf vorbeizischte. Er war von einer Kreissäge geschleudert worden, die in der anderen Hälfte der Baracke steht.

Heute schneiden wir „Drankis“<sup>829</sup>. Das sind ganz dünne, schmale Leisten, die als Unterlage beim Verputzen von Wänden benutzt werden. Sie werden kreuzweise zusammenge nagelt und bilden dann an den Wänden ein netzartiges Geflecht, auf das dann der Putz geworfen wird. Mir macht das Schneiden Spaß, man muss nur aufpassen, dass man mit der Hand nicht zu nah an die ungeschützte Kreissäge kommt.

Der eiserne Kanonenofen in der Baracke spendet angenehme Wärme. Die Landser stopfen ihn oft mit dem reichlich vorhandenen Holzabfall derart voll, dass das Rohr fast zu glühen anfängt. Als der Natschalnik das sieht, fällt er fast in Ohnmacht. Er schnappt sich einen Eimer voll Wasser und kippt ihn mit Schwung in den glühheißen Ofen, dass er unter grollendem Puffen beinahe explodiert wäre.

Die Männer in der Wäscherei unterhalten sich öfter mit unserer russischen Dolmetscherin, einem sehr hübschen, hellblonden, blauäugigen Mädchen. Sie spricht akzentfreies Deutsch. Die Wäscher erzählen ihr unter anderem, dass sie zu Hause mehrere Anzüge besäßen. Zum Schluss fragt die Dolmetscherin: Und wozu sind mehrere Anzüge notwendig?

Ich soll auf der Rampe mit meiner Brigade eine große Grube ausheben. Es soll ein Erdbunker für Benzinfässer in der Nähe der Elektrostanzia werden. Wir sind schon 2 m tief in der Erde, aber die Arbeit ist mühsam, weil der lose Sandboden immer wieder nachrutscht. Der dicke jüdische Obernatschalnik tobt, weil es ihm nicht schnell genug geht. Dann greift er zu der üblichen Methode: Er lässt mich als den verantwortlichen Brigadier festnehmen und beschuldigt mich der Sabotage. Um es möglichst wirkungsvoll zu machen, veranstaltet er einen großen Theaterrummel. Er lässt die gesamte Rampenbelegschaft von über 100 Mann antreten, stellt mich zwischen 2 Wachposten vor die Front, schreit etwas von Sabotage und Verhaftung und lässt mich dann von einem Posten ins Lager abführen. Inzwischen hatte er den sowjetischen Lagerkommandanten benachrichtigt, und als ich bei der Torwache ankam, saß dieser schon im Wachlokal. In seiner Begleitung sein Adjutant und seine Frau, die mich die ganze Zeit über mit neugierigen Blicken betrachtete. Für sie war es sicher ein spannender Augenblick, denn sie hatte sicher noch keinen Saboteur aus der Nähe gesehen. Als ich sie beim Eintreten erblickte, fiel mir sofort ein, dass ich nicht rasiert war.<sup>830</sup> Und so bot ich ihr zwar leider keinen hinreißenden, aber sicher einen unvergesslichen Anblick:<sup>831</sup> ein Saboteur mit verfrorenem Gesicht und Stoppelbart.

Das Verhör dauerte nicht lange. Der deutsche „Dolmetscher“, ein Genosse vom Lageradel, konnte nicht viel russisch, aber er übersetzte alles sinngemäß richtig. Soviel verstand ich wohl. Es gab auch nicht viel zu erklären: In den losen Sandboden konnte man keine zwei Meter tiefen Steilwände graben, ohne dass der Sand nachrutschte. Das schien auch dem Kommandanten glaubwürdig. Er war ruhig, sachlich und nicht unfreundlich. Er sprach wenig und hörte sich meist alles nur an. Er ist übrigens auch Jude. Nach Beendigung des Verhörs drohte er mir fast väterlich mit mahnend erhobenem Finger. Dann wurde ich ins Lager gebracht.

---

<sup>829</sup> dranka ist ein *Putzträger*, bedeutet aber auch *Dachschindel*

<sup>830</sup> Auch später rasierte er sich nur ungern!

<sup>831</sup> Das muss ihm bei seiner sonst nicht unbeachtlichen Wirkung auf Frauen besonders peinlich gewesen sein!

Ich kam für 3 Tage zu Günter Heuers Waldkommando, damit ich dem Oberbonzen auf der Rampe aus den Augen war. Nach 3 Tagen kam ich wieder auf die Rampe zurück, und damit war der Fall erledigt.

Der Bruder dieses Mistkerls von Obernatschalnik ist sehr viel netter. Zu ihm habe ich ein fast freundschaftliches Verhältnis. Er ist der Magazinverwalter der Rampe, und wenn mal eine besondere Sendung, z. B. Zucker, angekommen war, hielt er oft etwas für mich zurück.

Schon vor dem Eintreffen einer Warensendung erkennt man, ob es sich um gewöhnliche oder seltene Produkte handelt. Je kostbarer die Lieferung, umso größer ist die Zahl der Natschalniks und anderer Leute, die vor dem Magazin herumstehen. Sie wollen sich einen möglichst großen Anteil sichern, bevor der eigentliche Verkauf beginnt.

Bei den Magazinverwalter habe ich auch schon mehrmals kleinere Geldscheine in 100-Rubelnoten umgetauscht. Er fragte mich mal, warum ich das tue. Ich erwiderte: Sparen für schlechte Zeiten. – Einmal bin ich mit ihm mit dem Lkw in die Stadt gefahren, um Besorgungen zu machen. Wir standen am Bürgersteig, als ein Mädchen vorbeikam. Da machte er mit den Händen eine eindeutige Bewegung, aber als er sah, dass das Mädchen es zu bemerken schien, war er sehr verlegen. Er ist ein anständiger Kerl, trotzdem. – Im Garten eines nahen Hauses klopft eine Frau Teppiche. Es war die Frau eines Majors.

Wir arbeiten auf der Rampe. Dabei machten wir den Posten irgendetwas nicht recht. Im Grunde haben die Posten uns nur zu bewachen, aber dieser meckerte und bölkte dauernd herum, bis ich ihm ärgerlich zurief: „Mensch, schrei nicht so viel!“ Da fuhr er auf mich los und brüllt: „was, du sagen ‚Schwein‘ zu mir!!?“ Er schlägt mir den Gewehrkolben vor die Brust und ist stinkwütend. Statt „schrei nicht“ hat er „Schwein“ verstanden. Es war ein Missverständnis, die aber manchmal tödlich enden können.

Püffe und Schläge gibt es öfter. Vor allem ein Natschalnik auf der Rampe schlägt häufiger mal zu. Auch das ist verboten. Gefangene dürfen nicht geschlagen werden.

Im Lager gibt es jetzt Vernehmungen am laufenden Band. Jeden zweiten Abend wird einer von uns Offizieren zum Politruk geholt. Ich schreibe schon vorher meinen militärischen Werdegang nieder, denn den wollen sie hören. Eines Abends bin auch ich dann an der Reihe. Der Politruk liest meinen Lebenslauf. Natürlich glaubt er kein Wort, und nachdem er alles gelesen hatte, reißt er das Blatt langsam und eindrucksvoll vor meinen Augen entzwei. Ich muss sofort einen neuen schreiben, und die hübsche Dolmetscherin faucht mich unfreundlich an: „Aber schreiben Sie deutlich, sie können es nämlich!“ Sie erinnert sich also an meine winzige, aber sehr deutliche Blockschrift auf den RK-Postkarten. – Über die Ergebnisse der Verhöre erfahren wir nie etwas. Nur geschieht es dann, dass eines Nachts plötzlich einer von der Pritsche geholt wird und verschwindet.

Jeden Morgen und Abend ist Lagerappell. Da muss die ganze Lagerbelegschaft antreten und wird gezählt. Eines Tages war ein Landser in kurzen Hosen angetreten. Der russische Unterleutnant fragt ihn unwillig, ob er jemals einen Soldaten in kurzen Hosen gesehen habe. „Doch,“ sagt der Landser, „bei unserem Afrika-Korps!“ Alles lacht, und der Russe schweigt betreten.

Für einige Tage sind wir mit Nebenarbeiten in einem Beton-Hochhaus beschäftigt, dass im Rohbau fertig ist und angeblich von einem deutschen Ingenieur gebaut sein soll. Von den oberen Stockwerken hat man einen weiten Blick über das dunkelgrüne Land. Im Norden erkennt man das helle Band der Rollbahn Minsk–Moskau, die dem Vernehmen nach die Deutschen ausgebaut haben, im Krieg. Dicht unter uns das schmale Band der Bahnlinie Moskau–Berlin.<sup>832</sup>

Unser Lager liegt direkt an der Autobahn Minsk–Moskau. Fast gegenüber unserem Lagertor liegt die Einfahrt zu einem Truppenübungsplatz auf der anderen Straßenseite. Wir sehen hier oft die sowjetischen Panzer in dem weiten Gelände herumkurven, im Sommer in dicke, gelbe Staubwolken gehüllt. Neben der Einfahrt zum Truppenübungsplatz steht ein kleines Häuschen, das als Magazin dient. Hier kaufen die Rotarmisten, die Familien der Offiziere und Wachmannschaften unseres Lagers, Leute, die in der Nähe wohnen und auch wir selbst. Wir brauchen ja nur schräg über die Straße zu gehen. Die Magazinverwalterin ist – natürlich – eine Jüdin. Sie wohnte früher in Deutschland und ist sehr freundlich. Als ich eines Tages den Laden betrat, war er sehr voll. Die Frau ließ mich aber nicht warten, sondern reichte mir mein Kleb<sup>833</sup> (Brot) über die Köpfe der Wartenden hinweg nach hinten. Es hat sich niemand beschwert.

<sup>832</sup> Es muss *dieses* besonders hohe, ältere, 2020 noch existierende Gebäude nahe der Eisenbahn sein.

<sup>833</sup> Хлеб, wohl als „Kleb“ verstanden, aber besser als „Chleb“ zu transkribieren

Ich bin wieder mal Holzfäller. Der Wald ist herrlich im Frühjahr. Das frische Grün der Birken und die jungen Triebe der Fichten bringen freundliche, hellgrüne Farben in den Wald. Es wird auch schon warm. Wir schlagen Nägel in die Birkenstämme, in denen jetzt der **Saft** aufzusteigen beginnt. Das Wasser, das aus der kleinen Wunde quillt, fangen wir in Blechbüchsen auf, die wir unter die eingeschlagene Nägel gehängt haben. Wenn sie voll sind, trinken wir sie aus. Wir glauben, dass es gesund ist und den Durst löscht.

Schon seit längerer Zeit bin ich wieder Verpflegungsteiler. Immer noch verfolgen mich die argwöhnischen Blicke, wenn ich die Schöpfkelle im Essenkübel herumrühre und die Kochgeschirre fülle. Aber ich rühre gründlich um, so dass auch jeder von dem dickeren Brei am Grund des Kessels bekommt und nicht nur die Wassersuppe an der Oberfläche. Ich nehme mir auch keinen Tropfen mehr, als ich den andern gebe. Ich bin nicht verfressen und komme mit wenig aus. Vielleicht bin ich ein **guter „Futterverwerter“**. Sogar Werner Gräser ist mit mir zufrieden. Zu ihm hatte ich lange Zeit ein etwas gespanntes Verhältnis, seit ich ihm in Smolensk als sein Brigadier öfter wegen seiner schlechten Arbeitsleistung weniger Prozente als den anderen Kameraden angeschrieben habe.

Mit den Prozenten war das so: Der Brigadier schrieb jedem einzelnen Mitglied seiner Brigade gesonderte Prozente, je nach Arbeitsleistung. Er hatte dabei einen gewissen Ermessensspielraum. So konnte er z. B. dem einen 80% anschreiben, während der einem besseren Arbeiter dann 120% schrieb, um auf 100% zu kommen, falls dies möglich war. Maßstab blieb dabei aber immer die Tagesnorm, d. h. die Arbeitsleistung, die die Brigade erreichen musste. Hatte die Brigade an einem Tag nur 70% ihres Solls erreicht, konnte der Brigadier die Prozente auch nur im Rahmen dieser 70% verteilen.

Meine Brigade hat jetzt ein sehr angenehmes Kommando: Spätschicht auf der Rampe, von 14–22 Uhr. Wir können morgens lange schlafen oder wenigstens liegen bleiben, wenn die anderen Brigaden zur Arbeit müssen. Wir frühstücken in aller Ruhe und gehen erst nach dem Mittagessen hinaus. Und wenn wir abends kurz nach 22 Uhr zurückkommen, sind viele Kameraden noch nicht einmal zu Bett gegangen. Es fällt auch wenig Arbeit an. Nachmittags kommen nicht mehr viele Lkw aus dem Wald, und nach 17 Uhr fast gar keine mehr. Die russischen Fahrer machen auch gern pünktlich Schluss, oft sogar reichlich früh. Da auch die übrigen Rampenkommandos, die seit dem Morgen hier arbeiten, um 17 Uhr ins Lager zurückgehen, sind wir von da an bis 22 Uhr allein auf dem Platz. Es lässt sich dann auch kein Natschalnik mehr sehen. Unsere einzige Arbeit besteht darin, die aus dem Wald kommenden Lkws zu entladen. Sie bringen fast nur 2-m-Stämme. Die Lkws sind fast alle amerikanische **Studebaker**, 4–5-Tonner.

Das mühsamste ist für mich immer der Schichtbeginn. Ich bin ja vom Hunger noch ziemlich entkräftet (ich habe es inzwischen als aussichtslos aufgegeben. Ich werde doch nicht früher entlassen). Und wenn ich dann, noch gleich nach dem Mittagessen, auf den ersten Lkw klettere, bin ich matt und schlapp, so dass ich Mühe habe hinaufzukommen. Im Laufe des Nachmittags vergeht die Schwäche dann. Es kommen auch nicht mehr viele Wagen und zwischendurch sind lange Pausen.

Die Fahrer sind manchmal leicht angetrunken, und dann sagen sie im Gespräch Dinge, die sie in nüchternem Zustand sicher nicht aussprechen würden. Einmal kamen wir im Gespräch auf die Juden. Sie sind ja auch in Russland nicht beliebt, und der Fahrer meinte, wir hätten noch viel zu wenig umgebracht. Es ist nicht das erste Mal, dass wir solche und ähnliche Bemerkungen hören. Es ist begreiflich.<sup>834</sup> Die intelligenten und geschäftstüchtigen Juden sitzen auch hier in Russland überall in Schlüsselpositionen. Ich sehe es in meiner Umgebung. Die weitaus meisten Magazinverwalter sind Juden, und angesichts der chronischen Lebensmittelknappheit in der Sowjetunion sitzen sie also in einer Schlüsselposition. Viele Politkommissare sind Juden. Dank ihrer Deutschkenntnisse sind sie auch an vielen anderen Stellen unentbehrlich. Musterbeispiel ist unsere Rampe. Die beiden wichtigsten Posten haben Juden inne: Der Oberratschalnik und der Magazinverwalter. Die Judenpogrome machen es deutlich, dass sie hier wie auch anderswo unbeliebt sind. Sie erleiden hier dasselbe Schicksal, wie die geschäftstüchtigen Inder in vielen afrikanischen Ländern. Und wahrscheinlich auch aus demselben Grund.

Es ist nach 17 Uhr. Unsere Brigade ist allein auf der Rampe. Kein Lkw mehr. Wir sitzen in einem kleinen Blockhäuschen. Der Platz reicht gerade für uns 8 Mann. Die Bude steht dicht am Zaun. Ein russischer Zivilist hat sich zu uns gesellt. Er steht zwar etwas unter Alkohol, aber das tut der fröhlichen Unterhaltung keinen Abbruch. Schließlich erhebt sich der Russe und verabschiedet sich munter, um dann zu gehen. In der Tür dreht er sich plötzlich um und blickt uns mit grimmiger Wut an. Er stürzt sich auf uns und beginnt, wütend auf uns einzuschlagen. Durch den Lärm angelockt, eilt der Posten herbei,

---

<sup>834</sup> *Ein Mordmotiv mag begreiflich sein, aber es bleibt Mord.*

packt den Iwan, stößt ihn zur Tür hinaus und jagt in vom Platz. Während wir den unverständlichen Zwischenfall noch besprechen, erscheint der Betrunkene draußen am Zaun. Er ist völlig zerknirscht und bittet uns mit gefalteten Händen: „Kamerati! Wieder gut?“ Wir winken ab, aber er hebt bittend die Hände. Dann zieht er sein Portemonnaie aus der Tasche und will es uns durch den Zaun reichen. Wir sollen uns das Geld teilen. Aber wir bedeuten ihm, dass er verschwinden soll.

Solche Szenen habe ich wiederholt erlebt. Eben noch lachend, schlägt der Russe sekundenschnell in Zorn um, und umgekehrt. Die russische Seele wird uns immer unbegreiflich bleiben.

Nach 18 Uhr kommt nie mehr ein Fahrzeug, und wir haben herrlich ruhige Abende auf dem Platz. Bis 22 Uhr haben wir nichts mehr zu tun. Auch die Posten lassen sich nie sehen. Wir sitzen dann zusammen in einer anderen kleinen Bude, genießen die abendliche Stille und unterhalten uns über alles, was uns bewegt. Wir sprechen von der Heimat, den Heimkehraussichten, unseren Familien, unserem Beruf. Wir sprechen über den Sinn des Lebens und über religiöse Fragen. Über uns funkeln die klaren Sterne am nachtblauen Himmel. Rolf Hillebrand, Meteorologe, zeigt uns den deutlich sichtbaren Erdschatten am dunklen Nachthimmel.<sup>835</sup> Es sind wunderbare Abende. Wir sind fast heiter und zufrieden. – Natürlich haben wir auch bei früheren Gelegenheiten gelacht. Wir haben nicht selten gelacht. Es gab genug komische Situationen und auch sonst erträgliche Zeiten. Ich habe dann immer an Carola denken müssen, die sich vielleicht gerade Sorgen um mich macht, während ich hier lache.

Herrlich war auch immer das abendliche Duschbad, dass wir nach Feierabend genossen. Wenn wir um 22 Uhr ins Lager zurückkamen, gingen wir in den Waschraum im Gebäude der Lagerwäscherei, wo die Wäscher immer warmes Wasser für uns bereithielten. Dann seiften wir uns gegenseitig ein, plantschten und spülten uns ab, indem wir ganze Kübel mit warmem Wasser über Kopf und Körper gossen.

1. Mai 1949. Ein großer Heimkehrertransport geht ab. Diesmal sind es endlich Gesunde. Sogar einige unserer Offiziere sind dabei. Hochstimmung und neue Hoffnung im Lager. Ich hatte, wie in jedem Jahr, zu meinem Geburtstag von der Küche einen Nachschlag bekommen. Dabei hatte ich mich überfressen. Ein ekelhafter Zustand, fast schlimmer, als Hunger. Und während die abreisenden Kameraden ihre wenigen Sachen packten, lag ich apathisch auf meiner Pritsche. Manche Kameraden glaubten, ich sei heimwehkrank. Aber sie irrten sich. Ich habe in meinem ganzen Leben nie Heimweh gehabt, nicht einmal **als 17-jähriger Schiffsjunge auf der Reise nach Südamerika**.

Ein Kamerad kommt an meine Pritsche, um sich zu verabschieden. Er ist ein frischer, immer fröhlicher und liebenswerter Sachse und ein grundanständiger Kerl. Er hat mir unter persönlicher Gefahr den Doppelboden in mein Holzkästchen gebohrt, in dem ich meine **Tagebuchnotizen** und mein **Soldbuch** durch alle Filzungen bei der Heimkehr über die Grenzen geschmuggelt habe. Dabei war ihm sogar noch ein Bohrer abgebrochen.

2.7. und 15.7. Verhöre durch den MWD. Man sucht fieberhaft nach „Schuldigen“ und „Kriegsverbrechern“, um noch möglichst viele Männer weiterhin zurückhalten zu können. Die Sowjetunion hatte ja erklärt, dass bis Ende 1948 alle Kriegsgefangenen entlassen würden. Diejenigen, die jetzt noch zurückgehalten würden, seien Kriegsverbrecher! Auch in dummdreister Unverschämtheit sind die Russen unübertroffen.<sup>836</sup>

1.8.49. 8 Mann erhalten Karzer. Noch bis zur letzten Stunde droht und erpresst der Russe: Nur wer 100% leistet, kommt nach Hause. Verpflegungsmäßig war das letzte Jahr nicht schlecht, aber die Atmosphäre im Lager war durch die „Torschlusspanik“, die dadurch ausgelöst Denunziationen, Verrätereien,

---

<sup>835</sup> Rolf Hillebrands Vortrag muss früher gewesen sein, denn gem. Mitteilung von Frau von Knobelsdorff verließ er bereits am 07.12.1948 das Lager (er wurde wohl entlassen), in dem Benno von Knobelsdorff und der Autor zurückblieben.

<sup>836</sup> **Cartellieri** beschreibt eingehend, wie die Sowjetunion sich bemühte, die gewöhnlichen Kriegsgefangenen wenigstens bis Ende 1949 zur Entlassung zu bringen, und dass die verbliebenen tatsächlich alle als Kriegsverbrecher vor Gericht gestellt und verurteilt wurden, so dass es „nach 1950, von Ausnahmen abgesehen, nur verurteilte deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion“ (S. 38) gab. Zwar liefen die Prozesse wie ein Schnellgericht ab und als Strafe gab es einheitlich 25 Jahre (S. 324 f.), aber die Angeklagten fielen gem. Cartellieri in Kategorien (z.B. S. 321 f.), die durchaus als verdächtig gelten können, Kriegsverbrechen begangen zu haben: Soldaten und Offiziere der Kampftruppen unterhalb des Dienstgrads Oberst gehörten nicht dazu, wohl aber solche, die mit Gefangenen, Zivilisten oder Partisanen zu tun hatten, wie Feldgendarmarie, Sicherungskräfte, Heeresverwaltung o.ä. Ein Drittel der Verurteilten wurde schon im Frühjahr 1950 repatriert, ein weiteres Drittel im Herbst 1953 und der Rest, knapp 10.000 Soldaten (sowie rund 20.000 Zivilinternierte), auf Adenauers Betreiben um die Jahreswende 1955/56 (S. 327).



Verhöre und dergleichen stark belastet. In dieser Hinsicht war es eines der schlimmsten Jahre, wenngleich ich persönlich davon meist verschont blieb.

21.8.49. Nochmals eine radikale Filzung. Offiziere müssen auch ihre 2. Wäschegarnitur abgeben. Der Russe zieht uns buchstäblich bis aufs letzte Hemd aus. Es ist, als ob man unter die Räuber gefallen ist. Im Laufe der Gefangenschaft hat man mir mehrmals meine gesamte Habe abgenommen, und ich musste einen großen Teil meines Verdienstes dazu verwenden, mir immer wieder alles neu zu beschaffen. – Fußlappen werden aus alten Laken gemacht, und Hosen aus Decken.

## V. Entlassung und Heimkehr nach viereinhalb Jahren

Ein weiterer großer **Heimkehrertransport** soll zusammengestellt werden, und unser Lager soll ein großes Kontingent stellen. Wir sind in dem großen Schlafsaal zusammengerufen worden und warten nun ungeduldig auf den russischen Offizier, der persönlich die Namen der 315 Heimkehrer vorlesen will. Er kommt mit seinen Papieren und einigen Begleitern. Nach ein paar einleitenden Worten beginnt er mit der Verlesung der Namen. Es geht langsam und etwas holprig, denn dem Russen macht die Aussprache der deutschen Namen einige Schwierigkeiten. Es geht alphabetisch. Bei „K“ ist er schon vorbei. Benno ist also nicht unter den Glücklichen. Offizier und adlig! Und dann liest er „Gärrbärt Georgiew Schrettär“ (bei den Russen wird immer der Vorname des Vaters mitgenannt). Das war also ich. Es war nicht zu verwechseln. Dennoch wird mir nicht bewusst, dass dies das Ende einer 4 1/2-jährigen Zwangsarbeit sein soll. Außerdem bleibt in mir noch ein erheblicher Rest von Misstrauen und Ungläubigkeit. Ich habe zu viele schlechte Erfahrungen mit dem Russen gemacht. Ich bin wohl erleichtert, aber überwältigende Freude empfinde ich nicht. Ich bin sowieso von gemäßigter Gemütsart und nur langsam „erregbar“. Jedenfalls: Bevor ich nicht zu Hause bin, glaube ich nicht an die Entlassung.

Die Vorbereitungen für den Abtransport beginnen. Schon früher hatte ich mir eine Skimütze aus olivgrünem Stoff machen lassen, wie sie die Gebirgsjäger getragen haben, und später alle Offiziere.<sup>837</sup> Jetzt ließ ich noch einen Holzkoffer für mich anfertigen. Inzwischen kamen Gepäckvorschriften und weitere Anordnungen. Geschriebenes und Gedrucktes und auch Rubel durften unter keinen Umständen mitgenommen werden. Und ich hatte mehrere hundert Rubel gespart! Also kaufte ich große Mengen von Tabak und Papyrossi, die meinen ganzen Koffer füllten. Außerdem erwarb ich eine Menge Schmalz, das ich nach dem Einschmelzen mit angebratenen Zwiebeln mischte und in Flaschen abfüllte. Aber ich hatte immer noch Geld, es gab jedoch nichts Vernünftiges mehr zu kaufen, und mein Gepäck war voll. So beschloss ich, einen 100-Rubel-Schein trotz Verbots als Andenken mit nach Hause zu nehmen.<sup>838</sup> Die letzten 20 Rubel schenkte ich Benno.

Nach unserem Weggang werden noch 120 Mann im Lager zurückbleiben. Unter ihnen Graf Spee, Benno von Knobelsdorff (Adlige!), mehrere andere Offiziere, Polizeiangehörige, SS-Leute (1) und andere „Verdächtige“. Auch Hauptmann Reher, ein etwas undurchsichtiger Bursche, bleibt zurück. Er wollte mal als Bestarbeiter nach Hause und für sonstige gute Dienste für den Russen früher entlassen werden. Er hat sich gründlich verrechnet. Er hat sich so unentbehrlich gemacht, dass der Russe ihn bis zuletzt festhält.

Diese 120 Mann sollen in ein anderes Lager gebracht werden.

Samstag, 8.10.49. Gegen Mittag heißt es: Antreten am Lagertor. Man hatte uns bis zum letzten Tag über den Abfahrtstermin im Unklaren gelassen. Heute nun ist es soweit. Noch einmal erfolgt die unvermeidliche Filzung. Mein Gepäck ist erstaunlicherweise wieder genauso schwer, wie zu Beginn der Gefangenschaft. Ich habe in all den Jahren immer zuviel mit herumgeschleppt. Manche Landser haben außer der Bekleidung, die sie am Leibe tragen, nur noch ihr Kochgeschirr hinten am Koppelhaken baumeln.

---

<sup>837</sup> Diese Mütze trug der Autor noch jahrelang bei der Gartenarbeit, zusammen mit seiner die ganze Zeit über getragenen Uniformjacke oder der ebenfalls aus Russland mitgebrachten Wattejacke. Nach seinem Tod sind diese Stücke leider abhanden gekommen.

<sup>838</sup> Diese 100-Rubel-Banknote ist noch vorhanden.

Wir marschieren zum Bahnhof, wo wir in gewohnter Weise in geschlossene Güterwagen verladen werden. Unsere Waggonen werden an einen Heimkehrertransport angehängt, der aus dem Innern Russlands kommt. Diese haben auch einige Mädchen bei sich, ehemalige Zivilversleppte. Erika Bracklow bekommt einen epileptischen Anfall.<sup>839</sup>

9.10.49. Längerer Aufenthalt auf dem Güterbahnhof von Minsk. Ich krieche einen steilen Hang am Südrand des Güterbahnhofs hinauf. Oben stehen einige Häuser. Nach etwa 3 Stunden geht die Fahrt weiter. Über Baranowitschi rollen wir weiter nach Brestlitowsk, dem russisch-polnischen Grenzbahnhof. Der Zug hält vor der Stadt. Es ist der letzte Halt auf sowjetischem Boden. Alles aussteigen zur letzten großen Filzung. Schon vor dem Aussteigen bekamen wir einen kleinen Vorgeschmack auf das Kommende: Bei einem Landser hatten die Posten einen Zeitungsbogen entdeckt, auf dessen Rand angeblich eine Bleistiftnotiz geschrieben war. Er wurde mit seinem armseligen Bündel aus dem Waggon geholt und abgeführt.

Wir sitzen wartend neben unserem Gepäck im Gras, und ich denke an meine geschmuggelten Papiere. Einige Kameraden wissen davon und beschwören mich, das Kästchen wegzuerwerfen. Als ich mich gerade schweren Herzens dazu durchgerungen hatte und es aus dem Rucksack herausholen wollte, wird unsere Gruppe zu Durchsuchung aufgerufen. Schicksal, nimm deinen Lauf!

Wir betreten die Baracke und müssen uns „zwecks ärztlicher Untersuchung“ nackt ausziehen. Und während wir in dem einen Raum oberflächlich untersucht werden, wird unser Gepäck und unsere Bekleidung einer sehr gründlichen Durchsuchung unterzogen. Die ärztliche Untersuchung war eine Farce. Sie war nur der Vorwand für die Untersuchung unserer Bekleidung und des Gepäcks. Sie war so schnell gegangen, dass ich bei der Durchsuchung meiner Sachen noch zusehen konnte. Ein Uniformierter in weißem Kittel durchsucht alle Taschen, tastet die Bekleidungsstücke sorgfältig ab, holt Stück für Stück meiner sonstigen Habe aus dem Rucksack, um es zu begucken. Auch das Holzkästchen. Es war halb so groß, wie eine Zigarrenkiste und enthielt lauter Krimskrums, wie Nähzeug, Nagelschere, ein gesticktes Berliner Wappen, das „Brandenburger Tor“<sup>840</sup>. Der Russe dreht das Kästchen in seiner Hand hin und her. Jetzt bestand noch eine Gefahr: Dass der Russe eine Stichprobe machte und die Wand des Kästchens durchbohrte. Das taten sie manchmal. Aber mein Kontrolleur schien kein Fanatiker zu sein. Er hantierte ruhig weiter und legte das Kästchen schließlich zur Seite. Was muss ich damals noch für gute Nerven gehabt haben! Ich durfte gehen, raffte meine Klamotten zusammen und verließ erst einmal den Raum, um meinen Rucksack draußen wieder zu packen. Leutnant Stockmann steht schon an einem der Waggonen und ruft nach mir. Ich antworte ihm unbegreiflicherweise recht patzig,<sup>841</sup> dass ich schließlich erst meine Sachen verstauen müsste.

Nach der Fahrt durch Polen erreichen wir die deutschen Ostprovinzen. Auf den Schildern der Bahnhöfe stehen schon überall polnische Namen. – Wir halten auf freier Strecke. In einiger Entfernung stehen etliche Bauernhöfe. Ein Mädchen kommt angelaufen. Sie ist Deutsche. Sie zeigt auf einen der Höfe. Er gehörte ihrer Familie, aber jetzt sitzt ein polnischer Bauer drauf, und ihre Familie arbeitet als Knechte und Mägde auf ihrem ehemaligen Eigentum. Dann wird drüben der Pole sichtbar, und das Mädchen läuft zurück, weil der Pole „sonst schimpft“.

13.10.49. Um 3 Uhr morgens erreichen wir Frankfurt/Oder und werden in eine Kaserne<sup>842</sup> geführt, die jetzt von Russen belegt ist. Es ist die letzte russische Station für uns. Während die Russen in ihren Diensträumen unsere Papiere sichten und sonstige Formalitäten erledigen, rasieren wir uns in den Waschräumen der Kaserne und lungern dann herum. Um 18 Uhr heißt es dann wieder „antreten“. Die Kolonne steht abmarschbereit, aber es fehlen die Mädchen. Der Russe hält sie zurück. Angeblich sind ihre Papiere nicht in Ordnung. In Wirklichkeit müssen sie jetzt durch die Betten der russischen Offiziere, bevor sie gelegentlich entlassen werden. Eine verfluchte Sauerei! Eigentlich hätte die ganze Kolonne den Abmarsch verweigern müssen, bis die Mädchen mitkommen. Es hätte bestimmt Erfolg gehabt. Aber wer hätte den Mut, buchstäblich in letzter Minute vor dem Tor der Jahre lang ersehnten Freiheit noch etwas zu riskieren? Deutsche Gefangene bestimmt nicht! Ich tat es auch nicht, weil ich aus Erfahrung

<sup>839</sup> *Kannte der Autor den Namen, weil er sich mit ihr angefreundet hatte, oder nur wegen des außergewöhnlichen Vorfalls?*

<sup>840</sup> *Dieses Wappen mit dem Berliner Bären (nicht dem Brandenburger Tor), das ein Kamerad oder Mitgefangener als Nebenerwerb hergestellt hatte, ist noch vorhanden.*

<sup>841</sup> *nach dem gerade überstandenen Stress eigentlich sehr begreiflich*

<sup>842</sup> *sicher die Horn-Kaserne, die gem. Wolfgang Buwert (Hg.): Gefangene und Heimkehrer in Frankfurt (Oder) 1945 - 1950/56, Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung, 1998, S. 40, Hauptentlassungslager war*

weiß, dass deutsche Kriegsgefangene nicht solidarisch sind. Die Hälfte hätte nicht mitgemacht, und den „Rädelsführern“ wäre es dann übel ergangen.

Wir marschieren zu Fuß ins deutsche Lager<sup>843</sup>. Unterwegs begegnet uns eine Gruppe deutscher Frauen, die von der Arbeit kommen. Eine ruft bei unserem Anblick scherzhaft: „Oh, so viele Männer auf einmal!“

Im deutschen Lager wieder Formalitäten und Auszahlung von 50,- Mark an jedem von uns. Dann gehe ich zu der kleinen Poststelle des Lagers, vor deren Schalter eine kleine Schlange von Männern steht, die alle Telegramme nach Hause schicken wollen. Neben dem Postangestellten türmt sich ein Hügel von Trinkgeldscheinen, die ihm in der Heimkehrerfreude großzügig gegeben werden. Dann notiert er meinen Text: „Eintreffen Freitag früh Friedrichshagen, Herbert!“

Es ist schon Mitternacht. Ich lasse mich zwar nach **Westdeutschland** entlassen, will aber erst in Berlin ein paar Tage Station machen, um bei meinen Eltern zu bleiben. Ich schließe mich also der Gruppe an, die nach Berlin weiterfährt. Hier von Frankfurt aus gehen nun nämlich die weiteren Transporte in verschiedene Richtungen ab. Es sind immer noch offizielle Transporte. Bei den Berlinern ist auch Gerd Maike, ein sympathischer Kamerad aus dem Lager Borissow.

Dieses Durchgangslager hier ist eine riesige Halle, an deren Wänden entlang die verschiedenen Dienststellen und auch Essbuden und Trinkstände aufgebaut sind. Außerdem stehen reihenweise 3-stöckige Pritschen hier. Blanke, kahle Bretter. Aber hier schläft keiner mehr. Ich lege mich trotzdem hin, denn ich habe eine Ewigkeit nicht geschlafen und bin sehr abgespannt. Wir haben noch drei Stunden Zeit, und ich versuche zu schlafen. Aber es ist zu kalt, mich fröstelt, die Bretter sind hart, und ich bin wohl auch zu aufgeregt.

14.10.49. Früh um 3 Uhr stehen wir auf dem **Hauptbahnhof von Frankfurt/Oder**. Es sind schon erstaunlich viele Menschen unterwegs. Viel russisches Militär. Und dann geht es ab in einem der alten, vertrauten Vorortzüge mit Dampflok. Auf der Durchfahrt durch Friedrichshagen erhasche ich schon von der Bahnbrücke einen kurzen Blick auf die Hauptstraße und den Bahnhof. Altvertraute Anblicke. Der Zug fährt durch bis zum **Schlesischen Bahnhof**. Deshalb muss ich mit der S-Bahn<sup>844</sup> wieder zurück nach Friedrichshagen. Unten am Bahnhof steige ich in die Straßenbahn<sup>845</sup>. Mit meiner Wattejacke<sup>846</sup> und der aus einer Wolldecke gefertigten Hose bin ich als Russlandheimkehrer unübersehbar, aber die Leute nehmen keine Notiz von mir. Ich steige vorn zum Schaffner auf und frage, ob Heimkehrer umsonst fahren dürfen.<sup>847</sup> Er wendet kaum den Kopf und antwortet mufflig: „Wenn es stimmt...“ (dass ich Heimkehrer bin). Die Bevölkerung ist auffallend unzugänglich, fast verbittert.

An der Ecke Müggelseedamm ist eine **Haltestelle**. Die Bahn will gerade wieder anfahren, als ich meinen Vater um die Ecke kommen sehe. Ich rufe ihn an und steige schnell noch ab. Das Gesicht meines Vaters bleibt fast unbewegt. Unsere Begrüßung ist kurz und ohne äußere Zeichen von Rührung. Nur ein kurzer Händedruck, als hätten wir uns heute schon gesehen. Das ist typisch Schrödter. Wir haben nie an einem Überschwang der Gefühle gelitten.

Meine Eltern hatten das Telegramm um 8.30 Uhr erhalten, und mein Vater war sofort losgegangen, um etwas einzukaufen. Dazu kam er nun nicht mehr, denn wir machten kehrt und gingen gemeinsam nach Hause. Um 9 Uhr früh betrat ich das Haus. Ich war nach fünfjähriger Abwesenheit heimgekehrt.

Ich wollte 3 Tage bei meinen Eltern bleiben und dann zu Carola nach **Warendorf/Westfalen** weiterfahren. Eigentlich wollte ich dort überraschend eintreffen, aber mein Vater ging sofort zur Post, um Carola von meiner Heimkehr telegrafisch zu unterrichten. Inzwischen packte ich zu Hause die Schmalzflaschen aus, die meine Mutter mit Freude in Empfang nahm, denn die Verpflegung in Berlin war schlecht.

Ich war gleich wieder eingelebt und hatte kaum das Gefühl, so lange abwesend gewesen zu sein. Zwar waren etliche Fenster noch mit Pappe vernagelt und eine Zimmerwand, die ein Bombenangriff zerstört hatte, durch eine Pappwand ersetzt, aber sonst war in der Wohnung alles, wie früher.

---

<sup>843</sup> sicher das **Heimkehrerlager Gronenfelde** (Buwert, a.a.O. S. 45; **hier** eine Lageangabe)

<sup>844</sup> heutige Linie S3 oder S5

<sup>845</sup> damals Linie 87, heute Linie 61

<sup>846</sup> Diese Jacke ist nach dem Tod des Autors leider abhanden gekommen.

<sup>847</sup> Eine solche Beförderungstarifbestimmung kann **hier** erst ab 1953 und nur für West-Berlin festgestellt werden.

17.10. frühmorgens Ankunft in Heiligenstadt. Am Vorabend war ich von Hause losgefahren. In Potsdam (Zonengrenze!)<sup>848</sup> wurde ich von einem Volkspolizisten<sup>849</sup> kontrolliert. Es war stockfinster, und er machte es sehr kurz. – Heiligenstadt ist die letzte Station in der SBZ. Deutschland scheint nur noch aus Grenzen zu bestehen. Also in Heiligenstadt wieder in ein Lager. Auf dem Bahnhof stand bei meiner Ankunft gerade ein Zug, der über die „Grenze“ nach Friedland fahren wollte.<sup>850</sup> Ich war schon im Begriff, gleich in diesem Zug umzusteigen, wurde aber in letzter Minute belehrt, dass ich erst ins Lager<sup>851</sup> müsste, damit mir die notwendigen Papiere ordnungsgemäß ausgestellt werden könnten. Das dauerte wieder einen Tag, und ich musste im Lager übernachten. Im Lager sind einige Putz- und Dienstmädchen beschäftigt, von denen eine aus Danzig stammt. Mit dieser machte ich einmal einen Spaziergang auf die umliegenden Anhöhen. Die Gegend ist wunderschön. Dieses Mädchen wohnt mit 2 anderen Kolleginnen zusammen in einer Wohnung außerhalb des Lagers, wo ich sie auch einmal besuchte.

Als wir dann das Lager verließen – etwa 200 Mann –, standen am Lagertor Frauen und Kinder, die uns um Brot anbettelten. Mein Gott, was ist aus unserem schönen Deutschland geworden!

19.10.49. Wir stehen am Schlagbaum auf der Seite der SBZ. Drüben liegt das Lager Friedland. Noch eine letzte Prüfung unserer Papiere durch Vopos (Volkspolizisten), und dann geht der Schlagbaum hoch. Ein kleiner Strom von Heimkehrern fließt über die „Grenze“. Der Lagerpfarrer von Friedland kommt uns mit ausgebreiteten Armen entgegen: „Willkommen in der Freiheit!“

Im Lager werden wir gleich in einen Raum geführt, wo uns ein Mann herzlich bat, bei aller Freude über die Heimkehr auch an die Vermisstenschicksale zu denken. Die Wände des Ganges hingen voll von den Fotos vermisster Kameraden, und wir sollten sie uns ansehen, um festzustellen, ob wir den einen oder anderen von ihnen kennen. Während er noch zu uns spricht, zeigt er plötzlich auf mich und sagt: „Wir haben uns doch vor 5 Jahren im Hauptlager Riga gesehen!“ Ich war überrascht, dass er mich sogar hier in der Menge erkannte. Ich selbst konnte mich leider nicht an ihn erinnern.

Wir können hier im Lager notwendige Kleidungsstücke sehr preiswert kaufen, weil viele Firmen ihre Erzeugnisse dem Lager zu Billigstpreisen oder gar kostenlos überlassen. Ich kaufe mir ein paar Schuhe.

Wir bekommen wieder einmal neue Papiere. Diesmal sind es britische, die nun aber wichtig sind, weil sie von nun an für mich überall als Ausweis gelten.

20.10.49.<sup>852</sup> Abfahrt aus Friedland. Unser Heimkehrerzug rollt durch Westfalen. Die Männer hängen in Trauben am Fenster. Unten geht eine junge Frau, den Blick vor sich auf den Weg gerichtet. Einmal blickt sie auf. Sie sieht die winkenden Männer und erkennt den Heimkehrertransport. Da huscht ein Lächeln über ihr Gesicht und sie winkt freundlich zurück.

Paderborn, Lippstadt. Auf den Bahnhöfen großer Trubel. Rotkreuzhelferinnen verteilen kleine Geschenkpäckchen an die Heimkehrer. Und auf allen Bahnhöfen dieselben rührenden und erschütternden Szenen: Die jubelnden Angehörigen, die ihren Heimkehrer in die Arme pressen, und daneben das blasse Gesicht der verhärmten Mutter, die mit flehenden Augen in stummem Jammer wortlos am Zug entlanggeht und das Foto ihres vermissten Sohnes hochhält.

Münster/Westfalen. Ich war hier ausgestiegen, sitze nun auf einer Bank und warte auf den Zug nach Warendorf. Da sehe ich aus den Augenwinkeln, dass jemand mit vorgestrecktem Kopf um mich herumgeht und mich neugierig betrachtet. Ich blicke auf und erkenne Fritz Schäfer, das rothaarige Antifamitglied aus Smolensk. Er war seinerzeit in Smolensks zurückgeblieben, als wir nach Borissow verlegt wurden, war dann aber noch vor uns entlassen worden. Er studiert in Münster, wohnt aber anderswo (Ruhrgebiet?).

---

<sup>848</sup> Interzonenzüge wurden vor dem 03.10.1954 in Potsdam, danach in Griebnitzsee kontrolliert (Verwaltungsarchiv der ehem. Rbd Berlin im Landesarchiv Berlin, Sign. A2130, angegeben bei: Peter Bock: Interzonenzüge. Eisenbahnverkehr im geteilten Deutschland. GeraMond Verlag, München 1998, S. 37).

<sup>849</sup> Es war wie auch weiter unten die „Deutsche Grenzpolizei“.

<sup>850</sup> „über die Grenze“ bedeutete lediglich „Richtung Grenze“, denn bereits 1884 war die Verbindung Arenshausen–Friedland aufgegeben worden; Heimkehrer wurden mit der Bahn nur bis Arenshausen gefahren und mussten von dort zu Fuß gute 8 km nach Friedland laufen.

<sup>851</sup> wie hier angedeutet im heutigen Staatl. Gymnasium „Johann Georg Lingemann“ gegenüber dem Bahnhof

<sup>852</sup> Der 14. und der 20. Oktober wurden in der engeren Familie noch jahrelang als „Heimkehrjubelfest“ gefeiert.



Im Zug nach Warendorf sitzt eine junge Frau neben mir, die mich natürlich sofort als Heimkehrer erkannt hat. Sie ist begreiflicherweise neugierig und möchte allerlei wissen. Auch, ob meine Ankunft bekannt sei und ob ich in Warendorf am Bahnhof abgeholt würde.

Aber es war niemand am Bahnhof, weil die Zeit meiner Ankunft ungewiss war. Ich gehe also langsam durch die Straßen des Städtchens, deren mittelalterliche Kirchtürme ich schon vom Zugfenster aus gesehen habe. Ich kannte solche Türme von Berlin her gar nicht.

Ich erreiche **Markt 17** und schelle bei „Arens“. Dann steige ich langsam die 2 Stockwerke hinauf<sup>853</sup>, und bei der letzten Biegung der Treppe sehe ich Carola schon in der Tür stehen.

Es ist der 20.10.1949<sup>854</sup> nachmittags. Ich bin endgültig daheim.

**Ende.**

---

<sup>853</sup> Ein Familienmitglied, das ihn schon gesehen hatte, hatte Carola aufgeregt gerufen mit den Worten: „Es kommt ein Soldat die Treppe herauf!“

<sup>854</sup> Der 14. und der 20. Oktober wurden in der engeren Familie noch jahrelang als „Heimkehrjubelfest“ gefeiert.

Die folgenden Gedanken und Bemerkungen waren ursprünglich an verschiedenen Stellen im Text verstreut.<sup>855</sup> Ich habe sie herausgenommen und hier zusammengestellt. Nur einiges ist später hinzugefügt.

## VI. Eine Art Bilanz der Gefangenschaft

Hunger und menschenunwürdige Verhältnisse haben die Gefangenen auf eine harte Charakterprobe gestellt. Viele haben sie nicht bestanden. Sie haben ihre Leidensgefährten bestohlen und betrogen und an den Russen verraten. Die anderen haben gehungert und gelitten, aber sie haben ihre anständige Gesinnung bewahrt.

5 1/2 Jahre erbitterter Krieg, sein unglückliches Ende, 4 1/2 Jahre oft lebensgefährliche sowjetische Gefangenschaft, die lange Ungewissheit über das Schicksal der Angehörigen oder traurige Nachrichten aus der Heimat zerren an den Nerven. Dazu das Ertragen störender Eigenarten mancher Kameraden auf engstem Raum: Schweißfüße, eine stinkende Pinkelbüchse (der Nachbar hat eine schwache Blase), ein anderer will mehr Platz, die nervösen Krakeeler, die Neidhammel, Schnarcher, Frühaufsteher. Einer will mehr Licht, der andere kann nur bei Dunkelheit schlafen. Und das alles mit 45 cm Platz auf verwanzten Pritschen. Und vieles, vieles andere mehr. Wenn auch nicht immer alle diese Umstände gleichzeitig auftraten, so brachten sie doch viele Reibereien mit sich. Man musste wirklich schon ein bisschen über den Dingen stehen, um seine Nerven nicht in den Niederungen der Alltagsstänkereien zu zerreiben. Aber auch der friedlichste Philosoph kann nicht in Frieden leben, wenn er einen entnervten Querulanten als Nachbarn hat.<sup>856</sup>

Wir Menschen sind Individuen, wir Europäer sogar ausgesprochene Individualisten. Wenn wir auf so engem Raum zusammengepfercht sind, treten natürliche Reaktionen ein, um den Persönlichkeitsraum zu schützen. Das äußert sich in Feindseligkeit gegenüber den Kameraden.

Die 4 1/2 Jahre Gefangenschaft waren nicht völlig verlorene Zeit. Ich habe vieles zu nutzen versucht, wo immer ich konnte. Ich habe als Geograph eine Menge Sehens- und Wissenswertes erfahren. Ich habe gelernt, echte und unechte Werte im Leben zu unterscheiden. Ich habe gelernt, auch die bescheidensten Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens dankbar zu genießen und bei aller Anspruchslosigkeit doch glücklich und zufrieden zu sein. Ich habe sehr viel Menschenkenntnis erworben. Ich habe tiefe religiöse Erfahrungen gemacht und vielleicht auch manche Sünde abgeübt.

Ich habe den Eindruck, dass ich wichtige Entscheidungen meines Lebens eigentlich nie selbst getroffen habe, etwa nach reiflicher Überlegung oder klarer, rationaler Einsicht. Ob es meine Meldung zum Kriegsdienst oder mein Heiratsentschluss war, ob es die zahllosen Entscheidungen und Entschlüsse im Krieg und Kampfgeschehen waren – mir scheint, ich habe sie nie mit scharfem Verstand getroffen, sondern meist instinktiv, intuitiv. Manchmal ging es dabei um Leben und Tod. Es ist mein fester Glaube, dass ich dabei vom Herrgott durch meinen Schutzengel geführt worden bin.

## Erfahrungen in der Gefangenschaft

Einige Erfahrungen in der Gefangenschaft. Oft sind es alte Weisheiten. Viele sind allgemeingültig. Manche sind vielleicht in Zukunft<sup>857</sup> nicht mehr zu gebrauchen.

Sehr vorteilhaft: Die Landessprache beherrschen!!

Ein Handwerk oder ein Musikinstrument erlernt haben.

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Vorsicht! Spitzel.

Viel schlafen.

---

<sup>855</sup> siehe z. B. Seite 52 und 306

<sup>856</sup> siehe Fußnote 715

<sup>857</sup> Das zugrundeliegende Typoskript wurde in den 1960er (s. Fußnote 712) bis 1980er (s. Fußnote 870) Jahren niedergeschrieben.

Nicht Grübeln und mit dem Schicksal hadern. Es zermürbt und ändert doch nichts.

Kein unnötiges Gepäck mitschleppen.<sup>858</sup>

Vor Gefangennahme (wenn Zeit) keine allzu guten Sachen anziehen. Sie werden einem doch weggenommen. Besonders Stiefel<sup>859</sup> und Pelze.

Zweckmäßig: Landesübliche Kleidung, weil unauffällig. Unauffälligkeit war oft sehr vorteilhaft.<sup>860</sup>

Gutmütigkeit wird oft mit Dummheit verwechselt. Daher kameradschaftlich sein, aber sich nicht ausnutzen lassen.

Wissen allein genügt nicht. Man muss die Fähigkeit besitzen, es anzuwenden.

Friedlich und freundlich sein, aber seine Rechte energisch vertreten.

Wenn man den Leuten Vorteile bieten kann, hat man immer dienstbare Geister (aber nicht unbedingt Freunde).

Befehlen, aber sachlich, gerecht, ohne Arroganz, ruhig, aber selbstsicher.

Wer versucht, allen Wünschen gerecht zu werden oder es allen recht zu machen, erleidet Schiffbruch.

Geschäfte macht man sachlich, nüchtern, fair, ohne Gefühlsduselei.

Disziplin ist eine Wohltat für alle.

Angeborene Bescheidenheit oder Gehorsam soll man durch Erziehung nicht noch unnötig steigern.

Freiwillig hungern, um als Kranker entlassen zu werden, ist falsch. Gesundheit ist ein kostbares Gut, dass man nicht unnötig verspielen soll.<sup>861</sup>

Man braucht bei aller Bescheidenheit seine Fähigkeiten auch nicht unter den Scheffel zu stellen.

Manchmal ist es zweckmäßig, Krankheiten anzugeben(?) Manche erhoffen sich, durch Angabe einer – früheren – ansteckenden Krankheit früher entlassen zu werden. (Einer gab „verheilte Syphilis“ an.)

In der Heimat: Wertvolle Sachen vielleicht einmauern.<sup>862</sup> Vergraben ist (beim Russen) zwecklos. Die Russen haben Gärten und Erdreich mit dünnen Eisenstäben systematisch abgestochert, selbst unter Misthaufen gesucht.

Vorsicht vor Nachbarn! Sie verraten Verstecke!

Keinen Schnaps im Haus! Betrunkener Russen sind unberechenbar!

Einigkeit macht stark!<sup>863</sup>

## Bemerkungen zur russischen Mentalität

Der Charakter der Russen ist wie das Klima des Landes: Alles schlägt ins Extreme, Maßlose, Gigantische. Er ist unausgeglich und widersprüchlich. Einerseits herzensgut, andererseits grausam und brutal. (Edwin Dwinger sagt: „Ich bin nie so viel geküsst und geschlagen worden, wie in Russland.“)

Und so ein Umschwung von einem Extrem ins andere erfolgt oft in Sekunden (eigene Erlebnisse<sup>864</sup> und Klaus Mehnert: Ein Eremit schlägt seine Familie).

Der Russe ist maßlos im Guten und im Bösen. Ein Russe sagt: „Unser Volk hat alle Fähigkeiten zum Heiligen und zum Verbrecher.“

Der Russe ist von tiefer Gläubigkeit (früher an Gott, heute an Lenin).

Er ist zuweilen kindlich naiv.

Er ist von großer Gleichgültigkeit (Nitschewo!) bis zur Passivität (mit Auswirkungen auf sein Kampfverhalten: Seine große Stärke ist die Verteidigung).

---

<sup>858</sup> Ein Fehler, den der Autor selber zu Beginn wie zu Ende der Gefangenschaft gemacht hat.

<sup>859</sup> Seine Reitstiefel wurden dem Autor gleich nach der Gefangennahme abgenommen.

<sup>860</sup> Es war bereits falsch, zu stehen, wenn alle liegen.

<sup>861</sup> Der Autor bezieht sich hier offenbar auf seinen letztlich aufgegebenen „Gandhi-Entschluss“.

<sup>862</sup> wie für die Kaiserkrone des Heiligen Römischen Reiches und die preußische Königskrone geschehen

<sup>863</sup> Diese vermisste der Autor sehr oft, siehe Stichwortverzeichnis-Eintrag „Gefangenschaft: Deutsche nicht solidarisch“

<sup>864</sup> z. B. hier

Der Russe hat Zeit (Kontinuität und langfristige politische Planungen).

Er besitzt eine erstaunliche **Leidensfähigkeit** im Ertragen seelischer und körperlicher Strapazen. (Nach **Dostojewski** empfindet er dabei fast eine Art Genuss.)

Der Russe ist ein Meister der Tarnung und der Täuschung. Es ist sicher kein Zufall, dass das typische Schlagwort für diese Fähigkeit aus Russland stammt: Potemkinsche Dörfer. Hierher gehört auch seine Verschlagenheit (asiatisches Erbgut). Gilt für seine Kampfweise und seine Diplomatie.

Asiatische Einflüsse durch die 300-jährige Mongolenherrschaft auf das russische Wesen sind unverkennbar, auch im Sprachgebrauch (russische Flüche: Ljub twoju match<sup>865</sup>, Huija<sup>866</sup>). Das typisch russische Misstrauen, seine Grausamkeit und sein Mangel an Ritterlichkeit sind sicher auch durch asiatische Einflüsse zu erklären.

Die Eintönigkeit der russischen Landschaft (Steppen!) lässt kein Formgefühl entstehen. So erklärt man sich den Zuckerbäckerstil der russischen Bauten.<sup>867</sup> Mit Ausnahme seiner Gigantomanie, die sich durch das Bewusstsein seiner Weltmachtstellung entwickelt hat.

Die Kluft zwischen Deutschen und Russen ist riesengroß: Andere Rasse, andere Kultur, andere Mentalität, andere Sitten und Gewohnheiten, andere Wertvorstellungen. Der Russe denkt, fühlt, handelt und reagiert völlig anders, als wir.

Der individualistische Deutsche – der gemeinschaftsfreudige Russe

Der Vertrauens selige Deutsche – der misstrauische Russe

Gewissenhafte, fleißige Deutsche – der gleichgültige, passive Russe

Deutsche Organisation – russische Improvisation

Auswirkungen auf die Lebensform:

Westliche Demokratie – östliche Kollektiv- und Despotieformen.

Während in Europa das **Rittertum** blühte und ritterliche Tugenden gepflegt wurden, litten die Russen unter der brutalen **Mongolenherrschaft**. 300 Jahre lang dauerte diese Herrschaft, und während dieser Zeit war jeder Kontakt zu Europa abgeschnitten. Die Russen hatten keinen Anteil an der Epoche des europäischen Rittertums, und daher ist Ihnen **Ritterlichkeit** fremd. Wohl sind sie oft von rührender Gutmütigkeit, die eine Seite ihres Charakters ist. Aber Ritterlichkeit – z.B. gegenüber dem besiegten Feind – kennen sie nicht. Darüber hinaus hatte die jahrhundertlange Mongolenherrschaft noch beachtlicher Auswirkungen auf die russische Seele. Asiatische Wesenszüge sind im russischen Volkscharakter unverkennbar: Misstrauen, Verschlagenheit, Grausamkeit.<sup>868</sup>

Auch andere bzw. fehlende Eigenschaften erklären sich aus der russischen Geschichte: Der fehlende Ehrbegriff. Ein Volk, das jahrhundertlang der Willkür und den Launen der Mächtigen ausgesetzt ist, dass sich jede körperliche und seelische Misshandlung gefallen lassen muss, das beschimpft, geprügelt und gefoltert wurde, kann sich nicht vorstellen, dass es so etwas wie **Ehre** gibt. Der Mangel an Ehrgefühl und der Achtung vor der Ehre des anderen wurden ein Charakteristikum des russischen Menschen (Waldegg<sup>869</sup>). Nicht nur unter der Despotie der Mongolen waren Rechtlosigkeit, Sittenlosigkeit und Grausamkeit an der Tagesordnung. Auch unter der Herrschaft ihrer eigenen Zaren waren sie – trotz bestehender Gesetze – unvorstellbar und grenzenlos (z. B. Iwan der Schreckliche, Peter der Große, Katharina II. und andere). Die Zaren peitschten, folterten und mordeten wahllos Fürsten und Bauern, die Herrschaften ihre Leibeigenen, die Männer ihre Frauen. Und bis auf den heutigen Tag bedroht, unterdrückt und vergewaltigt die russische Staatsmacht die Nachbarvölker (Niedermetzelung der Aufstände in Polen (1956, 1970), Ungarn, Tschechoslowakei (1948, 1968), Berlin, Einmarsch in Afghanistan, Abschuss der koreanischen Passagiermaschine usw., die Behandlung von Boris Pasternak, Sacharow, der Archipel Gulag u. a. m.)<sup>870</sup>

---

<sup>865</sup> s. Fußnote 130

<sup>866</sup> **Xyŭ**, eines der Hauptwörter des russischen Fluchens, wörtlich: „Schwanz,“, als Fluch etwa: „Scheiß’ drauf“

<sup>867</sup> Anders die **Wikipedia**, die politische Förderung durch Stalin und internationale Trends als ursächlich sieht.

<sup>868</sup> siehe auch Seite 52

<sup>869</sup> Richard **Waldegg** (Pseudonym von **Richard Wunderer**): Moskau. Knute, Blut und Liebeslaster. Weltspiegel-Verlag, Stuttgart-Bad Cannstadt 1967

<sup>870</sup> Der Herausgeber fügte Jahreszahlen hinzu, da nicht immer klar ist, welche der Autor meinte. Der Abschuss des koreanischen Flugzeugs datiert die Niederschrift dieses Abschnitts des Typoskripts auf 1983 oder später.



Die Andersartigkeit der Russen zeigt sich auch – vor der bolschewistischen Revolution 1917 – im kulturellen und religiösen Leben. Es orientierte sich nicht nach dem (westlichen) Rom, sondern nach Byzanz.

So haben im Laufe der Geschichte asiatische und byzantinische Einflüsse jahrhundertlang den russischen Volkscharakter mitgeformt.

Die Grenze zwischen Europa und Asien an den Ural zu verlegen, ist reichlich oberflächlich. Nicht einmal geographisch ist sie uneingeschränkt gültig. Die Kulturgrenze zwischen Europa und Asien liegt nicht am Ural, sondern an der polnisch-russischen Grenze.<sup>871</sup>

Natürlich sind im Umgang mit Russen solche Wesensunterschiede nicht ständig sichtbar. Man kann monatelang mit Russen zusammen leben, ohne dass irgendwelche Unterschiede deutlich werden. Aber schon in der Diskussion über grundsätzliche Lebensfragen und besonders in entscheidenden Augenblicken, und vor allem in kritischen Situationen, in Streitfällen oder politischen Entscheidungen offenbaren sich die abgrundtiefen Unterschiede.

Es wird wiederum Jahrhunderte dauern, bis diese Eigenschaften durch die weltweiten Kontakte mit anderen Kulturen gemildert oder verändert werden. Die weltweite Verflechtung der Wirtschaft, des Verkehrs, des Informationswesens wird auch die Russen nötigen, ihre immer noch aufrecht erhaltene, misstrauische Abschottung von der übrigen Welt aufzugeben.

Dennoch wird uns das russische Wesen weitgehend fremd und unbegreiflich bleiben.

An den altrussischen Zuständen hat sich bis heute grundsätzlich kaum etwas geändert. Die heutigen roten Zaren, die bolschewistischen Machthaber, herrschen genauso despotisch, wie ihre Vorgänger, nur die Methoden sind moderner und subtiler geworden. Mann foltert nicht mehr durch Rädern und Vierteilen, sondern mit Psycho-Drogen. Verbannungen gibt es wie eh und je. Sie heißen heute nur Arbeits- oder Straflager in Sibirien, und man spricht kaum darüber. Es gibt in der Sowjetunion keine Meinungsfreiheit, keine echte Religionsfreiheit, keine Demonstrationsfreiheit, kein Streikrecht, keine Bewegungsfreiheit, keine Auslandsreisen für Normalbürger. Selbst linientreue Genossen reisen nur unter Aufsicht ins Ausland. Das sowjetische Spitzelsystem im In- und Ausland ist perfekt, die Geheimpolizei allgegenwärtig. Es ist ganz unmöglich, alle Beschränkungen aufzuzählen, denen der Sowjetbürger unterworfen ist.<sup>872</sup>

Dass die Bevölkerung diese Zustände ruhig und relativ zufrieden er trägt, hat mehrere Gründe.

1. ist sie seit Urzeiten diese Unterdrückung gewöhnt. Gewohnheit lässt vieles ertragen. Für sie sind solche Zustände ja fast normal.

2. ahnt sie kaum, unter welch menschenunwürdigen Zuständen sie lebt, weil sie keine Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Herrschaftssystemen hat, denn sie wird ja nicht aus ihrem Land herausgelassen. Die roten Zaren wissen schon, warum sie ihre Volksgenossen nicht ins Ausland reisen lassen und warum sie auch Ausländer nur zögernd in ihr Land hineinlassen. Ausländische Touristen werden nur unter strenger Kontrolle und nur auf bestimmten, eng begrenzten Wegen durch Russland geleitet. Fotografieren ist kaum gestattet.

3. Die Leidensfähigkeit, Anspruchslosigkeit und Anpassungsfähigkeit der Russen – teilweise eine Folge der ständigen Unterdrückung – ist enorm.

Der Russe empfindet eine geradezu mystische Heimatliebe (Mütterchen Russland, vaterländischer Krieg).

Er besitzt ein ausgeprägtes Sendungsbewusstsein (Befreiung der unterdrückten Völker).

Er hat starke Minderwertigkeitskomplexe (s.<sup>873</sup>)

**75 Jahre bis hier angelegt/übersetzt**

<sup>871</sup> Eine Diskussion dieser vielschichtigen Abgrenzung findet sich z. B. bei Gudrun Quenzel: *Konstruktionen von Europa: Die europäische Identität und die Kulturpolitik der Europäischen Union*, Transcript Verlag 2005

<sup>872</sup> Diese Feststellungen bestätigen sich dadurch, dass sie teilweise auch in postsowjetscher Zeit noch gelten; so wird z. B. *Putin als neuer Zar* beschrieben.

<sup>873</sup> Dieser vom Herausgeber als „letzter Nachtrag“ bezeichnete Text, hier in seinen Sachzusammenhang eingefügt, wurde auf anderem Papier geschrieben und im Original-Typoskript inmitten der Anlagen eingeklebt. Die letzten drei Zeilen hat der Autor handschriftlich hinzugefügt. Nach dem letzten Wortanfang „s...“ bricht der Text ab. Wir wissen nicht, warum; wir wissen auch nicht, was noch folgen sollte. Belassen wir es dabei.

## VII. Gedankensplitter und Betrachtungen während der Gefangenschaft

**Krieg.** Jetzt grassiert wieder die Parole: Nie wieder Krieg! Wie schön das klingt. Vor 20 Jahren, gleich nach dem 1. Weltkrieg, habe ich dieses Schlagwort schon einmal gehört. Und nur 20 Jahre später sind wir in den 2. Weltkrieg gezogen. So schnell ändert sich das. Man kann diesen naiven Friedensschwärmern nur entgegenhalten, was Moltke einmal einem schweizerischen Völkerkundler geschrieben hat: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ist ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.“<sup>874</sup> Auch Heraklit nennt den Krieg den Vater aller Dinge, der positiven und negativen.<sup>875</sup> Und genauso ist es. – Der Krieg schafft viele Übelstände, aber er beseitigt auch andere. Er bringt die durch allzu langen Wohlstand verwöhnte, verweichlichte, verrottete und versumpfte menschliche Gesellschaft wieder zur Besinnung. Zahllose Kulturen sind schon an ihrem Wohlstand zugrunde gegangen, weil niemand mehr arbeiten oder dienen, sondern nur noch genießen wollte.

Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.<sup>876</sup> Das gilt für den Einzelnen und für ganze Völker. Und deshalb wird es immer Kriege geben, weil das Böse auch in der Welt ist. Wer diese Tatsache nicht einsehen will, ist blind. Die Geschichte führt es uns doch täglich vor Augen! Aber man ist doch noch lange kein Befürworter des Krieges, nur weil man weiß, dass der Krieg ein unvermeidliches Übel ist!

**Der Krieg** zerstört Menschenleben und Sachwerte. Aber der Frieden, in dem wir heute leben, zerstört alle sittlichen und moralischen Werte. Und das ist sehr viel schlimmer. Menschenwürde ist wertvoller, als Menschenleben.<sup>877</sup> Die Ursache des Untergangs von Athen und Rom in ihrer Verweichlichung, Völlerei und Prasserei zu suchen, ist zwar nicht falsch, aber nur oberflächliches Spießerdnken. Athen und Rom gingen unter, weil sie ihre nationale Würde und ihre Kultur verloren hatten. Weil sie nicht mehr bereit waren, für ihre Würde und ihre Kultur Opfer zu bringen und sie zu verteidigen, notfalls mit Krieg und Menschenleben. Auch Jesu Worte „Wer sein Leben liebt, wird es verlieren!“<sup>878</sup> kann so gedeutet werden, dass derjenige, der sein Leben höher einschätzt, als sittliche Werte, untergehen wird. Ein Krieg gegen Unmoral und Unkultur hat größere Berechtigung, als ein Pazifismus, unter dessen Deckmantel Lebensgier, Zuchtlosigkeit und andere Laster blühen. Die pazifistische These, dass das Leben das höchste Gut sei, ist grundfalsch. Sonst gäbe es keine Helden und Heiligen und keine Märtyrer!

Warum *ist* so viel **Leid** auf der Welt? Diese Frage braucht sich der Christ nicht zu stellen<sup>879</sup>. Leid ist nicht immer Strafe. Unverschuldetes Leid ist Gnade. Christus hat uns durch sein blutiges Leiden erlöst. Warum er diesen Weg wählte, müssen wir seiner Allwissenheit überlassen. Wir können nur glauben. Glauben (können) ist eine Gnade. Oder wollen wir uns anmaßen, mit unserem Spatzengehirn Gottes Pläne zu erkennen oder gar zu beurteilen? Wer Gott nur solange anerkennt, wie er von IHM Gutes erlangt, und IHM den Rücken kehrt, sobald ER ihm Prüfungen auferlegt, hat das Wesen des Christentums nicht begriffen. Christi Leben war Opfer, Opferung eines Lebens für andere. Gott hat selbst seinen Getreuen auf dieser Erde kein Paradies versprochen, sondern nur Kreuztragen. Wer sein Kreuz nur unwillig trägt, und immer nur fragt: „Warum gerade ich?“, ist ein schlechter Christ. Haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen.<sup>880</sup> Das ist unser Christenlos. Aus Leid und Tod wird auch Neues geboren. Es ist ein Naturgesetz. Wenn das Samenkorn nicht stirbt, bringt es keine neue

<sup>874</sup> Johann Caspar Bluntschli: *Denkwürdiges aus meinem Leben. 3. Band, Nördlingen 1884*

<sup>875</sup> Heraklit, *Fragmente*, B 53

<sup>876</sup> vgl. Fußnote 715

<sup>877</sup> so auch Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble am 26.04.2020 unter Berufung auf das *Grundgesetz*

<sup>878</sup> Bibel: Mt 10,39; Mt 16,25; Mk 8,35; Lk 9,24; Lk 17,33; Joh 12,25

<sup>879</sup> Die *Theodizee* ist sehr wohl Thema der Theologie, das gerade infolge der Naziverbrechen einen radikalen Paradigmenwechsel erfahren musste (vgl. z. B. Armin Kreiner: *Gott und das Leid*. Bonifatius-Verlag, Paderborn 2005, besonders S. 58 ff.).

<sup>880</sup> Bibel: Joh 15,20

Frucht.<sup>881</sup> Menschliches Leben wird unter Schmerzen geboren. Warum das so ist? Es gibt vieles auf der Welt, was unser Begriffsvermögen übersteigt.

Unsere jetzige **Trennung** ist hart. Ich liege hier, gefangen und untätig. Zuhause aber muss Carola, falls sie noch lebt, alle Last und Sorge für die Familie allein tragen. Arme, liebe, tapfere Frau! Auch Deine Treue wird auf eine harte Probe gestellt. Die Gottesmutter möge dir helfen. Mir fallen die Worte der gefangenen **Gudrun** ein, als man ihr Gerüchte über die angebliche Untreue ihres Mannes zuflüstert: „Und wenn ich es mit eigenen Augen sähe – mein Herz sieht es nicht!“ Welch erschütternde Größe, Liebe und Treue – vielleicht gibt es so etwas wirklich. Aber meist geht der reine Idealist in dieser Welt zugrunde. Aus reinem Gold prägt man keine Münzen.

Ich habe einem **Erfolgsmenschen** hinter die Kulissen geguckt. Das hat meiner Arglosigkeit wieder einen Stoß versetzt. Mir liegt diese Art des Vorwärtkommens durch Intrigen, Bluff und Manipulationen „an der Grenze der Legalität“ nicht. Mir fehlt dazu sowohl die Fähigkeit, solche Gelegenheiten zu erkennen, als auch die Leichtfertigkeit, sie auszuführen. Ich will es auch nicht, weil es meinem Charakter und meiner Weltanschauung widerspricht. Als es galt, die Langeweile des Lagerlebens durch irgendeine Beschäftigung zu vertreiben, habe ich getan, was mich innerlich bereichert. Andere haben getan, was ihnen praktischen Nutzen brachte. Während ich mir theologische Debatten anhörte, haben andere bei einem Arbeitskommando außerhalb des Lagers sich zusätzliche Esswaren verschafft. Sicher habe auch ich auf diesem Gebiet, der Not gehorchend, manches gelernt und getan, aber ich bin immerwieder erstaunt über die Findigkeit und Fuchsschläue mancher Menschen. Man nennt sie clever, aber ich kann sie nicht leiden. Aber sie kommen leichter durch diese Welt. Wer sich keinem Gott und keinem Gewissen verpflichtet fühlt, wer ohne Rechts- und Verantwortungsgefühl nur nach seinem Vorteil strebt, lebt leichter. Daher sind die gläubigen und gewissenhaften Menschen oft im Nachteil. Die wertvolleren Menschen, denen das Missverhältnis zwischen ihrer inneren Welt und der äußeren, in der sie leben müssen, zur Tragik wird, weil ihr reineres Wollen und ihre bessere Einsicht an der Schlechtigkeit dieser Welt scheitert. Der beste Beweis ist das Leben Jesu. Es ist die erschütternde Tragödie eines reinen, göttlichen Menschen, der in diese unvollkommene Welt geworfen wird. Er wird getötet. Ein ähnliches Schicksal ist allen wahren Christen auf dieser Welt beschieden. Ihre Weltanschauung gestattet ihnen nicht, die skrupellosen Methoden dieser Welt mitzumachen, und deshalb werden sie immer gegenüber den Kindern dieser Welt im Nachteil sein. Es ist wahr, dass wirtschaftliche Initiativen seltener von Katholiken ausgehen, dass die katholischen Länder zu den ärmeren der Welt gehören, dass der Prozentsatz der Katholiken in gehobenen Positionen geringer ist, als er der Gesamtzahl der Bevölkerung entspricht. Und man sieht den Grund dafür in der antimaterialistischen Weltanschauung.

Was uns Schrödders betrifft, so sind wir nie Glücksritter gewesen. Alles, was wir sind und haben, ist in ehrlicher, harter Arbeit aus eigener Kraft ohne fremde Hilfe erarbeitet worden. Gottes Hilfe angenommen. Mein Vater erreichte es durch eiserne Energie und ungewöhnlich zähe Arbeitskraft; ich selbst durch unermüdlichen Fleiß und Sparsamkeit; mein Bruder durch zielstrebigem Fleiß unter den besonders schwierigen Verhältnissen der Nachkriegszeit.

Wie vergänglich Geld und Gut sind, habe ich schon zweimal in meinem Leben am eigenen Leibe erfahren. Zwei verlorene Kriege und eine Inflation haben unsere Familie ebenso wie das ganze Volk um unseren gesamten materiellen Besitz gebracht. Als Carola im Januar 1945 vor den Russen aus Cammin fliehen musste, kam sie bei ihrer Schwester in Warendorf an mit einem Rucksack auf dem Rücken und an jeder Hand ein Kind. Das war alles, was wir noch besaßen. Dauerhaft und unverlierbar ist nur ein anständiger Charakter, eine gute Erziehung und eine gediegene Berufsausbildung.

Ich weiß wohl, dass jede Kultur auch einer gewissen materiellen Grundlage bedarf; dass auch Bildung und gute Erziehung meist nicht ohne Geld zu haben sind. Ich verachte auch das Geld keineswegs. Aber ich verachte eine Anschauung, die den Sinn des Lebens allein im Genuss und im Geldverdienen sieht. Diese geldgierigen Verdienernaturen, diese egoistischen **Raffkes** sind mir im Innersten zuwider.

Um das Verschwinden der **Nazis** ist es nicht schade. Sie haben das deutsche Volk tyrannisiert. Sie rüttelten an den Grundfesten der Ehe („**Hegehöfe**“), sie zerrütteten die Familien (Jugenderziehung in Lagern, Aufhetzung zur Denunziation der Eltern), sie demütigten die Erwachsenen vor der Jugend (Machtstellung der HJ-Führer), sie machten die Mädchen zu Mannweibern (Gepäckmärsche), sie bekämpften durch Druck und Tricks die Religionsausübung und den Gottesdienstbesuch (eigene

---

<sup>881</sup> Bibel: **Joh 12,24**

Erfahrung<sup>882</sup>), sie beschimpften und verunglimpften alle kulturtragenden Schichten (Adel, Geistlichkeit, Intelligenz, Bürgertum), sie behinderten viele sinnvolle Arbeit durch sinnlosen Parteidienst (Herumsitzen in Kneipen, „*Sturmlokalen*“), sie predigten den Hass („Unsere Religion ist der Hass!“), sie zwangen zum Abonnement nazistischer Zeitungen, Eintritt in Nazi-Organisationen. Sie ermordeten missliebige Persönlichkeiten (*Klausener* u.a.). Sie verhafteten willkürlich. Jeder kleine *Parteigenosse* maßte sich Polizeigewalt an. Sie sprachen Recht unter Parteigesichtspunkten. Das Volk war so eingeschüchtert, dass es nicht zu sagen wagte.

Man muss allerdings zugeben, dass die Nazis wenigstens zu Beginn ihrer Herrschaft einer Reihe durchaus vernünftige Regierungsziele verfolgten, die auch die ehrliche Zustimmung des Volkes erhielt. Die Art und Weise, mit der die Nazis das Volk regierten, war eine psychologische Meisterleistung. Sie haben es verstanden, die anständigen Charaktereigenschaften des deutschen Volkes (und ihre Schwächen!) geschickt anzusprechen und ihre Gefühle zu mobilisieren. Was dagegen beim Volk Missbilligung hervorgerufen hätte, wurde oft verschwiegen. Von der heimlichen Massenausrottung der Juden wussten nur wenige. Man konnte es höchstens ahnen. Es ist verblüffend, mit welcher Virtuosität Göbbels das Volk manipulierte, obgleich jedes Kind seine haarsträubende Verlogenheit kannte. Wenn man dem Volk oft genug eine Lüge vorsetzt, wird sie schließlich doch geglaubt. Das geht besonders leicht bei dem gutgläubigen und politisch etwas instinktlosen Deutschen.

Man wird heute manchmal gefragt, warum die Deutschen sich dieses Naziregime haben gefallen lassen. Nun:

1. Wer so fragt, kennt die Methoden einer Diktatur offenbar nicht. Diejenigen, die dieses System stürzen wollten, hatten einfach nicht die Möglichkeit. Die Macht des Staatsapparates war allgegenwärtig und übermächtig.

2. Ein Großteil der Bevölkerung hatte gar nicht die Absicht, ihn zu stürzen. Sie haben ihn mit überwältigender Mehrheit gewählt und waren – wenigstens in den ersten Jahren – mit seinen Zielen durchaus einverstanden. Sie waren begeistert.

Und wer sagt, das Volk habe sich von diesem Rattenfänger blenden lassen, der möge sich einmal ansehen, mit welcher hysterischer Begeisterung unsere heutige Jugend die Pop-Sänger anhimmelt oder den religiösen Sektenführern (bzw. Rattenfängern) nachläuft. Unser Volk ist eben leider leicht zu beeinflussen.

Eines muss ich aber leider noch hinzufügen: Alle Anschuldigungen, die ich oben gegen die Nazis erhoben habe, könnte man mit leichten Abwandlungen ebenso vielen heutigen demokratischen Regierungen – die beiden deutschen nicht ausgenommen – vorwerfen. Der Unterschied liegt nur in den Methoden: Zerstörung von Ehe und Familie, übermäßige Hofierung der Jugend, Angleichung der Frauen an die Männerwelt, Aufweichung kirchlicher Strukturen. Die Rolle der damaligen „Deutschen Christen“ übernehmen heute die Jugendsekten. Die damalige politische Verführung der Jugend ist einer sexuellen, kriminellen und der durch Drogen erfolgten Verführung gewichen. Politisch Missliebige werden heute zwar nicht erschossen, aber man nimmt sie durch behördliche Vernehmungen derart in die Mangel, dass sie Selbstmord begehen, weil sie dieser psychologischen Belastung nicht mehr gewachsen waren. Und Psychoterror ist heute Gang und Gäbe. Wer damals etwas Freundliches über die Juden sagte, wurde eingesperrt. Der heute etwas Unfreundliches gegen die Juden sagt, wird auch eingesperrt. Wo ist da ein Unterschied? Ist das das Recht der freien Meinungsäußerung?

Man sehe sich nur diese **Antifa** an! Ihre Ideologie ist zwar antifaschistisch, aber ihre Methoden sind dieselben, wenn nicht schlimmer, die der Hitlerfaschismus anwandte! Dieselbe Machtgier, Gewalt-herrschaft, Zensur, brutale Unterdrückung, derselbe Gesinnungsterror. Vielleicht ist es müßig, über solche Dinge überhaupt noch ein Wort zu verlieren.

Ein großer Teil des **Volkes** ist unverständlich und ohne eigene Urteilsfähigkeit. Die Masse muss gesteuert werden. Eine Regierung, die sich von jedem Grünschnabel in ihrer Arbeit dreinreden lässt, bescheinigt sich selbst ihre Unfähigkeit. Das Volk muss geführt werden. Aber diese Führung muss sich an den berechtigten Interessen der Nation orientieren und darf nicht in Gewaltherrschaft ausarten. Vor allem muss die Führung qualifiziert sein. Wohl liegt der Hang zum Ordnen, Systematisieren und Organisieren in unserem Wesen. Aber staatsmännisches Denken und diplomatisches Geschick liegen uns nicht. Der Deutsche ist kein Diplomat. Er ist ein tüchtiger Arbeiter. Er ist leicht zu führen und zu manipulieren.

---

<sup>882</sup> Der Autor erzählte, dass in seiner Zeit als SA-Mitglied Treffen immer zur Zeit des Gottesdienstes angesetzt wurden. Verärgert wechselte er daher zur HJ.



Aber Führerpersönlichkeiten mit staatsmännischen Qualitäten von internationalem Rang bringen wir nur alle Jahrhunderte nur einmal hervor, seltener als in andren Ländern. In fremden Ländern bewegen wir uns wie der Elefant im Porzellanladen, gleichgültig, ob es sich um einen Staatsmann (**Ribbentrop** vor der englischen Königin!<sup>883</sup>), um die Nazibonzen im Ausland, oder um deutsche Touristen im Ausland handelt. Kein Wunder, dass wir im Ausland wenig Freunde haben. Unsere Erzeugnisse schätzt man, uns selbst nicht. Eine schlechte Eigenschaft ist auch, dass wir immer von einem Extrem ins andere fallen. Haben wir eine Demokratie, dann artet die parlamentarische Regierungsarbeit meist in Parteiengezänk aus. Die engstirnigen Politiker denken nicht über ihre Partei-Interessen hinaus. Richtschnur ihres Handelns ist nicht das Wohl des Staates, sondern die Frage: wie kann ich mir und meiner Partei die Wählerstimmen erhalten. Erwacht aber wirklich mal der Gedanke der Reichseinheit – wie unter Hitler – dann wird er völlig übersteigert. Wir überspannen alles. Aus einem Parteiprogramm machen wir eine Weltanschauung, aus der Vererbungs- und Rassenlehre eine Religion. Typisch ist auch das Verhalten gegenüber den Juden. Auch in anderen Völkern sind die Juden nicht beliebt, und es kam gelegentlich sogar zu Pogromen. Aber die Deutschen haben diese Abneigung zu einer Vernichtungsaktion ausgebaut. Das ist ein typisches Beispiel deutscher Gründlichkeit. Diese Gründlichkeit geht so weit, dass bei einem Regierungswechsel sogar die Farbe der Briefkästen geändert wird! Im Kaiserreich waren sie blau, in Weimar gelb<sup>884</sup>, bei den Nazis rot, heute wieder gelb. Es ist geradezu lächerlich.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die unglücklichen Ereignisse der deutschen Geschichte eine ihrer Ursachen: Die deutsche Zwietracht und Eigenbrötelei. Schon die Römer nutzten die Eigenwilligkeit der germanischen Stämme aus und ließen sie gegeneinander kämpfen. Dasselbe tat Frankreich später mit seiner **Rheinbund**politik. Während Frankreich als geeinte Nation unter zentralistischer Führung Großmachtpolitik betrieb und England sich ein Weltreich aufzubauen begann, zerstritten sich die Deutschen mit egoistischen Fürsteninteressen, Kleinstaaterei und Lokalpatriotismus. Und auch heute ist Deutschland wieder in ein Dutzend Länder zerstückelt, deren Regierungen von den unterschiedlichsten Interessen beherrscht werden. Diese Zerteilung ist uns zwar mehr oder weniger aufgezwungen worden, aber sie wurde auch akzeptiert, weil sie dem deutschen Wesen entgegen kam. Armes, dummes Deutschland! Wie mächtig könntest du sein, wenn die deutschsprachigen Völker alle einig wären! Aber **Schiller** hat wohl recht, wenn er den Deutschen in den „Xenien“ rät: „Zur Nation euch zu bilden, Deutsche, hofft ihr vergebens. Bildet – ihr könnt es – dafür freier zu Menschen euch aus.“<sup>885</sup> Dazu erlaube ich mir hinzuzufügen, dass uns die Freiheit, die wir heute genießen, schwere Schäden gebracht hat, weil wir in typisch deutscher Manier diese Freiheit wieder maßlos übertrieben haben. Wie viele Vergehen und Verbrechen werden heute bei uns im Namen der Freiheit oder unter dem Deckmantel der Freiheit verübt und geduldet! Unseren heutigen maßgeblichen Politikern scheint das nicht bewusst zu werden. Woher auch sollten sie die Fähigkeiten dazu besitzen? Kein Wunder, wenn man bedenkt, dass der Staatsführer ein Plakatmaler und der Außenminister ein Weinhändler war. In Weimar war **der erste Mann im Staat** ein Sattlermeister, und heute ist es der uneheliche Sohn einer Waschfrau<sup>886</sup>. Natürlich sind schon des öfteren geniale Staatsmänner aus kleinsten sozialen Verhältnissen hervorgegangen. Aber das sind Ausnahmen. Es ist kaum anzunehmen, dass ausgerechnet das politisch so unbegabte Volk der Deutschen solche Begabungen am laufenden Band hervorbringt, zumal wir heute ein Dutzend Regierungschefs und hunderte von Ministern herumlaufen haben. Nur vereinzelt finden sich unter ihnen politische oder gewisse staatsmännische Begabungen. Die meisten unserer heutigen Führer und „Verantwortlichen“ sind mittelmäßige oder kleinkarierte Aufsteiger aus den Gewerkschaften mit bestürzend engem geschichtlichen Horizont. Und selbst wenn sie (von der Partei!) zum Doktor h. c. oder zum Professor hochgejubelt werden, bleiben sie doch ohne Format und politischen Weitblick. Wirklich groß ist an vielen von ihnen nur ihre Profilierungssucht, ihre aufgeblasene Eitelkeit und die Unverschämtheit, mit der sie sich selbst aus der Staatskasse, sprich Steuergeldern der Bevölkerung bedienen.

Und das Volk? Sie murren, aber sie lassen sich alles gefallen. Ein Franzose sagte mir einmal: „Die Deutschen müssen geführt werden.“ Er hat recht, und sie lassen sich auch leicht führen – wie damals

---

<sup>883</sup> Es ist unklar, worauf der Autor hier anspielt. Hat er **einen bestimmten politischen Witz** ernst genommen?

<sup>884</sup> dies wohl ein **Irrtum**

<sup>885</sup> **Friedrich Schiller, Xenien, Deutscher Nationalcharakter**

<sup>886</sup> Wahrscheinlich ist **Willy Brandt** gemeint, womit sich die Niederschrift dieses Abschnitts des Typoskripts auf die Jahre seiner Kanzlerschaft (1969 bis 1974) eingrenzen lässt.

bei Hitler. Die Masse hat eben keine eigene Meinung. Besonders der heutige Mensch hat ja kaum noch Zeit und Muße, über die Welt und über sich nachzudenken und sich ein eigenes Urteil zu bilden. Für viele Menschen haben Presse und Rundfunk die Meinungsbildung übernommen. Der angeblich so fortschrittliche Mensch des 20. Jahrhunderts wird immer mehr manipuliert, verplant, registriert und nummeriert. Und das Unbegreifliche ist, dass er es gar nicht merkt. Tatsächlich arbeitet die Wirtschaftswerbung, die politische Agitation, die Presse und das Fernsehen heute mit derart raffinierten psychologischen Methoden, dass man schon Fachmann sein muss, um ihre Meinungsmache zu erkennen.

Der Deutsche ist unfähig, einen vernünftigen Mittelweg zu gehen. Eines der Musterbeispiele bleibt sein Verhältnis zu den Juden. Unter den Nazis wurden sie vernichtet, heute werden sie durch gesetzliche Vorzugsregelungen besonders geschützt. Ein ähnliches Beispiel bildet die **Rassentheorie**. Die Nazis haben die ganz natürlichen Wesensunterschiede zwischen den einzelnen Rassen derart überspitzt, dass sie einerseits die nordische Rasse zur Herrenmenschen hochstilisierten, und andererseits andere Völker zu Untermenschen abqualifizierten. Er schafft immer Extreme. Heute – wiederum eine Reaktion ins Extreme – will die linke Ideologie überhaupt keine Unterschiede mehr gelten lassen und holt die alte blödsinnige These von der Gleichheit aller Menschen aus der Mottenkiste. Diesen Irrsinn bringen unsere verspäteten Aufklärer zielstrebig unters Volk: Sie fördern die Eingliederung sämtlicher eingewanderten Ausländer und machen damit unser Volk zu einer Promenadenmischung. Sie sagen: Gebt allen Kindern die gleichen Bildungschancen, und sie werden alle gleich klug. Sie deklamieren: „Ein bisschen Türkenblut tut den Berlinern gut!“

Jeder Tierzüchter weiß, dass es gute und schlechte Rassen mit erheblichen Wesensunterschieden gibt. Dasselbe gilt für die Menschenrassen, ebenso für die einzelnen Menschen. Nur unsere neuen marxistischen Gleichmacher wollen es in ihrer ideologischen Verbohrtheit und Dummheit nicht sehen. Und da, wo die Begabungsunterschiede zwischen Menschen nicht zu übersehen sind, behaupten sie, sie seien nur durch die besseren Bildungsmöglichkeiten der besitzenden Klasse entstanden. Sie bekämpfen alles, was über den Durchschnitt hinausragt. Sie vertreten den Geist des Minderwertigen. Der Neid ist ihre Weltanschauung, und der Hass die Triebfeder ihres Handelns. Diese engbrüstigen „Demokraten“ mit ihrem Zwergenneid, der nichts über sich dulden will, der alles eifersüchtig bekämpft, was über ihn hinauswächst, der alles ablehnt und für Unsinn erklärt, was er mit seinem beschränkten Verstand nicht begreift. Diese Sorte ist wertlos für die Entwicklung der Menschheit. Auf sie könnte man die Worte **Hölderlins** anwenden: „Man frage nicht, was ihr wollt... ihr Knechte und Barbaren. Euch will man auch nicht bessern, denn es ist umsonst. Man will nur dafür sorgen, dass ihr dem Siegeslauf der Menschheit aus dem Wege geht!“<sup>887</sup>

Die Vielfältigkeit der Menschen lässt sich nicht hinwegleugnen. Die Menschen sind nicht alle gleich. Es gibt anständige und charakterlose, dumme und kluge, faule und fleißige. So entwickeln sich allmählich Leistungs- und Bildungsunterschiede und soziale Schichten. Es bildet sich eine wirtschaftliche, kulturelle, eine geistige Führungsschicht mit weiterem Horizont und größerem Wissen. Sie steht auf einem höheren Niveau. Diese Schichten sind die Träger der Nation. Es ist nur eine kleine Schicht, denn das Kostbare ist selten. Es sind ja immer nur wenige, die die Masse führen. Auch Energie ist eine Qualität, die zu Führungspositionen aufsteigen lässt. Aber wenn sich Energie oder Intelligenz mit Charakterlosigkeit paaren, dann wird aus dem Führer ein Verführer. Das Volk läuft immer dem nach, der am geschicktesten flöten kann. Es plappert wie ein Papagei die Parolen nach, die die Führung und die Massenmedien ihm vorsagen.

Auch die einfachsten Handarbeiter sind notwendig. Kein Mensch wird ihnen und ihrem Beruf die Anerkennung versagen oder ihre Leistungen geringschätzen. Aber die schöpferischen Kräfte liegen im Geistigen. Sie haben Vorrang, denn sie schaffen erst die Voraussetzungen für Technik und bessere Lebensbedingungen. Geistige Leistungen sind auch schwerer zu erringen. Deshalb sind geistige Berufe höher zu bewerten und auch besser zu entlohnen. Es brauchen keine wissenschaftlichen Tätigkeiten zu sein. Auch jede Führungskraft oder leitende Position im Wirtschaftsleben erfordert ja höherwertige Qualifikation und gehört somit zu den tragenden Kräften eines Volkes. Wenn Sozialismus Gerechtigkeit bedeutet, dann ist seine Aufgabe nicht die gleichmäßige, sondern die gerechte Verteilung der Güter dieses Lebens. „Begrabt nicht Gott und die Natur unter der Phrase von der Gleichheit aller Menschen, sondern gebt denen, die höhere Art und Bildung und größere Fähigkeiten

---

<sup>887</sup> *Friedrich Hölderlin: Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Erster Band. Tübingen 1797; S. 48–49*

haben, mehr Raum und Mittel zur Schaffung höherer Werte und Güter. Und überlasst nicht dem Pöbel das Urteil über das, was gut und recht ist.“ (Wer hat das gesagt?<sup>888</sup>)

Auch den **Pavenüs**, diesen halbgebildeten Emporkömmlingen, haften lebenslänglich die Vorurteile an, die sie aus ihrem Milieu mitbringen. Vorurteile, die sie mit der Muttermilch eingesogen haben, mit denen sie aufgewachsen sind und die sie ihr ganzes Leben lang nicht mehr los werden (Napoleon, Hitler und viele andere).

Zuweilen packt mich die Wut, wenn ich daran denke, dass asiatische Steppenhorden unsere Heimat und meine Wohnung ausgeplündert und verwüstet haben. Auch die Amerikaner haben stellenweise wie die Rowdys gehaust und gestohlen. Aber nirgends sind ganze Provinzen so restlos ausgeplündert worden, wie die von den Sowjets besetzten Gebiete. Kameraden berichten von ganzen Schiffsladungen mit Möbeln, Klavieren u. a., die in Libau und Windau aus Ostpreußen eintrafen. Ich selbst habe neben den Bahngleisen in Russland ganze Fabrikausrüstungen, Werkzeugmaschinen gesehen, die von den Waggons zur Seite gekippt worden waren und nun neben den Schienen liegen und unbeachtet still vor sich hin rosten. Dass in manchen Städten ganze Straßenzüge systematisch ausgeplündert wurden, dass sowjetische Offiziere sämtliche Teppiche aus den Wohnungen holten, dass ein Iwan ein ganzes Beutelchen mit gestohlenen Trauringen bei sich trug, dass man Leuten mit Kneifzangen die Goldkronen herausgerissen hat, ist sogar noch die weniger verbrecherische Seite. Immerhin ist es völkerrechtswidriger Raub. Schlimmer sind die grauenhaften Brutalitäten, die massenhaften Vergewaltigungen, die Leiden der ostdeutschen Bevölkerung auf der **Flucht** im eisigen Winter.

Aber dabei taucht neben dem Zorn auch das Wissen um das Böse im Menschen und die Unzulänglichkeiten dieser Welt auf. Und der Glaube an Gottes Fügung. Es geschieht nichts ohne Gottes Wissen und Willen. Die Frage, warum Gott solche Grausamkeiten an unschuldigen Menschen zulässt, ist falsch gestellt. Ebenso falsch ist die Behauptung, dass es keinen Gott geben könne, wenn so etwas geschehen kann. Man sollte lieber fragen, ob wir diese Züchtigungen nicht selbst verschuldet haben. Waren die Menschen wirklich immer so brav? Vielleicht ist es die Strafe für tausendfache Beleidigungen Gottes? Dass dafür auch Unschuldige leiden müssen, ist uns oft genug in der Bibel angedroht. Warum haben wir nicht darauf gehört? Außerdem geschieht es auch heute noch täglich, dass Unschuldige wegen der Verbrechen anderer leiden müssen, ohne dass unsere Obrigkeit sich sonderlich um diese unschuldigen Opfer kümmert, z. B. die Hinterbliebenen von Ermordeten, Ausgeraubten, Entführten und vielen anderen.<sup>889</sup> Warum wird Gott eines Verhaltens beschuldigt, dessen wir uns selbst jeden Tag schuldig machen? – Die pausenlosen Gotteslästerungen der Nazis mussten einmal ein Strafgericht heraufbeschwören. Das war mir schon während des Krieges klar geworden. Aber alle diese Argumente sind zu menschlich und zu primitiv gesehen. Wir kennen Gottes Gedanken nicht und wären auch nicht fähig, sie zu begreifen.<sup>890</sup>

Es gibt Menschen, zu denen jede Beziehung geradezu verhängnisvoll wird. Umgang mit schlechten „Freunden“ hat schon viele zu Fall gebracht. Man hält sie sich am besten vom Leibe, aber es gehört oft Zivilcourage dazu.

Wieviele Völkermorde (**Indianer Amerikas**, **Mongolen Sibiriens**, **Juden Europas**), wieviele Kriege, Bürgerkriege, Guerilla- und Untergrundkämpfe, Morde und Verbrechen aller Art hat es in der jüngsten Geschichte schon gegeben! Auch in den sog. Kulturländern Europas und in unserem 20. Jahrhundert, dass sich das Jahrhundert des Fortschritts nennt! Und dieses Jahrhundert der Rekordkriminalität wagt es, das **Mittelalter finster** zu nennen und die **Inquisition** zu verurteilen!

Nach leninistischer Auffassung ist der einzig gerechte Krieg der des Proletariats gegen die imperialistischen und kapitalistischen Ausbeuter der Menschheit.<sup>891</sup> Da aber alle nichtkommunistischen Staaten kapitalistisch sind, ist jeder Krieg der Sowjetunion – auch der Angriffskrieg – gegen bürgerliche und rechtsautoritäre Staaten gerecht. So einfach ist das! Aber das ist durchaus ernst zu nehmen, denn der Russe ist von seiner missionarischen Idee, die unterdrückten Völker der Erde zu befreien, genauso überzeugt, wie der Amerikaner es für seine Mission hält, für die Freiheit der freien Welt einzutreten.

Auch auf diplomatischem Parkett behauptet sich der Russe mit der den asiatischen Rassen eigenen Geschicklichkeit gegen seine westlichen Gegenspieler und sogar gegen die diplomatisch sehr versierten

---

<sup>888</sup> möglicherweise Platon

<sup>889</sup> Opferschutz begann in den 1980er Jahren (*Opferschutzbericht der Landesregierung NRW, 2012*)

<sup>890</sup> vgl. Fußnote 879

<sup>891</sup> *Wladimir Iljitsch Lenin: Sozialismus und Krieg (Sept. 1915)*

Franzosen. Der Westen macht den Fehler, dass er bei seiner Taktik gegenüber den Russen immer meint, dass der Russe in denselben westlichen Denkkategorien denkt. Aber das tut der eben nicht, und so kommt es zu Fehleinschätzungen und Fehlschlägen. Wir müssen endlich von der naiven Vorstellung abkommen, dass der Russe doch auch ein Mensch sei, wie wir, und dass man mit ihm verhandeln und Verträge schließen könne. Natürlich ist der Russe ein Mensch, aber nicht wie wir. Im Gegenteil, er ist radikal anders. Und Verträge hält der nur so lange, wie sie ihm Vorteile bringen. (Oder hat er etwa die in Helsinki unterschriebenen Menschenrechtsvereinbarungen<sup>892</sup> eingehalten? Und vieles andere?) Aber selbst wenn er Verträge bricht, macht er es auf sehr subtile Art. Der Westen ist der russischen Schlitzohrigkeit nicht gewachsen.

Im **Offizier**-Lager Windau häufen sich die Kameradendiebstähle. Offiziere stehlen, lügen und pöbeln sich an. Kürzlich musste einer nach einer Schlägerei ins Revier eingeliefert werden. Sie betrügen sich um ein Scheibchen Brot oder ein paar Kartoffeln, und für eine Wassersuppe erniedrigen sie sich zu Speichelleckern beim Küchenpersonal oder zu Denunzianten beim Russen. Ihr Bauch ist ihr Gott, und für den opfern sie ihre Menschenwürde. Churchills Charakteristik der Deutschen trifft den Nagel auf den Kopf: „...Überheblich im Sieg und ohne Rückgrat in der Niederlage.“<sup>893</sup> Ich will nicht das ganze Offizierskorps diffamieren. Die Mehrzahl ist immer noch anständig, aber die Vorfälle sind beschämend. Es gibt viele Gründe: Der Egoismus, durch den Hunger ausgelöst; die durch die Enge bedrohte Intimsphäre, die Aggressionen auslöst; die ungehobelten Charaktere unqualifizierter Offiziere usw.

Es ist auch nicht so, dass die Gesinnungslumperei und das plebejische Benehmen erst durch die Gefangenschafts-Situation entstanden sind. Diese Charaktermängel treten hier nur stärker zutage. Sie waren im Keim, als Erbgut, schon vorhanden und sind durch die hiesigen ungünstigen Umstände ans Licht gekommen. Dass durch den Offiziermangel in den letzten Kriegsjahren viele Unfähige und Unwürdige das Offizierskorps gelangten, zeigt schon die Tatsache, dass im Lager Windau Anfängerkurse für Deutsch und Rechnen eingerichtet waren (wobei ich das Bildungsstreben durchaus positiv werte). Was man nicht schon als Erbgut mitbekommen hat, kann kaum oder nur sehr mühsam anerzogen werden. Aber die dünne Erziehungstünche fällt in entscheidenden Situationen wie Putz von den Wänden.

Die einen sagen: Not kennt kein Gebot, oder: In der Not steht man allein. Die anderen sagen: Not verbindet die Menschen zu einer Not- und Schicksalsgemeinschaft und schweißt sie zusammen. Beide haben recht. Es hängt von der Veranlagung der Betroffenen ab, ob sie sich in der Not zusammenschließen oder gegenseitig auffressen. Die Not ist nur der Prüfstein, an dem alle unechten und verlogenen Hüllen des Menschen zerbrechen, bis der wahre Kern zum Vorschein kommt.

Nach dem 1. Weltkrieg hat der italienische Ministerpräsident in einem Buch geschrieben,<sup>894</sup> und **Lloyd George** in einer Denkschrift bewiesen, dass ungerechte Forderungen, die der Sieger im Triumphgefühl dem Besiegten aufzwingt, schon wieder den Keim zu einem neuen Krieg bilden. Sie haben Recht behalten. Hitler verdankte einen Großteil seiner anfänglichen Erfolge und Sympathien im deutschen Volk der Tatsache, dass er die demütigenden und ungerechten und wirtschaftlich bedrückenden Bestimmungen des **Versailler Diktats** zu beseitigen versprach. Was er dann auch tat. **Stresemann** war dies in zwölfjährigen Verhandlungen nicht gelungen, obgleich er immer neue Zugeständnisse machte. Im Hinblick darauf sagte Stresemann auf dem Sterbebett: „Ich habe gegeben und gegeben, ihr aber (die Alliierten) habt genommen und genommen. Das war meine Schuld und euer Verbrechen!“<sup>895</sup>

**Kriegsschuld?** Schuld hat nicht immer der, der einen Streit beginnt, sondern derjenige, der durch ständige Sticheleien den Ausbruch eines Streites provoziert.

---

<sup>892</sup> *Schlussakte von Helsinki vom 01.08.1975; auch Datierungshilfe für diesen Abschnitt des Typoskripts*

<sup>893</sup> s. Fußnote 717

<sup>894</sup> wahrscheinlich **Francesco Saverio Nitti: Europa am Abgrund (L'Europa senza pace, 1921)**

<sup>895</sup> *Etwas weniger dramatisch liest sich das Zitat in der Wikipedia: „Wenn ihr mir nur ein einziges Zugeständnis gemacht hättet, würde ich mein Volk überzeugt haben [...] Die Zukunft liegt in den Händen der jungen Generation. Und die Jugend Deutschlands, die wir für den Frieden und für das, neue Europa hätten gewinnen können, haben wir beide verloren. Das ist meine Tragik und eure Schuld.“*



## Träume in der Gefangenschaft

Im ersten Jahr träumte ich immer von Flucht. Einen dieser Träume habe ich noch in deutlicher Erinnerung: Ich war auf der Flucht und betrat ein lettisches Bauernhaus. Es war Nacht. Als ich in die dunkle Stube trat, sah ich auf dem Bett ein nacktes Mädchen liegen. Eigentlich erkannte ich nur die hellen Körperkonturen, aber es war trotzdem deutlich zu sehen. Das Mädchen war herrlich gewachsen und lag ausgestreckt im Bett. Dann endete der Traum schon. Aber dieses Mädchen hatte ich einmal in Wirklichkeit gesehen: Es war das Mädchen, dass ich in Kurland vom vorbeifahrenden Zug aus über einen Bauernhof wie eine Königin schreiten sah.<sup>896</sup>

Die anschließende Phase meiner Träume handelte von Krieg und Kämpfen. Sie waren immer siegreich. Auch hier erinnere ich mich an einem Grabenkampf. Wir nahmen im Sturm einen russischen Schützengraben. Ich stand oben auf dem Grabenrand und blickte zu den Russen im Graben hinunter. Nach der Besetzung des Grabens wollte ich die Verfolgung aufnehmen und sagte: „Ein Sieg ist erst vollkommen, wenn der Gegner völlig vernichtet ist!“ So hatte ich es im Taktik-Unterricht gelernt.

In den letzten Jahren der Gefangenschaft träumte ich wiederholt von der Heimat und von Heimkehr. Einmal sah ich ein 3-stöckiges Haus in russischer Holzbauweise, aber in meinem Empfinden war es mein Geburtshaus in Berlin, das auch 3-stöckig war.

---

---

<sup>896</sup> in Livland, siehe S. 217

## Epilog

Während meiner Beschäftigung mit dem Tagebuch und mit der Geschichte des zweiten Weltkriegs sind mir einige Dinge bewusst geworden, die noch gesagt werden müssen.

### Verbrechen der Wehrmacht

Es wird viel darüber diskutiert, inwieweit die Wehrmacht in die Verbrechen der Nazis verstrickt war. Die Behauptungen gehen von „gar nicht“ bis „jeder Soldat“. Die Wahrheit liegt wie immer in der Mitte, und es ist kaum möglich, eine Grenze zu ziehen. Ich kann hier nur betonen, dass mein Vater nur von vereinzelten Verbrechen von Wehrmachtsangehörigen berichtet.<sup>897</sup> Diese Fälle sind eher auf Zügellosigkeit, jedenfalls nicht auf entsprechende Befehle zurückzuführen. Befehle zur Begehung von Kriegsverbrechen hat es gegeben, auch vom Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd, der mein Vater angehörte, aber sie sind nicht bis zu ihm hinunter bekannt oder in seinem Beisein ausgeführt geworden.

### Behandlung der Kriegsgefangenen

Es kann meinem Vater und seinen Kameraden nicht verübelt werden, dass sie sich über die schlechte Behandlung als Kriegsgefangene beklagt haben. In der Diskussion werden aber meistens wichtige Aspekte verschwiegen.

1. Die Nazis haben ihren Kriegsgefangenen nicht einmal den Status als Mensch zugebilligt, sondern sie als Untermenschen diffamiert, was psychologisch geschickt die Rechtfertigung lieferte, um sie noch schlechter zu behandeln. (Dies galt vielleicht erst ab der Stufe der großen Gefangenenlager, im Umfeld meines Vaters jedenfalls nicht; er nahm zwar die weniger entwickelte Zivilisation wahr, achtete aber die Menschen.)
2. Hieraus ergibt sich ein Rache-Motiv, das im Fall einzelner sowjetischer Bewacher nie ausgeschlossen werden kann, aber vom System her zwar für das Zurückhalten der Gefangenen nach dem Krieg mitbestimmend gewesen sein wird, aber keine offizielle Richtschnur für die Behandlung der einzelnen Gefangenen bildete.
3. Der sowjetischen Bevölkerung ging es kaum besser. Die Butter, die sich mein Vater als Gefangener kaufte, konnte sich wohl nicht jeder Bürger leisten. Dass dann den Gefangenen nur der unterste Status zugebilligt wurde, war nicht ungerecht.
4. Ärgernisse wie Plünderung der Gefangenen gab es auf allen Seiten.

### Zeiten mit und ohne Gefecht

Von Anfang an fiel mir auf, in wie wenige Gefechte oder Schlachten mein Vater verwickelt war. Nur teilweise erklärt sich das daraus, dass die 257. Infanterie-Division meist den an der Spitze kämpfenden Divisionen hinterhereilte und mein Vater zudem während des halben Vormarschs zur Führerreserve gehörte. Ferner hatte er zweimal das Glück, gleich zu Beginn eines Gefechtes verwundet und in die Heimat gebracht worden zu sein. Aber auch der Spruch aus meiner eigenen Soldatenzeit hat seine Berechtigung: „Die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens.“

### Panzer in der Wehrmacht? Das Heer ging zu Fuß

Viele Militärschriftsteller legen ein Schwergewicht auf die Darstellung der Panzerwaffe. Das ist verständlich, da sie eindrucksvolle Technik bietet, die leicht erforscht werden kann. Was dabei in den Hintergrund tritt, ist die Tatsache, dass der weit überwiegende Teil des Heeres zu Fuß unterwegs war, die Führer zu Pferde und die Fahrzeuge bespannt. Es gab NN Infanterie-Divisionen und nur NN Panzer- und Panzergrenadier-Divisionen. In einer Infanterie-Division gab es planmäßig NN Pferde und nur NN Kraftfahrzeuge. Im Frontbogen zwischen Kriwoi Rog und Nikopol gab es Anfang 1944 eine Panzer-Division, die keinen einsatzbereiten Panzer mehr hatte, eine andere verfügte noch über 7, das ist weniger als eine moderne Panzerkompanie.

---

<sup>897</sup> 2 Fälle von Tötung eines verwundeten Russen, 2 Fälle von Misshandlung Gefangener und 5 Fälle von Plünderung im Verlauf von 4 Jahren und in dem von ihm überschaubaren Umfeld einer Kompanie von 100–200 Mann

# Anhang

Weitere nicht abgedruckte Anhänge finden sich im Internet unter <https://vexilli.net/w/Material>.

## Personenverzeichnis

(siehe auch das anschließende Verzeichnis **Namen und Anschriften** mit ergänzenden Angaben zu einigen hier genannten Personen)

### — A —

Adamiets.....	290
Adenauer.....	342
Adler.....	323
Andersen, Lale.....	68
Anisimow.....	321
Arens.....	347
Arnim, Achim von..	158, 159, 161, 163, 167, 174, 184, 215, 229
Artjuchowa (А р т ю х о в а) mit Sohn Jura/Juri (Ю р а /Ю р и й).....	325
Artjuchowa (А р т ю х о в а) mit Sohn Yura (Ю р а).....	325
Attila.....	287
Ayatolla Khomeini.....	287

### — B —

Bachem, Franz.....	14, 15, 24, 86, 365
Bähr, Kurt.....	365
Bartenwerffer, von.....	269, 274, 275, 276
Mitgefangener.....	285
Bauer geb. Knop, Ruth.....	120, 154, 201, 205, 206, 225, 264
Bauer, Albert.....	11, 12, 201, 205, 206
Baumann.....	121, 128, 141, 174, 180
gefallen.....	180
Baumann II.....	180
gefallen.....	180
Bergemann.....	365
Bilek, Klaus.....	365
Böhm, Rudi.....	289
Bohndorf, Fritz.....	266, 273, 365
Mitgefangener.....	290
Bormann.....	323
Bracklow, Erika.....	344
Brauer, Berthold, Gutsinspektor auf Fritzow..	203
Brüggemann, Alfred.....	365
gefallen.....	154
Budjonny.....	41

### — C —

Churchill, Winston.....	31, 289, 318, 358
-------------------------	-------------------

### — D —

Degener.....	85, 109, 123, 124
Demarche.....	365
Dickmann.....	79
Dietsch, Günther.....	266, 267, 269, 273, 274, 365
Mitgefangener.....	286
Dirks.....	291
Dschingis Khan.....	49, 287

### — E —

Ebert, Friedrich.....	355
Ehrenburg, Ilja.....	66, 314
Engel (Fhr FErsBtl b. Isjum).....	144, 145

### — F —

Feldmann, Dr.....	365
Fischer.....	48, 226, 252, 254
Freitag.....	232, 244, 247, 248, 250, 251, 255, 256, 260
Freitag, erkrankter Leutnant bei Losowatka..	178
Friedrich der Große.....	91

### — G —

Gandhi.....	337
Gartschock.....	17, 154
Gasmann, Max.....	304, 320, 330, 365
Gawletta, Alban.....	115, 120, 121, 122, 127, 132, 134, 142
gefallen.....	142
Geißler.....	365
Gerullis, Georg.....	291
Gise, Freiherr von.....	307
Glaser.....	104, 114, 115, 117, 118, 119, 124, 127, 128, 133, 141, 142, 143
gefallen.....	154
Goebbels, Joseph.....	30, 31, 73, 217, 354
Goldberg	
Antifa – Mitgefangener? Russe?.....	293, 296
Oberinspektor.....	293, 296
Politkommissar.....	300
Goßmann.....	14, 24, 25, 34
Gräser, Werner.....	330, 334, 341

Grodzicki.....177  
 Größchen, Willy.....365  
 Gust, Werner..98, 99, 157, 161, 166, 168, 171, 175  
 — H —  
 Haake, Fritz.....365  
 Haarhaus, Walter..14, 15, 25, 27, 28, 31, 101, 122, 124, 128, 142, 143, 157, 168, 177, 178, 184, 198, 327, 365  
 Happler, Hauptmann, in Salapils verstorben.....295  
 Hargesheimer.....123  
 Harmann.....255, 256, 260  
 Harms..229, 231, 234, 235, 243, 245, 247, 248, 249, 272  
 Hengstebeck, Hubert.....365  
 Heraklit.....352  
 Herzig, Dr.....298  
 Herzog.....25, 26, 34, 54, 60, 63  
 Heuer, Günter.....313, 330, 340, 365  
 Hillebrand, Rolf.....323, 330, 342, 365  
 Himmler, Heinrich.....207, 337  
 Hitler, Adolf..31, 51, 60, 121, 156, 207, 220, 244, 274, 277, 287, 309, 355, 356, 357, 358  
 Hitzemann, Lilly, Pfarrersfrau von Zechlin-Flecken.....12  
 Ho tschi Minh.....287  
 Hölderlin, Friedrich.....356  
 Holschemacher, W.....366  
 Holzapfel, Hermann.....222  
 Hoth, Hermann.....52  
 Huth.....226, 228  
 — I —  
 Iwan der Schreckliche.....308  
 — J —  
 Jablonski.....63, 76, 81, 130  
 Jacob, Marie Louise.....123, 125, 126, 129  
 — K —  
 Kaczkowski.....17, 23, 24  
   Jurist, vielleicht Adolph.....16  
   Marja.....16, 22, 23  
   Mutter verhalf vielleicht dem Schwager Gustav zur Flucht.....21  
   nach Lemberg geflohen, wahrscheinlich Gustav.....22  
   Schwiegersohn..... *siehe* Pollak: Ehemann Sofia.. *siehe* Pollak: Sofia geb. Kaczkowski  
 Kade.....323  
 Kaletha (Kalescha), Alfons (oder Kalefe?)..307  
 Kickler, Bernhard.....366  
 Kiepura, Jan.....15  
 Kiesel, Werner.....323  
 Kleinsorgen, Otto von.....233, 366  
 Klettendorf.....323

Klose, Hans-Helmut.....222  
 Knaden.....366  
 Knobelsdorff, Benno von..310, 323, 330, 336, 343  
 Knöpfe.....366  
 Kolrep.....64  
 Korth (Kosch?), Theo.....323  
 Kramm.....80, 83  
 Kuckhoff.....293  
 Kutowski, Obernatschalnik in Borissow...331  
 — L —  
 Lehmann.....17, 26  
   gefallen.....49  
 Lenin, Wladimir Iljitsch.....38, 295, 349, 357  
 Lloyd George, David.....358  
 — M —  
 Magdiarsch, Helene.....17  
 Mahnkopf.....298, 302, 366  
 Maike, Gerd (identisch mit Marke?)...345, 366  
 Mann, Martin.....240, 245, 255, 257, 366  
 Mao Tse Tung.....287  
 Marke (identisch mit Gerd Maike?).....366  
 Marx, Mitgefangener.....323  
 Mauchenheim genannt Bechtolsheim.....156  
 Menzinger.....150, 151  
 Mielenz.....23, 32, 33, 34, 35  
 Mittag, Gärtnerei in Cammin.....224  
 Möller (MG-Führer bei Losowatka).....190  
 Molotow, Wjatscheslaw.....300  
 Moltke, Helmuth von.....352  
 Mühle, Käthe.....151, 155  
 Müller, Georg „Russenmüller“ ..164, 180, 184, 185, 186, 187, 189  
 Müller, Gilberte.....114  
 Müller, Max..15, 85, 86, 94, 95, 96, 104, 107, 108, 115, 117, 118, 120, 125, 127, 128, 132, 137, 141, 142, 157, 180, 194  
 — N —  
 Nadler.....17, 54, 114  
 Napoleon Bonaparte.....28, 338, 357  
 Neuhaß oder Neuhaus, Willi.....28, 122  
   schwer verwundet (Auge verloren).....154  
 Nienst(a)edt.....222  
 NN, Anjuschka, Angestellte in Borissow...336  
 NN, Erich, Mitgefangener in Borissow...332  
 NN, Jeannine, Tochter des Schneidermeisters.....116, 119, 120  
 NN, Lotte.....12, 13, 21, 23, 31, 154, 204  
 NN, Michai, sowj. Zivilaufseher.....319, 323  
 NN, Trude, Juister Urlaubsgefährtin..12, 74, 105, 113  
 — O —  
 Opalew, russ. Offz. in Smolensk.....309



Otto (Vor- oder Zuname?) (identisch mit Otto von Kleinsorgen?).. 233

— P —

Pankin, sowj. Oberstleutnant oder Oberst, Lagerkommandant in Smolensk.....321

Petersen.. 255, 258, 259

Platen, von.. 227

Pollak

Ehemann..... 16, 21

*siehe auch*..... Kaczkowski

Sofia geb. Kaczkowski.. 16, 17, 21, 22, 23, 25, 27, 150, 155, 366

letzte Begegnung..... 27

Prötzel..... 330

Püchler, Carl..... 91, 97

— Q —

Quiring.. 20

— R —

Rasche.. 77, 78, 80, 81

Reher.. 327, 343

Ribbentrop, Joachim von..... 355

Rieck, Wilhelm Gustav.. 366

Ries, Erich.. 366

Rombach, Kurt.. 366

Rommeler

Anni geb. Hübner.. 224

Elisabeth geb. Matern, „Muttchen “..... 224

Kurt..... 202

Rudolf „Rudi “..... 202

Roosevelt, Franklin D..... 31

Rückkämpfer..... 323

— S —

Sasse.. 25, 58, 59

Schäfer, Fritz.. 315, 327, 330, 346

Schellack.. 207, 208, 216, 225, 226, 366

Schepers, Rudolf.. 222

Scheuerlein, Hans.. 268

Schiller, Friedrich..... 355

Schlieffen, von..... 153

Schlodder..... 192, 193, 195, 215

Schmidt, Walter..... 366

Schnaak/Schnack, Sanitäter aus

Heide/Holstein..... 268, 277, 279, 280, 281

Mitgefangener.. 282, 283, 284

Schneider, Jos..... 237, 266, 267, 270, 273, 366

Schörner, Ferdinand.. 172, 176, 219, 220, 262

Schröder.. 86, 90

schwer verwundet..... 95

trägt eine Handprothese..... 218

unsicher, ob es sich um den namenlosen

Adjutanten bei Losowatka handelt, den

der Autor von der Försterei und aus

Frankreich kannte..... 188

Schrödter

Barbara „Bärbel “ (Tochter, verstorben)..  
..... 298

Carola verw. Selle geb. Rommeler.. 11, 151,

152, 153, 154, 188, 199, 200, 201, 202,

203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210,

213, 214, 215, 217, 218, 220, 221, 222,

223, 224, 225, 226, 229, 231, 233, 235,

237, 254, 270, 273, 277, 290, 298, 321,

335, 342, 345, 347, 353

Hochzeit..... 153, 201, 202

Verlobung..... 152, 153

zum ersten Mal gesehen..... 151

Eltern.. 21, 23, 38, 113, 119, 120, 143, 149,

153, 200, 201, 202, 204, 205, 225, 226,

277, 278, 290, 298, 318, 345

Erna geb. Wierzyk (Mutter)..... 23, 201, 225,

226, 345

Georg (Vater).. 153, 201, 202, 209, 225, 226,

345

Joachim „Achim “..... 114, 201, 202, 298

Schulz, Fritz.. 16, 17, 18, 20, 22, 63, 74, 75, 81,

132

in Gefangenschaft geraten.. 163

Schulz, W..... 301, 366

Schwarzmeier.. 201

Seelbrand.. 366

Selle

Georg „Peter “..... 11, 224, 298, 353

Janna.. 152, 203

Otto-Ehrenfried..... 11, 298, 353

Siefert, Max.. 330

Sölheim (*Söllheim?*), Hans.. 303, 311, 312, 320,

322, 323, 330, 366

Spee, Franz Graf von.. 336, 343

Spremann.. 57, 58, 59

Stafer..... 366

Stalin, Josef..... 287, 296

Stefan.. 301

Stein.. 323

Stockmann, (Werner?)..... 344, 366

Stresemann, Gustav.. 358

Sülflow..... 207

— T —

Taeglichsbeck, Hans.. 24, 91, 204

Thiele, Hungertod in Salaspils..... 297

Tolksdorf.. 323

Tucholski, Franz.. 327

— V —

Van Meer.. 366

Vogt, Oberfeldwebel im Hauptlager Smolensk..  
..... 307

Voit.. 272

Völz.. 290

Voß, Hilde.. 155, 198

Vriebel.. 267

— W —

Warwel, Friedrich-Karl..	185
Werthen (Werschm?), Offizier, gefallen in Bernati..	307
Widera (Videra).....	366
Wilk, Edith..	209
Wilke..	289, 366
Wolfslast, Herbert..	321, 325, 330, 366
Woock, 1. Schreiber der 3./410.....	266, 267
Wrode..	42

— Z —

Zentgraf..	297
Zimmermann, Jupp.....	20, 23, 24
Zinke (Zirnke?) (1 od. 2 Personen?).....	307

— O —

○ – namenlos

Adjutant aus Rai Gorodok, in Jasło noch Oberfeldwebel..	64, 67, 70, 71
gefallen..	97
Adjutant bei Losowatka, bekannt von der Försterei und aus Frankreich..	188
Angestellter in Friedland, Mitgefangener in Riga..	346
Artillerie-Leutnant („soeben aus Orel“, Erkennungsmarke hatte Kugel abgefangen).....	150
Artillerie-Leutnant, Ari-Beobachter in Kudi.....	256, 257, 258, 259
Artillerie-Leutnant, ehem. Schüler.....	298
Bataillonsarzt, ein Lette... 266, 267, 273, 285	
Bataillonsarzt, seit 1941, Max Müllers Freund.....	117, 194
Batl.-Kdr., grober Bayer.....	232, 234, 236, 237, 272
britischer Pilot, bei St. Renan abgeschossen, junger dunkelhaariger Offizier..	126
Denunziant von der Betonfabrik..	322
deutsche Mädchen aus Brest..	127, 129
deutsche(s) Mädchen in Paris.....	121, 122
Feldwebel, der keinen klaren Satz herausbekommt..	233, 249
Feldwebel, Erster Schreiber..	98, 157
französische Barmädchen.....	126, 127, 129
französische Fotografin..	126
französisches Ehepaar aus dem Elsass..	116, 119
französisches Mädchen aus Brest....	119, 129
Frau aus Wladiwostok.....	133, 142
Gefreiter als Geistlicher tätig..	221
Gefreiter aus dem Christischtscher Wald..	93
später Feldwebel.....	215
später Unteroffizier.....	185
verwundet.....	185
Gefreiter u. Offz-Anwärter, nachlässig..	235

Gefreiter, Putzer von Max Müller, degradiert.....	120, 125
Granatwerferzugführer, Drückeberger... 158, 229	
Gutsbesitzertochter aus dem Kolberger Raum.....	152
Hauptfeldwebel der 3./410.....	237
bei Preekuln in Kurland gefallen..	266
Hauptfeldwebel in Losowatka..	182
gefangengenommen.....	182
Hauptmann, Führer d. Marsch-Batl. n. Walk.....	213, 214
Hauptmann, im Zivilberuf evangelischer Pastor..	229, 231
Hauptmann, vom Lageradel in Smolensk zum Krüppel geschlagen.....	309
japanische Verbündete.....	130
Korps-Geologe bei Jurmalciems.....	237
Ladeschütze, von Rohrkrepierer getötet..	154
Lagerkommandant in Borissow, Jude.....	339
Leutnant („Deckenklaue“)..	128
Leutnant aus Rai Gorodok, Oberschlesier, in Męcinka noch Oberfeldwebel und Quartierkamerad..	25, 26, 31, 70
Leutnant in Edole von der 4. Pz.-Div... ..	264
Leutnant vom Bahnwärterhäuschen....	43, 44
Leutnant von der Försterei, still.....	86
dem Tod nahe..	93
Leutnant, aus der HJ..	115
Leutnant, in Jasło Feldwebel..	45
Leutnant, in Jasło Oberfeldwebel, gefallen..	49
Leutnant, kauzig, später verschollen.....	237
Leutnant, MG-Zugführer.....	76, 78, 80, 81
Leutnant, nicht mehr ganz jung, graumeliert.....	174
Leutnant, stiehlt und bekommt Ohrfeigen..	322
Luftwaffen-Feldwebel, Feigling....	232, 234, 235, 256, 257, 259, 261
Mädchen aus Slawjansk, das Zigarre raucht..	97, 98
Melder, fauler Putzer..	133, 134, 137
Melder, Kaufmannssohn aus Hamburg..	143
Melder/Putzer, ostpreußischer Bauern-sohn..	137, 143
Mitgefangener, betrügt (Zigaretten, Seife).....	312, 316
Mütterchen mit 15-jähriger Tochter in Slawjansk.....	62, 98
Nachrichtenleutnant, bekannt vom OA-Lehrgang in Slawjansk (oder etwa Zegiestow?), vorlaut, in Le Mans höflich..	128
Nachrichten-OA, bekannt vom OA-Lehrgang in Zegiestow, angenehmer	

Zimmergenosse, später beim Vormarsch  
in Russland einmal wiedergesehen.....20  
Nachrichtensoldat, erst „straftversetzt“,  
dann guter Melder.. .....233, 253  
OA-Unteroffizier, evangelischer  
Theologiestudent.. .....101  
Oberleutnant aus Jaslo, Kompanieoffizier,  
lebenslustig, aber pflichtvergessen.. 24, 25  
Oberleutnant der Luftwaffe,  
unsympathisch.. .....200  
Oberleutnant, in Jaslo Feldwebel.. ....46, 230  
Oberleutnant, unsympathischer KpChef.. 31,  
33, 34, 38, 41, 42, 63  
Obernatschallnik in Borissow, Jude..339, 340  
Offiziere aus Schweden...295, 297, 300, 302  
österreichischer Fliegerleutnant.....306, 325  
Pionier-Leutnant mit dicker Hornbrille.. 155,  
156, 157, 184  
russ. Hauptmann auf lettischem Gehöft  
gesprochen.....282  
russ. Lagerärztin in Smolensk.. .....308, 329

russ. Leutnant, Lagerkommandant in  
Windau, freundlich.. ..... 286  
russ. Oberst, Lagerkommandant in  
Salaspils.. ..... 292, 296, 300  
sächsischer Oberleutnant, Vorgänger als  
Führer der 1./410.. ..... 268  
Sanitäts-Oberfeldwebel, Zugführer bei  
Losowatka..... 179, 180  
Sanitätsunteroffizier, dunkelblonder  
Rheinländer..... 260  
bei Preekuln in Kurland gefallen.. ..... 266  
Soldat aus Bromberg..... 210, 213  
Soldat aus Danzig.. ..... 230, 231, 256, 258  
Soldat, fauler Putzer..... 137  
Soldat, im Februar 1944 mein Melder... 195  
Soldat, in Russland Kompanieangehöriger,  
in Lannion bei Verpflegungsstelle..... 117  
Soldat, unaufmerksamer Posten, später  
Leutnant.. ..... 107, 157  
Studienkamerad aus Berlin.. ..... 116  
Unteroffizier in Kurland.. ..... 268, 272, 276  
Waffenunteroffizier der 1./410 in Kurland..  
..... 268, 269, 270, 276, 277

## Namen und Anschriften

*sortiert, formatiert und um Personen ergänzt, zu denen weitere Informationen zu finden waren;  
die mit ♦ markierten Namen hat der Autor nur hier, aber nicht im Text erwähnt*

*Bachem, Franz*  
13.12.1912–03.07.2002  
Redakteur in Branden-  
burg, *Verleger in Köln*  
Bähr, Kurt ♦ [*dieser?*]  
(Denunziant?)  
Bergemann ♦  
Hubbelrath (Düsseldorf)  
Cremer(str.?) 5  
Bilek, Klaus ♦  
Berlin W 35  
Potsdamer Str. 135  
*Bohndorf, Fritz*  
Obergefreiter, *Schreiber*  
im Korps-MG-Bataillon  
410, *nahm Grüße aus d.*  
*Lager Riga mit, schrieb*  
*den Eltern des Autors*  
*einen Brief voll des*  
*Lobes auf den Autor*

*Brüggemann, Alfred*  
Oberfeldwebel  
*gefallen am 23.08.1943*  
*in Peremoga b. Isjum*  
Demarche ♦  
*Dietsch, Günther*  
Greiz, Thüringen  
Admiral-Scheer-Str.<sup>898</sup>  
30  
*(Hauptmann/BatlFhr)*  
Feldmann, Dr. ♦  
Berlin W 20  
Stettinerstr. 21 bei Reese  
Gasmann, Max  
Stuttgart-Untertürkheim  
(Lagerleiter Smolensk!)  
Geißler ♦  
Anrath (Krefeld)  
Markt 6  
(Reg.- oder Gerichtsrat)

Größchen, Willy ♦  
Dortmund  
Schwanenweg  
*(Plandruckerei)*  
*verstorben vor 1964<sup>899</sup>*  
Haake, Fritz ♦  
Libbenichen, Frankfurt/  
Oder-Land  
*Haarhaus, Walter (Vita s.*  
*Fußnote 15)*  
Hengstebeck, Hubert ♦  
Münster  
Krumme Straße  
*2016/17 verstorben*  
Heuer, Günter  
*Hillebrand, Rolf*  
28.10.1913–26.12.1996  
*Meteorologe, Mitgefan-*  
*gener, stand m. W. noch*  
*lange nach dem Krieg*  
*mit dem Autor in Kontakt*

<sup>898</sup> 1945/48 umbenannt in  
*Rosa-Luxemburg-Str.*

<sup>899</sup> gem. Festschrift zum 50.  
Firmenjubiläum

Holschemacher, W. ◇  
*[dieser?]*  
 Tekendorf ü.  
 Oranienburg<sup>900</sup>  
 Berlin-Schmargendorf  
 Cunostr. 67b  
 Kickler, Bernhard ◇  
 Rastede/Oldenburg  
 Mühlenstr.  
 Kleinsorgen, Otto von  
 Krebsburg Post Oberkap-  
 peln, Kreis Osnabrück  
 Knaden ◇  
 Herne  
*(Buchdruckerei)*  
 Knöpke ◇  
 (Spitzel?)  
 Mahnkopf  
 Hamburg  
 (Antifa-Spitzel in Salas-  
 pils!! Ehem. Luftwaffen-  
 NSFO)  
 Mann, Martin  
 am 24.01.1945 bei  
 Dobeli, Kurland  
 Oberst und Kommandeur  
 G.R. 187, *Ritterkreuz-*  
*träger (seit 23.10.1944),*  
*Mitautor der Geschichte*  
*der 87. I.D.*

Marke ◇ (*ist hier Gerd*  
*Maik gemeint?*)  
 Berlin SW 61  
 Urbanstr. 171  
 Pollak: Sofia (Kaczkowska)  
 Jasło  
 Piotra Skargi 13  
 Rieck, Wilhelm *Gustav* ◇  
 Püggen Post Sindenlan-  
 genbeck (Kreis Salzwe-  
 del, Altmark)  
*geb. 08.01.1904*  
 Ries, Erich ◇  
 Berlin  
 (Antifa)  
 Rombach, Kurt ◇ *[dieser?]*  
 Ratingen (Düsseldorf)  
 (zweilichtig)  
 Schellack, Major<sup>901</sup>  
 (Landsberg/Warthe)  
 Schmidt, Walter ◇  
 Schneider, Jos.  
 Zittau  
 Christian-Weise-Str. 14  
 od. Lessingstr. 2  
 (Zahlmeister)

Schulz, W.  
 Zehdenick, Kr. Templin  
 Harnstr. 7 b. Sommerfeld  
*Erwähnung im Text mit*  
*„(?)“*  
 Seelbrand ◇  
 Berlin-Friedrichshagen  
 Klutstr. 52  
 Sölheim (*Söllheim?*), Hans  
 Nürnberg  
 Wandernstr. (*Wanderer-*  
*str.*) 25  
 Stafer ◇  
 Stockmann, (Werner?)  
 Van Meer ◇  
 Widera (Videra) ◇  
 Pole od. Volksdeutscher  
 od. Oberschlesier  
 (Dolmetscher Smolensk)  
 Wilke  
 Berlin  
 (Gemüsehändler)  
 Wolfslast, Herbert  
 Marienheide (Köln)  
 Hauptstr. 7  
*2007 verstorben*

<sup>900</sup> *Tekendorf in Rumänien war*  
*sicher der Ort der Gefangen-*  
*nahme, das sowj. Speziallager*

*in Oranienburg bei Berlin eine*  
*Zwischenstation.*

<sup>901</sup> *vgl. Fußnote 527*



## Ortsverzeichnis

### — A —

Achdorf.....199  
 Aizpute.....*siehe* Hasenpot(h)  
 Alpenvorland.....200  
 Amerika (USA).. ....16, 79, 130, 182, 282, 326  
 Andrejewka.. ....75, 108

### — B —

Bad Schandau.....150, 153  
 Balka Kamenka.. ....100  
 Barabaschewka.....144  
 Baranowitschi.....112, 344  
 Baraschewka..*siehe* Barab*as*chewka *oder* Ga-  
 raschewka  
 Bar-le-Duc.....114  
 Barta.....248, 255  
   Barta-Abschnitt (der Front).. ..238, 239, 254,  
   255  
   Barta-Mulde.....252  
   Barta-Tal.....248  
 Barwenkowo..56, 62, 75, 99, 110, 130, 147,  
 148, 371  
 Belgien.. ....12  
 Bender.. ....197  
 Beresina.....338  
 Berestjanka.....142  
 Berlin..11, 13, 21, 23, 153, 198, 208, 275, 305,  
 327, 331, 345, 347, 351  
   Charlottenburg.....23, 154, 298  
   Friedrichshagen (Elternhaus)..120, 123, 152,  
   153, 200, 204, 206, 345  
   Gatow.. ....13  
   Gedächtniskirche.....275  
   Köpenick.. ....200  
   Kurfürstendamm.....275  
   Lehrter Bahnhof.. ....201  
   Neukölln.....13, 32, 33  
   Nikolassee.. ....13  
   Oberschöneweide.. ....43, 117  
   Schlachtensee.. ....13  
   Spandau.. ....152, 153  
   Wannsee.. ....13  
 Berlin-Schöneberg.....120  
 Bernati.. ....307  
 Bilbassowka.....81  
 Bobrka.....29, 371  
 Bogoroditschnoje.....98, 99  
 Böhmisches Becken.. ....198  
 Bolschaja Jeremowka.....100  
 Bolschaja Kamischewacha.....144  
 Borissow.....323, 330, 331, 334, 345, 346

Boshidar..159, 160, 164, 165, 166, 167, 168,  
 169  
 Brandenburg/Havel.....13, 15, 16, 322  
 Breslau (Wrocław).....23  
 Brest.....119, 120, 126, 127, 128, 129, 130  
   Brester Bucht.. ....130  
 Brestlitovsk.....344  
 Bretagne.....114  
   Rosengranitküste.....118  
 Bromberg.....210, 213  
 Buczac.....32, 371  
 Bug.....156  
 Burg bei Magdeburg.....322  
 Byzanz.....351

### — C —

Cammin..11, 152, 153, 201, 202, 203, 204, 205,  
 206, 207, 208, 214, 215, 223, 226, 231, 353  
   Camminer Bodden.....153, 203, 206  
 Cēsis.....*siehe* Wenden  
 Charkow.....75, 84, 99, 110  
 Christischtsche.....97  
 Christischtscher Wald.....85, 86, 91, 97, 185  
 Cottbus.....155  
   SS-Kaserne.. ....155  
 Czortków.. ....32, 371

### — D —

Danzig..213, 214, 217, 222, 223, 230, 256, 307,  
 346  
   Danziger Bucht.....211, 223  
   Krantor.....214, 230  
   Marienkirche.....214  
   Neufahrwasser.. ....211, 214, 219  
 Darbenai.....283  
 Desna.....110  
   *siehe auch*.....Vitemlya (Desna-Brücke)  
 Dieppe.....114  
 Dievenow (Mündungsarm der Oder).....206  
 Dievenow (Ort).....203, 207  
 Dimitrijewka.....106, 107, 108, 157, 371  
 Dnjepr.....43, 46, 47, 48, 149, 156, 305  
   Dnjeprknie.....156  
   Dnjeprtal.....305  
 Dnjepropetrowsk.....148, 149  
 Dnjestr.. ....197  
 Dobeli.....240, 366  
 Don.....57, 60, 104, 105, 106, 107  
   Donbogen.....105  
 Dondangen (Dundaga).....219, 221  
 Donez..52, 53, 55, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64,  
 72, 73, 75, 91, 97, 102, 103, 104, 105, 107, 132,  
 135, 136, 139, 140, 144, 145

Donezfront.....72, 97, 99, 144  
 Donezgebiet/-gend.....60, 102, 337  
 Donezschleife.....144  
 Donezta/-ebene/-niederung.. .57, 58, 59, 63,  
 99, 100, 104, 132, 135, 137  
 Donezufer.....100  
 Dresden.....150  
 Duklapass.....24  
 Düna.....293, 294, 302  
 Mündung.....211  
 Dundaga..... *siehe* Dondangen  
 — E —  
 Edole.....263  
 Eger.....198  
 Elbe.....150  
 Elsass.....114, 116  
 England.....12, 286, 355  
 — F —  
 Frankfurt/Oder.....228, 236, 344, 345  
 Frankreich..12, 108, 109, 110, 112, 117, 121,  
 124, 129, 130, 141, 142, 188, 327  
 Friedland.....346  
 Lager.....346  
 Fritzow.....203  
 Frunse.....157, 158  
 — G —  
 Gaikowka.....195  
 Galizien.....13, 14, 21, 28  
 Garaschewka.....144  
 Gatsets.....333  
 Gdingen..... *siehe* Gotenhafen  
 Goldingen (Kuldīga).....271  
 Gomel.....111  
 Gossudareff Jar.....100  
 Gotenhafen (Gdingen, Gdynia).....222, 223  
 Graditschsk.....49, 371  
 Grobin.....261, 264, 285  
 Grodek.....30, 371  
 Gruschewacha.....144  
 — H —  
 Hasenpot(h) (Aizpute).....264  
 Heiligenstadt.....346  
 Hof.....198  
 Husiatyn.....33, 371  
 — I —  
 Insel Gristow.....203  
 Isjum.....58, 59, 75, 144  
 — J —  
 Jampol.....104  
 Jasło..15, 16, 18, 19, 20, 21, 23, 24, 25, 26, 27,  
 33, 42, 45, 46, 49, 54, 70, 86, 154, 155, 229  
 Piotra Skargi.....16, 20, 21  
 Jasnaja Gorka.....76, 77

Jassy.....197  
 Jedlicze.....15, 27  
 Jefimowka.....45  
 Jegoriewka.....54  
 Juist.....11, 12, 74, 105, 113  
 Jūrmalciems (Jurmālen).....231, 232, 236, 238,  
 253, 256, 260, 272, 280, 281  
 Jusefpol.....43, 371  
 — K —  
 Karlsbad.....198  
 Karpaten.....15, 20, 21  
 Karpatenvorland.....15  
 Karpowka.....73, 81, 83, 86, 91  
 Kasanka.....195  
 Kaschau (Košice).....24  
 Katyn.....305  
 Kēsteri (Rute).....238, 239, 246, 247, 248, 269  
 Kirowa.....43, 371  
 Kitaigorodka.....156, 159, 163, 164, 168, 169  
 Klaipēda..... *siehe* Memel  
 Kombornia.....14, 15, 24, 85, 86  
 Königsberg.....302, 307  
 Königstein.....151, 155  
 Kopaigorod.....371  
 Korczyna.....14  
 Krakau (Kraków).....14, 23, 149, 155, 197, 198  
 Krasnaja (Nebenfluss des Donez).....104  
 Krasni Jar.....61, 99  
 Krasnopawlowka.....50, 51, 52, 371  
 Krassindorf (bei Lukijiwka).....173  
 Krassnoarmeisk.....76, 77, 81, 82, 108, 110  
 Krassnyi Liman.....64, 103  
 Kremennaja.....104  
 Kremenschuk.....46, 47, 48  
 Krim.....337  
 Kriwoi Rog.....176, 177, 178, 195, 215  
 Krottingen.....284, 285  
 Krynica.....15, 150, 155  
 Kudi.....255  
 Kurland.....11, 209, 212, 217, 218, 220, 261  
 Küstrin.....218  
 — L —  
 Landerneau.....114  
 Landivisiau.....114  
 Landsberg an der Warthe..207, 208, 209, 210,  
 214, 215, 217, 219, 220, 221, 223, 224, 226  
 General-von-Strantz-Kaserne..207, 209, 215  
 Hotel Elste.....208, 225  
 Hotel zur Krone.....208  
 Walter-Flex-Kaserne.....209  
 Landshut.....198  
 Lannion.....119, 125, 129  
 Le Conquet.....119, 120, 123  
 Le Mans.....114, 128, 141, 180  
 Lebedinskij.....174

Lemberg.. 22, 28, 149, 197, 371  
 Lemberger Erdölfeld.. 18  
 Lettland.. 307  
 Libau (Liepāja).. 219, 223, 231, 261, 264, 273, 274, 275, 276, 296, 307, 357  
 Libauer See.. 264, 265, 268  
 Liepāja.. *siehe* Libau  
 Lippstadt.. 346  
 Livland.. 212, 216  
 Ljubimowka.. 159  
 Loclémar.. 114  
 Losowaja.. 110  
 Losowatka.. 177, 195, 197, 203, 215  
 Lübben.. 226  
 Lubny.. 49, 371  
 — M —  
 Mailly le Camp.. 113  
 Majaki.. 85, 86, 91, 95, 97, 124  
 Försterei.. 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 95, 97, 188, 218  
*siehe auch*.. Christischtscher Wald  
 Malaja Jeremowka (Riesendorf, Walddorf).. 100, 102  
 Marienbad.. 198  
 Mark Brandenburg.. 12  
 Męcinka.. 25, 26, 27, 31, 70  
 Mekes-See.. 280  
 Memel (Klaipėda).. 220, 273, 280  
 Meseritz.. 154, 156, 184, 214, 215, 226, 227, 228  
 Michailowka.. 157, 158  
 Minsk.. 42, 110, 111, 112, 289, 295, 304, 305, 330, 331, 332, 340, 344  
 Mirgorod.. 50, 371  
 Moldau.. 198  
 Moskau.. 123, 297, 302, 305, 314, 320, 327, 331, 335, 340, 350, 383  
 Münster/Westfalen.. 346  
 — N —  
 Neu Bentschen.. 155  
 Neuhammer.. 112  
 Nīca (Niederbartau).. 273, 285, 307  
 Niederlande.. 12  
 Nikolajew.. 156  
 Nikolajewka.. 65, 67, 69, 70, 72, 73, 74, 75, 103  
 Nikopol.. 156, 176  
 Nowa (Nowo, Nowaja) Uschitza.. 371  
 Nowo (Nowa) Ukrainka.. 43, 371  
 Nowo Aidar.. 105  
 Dörfchen südl. davon.. 371  
 Nowo Georgiewsk.. 47, 371  
 Nürnberg.. 293, 299, 300  
 — O —  
 Oder.. 206  
 Odessa.. 156, 195, 196

Oranienburg.. 206  
 Ösel, Insel.. 220  
 Oskol.. 102  
 Ostpreußen.. 220  
 Ostsee.. 220, 235, 280, 295  
 Ostseeküste/-strand.. 200, 223, 237, 274, 281  
 Oybin.. 153  
 — P —  
 Paderborn.. 346  
 Paris.. 116, 120, 121, 141  
 Paulshafen (Pāvilosta).. 263, 268  
 Pāvilosta.. *siehe* Paulshafen  
 Petrowskaja.. 131, 132, 134, 136, 142, 144  
 Pforzheim.. 113  
 Pillau.. 223  
 Pirna.. 150  
 Plouaret-Trégor.. 119, 120  
 Ploudaniel.. 114  
 Polangen (Palanga).. 220  
 Polen.. 12, 13, 14, 21, 22, 43, 301, 336, 344, 351  
 Poltawa.. 50, 371  
 Pommern.. 11, 201, 261  
 Pont Neuf.. 114  
 Poprad.. 19  
 Potsdam.. 153, 204, 346  
 Nedlitz.. 204  
 Prag.. 198  
 Preekuln (Priekule).. 265, 266  
 Preobraschenskoje.. 50, 52  
 Proskurow.. 155  
 Przemyśl.. 27  
 Pustschow.. 201  
 — R —  
 Radymno.. 27, 28  
 Rai Gorodok.. 63, 64, 65, 67, 69, 70, 71, 73, 74, 75, 82, 97, 130  
 Rai Kremenschuk.. 371  
 Rai-Alexandrowka.. 72, 74, 103  
 Rathen.. 151  
 Regensburg.. 198  
 Reichenberg.. 198  
 Reims.. 120  
 Rewowka.. 46  
 Riesengebirge.. 12  
 Jugendkammhaus.. 12  
 Peterbaude.. 12  
 Riga.. 211, 212, 213, 230, 284, 290, 291, 292, 295, 296, 297, 298, 300, 301, 302, 303, 307, 329, 346, 365  
 Rigaer Bucht.. 211  
 Rom.. 351  
 Rschew.. 110  
 Rucava.. 283, 285  
 Russland.. *siehe* Sowjetunion (UdSSR, „Russland“)

Rzeszów..	23, 24
— S —	
Sagorodnoje.....	132, 133, 142, 143
Salaspils.....	291, 301, 307, 366
San.....	25, 27, 28
Sanderi.....	239, 246
Sanok.....	27
Saporoshje.....	156
Schabelkiwka (Kolchosa).....	78
Schrunden (Skrunda).....	274
Schweden..	280, 297
Selenyi Klin.....	170
Sibirien..	68, 282, 309, 319, 351
Siderowo.....	97, 98, 99, 157
Sili..	256, 257, 258, 259, 260, 266
Skrunda.....	<i>siehe</i> Schrunden
Slawjansk..61, 62, 64, 69, 74, 75, 76, 82, 83, 84, 86, 97, 98, 99, 103, 107, 108, 110, 128, 130, 132, 157, 371	
Kurorty.....	73, 83
Sloboda.....	323, 333
Smolensk..42, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 316, 318, 324, 327, 331, 337, 341, 346, 365, 366	
Soltin..	203
Sowjetische Besatzungszone (SBZ, Ostzone).....	293, 298, 302, 330, 337, 346
Sowjetunion (UdSSR, „Russland “).....11, 16, 20, 25, 27, 33, 37, 39, 40, 45, 46, 49, 55, 57, 61, 66, 68, 72, 78, 79, 83, 85, 97, 104, 112, 114, 117, 124, 128, 129, 130, 131, 143, 149, 176, 181, 216, 238, 246, 247, 279, 289, 291, 292, 295, 296, 297, 300, 301, 302, 307, 308, 309, 310, 314, 315, 324, 326, 327, 328, 332, 335, 337, 341, 342, 343, 344, 349, 350, 351, 357	
Ssenitscheno.....	59
Ssuchaja-Kamenka..	59, 60
St. Renan..	123, 126, 128, 129
Stalingrad..	103, 118, 123, 297
Steppe.....	46, 102, 104, 105, 106, 156, 350
Stettin..	152, 201, 203, 206, 214, 218
Stettiner Haff.....	206
Struze.....	23
Studenok.....	100
Sudeten.....	198
Sula.....	48, 226, 252
Sworbe, Halbinsel..	220
— T —	
Tarnow..	23
Tichozki.....	57, 59, 60, 132

Torez.....	61, 63, 65, 67, 71
Bachgrund.....	75, 108
Toulon.....	123
Treptow/Rega..	201, 202
Troyes.....	114
Tschechoslowakei.....	12, 351
Tscherwonyj Lug.....	159
— U —	
UdSSR.. <i>siehe</i> Sowjetunion (UdSSR, „Russland “)	
Uman..	34, 42, 63, 371
Ungarn..	351
Ural (fragwürdige Grenze zwischen Europa und Asien).....	351
USA.....	<i>siehe</i> Amerika (USA)
— V —	
Valka.....	<i>siehe</i> Walk
Valmiera..	<i>siehe</i> Wolmar
Vitemlya (Desna-Brücke).....	110
Vītolīņi (Kumpe).....	247
— W —	
Walk (Valka).....	212
Wandern.....	228
Warendorf.....	345, 346, 347, 353
Warschau.....	112, 305
Warthe.....	209
Warthebruch/-tal/-niederung.....	209
Welikaja Kamischewacha.....	144
Wenden (Cēsis).....	212
Wessela Ukrainka (Wessjolaja Ukraina).....	170
Wien.....	297
Windau (Fluss).....	286
Windau (Lager).....	284, 286, 290, 307, 358
Windau (Ventspils).....	219, 222, 224, 284, 357
Wladiwostok.....	133, 142
Woljwenkowo.....	142
Wollin.....	206
Wolmar (Valmiera).....	212
Woltersdorf.....	201, 205
— Z —	
Zakopane.....	15
Zantoch.....	209, 216
Zechlin-Flecken.....	12, 13
Zegiestow.....	19, 20
Zerbst.....	98, 157
Zobniów.....	17
Zoppot.....	211



## Der Vormarsch ging über folgende Ortschaften (Namen und Schreibweise mit Vorbehalt)

*Die mit ◇ markierten Orte hat der Autor nur hier, aber nicht im Text erwähnt;  
der vollständige Verlauf ergibt sich aus der *Chronik* und der *Karte**

Grodek–Lemberg–Bobrka–Buczacz–Czortków–Husiatyn–Nowo Uschitza ◇–Kopaigorod ◇–Uman<sup>902</sup>–  
Jusefpol–Nowo Ukrainka–Kirowa–Nowo Georgiewsk–Rai Krementschuk ◇<sup>903</sup>–Graditschsk–Lubny–  
Mirgorod–Poltawa–Krasnopawlowka–Barwenkowo–Slawjansk–Dörfchen südl. Nowo Aidar–  
Dimitrijewka.

---

<sup>902</sup> Hinweis auf die Teilnahme an der Kesselschlacht bei Uman; in der Stadt selbst war der Autor nicht

<sup>903</sup> nicht zu finden; ob der *Rajon (Landkreis) Krementschuk* gemeint ist?

## Abkürzungen

*Abkürzungen ohne und (offiziell) mit Punkt und ggf. Bindestrich werden nicht unterschieden.*

Abt.	Abteilung	Lt.	Leutnant
Adju	Adjutant ( <i>Landsersprache</i> )	<i>m.d.F.b.</i>	<i>mit der Führung beauftragt</i>
A.Gr.	Armeegruppe ( <i>verstärkte Armee</i> )	MG	Maschinengewehr
A.K.	Armeekorps	MGK	Maschinengewehrkompanie (4., 8. und 12. Kp. eines Inf.Rgt.)
Antifa	Antifaschistisches Lagerkomitee	mot	motorisiert
A.R.	Artillerie-Regiment	MPi	Maschinenpistole
Ari	Artillerie ( <i>Landsersprache</i> )	NSFO	Nationalsozialistischer Führungsoffizier
B-Stelle	Beobachtungsstelle (der Artillerie), VB	OA	Offizieranwärter
Batailloner	Bataillonsführer/-kommandeur ( <i>Landsersprache</i> )	Oblt.	Oberleutnant
Batl., Btl.	Bataillon	OB	Oberbefehlshaber
Bef.	Befehl...	<i>O.K.</i>	<i>Oberkommando</i>
Div.	Division	<i>OK</i>	<i>Arbeitsfähigkeitsgruppe „arbeitsunfähig“</i>
EK II/EK I	Eisernes Kreuz 2./1. Klasse	OKH	Oberkommando des Heeres
Ers.	Ersatz-	OKW	Oberkommando der Wehrmacht
Fhr.	Führer	OO	Ordonnanzoffizier
Flak	Flugabwehrkanone	Pak	Panzerabwehrkanone
Fw.	Feldwebel	<i>Pz.K.</i>	<i>Panzerkorps</i>
Gef.	Gefechts...	Res.	Reserve
<i>Gen.Kdo.</i>	<i>Generalkommando</i>	Rgt.	Regiment
<i>Gr.</i>	<i>Gruppe (verstärktes A.K.)</i>	<i>RK</i>	<i>Rotkreuz</i>
GrW	Granatwerfer	ROA	Reserve-Offizieranwärter
<i>H.Gr.</i>	<i>Heeresgruppe</i>	Sani	Sanitäter
HF1	Heeresfahrzeug 1 ( <i>offiziell: leichter Heeresfeldwagen</i> )	Sankra	Sanitätskraftwagen
<i>Hiwi</i>	<i>russischer Hilfswilliger</i>	sFH	schwere Feldhaubitze
I.D., Inf.Div.	Infanterie-Division	sGrW	schwerer Granatwerfer
IG	Infanterie-Geschütz	sMG	schweres Maschinengewehr
Inf.Rgt., I.R.	Infanterie-Regiment	<i>Stomarsch</i>	<i>Stabsoffizier für Marschüberwachung</i>
K3	<i>Arbeitsfähigkeitsgruppe „bedenklicher Zustand“</i>	Stuka	Sturzkampfbomber
Kdr.	Kommandeur	<i>TätBer</i>	<i>Tätigkeitsbericht (einem KTB vergleichbar)</i>
KG	Kommandierender General	<i>TF-Gerät</i>	<i>Tornisterfunkgerät</i>
KM	Kriegsmarine	Uffz.	Unteroffizier
Komp., Kp.	Kompanie	VA	Vorausabteilung
KTB	Kriegstagebuch	VB	Vorgeschobener Beobachter, B-Stelle
Laz	Lazarett	Werfer	Granatwerfer ( <i>Landsersprache</i> )
IFH	leichte Feldhaubitze		
IMG	leichtes Maschinengewehr		

### Zur Nummerierung der Bataillone und Kompanien:

*II./477 oder amtlich II./I.R.477 ist das II. Bataillon des Infanterie-Regiments 477*

*8./477 oder amtlich 8.(M.G.)/I.R.477 ist die 8. (Maschinengewehr-) Kompanie des Infanterie-Regiments 477, zum II. Bataillon gehörig; die Kompanien eines Regiments wurden ohne Berücksichtigung der Bataillone durchnummeriert (1.–4. Kp.=I. Batl., 5.–8.=II., 9.–12.=III.)*

## Stichwortverzeichnis

Eindruck vom Krieg		
(1940, Okt.) Wahnsinn..	18	
(1941, August) Ahnung, dass wir den Krieg verlieren würden..	31	
(1941, Ende Juni) Die ersten feindlichen Granateinschläge..	30	
(1941, Okt.) den Krieg zum ersten Mal verflucht..	51	
(1943, Jan.) als ob es rückwärts geht.....	123	
(1943, Dez.) Ausweglosigkeit dieses Krieges wird sichtbar.....	166	
(1944, März) dient (bereits) der Verteidigung der Heimat..	200	
(1944, Dez.) aufs Ganze gesehen sind wir auf dem Rückzug.....	230	
(1944, Dez.) Kriegsmüdigkeit..	233	
(1944, Sept.) nicht mehr zu gewinnen.....	217	
(1945, Februar) Der Krieg ist verloren – ein trauriges Ende.....	263	
(1945, Jan.) kein Glaube mehr an den Sieg..	244	
(1945, nach der Kapitulation) nicht Armee hat Krieg verloren, sondern unfähige Politiker um Hitler, Nichtskönner und Nazis im OKW..	277	
(1945, Juni) Vergleich mit den Grauen unserer heutigen Friedenszeit..	289	
komische Situationen..	60, 84, 191, 272	
Tod		
alltäglicher Genosse d. Frontkämpfer..	187	
Der erste tote Gegner.....	35	
Der Tod geht um – die Nähe Gottes.....	36	
<i>siehe auch</i> ..... Gefangenschaft: Tote		
Erlebnisse		
an meiner Seite gefallen, ohne dass ich es bemerkte..	242	
Arztkittel als Tarnmantel.....	70	
Bombenangriff auf Berlin..	204	
nur Luftalarm.....	201	
Bürokratie bis in den Schützengraben....	170, 182, 237	
Dank der Heimat..	200, 230	
Der erste tote Gegner.....	35	
Die armen Pferde.....	53, 55, 56	
durch eigene Flak verwundet.....	146	
Fahrkarten für Zivilisten nur mit Reisegenehmigung..	218	
Fahrt auf einem Schnellboot.....	222	
Fahrzeug im Schlammloch.....	55	
Ferngespräche mussten angemeldet werden..	112, 208	
französische Sympathiekundgebung für abgeschossenen britischen Piloten.....	127	
Freizeit in Sporthose.....	106	
erst abends Dienst in Uniform..	133	
Führer dreier Kompanien.....	166	
Gefreiter als Geistlicher tätig.....	221	
grässliches Schreien eines am Kopfschuss Sterbenden..	242	
Güterwagen		
als Lazarettzug.....	197	
amerikanische Pullmanwagen.....	329, 332	
zum Gefangenentransport... 304, 330, 344		
zum Transport von Soldaten.....	14, 110	
Hitlergruß.....	207, 227	
Korps-Geologe.....	237	
Krieg kurz vergessen..	176	
Kriegsgefangene zum Holzklaunen unbewacht aus dem Lager gelassen...	294	
lehnt Angriff ab.....	258	
niemand hilft dem Verwundeten.....	86, 245	
Rangabzeichen u. Kriegsauszeichnungen abgenommen.....	292	
Russe versehentlich in deutscher Stellung..	87	
Soldat mitten im Gefecht übermüdet eingeschlafen..	36	
Soldat versehentlich beim Russen... ..	37, 249	
Soldaten stehen in Bade- und Sporthosen		
Posten.....	101	
Soldaten zu persönlichen Besorgungen eingesetzt..	210, 225	
SS-Division hatte reichlich Waffen, Munition, Verpflegung, Ausrüstung...	132	
Sturmgeschütze zu früh zurückgezogen..	168, 240	
Überläufer wird gleich Fahrer..	97	
Weltschmerzstimmung..	154	
Zug ist auf Minen gelaufen.....	111	
Fraternisierung		
Fraternisierungsverbot..	16, 216	
Gast bei polnischem Familienfest.....	21	
Gast bei russischem Familienfest..	62	
Gast bei russischem Jugendtreff.....	106	
Gefangenschaft		
amerikanische Fahrzeuge		
Pullmanwagen.....	329, 332	
Studebaker..	341	
Antifa.....	291, 292, 293, 294, 296, 297, 298, 302, 303, 304, 308, 315, 317, 320, 322, 327, 339, 346, 354	
deutsche Betrügereien....	292, 300, 305, 306, 310, 311, 312, 316, 318, 321, 322, 325, 329	

Deutsche nicht solidarisch.....	285, 289, 291, 292, 293, 294, 300, 304, 305, 308, 309, 313, 316, 317, 318, 321, 325, 333, 335, 344, 358
eine Arbeitsgruppe in Hungerstreik.....	302
Filzung, Plünderung, Beraubung....	282, 283, 285, 290, 301, 320, 327, 331, 343
geistige Betätigung.....	286, 287, 293, 298
Gottesdienst	
1945 erlaubt.....	286, 291
1946 für gefallene Rotarmisten..	298
1946 verboten, heimlich zelebriert.....	297
Humor und komische Situationen..	340, 342
Hunger, Verpflegungsmangel.....	292, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 304, 306, 313, 314, 317, 319, 321, 322, 326, 327, 328, 332, 341, 358
Letten helfen deutschen Kriegsgefangenen..	
.....	286, 295, 297
mangelnder Arbeitsschutz.....	331, 332, 333, 334, 339
Post und Zensur.....	290, 297, 298, 302, 309, 310, 315, 323, 327, 328
Nachrichtenübermittlung zwischen Lagern.....	286, 309
Rotkreuzkarten..	292, 298, 300, 301, 303, 309, 310, 315, 318, 327, 329
Russen schüren Hoffnung..	284, 293, 326, 335
russische Betrügereien....	285, 294, 297, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 308, 310, 313, 314, 317, 318, 319, 321, 322, 326, 328, 329, 330, 333, 334, 335, 336, 337, 340, 342, 343
russische Korrektheit.....	286, 298, 301, 308, 321, 328, 329, 331, 336, 339
<i>siehe auch</i> .....russische Untaten: Verletzung der Genfer Konvention	
Tote.....	283, 290, 291, 293, 294, 295, 296, 297, 301, 318, 327, 328
nicht registriert..	297, 301, 308, 323
Verbesserungen im Laufe der Jahre..	330, 334, 338
Genfer Konvention..	37, 39, 94, 286, 291, 292, 303, 308, 309
<i>siehe auch</i> .....russische Untaten: Verletzung der Genfer Konvention	
In Gefahr	
(1941, Aug.) erstmals dem Tod so nah wie noch nie..	36
beinahe erschlagen worden..	44
Beraubung mit vorgehaltener MPi..	283
hätte mich fast selbst erschossen..	94
hätten mich abknallen können.....	139, 247
Hufeisen hätte fast meinen Schädel zertrümmert..	15
illegaler Kampftätigkeit verdächtig..	282
im Feuer der eigenen Kameraden..	69
mitten im Minenfeld..	64
russische Geschosse zwischen rechts und links an meinem Kopf vorbei..	245
Juden..	14, 17, 19, 29, 30, 31, 32, 66, 293, 296, 300, 309, 314, 320, 331, 332, 333, 336, 339, 340, 354, 355, 356
eine Menge von ihnen ist anständig.....	334
Holocaust nur wenigen bekannt, man konnte es höchstens ahnen.....	354
in Russland in Schlüsselpositionen.....	341
jüdischer Arzt/Ärztin..	28, 291, 298, 318, 329
Kontakte strafbar..	17
Kälte..	21, 23, 57, 63, 64, 65, 74, 159, 160, 161, 170, 172, 173, 183, 187, 195, 248, 250, 299, 301, 325, 330, 338
1941/42 erst ohne Winterbekleidung..	59, 73, 74, 76
1941/42 später gute Winterbekleidung....	84
1943/44 gute Winterbekleidung..	169
1944/45 gute Winterbekleidung..	248
minus 11° C.....	239
minus 15° C.....	57
minus 17° C.....	293
minus 19-20° C.....	297
minus 20° C.....	160, 296
minus 23° C.....	169
minus 25° C.....	248
minus 25° C.....	299
minus 25-30° C.....	63
minus 30° C und kälter.....	67
minus 35-40° C.....	74
minus 40° C.....	73, 309, 318
minus 42° C.....	318
minus 43° C.....	69
Schneesturm.....	67, 183
Verpflegung gefriert..	248
Waffe versagt.....	186, 191
Kriegsgericht wegen eines angeblich geöffneten Briefes..	226, 227, 228, 236
Kriegsverbrechen deutscher Soldaten	
Misshandlung Gefangener.....	81, 165
Plünderung.....	31, 32, 42, 47, 53, 73, 233
Töten eines verwundeten Russen.....	94, 164
Lieblingserzählungen	
<i>(nicht im Text platziert)</i> ..	377
indirektes Schießen mit MG..	377
wie Russin ihr Kind wäscht..	377
zu bequem, sich zur Uhr umzudrehen..	377
„Essen Sie rechts “..	117



„Wenn’ s stimmt “ – mürrischer Straßenbahn-fahrer zum offensichtlichen Kriegsheimkehrer.. .....	345
am Morgen nach dem Bombenangriff fährt S-Bahn wieder – bewundernswerte Leistung an Organisation und Arbeitstempo.. .....	205
Angst vor dem Zusammenbruch des unfachmännischen Neubaus.. .....	336
Carola mischt sich in ein Skatspiel ein....	205
Der Trauring im Moor.. .....	270
Die Wega als Treffpunkt der Blicke und Gedanken.. .....	335
Einer eckt dauernd an, bittet um Hilfe und ist dann beleidigt.. .....	321
Gerät stehen lassen, um es nicht schleppen zu müssen.. .....	188
Hammer und Wattejacke.. .....	296
Im Bach, aus dem ich trank, lag ein Toter.. .....	97
Lebensweisheit „Richtiges Werkzeug ist die halbe Arbeit “ .. .....	306
Maschinenpistole gegen Panzer.. .....	90
Militärische Ehren beim Betreten eines Kriegsschiffes.. .....	222
Panzersoldat wegen schwarzer Uniform für SS gehalten.. .....	283
Pol kilo maslo.. .....	316
Privatgespräche sind nicht gestattet!.. ....	150
rücksichtsloses Kartoffelschälen – sechs Schnitte, ein Würfel.. .....	309
russische Improvisation.. .....	136
SA-Treffen immer zur Zeit des Gottesdienstes.. .....	354
Schokoladenpudding für die Katz!.. ....	134
schöner Gesang der Popen.. .....	213
Schörner hatte immer seinen Kriegsgerichtsrat bei sich.. .....	176
Soldat stirbt durch unachtsamen Umgang mit Waffe.. .....	84
stehe hinter offener Haustür, während 3 m weiter ein T34 vorbeifährt.. .....	162
Stromgeneratoren als E-Werke eingeklagt.. .....	336
Tausend süße Beinchen.. .....	272
Wenn die Gastgeber kein Deutsch sprechen, lernt man schnell die Landessprache....	25
Wie der Autor seine Frau kennenlernte...	151
Wiederaufbau eines Hauses, zuerst die Ecken.. .....	315
zum HJ-Sportfest in Sportanzug statt HJ- Uniform war damals falsch.. .....	227
Lob des deutschen Soldaten.. ....	124, 176, 210
beherzte Männer und brave Soldaten treu und vorbehaltlos an meiner Seite.. ....	245
besten Soldat der Welt.. .....	326

bewundernswerte Widerstandskraft.....	163, 182, 244
Kameradschaft.. ..	36, 123, 158, 212, 284, 294
<i>siehe aber auch</i> .. .....	Gefangenschaft: Deutsche nicht solidarisch
Mut.....	190
Tapferkeit.....	73, 78, 89, 123, 147, 242, 244
Nationalstolz.....	22, 119, 129, 289, 318
Nazis.. .....	277, 293, 304, 354, 356
antichristliches nazistisches Regime darf nach Ansicht des Autors nicht unterstützt werden.. .....	51
Autor betont seine antinazistische Haltung.. .....	227, 293
Barbarei - „Man brennt keine Kirchen nieder “ .. .....	19
Goldfasane und Parteibonzen in zeitgenössisch naiver Beurteilung.. ....	108
Gottlose Reichsführung.. .....	31, 217, 357
Hitlerwinkel statt Herrgottswinkel.....	31
machen das Leben schwer.. .....	227
NSFO.. .....	274
unfähige Führung.....	76, 108, 277, 293
Probleme	
(1944 Febr.) knappe Munition.....	180
(1944 Febr.) Kompanie hat nur noch 45 Mann.....	181
(1944 Nov.) erste Anzeichen nachlassender Manneszucht?.. .....	225
(1945 Anf.) unerfahrene Truppe... ..	229, 233, 234, 241
(1945 Jan.) Fanatismus, Untergangsstimmung, Resignation....	244
(1945 Febr.) Kompanie hat nur noch 17 Mann.....	259
Ausrüstungsgegenstände verloren oder fortgeworfen.. .....	182
Drückebergerei.. .....	214, 217, 229, 244
geschwätzig und vertrauensselig.. ...	72, 136, 235
Gleichgültigkeit der Landser.. ....	52, 96, 111, 137, 138
Insekten.....	107
Flöhe.. .....	15, 54, 67
Läuse.....	67, 320
Läuse bringen Fleckfieber.. .....	138
Mücken.. .....	133, 137, 138, 140
Mücken bringen Malaria.....	138
Wanzen.. .....	290, 333, 335, 348
Wanzen, Läuse und Flöhe.....	296, 306
mangelnde Wachsamkeit....	71, 72, 107, 117
MPi taugt nichts.....	94, 186, 191
Neid auf die da „hinten “ .....	74, 108, 119, 170, 175, 229
Offiziere sind knapp.. .....	166, 358
Schlammperiode.. .....	53, 55, 57, 131

<i>siehe auch</i> .....	Kälte
Sprachbarriere.. .....	133
Tot, weil Arzt seine Pflicht nicht tut.. .....	59
Verwundetenversorgung 1944 schlechter als 1943.....	197
Waffe eingefroren.....	186, 191
Probleme der Sowjetunion (wirtschaftlich, technisch usw.)..294, 296, 300, 301, 308, 313, 315, 316, 317, 320, 322, 324, 326, 328, 335, 336, 340	
Romanzen..12, 16, 17, 25, 26, 31, 46, 50, 51, 53, 58, 60, 62, 66, 75, 97, 98, 99, 103, 106, 107, 108, 114, 116, 117, 119, 122, 123, 126, 127, 128, 129, 133, 142, 143, 147, 148, 149, 151, 152, 201, 209, 212, 228, 344, 346	
<i>siehe auch unter Personen</i> .. ....	Trude, Lotte, Sofia Pollak geb. Kaczkowski, Käthe Mühle
russische Kampfesweise	
Angriff bei schlechtestem Wetter.....	71, 138, 183
hinterhältig.....	35, 49, 52, 93, 181
hoch belastbar.....	71, 183
Meister der Tarnung und Täuschung..	48, 49, 138, 350
Partisanenkrieg.. .....	112
unfair, unmenschlich, verbrecherisch.....	49
Verschwendung von Menschenleben.....	49, 52, 79, 181, 194
russische Mentalität.....	349
anständige Gesinnung bei Offizieren und Soldaten leider eine Ausnahme.. ....	49, 321
anständige Gesinnung leider Ausnahme..	318
Extreme.. .....	106, 311, 334, 341, 342, 349
familiär, gemeinschaftsfreudig.....	331, 332, 350
grausam, unmenschlich.. ..	49, 329, 334, 344, 349, 350
Gutmütigkeit.....	98, 106, 308, 312, 316, 319, 323, 325, 328, 334, 340, 349, 350
Heimatliebe.. .....	36, 351
Natur formt die Seele.. .....	68, 106, 350
passiv.....	52, 331, 349, 350, 351
unritterlich.. .....	49, 350
verschlagen, heimtückisch.....	52, 320, 350
vorsichtig und misstrauisch.....	52, 285, 290, 306, 309, 319, 327, 330, 333, 335, 350, 351
russische Übermacht.....	181, 263
mit amerikanischer Hilfe.....	50, 79, 181
russische Untaten	
in Lettland.. .....	285
in Polen.....	29
<i>siehe auch</i> .....	Gefangenschaft
Verletzung der Genfer Konvention..	39, 291, 292, 300, 301, 304, 305, 307, 308, 309, 319, 340
Selbsteinschätzung des Autors	
als Verteiler der Verpflegung immer absolut gerecht.. .....	298, 341
arglos.. .....	353
bescheiden und dankbar.....	288
brav, anständig, dumm.....	217
ein Anflug von Angst.....	185
empfindet positive Wirkungen des Krieges, ohne ihn zu befürworten.. .....	288, 352
freiwillige Meldung zum Kriegsdienst aus Erlebnisdrang, Eitelkeit u.	
Pflichtbewusstsein.. .....	13
Frontkämpferstolz.....	90, 119, 148
gläubig.....	207, 263, 280, 284, 307, 348
Gedanken über das Leid.. .....	352
glaubt an die Nähe Gottes.....	36, 288
glaubt an ein Schicksal.. .....	129
glaubt an einen Schutzengel.. ....	139, 247, 281, 283, 284, 348
ist Gott dankbar.....	199, 294
Kampf für ein christenfeindliches Vaterland das kleinere Übel.....	51
Krankheit oder Krieg als Aufgabe.. ....	288
Rettung des Christentums vor der Gottlosigkeit als persönliches Kriegsziel.....	28
Schicksal liegt in Gottes Hand... ..	213, 228, 258, 357
kaltschnäuzig.. .....	50, 71, 236, 237
kein cleverer, karrierebewusster Erfolgsmensch.. .....	105
kein Geschick, sich wichtig zu machen..	142, 143
kein Überschwang der Gefühle.. .....	345
keine spontane Reaktionsfähigkeit.. .....	115
konservativ, pedantisch.....	208
lehnt nationalsozialistische Phrasen ab... ..	267
mitfühlend.....	71
naiv/harmlos/ahnungslos.. ..	72, 142, 221, 312, 313
Neid auf die Etappendienststellen... ..	119, 299
aber Frontkämpferstolz.....	119
<i>siehe auch</i> .. ....Probleme: Neid auf die da „hinten“	
<i>und auch</i> .....Selbsteinschätzung: Frontkämpferstolz	
schämt sich seiner Unanständigkeit.....	221, 312
überkorrekt.....	230
ungesellig.....	183
von langsam erregbarem Gemüt.....	36, 284, 343
Vorurteil gegen Galizien.....	14

ausgeräumt.....21  
 zu bescheiden/zurückhaltend/schüchtern..72,  
 143  
 sowjet~  
   *siehe unter*.. ..... Probleme der Sowjetunion  
   *sowie unter*.. .....russisch~  
 US-Hilfe  
   *siehe unter*.. .....russische Übermacht: mit  
   amerikanischer Hilfe

*sowie unter*.. Gefangenschaft: amerikanische  
 Fahrzeuge  
 Wehrmacht unterstützt Bevölkerung..... 18, 85  
 Zitate  
 Autor unbekannt.. ..... 357  
 Churchill.. ..... 289, 318, 358  
 Hölderlin..... 13, 356  
 Kudrun-Epos..... 353  
 Schiller..... 289, 355

### Weitere Lieblingserzählungen:

*im Zusammenhang mit den Erlebnissen in Krieg und Gefangenschaft, aber ohne passenden Platz im Text*

- Das indirekte Schießen mit MG wurde im Frieden immer wieder geübt, denn es war ein sehr kompliziertes Verfahren – und wurde im Krieg nicht ein einziges Mal genutzt!
- Unverhältnismäßig viele Offiziere wurden Opfer von Scharfschützen. Die Erklärung gab ein Kriegsgefangener: Die sowjetischen Scharfschützen sollten auf die „Männer mit den dünnen Beinen“ zielen, also auf die Offiziere mit ihren ausladenden Breeches und engen Reitstiefeln.<sup>904</sup>
- Um ihrem kleinen Kind das Gesicht zu waschen, nahm eine russische Mutter einen Schluck Wasser in den Mund (um es anzuwärmen? im Winter?), spuckte das Kind an und wusch es.
- Die Kriegsgefangenen saßen sich am Tisch gegenüber; der Autor hatte seine Armbanduhr an die Pritsche hinter sich gehängt. Weil er zu bequem war, sich umzudrehen, fragte er sein Gegenüber, wie spät es sei, erntete aber statt einer Antwort nur einen verständnislosen Blick.

### Russische Begriffe:

*vom Autor auf einem beigelegten Zettel notiert*

- Wálinki: sohlenlose Filzstiefel
- Schapka<sup>905</sup>: Pelzmütze
- Fortotschka: kleine Oberklappe am Fenster (einzige Öffnung)

---

<sup>904</sup> Siehe dazu auch einen deutschen Befehl vom 05.07.1941 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000315): „3.) Nach Gefangenen-Aussagen schießt Russe vorzugsweise auf Träger auffallender Uniformen. Auf frühere Anweisung "Kampfanzug" wird erneut hingewiesen.“

<sup>905</sup> Keßler erwähnt (S. 42) Schapka und Walenki in einem Atemzug

## Militärische Rangordnung (stark vereinfacht)

Rangklasse	Dienstgrad	Dienststellung, Gliederungsebene	Bemerkung
Mannschaften	Schütze	Gruppenführer	Im Krieg wurden alle Führerstellen zunehmend von immer niedrigeren Graden wahrgenommen
	Oberschütze		
	Gefreiter		
	Obergefreiter		
	Stabsgefreiter		
Unteroffiziere	Unteroffizier	Zugführer	
	Unterfeldwebel		
	Feldwebel		
	Oberfeldwebel		
Offiziere	Leutnant	Zug-, Kompanieführer	Die Stellung eines Kompanie <b>chefs</b> wurde verliehen und konnte nicht wie die – meist vorübergehende – Einteilung als Kompanie <b>führer</b> ohne weiteres rückgängig gemacht werden; das gleiche gilt für Bataillons- usw. - <b>kommandeure</b> bzw. - <b>führer</b>
	Oberleutnant	Kompanieführer/-Chef	
	Hauptmann	Kompaniechef, Bataillonsführer	
	Major	Bataillonskommandeur	
	Oberstleutnant	Regimentsführer	
	Oberst	Regimentskommandeur, Divisionsführer	
Generale	Generalmajor	Divisionskommandeur	(Beispiel für die Untergliederung einer Division s. folgende Seite)
	Generalleutnant		
	General der Infanterie (der Kavallerie, Artillerie, Gebirgstruppe(n), Panzertruppe(n) usw.)	Divisionskommandeur, Kommandierender General	Die Bezeichnung „Kommandierender General“ (KG) war ausschließlich für Armeekorps vorgesehen. Unterhalb galt „Kommandeur“, oberhalb „Oberbefehlshaber“. Der Führungsstab eines Armeekorps wird dementsprechend Genaralkommando genannt. Mehrere Armeekorps, die von einem der KGs geführt wurde, wurden Gruppe genannt.
	Generaloberst	Oberbefehlshaber einer Armee oder einer Heeresgruppe	Der Führungsstab einer Armee wird Armeeoberkommando (AOK) genannt. Mehrere Armeen, die von einem der OBs geführt wurden, wurden Armeegruppe genannt.
	Generalfeldmarschall		

Näheres siehe [LdW](#) und [Wikipedia](#) (dort auch sowjetische Abzeichen 1940–1943, 1943–1955)





## Gliederung der Maschinengewehrkompanie (MGK) eines Inf.Batl.

Kompaniechef		
Kompanietrupp	Kp-Truppführer (Fw.)	
	2 Melder, 1 Sanitäter (Uffz.)	
	1 Schreiber, 1 Kammer-Uffz., 1 Futtermeister	
	Fuktrupp (6 Funker)	
	Fernsprechtrupp (6 Fernsprecher)	
4 Kampfzüge:		
3 Maschinengewehrzüge	Zugführer	
I., II., III. Zug	Zugmelder	
	2 Halbzüge (je 2 sMG)	Bedienungen:
		1 Halbzugführer
		2 Gewehrführer
		Schütze 1 (Richtschütze)
		Schütze 2 (Ladeschütze)
		Schütze 3-5 (Munitionssch.)
1 Granatwerferzug	Zugführer	
IV. Zug	Zugmelder	
	3 Granatwerfergruppen	Bedienungen:
	(je 2 Werfer Kal. 8 cm)	1 GrW Gruppenführer
		2 GrW Truppführer
		Schütze 1 u. 2 (Richt/Lade)
		Schütze 3-6 (Munischützen)
Troß	Fahrzeugstaffel I	Hauptfeldwebel (Spieß)
		Schreibstuben-Uffz.
		1. Schreiber
		Kammer-Uffz.
		Futtermeister
		1 Schmied m. Gehilfen
	Gefechtstroß	1 Gefechtsschreiber
		1 Sanitäts-Uffz.
		Sanitäter
		1 Waffenmeister m. Gehilfen
	Fahrzeugstaffel II	Küchentroß:
		Küchen-Uffz. m Gehilfen
		Rechnungsführer
		Munitionstroß:
		Alle Fahrzeuge der Kp (je nach Bedarf)
	später:	
	Ferntroß	

Fahrzeuge:	Fahrzeuge:	Pferde:	Fahrer:
Kompanietrupp, Küche, Schmied u.a.	4 HF1	10	5
	1 Küchenwagen		
3 MG-Züge	3 HF1	30	15
	12 MG-		
	Fahrz./Laf.		
Granatwerferzug	3 HF1	12	6
	6 Karren		
Reitpferde		6	
	<u>29</u>	<u>58</u>	<u>26</u>

### Gesamtstärke der MG-Kompanie:

Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften: ca. 180 Mann

Bewaffnung: 12 schwere Maschinengewehre, 6 mittlere [sic!] Granatwerfer

Fahrzeuge (aller Art): 10 HF1, 12 MG-Lafettenwagen, 6 Karren (GrW), 1 Küchenwag.

Pferde: ca. 60

Unsere MGK (in der 257. Inf.-Div.) war normal gegliedert und bewaffnet.

Meine MGK im Korps-MG-Batl. hatte statt der GrW 6 Panzerschreck-Ofenrohre und war bei der Aufstellung in voller Kriegsstärke 200 Mann stark.

## Literatur

In gerader Schrift angegebene Bücher befanden sich im Besitz des Autors.

### Kriegstagebücher

- (zitiert als KTB OKW) Schramm, Percy E. (Hg.): Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab) 1940–1945, 8 Bände, Bernhard & Graefe Verlag, Bonn (ohne Jahr)
- (zitiert als KTB H.Gr. Süd) Heeresgruppe Süd: Kriegstagebuch, II. Teil, Band 1, 22. Juni 41–15. Juli 41. NARA Microcopy T-311 Roll 260
- (zitiert als KTB AOK 17) AOK 17, Führungsabteilung Ia: Kriegstagebuch Nr. 1 vom 15.5.–12.12.41. NARA Microcopy T-312 Roll 668
- (zitiert als KTB 257. I.D.) 257. Infanterie-Division, Abt. Ia bzw. Ic: Gefechtsbericht, Tätigkeitsbericht und Kriegstagebücher mit Anlagenheften vom 26.8.39–31.5.42. NARA Microcopy T-315 Roll 1802, 1803, 1804, 1805

### Allgemeines

- (zitiert als LdW) Andreas Altenburger: Lexikon der Wehrmacht. [www.lexikon-der-wehrmacht.de](http://www.lexikon-der-wehrmacht.de)
- Albert Benary: Die Berliner Bären-Division. Geschichte der 257. Infanterie-Division 1939–1945. Verlag Hans-Henning Podzun, Bad Nauheim 1955
- (zitiert als Heereskarte) MAPSTER Archivkarten von Polen und Mitteleuropa. [igrek.amzp.pl](http://igrek.amzp.pl)
- Heinz Keßler: Zur Sache und zur Person. Edition Ost, Berlin 1996
- Klaus Christian Richter: Die feldgrauen Reiter. Die berittenen und bespannten Truppen in Reichswehr und Wehrmacht. Weltbild Verlag, Augsburg 1994 (in Lizenz des Motorbuch Verlages, Stuttgart)
- Georg Tessin: Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und der Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939–1945
- Ernst Hoebel: Reibert. Der Dienst-Unterricht im Heere. Ausgabe für den Schützen der M.G.K. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1941
- W. Reibert, Ernst Hoebel: Der Dienst-Unterricht im Heere. Ausgabe für den s.M.G.-Schützen. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1936

### Zu einzelnen Zeitabschnitten

#### Polen

- Felicji Jałosiński (Red.) Jasło. Dawne - Zniszczone - Odbudowane - Współczesne. Stowarzyszenie Miłośników Jasła i Regionu Jasielskiego, Jasło 2018
- Paul Carell: Unternehmen Barbarossa. Der Marsch nach Rußland. Ullstein, Frankfurt 1963
- Paul Carell: Unternehmen Barbarossa im Bild. Der Russlandkrieg fotografiert von Soldaten. Ullstein, Wien 1978
- Werner Haupt: Die Schlachten der Heeresgruppe Süd. Aus der Sicht der Divisionen. Dörfler Verlag, Eggolsheim o. J.
- Armeeoberkommando 17: Mit unserer Arme in Russland vom San bis zum Donez. Druck: Héliogravure Aulard, Paris 1942
- Peter Joachim Lapp: Kampf und Untergang der 17. Armee im 2. Weltkrieg. Militärhistorische Skizze eines Großverbandes der Wehrmacht an der Ostfront. Helios Verlags- und Buchvertriebsgesellschaft, Aachen 2016

- Hans Steets:* Gebirgsjäger bei Uman. Die Korpsschlacht des XXXIX. Gebirgs-Armee Korps bei Podwyssoke 1941. Scharnhorst Buchkameraschaft, Heidelberg 1955
- David Irving:* Die Tragödie der deutschen Luftwaffe. Neuer Kaiser-Verlag, Klagenfurt 1970
- William Russ:* Operation Fridericus. The Soviet Offensive and German Counter-Offensive at the Izyum Bulge May 1942. The Nafziger Collection, West Chester OH 2014

### Frankreich

(zitiert als 14. Verzeichnis der SF-Züge):

*Kursbuch der Militär-Urlauberzüge (Muz-Kb) Winterausgabe 1937/38 und 14. Verzeichnis der SF-Züge. Ausgabe: 2. November 1942, Deutsche Reichsbahn, Kursbuchbüro der Generalbetriebsleitung Ost Berlin. Nachdruck: Ritzau KG, Verlag Zeit und Eisenbahn, Motorbuch Verlag, Stuttgart 1974*

### Rückzug

- Paul Carell:* Verbrannte Erde. Schlacht zwischen Wolga und Weichsel. Ullstein 1966
- Rolf Hinze:* Rückzugskämpfe in der Ukraine 1943/44. Verlag Dr. Rolf Hinze, Meerbusch 1991

### Landshut, Landsberg an der Warthe

- Anton Mößmer:* 100 Jahre Krankenhaus Achdorf 1906–2006. Gesamtherstellung: Isar-Post Druck- und Verlags-GmbH, Altheim bei Landshut 2008
- F. Buchholz:* Führer durch die Stadt Landsberg a. W. [Innentitel: Landsberg-Warthe. Ein Führer durch die Stadt und ihre Umgebung.] Verlag des Magistrats Landsberg=Warthe, 1927
- Hans Beske, Enst Handtke (Hg.):* Landsberg an der Warthe 1257 – 1945 – 1976. Stadt und Land im Umbruch der Zeiten. Band I der Schriftenreihe der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe) Stadt und Land. Verlag Ernst und Werner Giesecking, Bielefeld 1976
- Hans Beske, Enst Handtke (Hg.):* Landsberg an der Warthe 1257 – 1945 – 1978. Aus Kultur und Gesellschaft im Spiegel der Jahrhunderte. Band II der Schriftenreihe der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe) Stadt und Land. Verlag Ernst und Werner Giesecking, Bielefeld 1978
- Hans Beske, Enst Handtke (Hg.):* Landsberg an der Warthe 1257 – 1945 – 1980. Landwirtschaft und Industrie, Handwerk – Verkehr – Verwaltung. Band III der Schriftenreihe der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe) Stadt und Land. Verlag Ernst und Werner Giesecking, Bielefeld 1980
- Hans Beske, Enst Handtke (Hg.):* Wege zueinander. Landsberg (Warthe), Gorzów Wlkp.–Herford. Westkreuz-Verlag, Berlin/Bonn 1982

### Kurland

- Werner Haupt:* Leningrad Wolchow Kurland. Bildbericht der Heeresgruppe Nord 1941–45. Podzun-Pallas Verlag GmbH, Friedberg 1976
- Werner Haupt:* Kurland – Die vergessene Heeresgruppe 1944/45. Lizenzausgabe für Dörfler Verlag GmbH, Eggolsheim (1979)



- Werner Haupt: *Das war Kurland. Die sechs Kurland-Schlachten aus der Sicht der Divisionen.* Podzun-Pallas Verlag GmbH, Friedberg/H. 1987
- Franz Kurowski: *Todeskessel Kurland. Kampf und Untergang der Heeresgruppe Nord 1944–1945. Lizenzausgabe für Dörfler Edition im Nebel Verlag GmbH, Eggolsheim (2000)*
- Günter Braake: *Die rheinisch-westfälische 126. Infanterie-Division 1940–1945. Lizenzausgabe für Edition Dörfler im Nebel Verlag GmbH, Eggolsheim (1985)*
- Herrmann Oehmichen, Martin Mann: *Der Weg der 87. Infanterie-Division. Hg. von der Traditionsgemeinschaft der ehemaligen 87. Infanterie-Division. Selbstverlag der Division, Eschwege 1969*
- Richard Wade: *(2 Bände über Kurland)*  
**Kriegsgefangenschaft**
- Johann Leopold Bogg: *Geraubt. Zehn Jahre und ein Monat.* Verlag Lagerkreis Rewda, Wien 1994<sup>906</sup>
- Föderale Archivagentur der Russischen Föderation, Staatliches Russisches Militärarchiv (RGVA), Stiftung Sächsische Gedenkstätten, Suchdienst München des Deutschen Roten Kreuzes, Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V.:  
*(zitiert als Orte des Gewahrsams)*  
*Orte des Gewahrsams von deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion (1941–1956).* Findbuch, o. V., Dresden, Kassel, Moskau, München 2010
- Erich Maschke (Hg.): *Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des zweiten Weltkrieges.* Verlag Ernst und Werner Gieseking, Bielefeld 1962–1977  
*Einschlägige Bände in dieser Schriftenreihe:*
- Diether Cartellieri: *(Band II) Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion – Die Lagergesellschaft. Eine Untersuchung der zwischenmenschlichen Beziehungen in den Kriegsgefangenenlagern; München 1967*
- Hedwig Fleischhacker: *(Band III) Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion – Faktor Hunger; München 1965*
- Werner Ratza: *(Band IV) Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion – Faktor Arbeit; München 1973*
- Wolfgang Schwarz: *(Band VI) Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion – Aus dem kulturellen Leben; München 1969*
- Kurt Wilhelm Böhme: *(Band VII) Die deutschen Kriegsgefangenen in sowjetischer Hand – Eine Bilanz; München 1966*
- Gert Robel: *(Band VIII) Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion – Antifa; München 1974*

---

<sup>906</sup> schildert oft dasselbe wie der Autor, vgl. Fußnote 698

